# Italia.

Italiam! Italiam!

Virgil.

# Italia.

Mit Beiträgen

von

A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, E. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Anderen.

Herausgegeben

von

**ALFRED REUMONT.**

Mit einem Titelkupfer nach E. Maanus.

**Berlin, 1839.**
Verlag von Alexander Duncker.

KIEN. PRIED.
UNIVERS.
ZU H. ALLE

Ng 15 (1)

# Vorwort.

Wenige Zeilen reichen hin, dies Buch einzuführen. In dieser ersten Gabe wie in den künftigen, die ihr, wenn die Götter wollen, folgen werden, hat es den Zweck, das Land, dessen Namen es führt, in einer Reihe einzelner Bilder aufzufassen und darzustellen. Es soll eine Art Mosaik bilden. Vielleicht stimmt man überein, dies für das Rathsamste zu halten, wenn man bedenkt, wie reich die Literatur der Schriften über Italien ist, wie Vieles dennoch zu thun und zu sagen bleibt, und wie es mit jedem Tage schwerer wird, die Masse des Stoffes zu einem Werke von größerem Umfang und größeren Ansprüchen zu verarbeiten.

Hier möge das Mittelalter sich spiegeln mit den Zinnen seiner Thürme und Burgpaläste, mit den inhaltschweren Tafeln seiner Republikengeschichten, mit seiner wiedererwachten Kunst und Poesie; und die neue Zeit, an Gutem nicht arm, für manches Uebel

vielleicht Troſt und Hülfe bringend, ſich wiederfinden und verknüpfen mit den Erinnerungen an das Alterthum und den aus ihm für die Jetztwelt geretteten Schätzen des denkenden und bildenden Geiſtes.

Der Name dieſes Landes weckt ein Echo in jeglicher Bruſt. Wer es nicht geſehen, in dem lebt die Sehnſucht: Sehnſucht und Dankbarkeit in dem Glücklicheren, der es betrat. In der Liebe zu ihm vereinigen ſich die, welche ſich zuſammengefunden in dieſem Buche. Bei keinem aber kann das Gefühl für Italien inniger und lebendiger ſein als bei dem Herausgeber, dem es gleichſam eine zweite Heimath geworden. Indem er, im Schooße der grünen Albaner Hügel, dieſe Zeilen ſchreibt, ſchweift ſein Blick über die Bergketten der Sabina und den Soracte, über die weite Campagna mit der von der Kuppel Sanct Peters überragten heiligen Stadt, und den glänzenden Saum des Mittelländiſchen Meeres.

Frascati, Villa Piccolomini,
am 23. Juli 1837.

**Alfr. Reumont.**

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Das Mädchen von Albano. (Zum Titelkupfer.) Von Em. Geibel. | XI |
| Schönheit ein Traum. Novelle von C. Fr. von Rumohr. | 1 |
| Orpheus. Ein dramatisches Festspiel des Angelo Politiano, von August Hagen. | 35 |
| Beatrice. Aus Dante's Jugendleben. Von Alfred Reumont. | 65 |
| Ueber den Minne-Gesang und das Volkslied in Italien. Zwei Abhandlungen von Karl Witte. | 105 |
| Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri. Von August Kopisch. | 155 |
| Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmannes. | 203 |
| Zur Geschichte der Verfassung in den zum Longobardischen Herzogthum Benevent gehörigen Ländern, von der Einwanderung der Longobarden bis zum Jahre 1268. Von Heinrich Leo. | 223 |

# Das Mädchen von Albano.

(Zum Titelkupfer.)

Schon tönten von Caſtel Gandolf die Glocken
Zum Ave, und die braunen Schnitter führen
Den ſtierbeſpannten Wagen mit Frohlocken
Ins Dorf, indeß ſie friſch die Saiten rühren,
Horch, wie ſie ſingen, wie in frohem Streite
Ein kurzes Lied das andre unterbricht!
Ein Jeder hat ſein Mädchen an der Seite, —
Ach, und mein Cecco kommt noch immer nicht.

Wie hat er mir ſo feſt verſprochen geſtern:
„Gewiß, ich kehre gleich von Nemi wieder,
Sobald ich abgeſchloſſen mit den Schweſtern," —
Der falſche Menſch — ſchon ging die Sonne nieder!
Vielleicht — kaum mag ich's, doch ich muß es denken —
Hat ihm der Baſe hübſches Angeſicht
Berückt — und Tanz iſt heute bei den Schenken —
O Cecco, Cecco, warum kommſt du nicht?

Ich ſehe ſie, wie ſie beim luſt'gen Reigen
Sich feurig taumelnd an einander drängen,
Wie ſie den Zug des Herzens nicht verſchweigen,
Wie ſeine Blick' an ihren Blicken hängen.
Jetzt drückt ſie ihm die Hand — es ſchweigt die Weiſe,
Der Tanz iſt aus; und wo der Lorbeer dicht
Am Felſen rankt, da gehn ſie, koſen leiſe, —
O Cecco, Cecco, warum kommſt du nicht?

Doch kehrt er morgen heim, er soll es büßen,
Daß er so tief mich kränkte, wahrlich, mitten
Beim Fest werf' ich ihm seinen Strauß zu Füßen! —
Doch sieh, wer kommt durchs Zwielicht dort geschritten?
Das ist sein Gang — so lehnt den Stab er über —
Gecco! Geliebter! Bist du endlich da!
Komm an mein Herz, du Einziger, du Lieber! —
Und nun berichte schnell, was dir geschah.

Em. Geibel.

# Schönheit, ein Traum.

Novelle

von

**C. Fr. von Rumohr.**

Ein Mann von Stande, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, ein junges Frauenzimmer von Erziehung, saßen einander etwas verlegen und schweigsam gegenüber. Endlich unterbrach jener erste die lange Stille, indem er theilnehmend ausrief: also noch immer geht es nicht besser mit dem schätzbaren, bedauernswerthen jungen Manne! — Unhörbar leise fügte er hinzu: wie nur mein bester Wille, ihm zu nützen, zu solch ungewöhnlicher Verwirrung aller Kräfte hat führen, mindestens beitragen können! Weder in mir selbst, noch in meinem Verhalten gegen ihn, finde ich dafür eine genügende Erklärung.

Vielleicht, gnädiger Herr, sagte der Rechtsgelehrte, wird dieses Manuscript — Was für ein Manuscript ist das? fiel jener ihm in die Rede. In lichteren Augenblicken, berichtete der Rechtsgelehrte, hat unser Freund, die Sicherheit und Bestimmtheit seiner Erinnerungen uns darzulegen, sie mit unerklärlicher Besonnenheit und Ruhe aufs Papier gebracht. Ungemein sonderbar, sagte der Mann von Stande, indem er das Manuscript entgegennahm und flüchtig übersah. Mir selbst indeß, bemerkte er, ist die Schrift zu kleinlich; haben Sie die Gefälligkeit, mir daraus vorzulesen, nach Ihrem Gutdünken.

Das junge Frauenzimmer verließ ihren Sitz, um in dem entlegensten Winkel des Zimmers ein stilleres Plätzchen aufzu-

ſuchen. Die übrigen rückten näher zuſammen. Worauf der Rechtsgelehrte das Manuſcript zur Hand nahm und die Vorleſung begann, wie folgt.

# Das Manuſcript.

Was macht Ihr da ſo ganz allein? fragte mich ein Mann von höchſt ſonderbarem Anſehn. Ich hatte gar nicht bemerkt, woher und wie er mir ſo nahe gekommen. Ihm auszuweichen war unmöglich. Denn es gab hier, auf dem höchſten Rücken der calabreſiſchen Berge, nur einen einzigen, ganz engen und ſelten betretenen Pfad zu der Stelle, von wo man beide Meere ſieht. Auch machte die Schwere meines Schnappſackes mich unbehülflich; er war ganz angefüllt von Kräutern und Mineralien. Alſo gezwungen, dem fremden Mann mir gegenüber Antwort zu geben, ſprach ich beſcheiden und freundlich, nach Art derer, welche den Sachen nicht trauen: Ich, mein Herr, bin ein armer Teufel, der eine wiſſenſchaftliche Reiſe macht, dabei auf den Nutzen bedacht nehmen muß. Die ſeltenen Pflanzen und Sämereien und ſonderbaren Geſteine, die bisher ich aufgeleſen, werden künftig wohl noch mich in den Stand bringen, meinen Gönnern ihre Vorſchüſſe zu erſtatten; wenn auch für mich ſelbſt dabei nichts zu erübrigen wäre, wie doch mein Wunſch iſt, weil ich ſehr arm bin.

Der Fremde lächelte. Er ſchien den Sinn meiner Vorklage richtig aufzufaſſen. Von ſolchem Handel, ſagte er, werdet Ihr nimmer reich werden. Ueberhaupt fehlt es den Männern Eurer Nation an jenem ſchnellen Blicke, jener Gewandtheit und An-

ſtelligkeit, welche man das Practiſche nennt, kommen ſie daher nicht ſo leicht, wie man ſagt, auf einen grünen Zweig. An dem dürren, entlaubten Aſte der Betrachtung hängend, gleich den Nachteulen, die ſchon den Alten ein Symbol unlnſtiger Weisheit waren, verträumen ſie die kurze Lebenszeit. Ihr ſelbſt erſcheinet mir, zwar ſchon halb eingeroſtet, immer doch nicht gänzlich für den Genuß und die Anwendung verloren zu ſein. Möchte ich daher Euch die Gelegenheit bereiten, auf ein Weilchen in den Guckkaſten der Weltherrlichkeit hineinzublicken, Euch's wohl ſein zu laſſen. Gefallen könnte Euch nun freilich nur das, was Euerer Weiſe zuſagt. Kein Trunkenbold ſeid Ihr, auch kein Spieler und Raufer, noch ſonſt was. Vielmehr ſeid Ihr ein Mann, des Edelſten und Beſten werth. Verſchiedentlich habe ich Euch zugeſehen, wenn großen Meiſterwerken der Kunſt gegenüber, Ihr in denſelben ganz aufzugehn Euch ſtelltet, oder nur das Anſehn hattet; denn ſo was laſſe ich gern auf ſich beruhen, wie jegliches, das genau genommen, den dritten eigentlich nichts angeht. Auch bemerkte ich den gierigen Blick, den vor ein Paar Abenden Ihr auf das Meer hinauswarft, wo Saphir und Chryſopras und Smaragd an gelegenen Stellen zum brennenden Glanze des Topas und Rubin ſehr ſchöne Uebergänge machten. Damals eben kam ich auf die Vermuthung, daß nicht, gleich ſo viel anderen menſchähnlichen Geſpenſtern Ihr vergeblich geboren ſeid. Er fühlt, dachte ich, er dürſtet; und er verſchlänge die Welt, wenn er ſie haben könnte.

Es befremdete mich, daß von mir ſo viel er zu ſagen wußte, und ich doch nichts von ihm. Auch klang mir ſein Gerede ungemein vornehm, lag darin, ich weiß nicht welcher Anſpruch auf Ueberlegenheit. Sollte, dachte ich, der da nicht etwa darauf ausgehn, deinen Geiſt zu beſtricken, deiner Seele Schlingen zu legen? — Während noch mein ſchwaches Herz ich prüfte, in meinem Sinn mich zu ſtärken ſuchte, blickte er mich vertrau-

lich und etwas spöttisch an; denn auch diese Regungen hatte er bereits mir aus den Augen gelesen. Seid unbesorgt, sagte er, ich bin Philosoph, und befasse mich nicht mit den Sachen, welche Ihr denkt. Meine Bestrebungen sind weltlich, das verläugne ich nicht; und gebe es Euch keinen Anstoß. Ueberhaupt scheint mir, daß, wie so viel anderes, so nun auch die Welt, nur mit Ungrund man ins Geschrei gebracht. Spricht man doch sonst: dem Reinen sei alles rein; woraus, wenn es richtig ist, zu folgen scheint, daß nicht die Welt schon an sich selbst eine schlimme sei, nur könne aufgefaßt werden, schlimm oder gut, nach Art des Subjects. Allein so zusammenhängend denket die liebe Menschheit nicht. Nur einzelne Sätzchen denkt sie, die bisweilen der Wahrheit ziemlich nahe kommen, gleich darauf aber wiederum in die Irre gehn. Doch, jeder auf seine Weise; man soll billig sein; und lassen wir die Leute, um zur Sache zu kommen.

Ja, mein lieber, die Welt nach ihrer ganzen Fülle und Tiefe gleichsam in sich selbst aufnehmen, das ist eine große, nicht auszudrückende, überschwengliche Herrlichkeit. Stände eine solche Ausdehnung der Wünsche in Widerspruch zu Eueren Neigungen, so würde ich zu keinem Preise damit Euch beunruhigen. Allein, bei dem feinen Schönheitsgefühle, der tiefen Sinnesrichtung, welche die Natur Euch verliehen hat, solltet Ihr die Schranken durchbrechen, die eine mißverstandene Gewissenhaftigkeit Euch noch entgegenstellt. Ob mit einem halben Blicke Ihr Euch begnüget, oder bis auf den Grund hinabsehet, was kann es betragen, was ausmachen? Hat denn wohl ein armer Teufel weniger zu besorgen von den Gefahren der Welt, als irgend ein unermeßlich reicher? Dürstet nicht den einen wie den andern? Und ist es, nimmt man gerade ein Glas über den Durst hinaus, nicht so ziemlich gleichgültig, ob im schlechtesten, ob im edelsten Weine es geschehe? —

In der That, sagte ich, weiß ich nun auch ganz und gar

nicht, woher nur ich die Ehre habe, Ihnen so bekannt zu sein, daß Sie, theils von meinem Leben und Erlebthaben einiges wissen, theils auch mir gleichsam bis in den Grund der Seele blicken. Sie müssen, setzte ich fragend und etwas furchtsam hinzu, ein sehr feiner Menschenkenner sein? Worauf er zur Antwort gab, daß schon seit langer Zeit er dieses Studium zu seinem Hauptfache erwählt habe, gelegentlich indeß wohl auch noch tiefer einzudringen suche. Er sagte das letzte mit so ganz eigenthümlichem Nachdrucke, daß mir der Muth entfiel, dem weiter nachzuforschen. Allein, wie das vorige, so belauschte er auch dieses Mal die Richtung meiner Gedanken und Zweifel, und sprach, darauf Bezug nehmend, mit befremdlichem Ernste folgende sehr bedenkliche Worte.

Verglichen mit den vorangegangenen alten, älteren und alten Zeiten hat die neueste unstreitig ihr ganz eigenthümliches Gute. Vormals pflegten die Menschen bis an das Ende ihrer Tage, gleich den lieben Kindern, vor der Zuchtruthe höherer Gewalten sich zu fürchten; und daher gerade kam's, daß im Gegensatze zu jenem dräuenden Wesen, das, was sie den Bösen nannten, und oftmals launig genug versonificirten, in ihren Augen meist nur etwan als ein freundlicher, anlockender Verführer sich ausnahm; was ihm das Spiel gar leicht machte. Nunmehr aber, seitdem die Jugend vor den verderblichen ersten Eindrücken der Ammenmährchen sorglich verwahrt wird, schon in den Kinderstuben nur Vernunft höret und lallt, ist die Menschheit, obwohl etwas spät, in ihr männliches Alter eingetreten, hat sie den festen Umriß erhalten, der bisher derselben noch zu fehlen schien. Mit Freiheit wählet heutigen Tages ein jeder das Böse, das Gute, oder wie sonst diese Dinge noch heißen mögen, und folget, unbekümmert um die Meinungen und Ansichten anderer, ganz seinem eigenen Sinne. Für beide Lebenswege giebt es erprobte, bewährte Grundsätze. Befolgt man sie mit Beharrlichkeit, hält man die eingeschlagene

Richtung feſt, ſo hat und zeigt man Charakter, und erwirbt und behält die verdiente allgemeine Achtung. Hingegen behauptet man ſich ſchlecht auf der Bühne des Lebens, wenn man ſchwankt, oder weinerlich böſe, jämmerlich gut iſt. In dieſer Manier und Anſicht erkenne ich die Reife der Welt, und erfreuet es mich herzlich, ein ſo gediegenes Zeitalter nun endlich erlebt zu haben. Doch giebt es mir Anſtoß, bei ſo lobenswerther Unabhängigkeit des Geiſtes von den Bethörungen, welche Phantaſie und Gefühl herbeiführen, oder doch begünſtigen und nähren, allmählig einen Irrthum mehr und mehr ſich ausbreiten zu ſehn, den vormals jedes Kind würde durchſchaut haben.

Nach menſchlicher Weiſe, das iſt ſtück- und theilweis, und ſtets nur in irgend einer der mancherlei denkbaren Beziehungen aufgefaßt, beruhet die Welt auf zweierlei, einander ganz entgegengeſetzten Grundlagen, den materiellen und den geiſtigen. Allein die Materie iſt ein bloßer Begriff, und kann nur in ſo fern auch als vorhanden gedacht werden, als Geiſt und Kraft ſie bewegt, und mit Leben erfüllt. Immer doch iſt es diejenige Seite alles Weſens und Daſeins, die man angreifen, meſſen, wägen und ſonſt auf alle Weiſe handhaben kann; und da hingegen der Geiſt vor den Menſchen gleichſam verſtecken ſpielt, ſo befremdet es mich nicht, daß im Laufe der Zeit die Leute auf die Anſicht verfallen ſind, es ſei mit dem Geiſte eben nichts, und beruhe es damit auf bloßem Aberglauben. So denn werden die Menſchen, aus Furcht ſich zu täuſchen, was ihnen freilich nahe liegt, nunmehr in das bedenklichſte aller Irrſale verfallen ſein: das, was für ſich nicht denkbar iſt, für das zu nehmen, was allein iſt.

Wenn das Geiſtige, ſprach er nach kurzer Unterbrechung wieder anhebend, wenn das Geiſtige irgend einmal jenem launigen Spiele mit dem Materiellen entſagt, für ſich auftritt, als Kraft des Gedankens, als Geſpenſt, oder auf andere Weiſe;

erregt es billiglich einige Verwunderung, nennt man's daher das Seltſame, Wunderbare. Mit dem Geiſtigen zugleich mußte alſo nun auch dem Wunderbaren entſagt werden. Und laſſe ich mir's gefallen, daß man den Geſpenſtern abgeſagt; können ſie doch wohl auch für ſich beſtehen, und der Anerkennung des Menſchengeſchlechtes völlig entbehren. Das Leben der Geiſter iſt ein ſtets und gleichmäßig deutliches Bewußtſein ihrer ſelbſt. Sie ſchlafen nicht, ſie träumen nicht, ſind keinen Abweſenheiten des Geiſtes ausgeſetzt. Das alles hat den großen Vortheil, von der Eitelkeit, oder von dem Bedürfniß der Anerkennung durch andere, ganz abzulenken, welches den Menſchen unglaublich viel trübe Stunden macht. Denn, wer deutlich anſchaut, was und wie viel an ihm iſt, fühlet das Verlangen nach Anerkennung ſchon weniger lebhaft. Auch erwecken die Geſpenſter bei den Menſchen einigen Abſcheu, was gern vermieden wird. Alſo iſt es nicht ſo ganz zufällig, daß gegenwärtig nur höchſt ſelten ſie ſich blicken laſſen, vielmehr vor den Menſchen zurückweichen. Allein, wollte man nun auch über die Geiſter hinausſehn, worin ich gern einem jeden die eigene Meinung laſſe, ſo faſſe ich doch nicht, wie man auskommen möge, ohne die Anerkennung irgend eines, die Welt, die alte Maſſe, bewegenden geiſtigen Grund-Seins und Weſens?

Ich wagte den fremden Weiſen weder zu unterbrechen, noch, während er ſprach, um vieles mehr, als von der Seite, mir anzuſehn; doch war ſein Mienenſpiel ſehr bewegt und voll Ausdruck, und legte er auf die letzten Worte ein beſonderes Gewicht, worauf er anhielt, entweder, um Athem zu holen, wenn er deß bedurfte, oder auch, um mir ſelbſt einige Ruhe zu gewähren. Bald aber begann er wiederum: nicht will ich den ernſtlichen Fleiß, die ſtille Genügſamkeit Ihnen verleiden, die, jedes an ſeiner Stelle, ihren großen Werth haben, nur auf gewiſſe Anerbietungen Sie vorbereiten, welche in unſeren Tagen ſelten vorkommen.

Sie ſcheinen mir eines beſſeren Looſes werth zu ſein. Der ſchwere Druck äußerer Umſtände hat Ihren vortrefflichen Geiſt bisher zu Boden gedrückt, Ihre lebhafte Imagination gefeſſelt. Ihr kleines Geſchäft iſt das Sinnbild Ihres geſammten derzeitigen Daſeins. Den Blick zur Erde, den Nacken vorgebeugt; iſt das ein Weſen, paßt das für einen Jüngling von vier und zwanzig? In dem wunderherrlichen Lebensalter ſoll man frei aus blicken, frei aus mit den Augen des Geiſtes, allein auch mit den Sinnen. Denn, wie nun auch vorhin das Geiſtige gegen vorkommende Anſichten ich in Schutz genommen, ſo läugne, oder verſchmähe ich doch keineswegs das, was gegenwärtig ſo höchſt ſinnvoll die Sinnenwelt genannt wird. Im Gegentheil, Beſter; denn ohne dieſes Letzte wäre jenes Geiſtige vielleicht denkbar, doch ſicherlich nicht thätig und wirkſam. Könnten Sie nur einmal gleich mir hineinſchauen in jene andere Region der Abgeſtorbenheit, des ſich Ueberlebthabens, und jene armen nackten Seelchen ſich anſehn, wie ſie's friert und langweilt; da würden Sie den hohen Werth des Materiellen erſt recht erfaſſen. Es iſt dem Menſchenleben, was den Schiffen der Ballaſt. Es ſegelt ſich damit recht gut. Wenn in meinen Mußeſtunden gelegentlich dieſe wunderbare Durchflechtung des Geiſtigen mit dem Sinnlichen ich mir in Betrachtung nehme, ſo kann ich daran mich erfreuen, ja ſelbſt erheben. Und ſo werden auch Sie nicht früher kennen lernen, was Ihr Herz umfaßt, Ihr Geiſt vermag, als nachdem irgend einmal alle das Stückwerk, das Sie beſchäftigt, Sie werden von ſich abgeſchüttelt haben. Das volle Bewußtſein Ihrer ſelbſt als eines unauflösbaren Ganzen werden Sie nur auf dieſem Wege erlangen, und dann erſt wahrhaft leben lernen; und liegt es innerhalb meiner Kräfte, die nicht beſchränkt ſind, dazu Gelegenheit und Mittel Ihnen zu gewähren, mindeſtens auf ein Jahrlang. Nach Ablauf dieſer Friſt mögen Sie nach eignem Belieben, entweder in Ihre gegenwärtige enge Stellung zu-

rückkehren, oder auch zu mir in ein näheres Verhältniß sich versetzen.

Da kamen die alten Geschichten mir in Erinnerung von Leuten, die mit dem Bösen auf sechs, oder mehr Jahre einen Bund geschlossen, konnte ich daher eines leichten Schauders mich nicht erwehren. Doch überwand ich diese Schwäche, und gewann es über mich, dem Fremden sicher und forschend in's Antlitz zu blicken. Er verstand mich sogleich, und begegnete meinen Zweifeln an dem Sinn und Zwecke seiner Anerbietungen, an seinen Kräften, sie zu erfüllen, indem er ein Steinchen zur Hand nahm, und mit der Frage es mir hinreichte: wofür dieses Mineral ich erkenne und nehme? Nun, sprach ich etwas ärgerlich über diese Anfängerfrage, für ein ganz unbedeutendes, werthloses Fragment der Gebirgsart, die hier uns umgiebt. Blicken Sie, sagte er, scharf darauf hin, und halten es fest; denn es ist ein Diamant von seltenem Werthe, und um einiges schwerer, als der berühmte Pitt. Bei diesen Worten hatte ich das Steinchen fest in den Augen behalten, und mit Erstaunen und nicht ohne Genuß das Dingelchen sich innerlich regen und klären gesehn, äußerlich aber sich ziemlich scharf gestalten, und mit eckigen, doch etwas ungewissen Flächen umgeben. Noch, sagte der Wundermann, ist es in seiner natürlichen Beschaffenheit; sehen wir jetzt, wie's kunstvoll geschliffen sich ausnehmen wird. Und, während er noch sprach, fielen, gleich Schuppen, die Wände rings herab, und eröffneten mir den Anblick eines wasserhellen, leuchtenden, brennenden Diamant, wie von solcher Tugend vielleicht kein and'rer mehr vorkommt. Mein nächster Blick fiel auf den Gaukler, der so angenehm mich hatte überraschen wollen.

Nunmehr, sagte er da, habe ich Ihnen dargelegt, daß ich nicht scherze, und wohl etwas vermag, wenn es gilt, mein Wort zu erfüllen, welches mir heilig ist. Kommen wir also, nachdem auf Ihr Trauen und Glauben ich einigen Anspruch

mir erworben habe, jetzt unmittelbar zur Sache. Denn meine Zeit iſt beſchränkt; ich habe unglaublich viel Geſchäfte. Entſcheiden Sie ſich ohne zu langes Beſinnen, ob Sie, entweder ein Jahrlang nach eigener Luſt und Wahl der Welt genießen, oder lieber ſolch ein gequälter deutſcher Studienmann ſein und bleiben wollen, der ſeine Einſichten überſchätzt, weil deren Erwerb ihm ſo viel Schweiß, ſo viel Entbehrungen und Opfer gekoſtet hat, daher die Welt mit Bitterkeit anſieht, und mit ihr hadert, weil niemand ſo viel ihm zugeſteht, als nach Recht und Billigkeit er fordert, oder doch fordern könnte, wenn er wollte. Erwägen Sie den vollen Belang meines Vorſchlages. Ein Jahr lang an irgend einem wunderſchönen Orte weilen, Tag aus, Tag ein alle die reinſten und edelſten Wünſche Ihres vortrefflichen Herzens erfüllen können. — Und dabei ganz ohne weitere läſtige Verbindlichkeiten. Wenn Sie's ermüdet, ſo koſtet es Ihnen nur einen Wink, und ich liefere Sie wiederum zurück in Ihre Heimath. Ja, noch mehr, ich übernehme den Transport aller der ſchönen Sachen, die Sie aufgeleſen und wohl verpackt an verſchiedenen Orten umherſtehend haben, ohne doch eigentlich zu wiſſen, woher und woraus die Koſten der Verſendung Sie nehmen wollen. Sogar gelobe ich Ihnen, daß eine volle Börſe Sie vorfinden ſollen, und ein Gewölfe nagelneuer Hemden, alles mit Ihnen ſelbſt an der Stelle, wo anzulangen Sie begehren und beſtimmen werden.

Es war ein ſeltſam bänglicher Augenblick. Ich fühlte den Widerſtand, den irgend etwas in mir noch verſuchte, welcher doch bald übermannt ward durch ein unſägliches Verlangen, das von den Füßen her, gleich den Morgennebeln, aufwärts ſtieg, und meine Sinne in Täuſchung und Wahn einhüllte. In dieſem Zuſtande rief ich entſchloſſen: nun denn in aller Welt, ſo will ich die Inſel Capri ganz, wie Tiber ſie bewohnt hat! Nur ein Viertel der Inſel behalte ich mir vor; das will ich in meinen Muſeſtunden nach eigener Wahl mir einrichten,

und dort an Menſchen und Vieh und anderen Sachen zu jeder Stunde haben, was jedesmal mir gelieben wird.

Jener aber nahm die gefälligſte Miene an, die nur ihm zu Gebot ſtehn mochte. Er ſtreckte die Hand aus; ich ſchlug ein. Da überfiel mich ein Schwindel, und als ich erwachte,

---

befand ich mich in einem lieblich kühlen, duftenden Raume, auf einem ſehr behaglichen Ruhebette. Das ungewiß zitternde Dämmerlicht gewährte kein deutliches Bild von dem, was mich umgab; unwillkührlich taſtete ich umher, befühlte das Bette, auf dem ich lag. Die Polſter waren zugleich feſt und nachgebend, kein Neſtchen darin, keine Vertiefung, alles ausgeglichen. Allmählig ward es ein wenig heller, oder auch gewöhnte ſich mein Auge. Denn nicht lang, ſo entdeckte ich, daß jemand zur Seite des Bettes ſtand, ſchweigſam, ehrerbietig, meiner Befehle gewärtig. Es war, allem Anſehn nach, und auf unſere Weiſe zu reden, ein Kammerdiener, oder irgend etwas dem entſprechendes; in welcher Meinung ich beſtärkt wurde, als leiſe und lispelnd er mich befragte, ob ich ganz ausgeſchlafen habe, und geneigt ſei, mich zu erheben, und ins Bad zu gehn.

Des Befehlens noch ungewohnt, ſagte ich mit einiger Weichheit des Tones: ſchon ſo frühe ins Bad, mein Lieber? Das wäre, ſetzte ich hinzu, ein morgenländiſcher Gebrauch. Morgenländiſch, entgegnete jener, wie mein Gebieter ſagt. Denn in meiner Heimath iſt es Gebrauch. In Deiner Heimath alſo, ſagte ich; allein, wie denn hier in dieſem heſperiſchen Occident? Der Cäſar Tiber, berichtete er, pflegte frühmorgens eine leichte Abſpülung nach der Sitte meines Landes ſich gefallen zu laſſen, ſpäter, und kurz vor der Hauptmahlzeit, nach römiſcher Sitte zu baden. Wir wollen, ſagte ich mit zunehmender Sicherheit, dieſe artige Gewohnheit, doch zwanglos, beibehalten; denn ich haſſe ſogar den Schein der Pedanterei.

Mit ungewohntem Behagen dehnte ich noch ein Mal der

ganzen Länge nach mich aus, ehe ein kunſtreich Gewebe von Seide und Wolle ich von mir abſtreifte, ein Bein nach dem anderen unter der leichten, ſchmiegſamen Decke hervorzog. Im Aufſtehn warf der Kämmerling ein faltenreiches Gewand mir über die Schulter, welches am Leibe feſtzuhalten anfänglich mir gar nicht leicht fiel. Glücklicher Weiſe verdeckte das Halbdunkel meine früheſten, noch zagenden Verſuche, mit römiſcher Würde aufzutreten; in der Folge mag ich bereits um vieles beſſer mich ausgenommen haben.

Als nun auch die Fußbekleidung mir angelegt, und wohl befeſtigt war, und irgend jemand, indem er den Vorhang leicht aufhob, mir in das anſtoßende Zimmer den Einblick und Zugang eröffnete, trat ich hinein. Es war in milchweißem Alabaſter, nicht etwan ausgeſetzt, nein, eigentlichſt aufgebaut, ſo mindeſtens die öſtliche Seitenwand, welche die aufſteigende Sonne hell und warm beſchien, doch von den einfallenden Strahlen ihres Lichtes nur gerade ſo viel in den Raum entſandte, worin verwundert ich anhielt, als nach längerer Entwöhnung mein Auge noch mit Genuß in ſich aufnehmen konnte. Eingelaſſenes, oder nur aufgetragenes Gold bezeichnete die Gliederungen der Geſimſe, die Fügungen des Geſteines mit hinreichender Schärfe. Und ohne dieſe Nachhülfe durfte der verbreitete Lichtſchimmer, bei ſo hellem Localton, ein gewiſſes Verſchwimmen der Formen, einen unſicheren, verwirrenden Eindruck veranlaßt haben. Der Behang der Wände, von violenfarbigem Purpur mit Goldfäden durchwebt, lief ringsumher, und war bloß an der eben beleuchteten Morgenſeite durchaus an die Seite gezogen, übrigens nur ſtellenweis, und wie zufällig geöffnet, etwan um ins Licht zu ſetzen, daß überall die Wand gleich koſtbar und ſorgfältig beendet ſei. Den Fußboden ſchmückte ein Muſiv von mattgefärbten Marmorſtückchen in leicht verſtändlicher, ſymmetriſcher Verflechtung. Ein ſchönes Ruhebette von Helfenbein und Gold, mit Polſtern in der Farbe der Gehänge, einige Seſſel aus gleichem Stoffe, ein

Leſetiſch, und neben demſelben, von leichteſtem Bau, ein Lampengeſtelle in ſilberfarbiger Bronze, vollendeten die Einrichtung, welche damals ein achtes Weltwunder mir zu ſein ſchien. Doch gewöhnte ich mich bald.

In dem nächſten, mehr in die Länge gezogenen Raume, der offenbar nur als Durchgang benutzt wurde, zeigte ſich die Wandbekleidung einfach, war das Geräth nicht auffallend; und feſſelte nichts darin meine Aufmerkſamkeit, als das Paviment, welches noch immer lebhaft mir vorſchwebt.

Ein breiter Saum von dichtem, ebenmäßigem Schwarz umſchloß ein länglicht Viereck, das wiederum in drei gleich große Felder, der Länge nach, zerfiel. Die beiden äußeren von leidlich reinem Weiß; in deren Mitte das muſiviſche Bild. Es zeigte ein enges, ſchauriges Felſenthal, durchfloſſen von einem ſilberhellen, bewegten, ſchäumenden Gewäſſer. Das alles freilich nur angedeutet, nach antiker Weiſe mehr der Phantaſie entgegengebracht, als aufgedrängt. Gegen die Mitte des Bildes ſaß Hylas, der ſchöne, dem Rande nahe, den Fuß ſchon im Waſſer, deſſen Geiſter ihn rings umgaben. Nicht zogen, nicht riſſen ſie, gleich jenen Nymphen des Giulio; das wäre grob geweſen. Doch brachten ſie alle Künſte der Anlockung und Ueberredung ins Spiel, wobei dem armen Jüngling nothwendig es warm und kalt um's Herz ward. Eine allerliebſte ſehr jugendliche Nymphe des friſchen Bornes hatte beide Arme gar anmuthig koſend um ſeinen Nacken geworfen, und lachte ſo kindlich hold und zärtlich ihm in's Angeſicht, daß vergeblich er nach Muth rang, die ſüßen Schlingen von ſich abzuſtreifen. Mit dem rechten, noch freien Arme ſchien er, ſchon machtlos, ihr zu wehren; auch ſah man in den kräftigen Schenkeln und Beinen die Anſtrengung, auf feſtem Boden ſich zu erhalten; und in Bruſt und Leib zeigte ſich jenes Einziehn bei ausgehendem Athem und zugeſchnürtem Herzen.

Die Handlung war ſo belebt, daß ich Furcht und Hoffnung empfand, den Ausgang hatte erwarten mögen, und nicht ohne

Schen über das anziehende Bild hinwegschritt, der halb geöffneten Thüre zu, durch welche das Tageslicht sehr lockend hereinfiel. Sie führte, wie sich's zeigte, als ich hinaustrat, in eine unsymmetrische Säulenhalle mit sinnreich darin angebrachten Treppen und Abstufungen. Denn es setzte dieser Portieus zwei Hauptheile der Villa in Verbindung, die auf ungleichem Boden errichtet waren. Es entging mir nicht, wie der Baukünstler freudig das Zufällige in der Verschiedenheit des Grundes ergriffen, und absichtlich die Einförmigkeit der nackten architectonischen Vernunft durch Wechsel und überraschendes Formenspiel unterbrochen hatte. Obwohl höchlich ergötzt von der Freiheit der Anordnung, Kühnheit der Ausbildung, verweilte ich doch nicht lang bei dem Architectonischen dieser Anlage, weil, nach so viel streng Abgeschlossenem der Kunst, mein Auge unaufhaltsam das Freie suchte. Die Villa, in der ich erwacht war, stand auf jener südöstlichen Felsenhöhe, von wo auf Land und Meer der Blick nach allen Seiten offen ist. Kunstreich hatte der Architect durch Säulen, Pfeiler und vorspringende Bautheile die ausgebreitete Fülle der Natur in verschiedene, nirgendwo gemeinschaftlich übersehbare Bilder abgetheilt, dem einzelnen hiedurch ein gedrängteres Interesse, dem Ganzen den Anschein unerschöpflicher Reichhaltigkeit verliehen.

In wechselnder Richtung führten mich die breiten, gangbaren Stufen an diesen Herrlichkeiten vorüber, einem vorspringenden Bautheile zu, dessen Absonderung von dem Hauptgebäude nicht früher mir ganz deutlich ward, als nachdem ich der Thüre ziemlich nahe gekommen war. Denn hier erst bemerkte ich, mir zur rechten, die neue Stufenreihe, welche seitwärts in eine tiefer belegene, dem offenen Meere zugewendete Säulenhalle zu führen schien.

Während an der Thüre ich Halt machte, und voll Bewunderung die sorgliche Arbeit aus duftendem Holze mir besah, öffnete sie sich scheinbar durch eigene Kraft, ging ich daher unauf-

aufgehalten durch ſie in das Vorgemach ein, das in reinſtem Marmor von Paros ſchön ausgeſetzt war, und durch Weiße, Glanz und Nettigkeit der Haltung erfreulich mir auffiel. Es befand ſich darin nichts bewegliches, als nur ein einziges, ſchlankes, hochanſtrebendes Lampengeſtelle, deſſen launig zierliches Formenſpiel vorübergehend mir Unterhaltung gewährte. Denn nicht ward mir Zeit gelaſſen, dabei zu verweilen, da man ſogleich die innere Thüre aufſchloß, und mich veranlaßte, durch ſie in einen wohlüberwölbten kleinen Saal einzutreten, der in tief ſchwarzem, ſchön geglättetem Marmor mit größter Genauigkeit ausgeſetzt war. In dem Muſivgemälde des Fußbodens Silene und Faune in allerlei äffiſchen, drolligen Bewegungen. Doch ſtand, als ich hinkam, das Bild auf dem Kopfe; um es gehörig zu ſehn, mußte ich an das entgegengeſetzte Ende mich begeben. Dort angelangt, konnte ich denn nicht wohl umhin, auf den einzigen hier aufgeſtellten Lehnſeſſel einen forſchenden Blick zu werfen. Er umgab ein Gefäß aus korinthiſchem Erz, von ſehr kunſtreicher Bearbeitung der Laubgewinde, Masken und ſonſtigen Zierden. Als ich noch darauf hinſah, und genußvoll nachſann über den Sinn und Zweck ſo feiner Kunſtbemühung, gemahnte mich die dreiſte Nothwendigkeit an profanen Gebrauch; wobei denn auf der Muſivfläche das ergötzliche Faunengeſindel, und an den Wänden gegenüber einige Statuen von Erz, denen es ebenfalls an komiſcher Bewegung und Wendung nicht fehlte, mich in die förderlichſte Stimmung verſetzten. Oefter jedoch fiel mein Blick auf einen ſtattlichen Faun, der in jenem vor mir ausgebreiteten Bilde des Fußbodens die Hauptfigur auszumachen ſchien. Er hielt einen vollen Schlauch umarmt, aus deſſen Mündung, als zufällig mein Fuß eine Feder berührte, in dünnem Strahle eine Flüſſigkeit emporſprang, die meine Perſon und Bekleidung leicht und erfreulich benetzte.

Von hier begab ich mich in die nahe belegenen Badezim-

mer, wo jegliches ungesäumt und mit so viel Hast vollbracht ward, daß nur weniges davon mir in Erinnerung geblieben. Hingegen ist es mir noch wie gegenwärtig, daß unmittelbar nachher ich in ein Zimmer eintrat, dessen Schmuck und Einrichtung alles früher Wahrgenommene weit überbot. Auf einem Bettgestelle von gediegenem Golde lag über weichen Polstern ein goldumsäumter Teppich vom dunkelsten Purpur sehr malerisch ausgebreitet. Gewölbe und Wände waren mit tief blauem Lasurstein überher belegt. Die Fügung der einzelnen Stücke verdeckte ein kunstreich Geflechte von goldenen Myrtenzweigen, die, auf den ersten Blick, wie durch eigene Fülle des Wachsthums mir frei und regellos sich zu verflechten schienen; obwohl, als ich längere Zeit darauf hingesehen, mir deutlich ward, daß auch hier ein sicherer Tact, eine feste Ordnung, das freie Formenspiel beherrsche.

Es schwammen die vielfach gebrochenen Glanzlichter der reichen Goldarbeit gar ergötzlich auf dem reinen Blau des Grundes; es war ein höchst gedrängter Sinnesgenuß. Bald jedoch entwickelte sich in mir aus einem unbestimmten Verlangen nach Wechsel und Neuheit der deutliche Wunsch, bei noch früher und kühlerer Tagesstunde im Freien mich umzusehn. Als in dieser Absicht ich schnell mich erhob, gerieth meine, schon zahlreiche, Begleitung in eine gewisse dienstbereite, an Verwirrung grenzende Bewegung; doch ordnete sich der Zug gar bald. Einige, deren Haltung viel Zuversicht ausdrückte, blieben in annehmlicher, anstandvoller Traulichkeit mir nahe; Andere, die zur Seite gingen, in stets gleichem Abstande, nahmen augenscheinlich auf meine Sicherheit Bedacht; entfernter blieb die niedere Dienerschaft, welche Tragsessel und so viel Anderes bereit hielt, die kurze Reise mir leicht und angenehm zu machen. Und ohne Zwang gewöhnte ich mich an dieses Gedränge vielartiger Veranstaltungen, von meiner Person Gefahr und Störung abzuwenden.

Durch eine Halle von mäßiger Höhe und Ausdehnung gelangte ich zunächſt in ein Gärtchen, welches vorſpringende Bautheile von geringer Höhe ſehr behaglich umſchloſſen. Den Boden des nicht gar ſtreng regelmäßigen Blumenſtückes bedeckten Pflanzen, deren keine über die andere hervorragte; es glich dieſe farbige Fläche einem dichten, nur etwas welligen Fußteppich. In der Mitte war ein länglicht Viereck ganz in Nelken, denen die grünen Blätter man abgeſtutzt hatte, auf dieſem tief dunklen Grunde aber, in ſchneeweißen Blümchen, ein froher Morgengruß ausgeſetzt, deſſen mächtige Capitalbuchſtaben mir ſogleich in die Augen fielen. Um das violenblaue Hauptfeld gingen Ränder von rothen, gelben und weißen Blumen; und war das alles mit ſo weicher Beſtimmtheit abgeſetzt, als hätte man die Farben, zwar mit breitem und buſchigem Pinſel, doch mit ſicherer und feſter Hand aufgetragen. Begierig, dieſem Geheimniß antiker Gärtnerkunſt auf die Spur zu kommen, beugte ich mich ſo tief, als mit dem Umſtande mir vereinbar ſchien. Und ſo entdeckte ich, daß achteckige Gefäße von gebrannter Erde, deren jedes ein buſchiges Pflanzchen enthielt, in dem leicht vertieften und ſorgfältig geebneten Boden eingelaſſen waren, mit ſo kunſtvoller Benutzung der überhängenden Blätter und Blüthen, daß nirgendwo die Fügung auffallend hindurchblickte.

Zur linken ragte die nahe Felskuppe, überwachſen von Gebüſchen und anderem Immergrün des Südens, in nicht bedenklicher, bequemer Erhebung über die niederen Bautheile hinaus, die von dieſer Seite das Gartenſtück einſchloſſen. Zur rechten verlängerte ſich ein Säulengang, von ſchönen Bildwerken geziert, bis in ein zweites und kleineres Gartenfleckchen, das von hohen und reinlich beſchnittenen Lorbeerhecken umher eingefaßt war. Bunte, muſiviſch geordnete Gerölle gaben dem Boden auch hier ein aufgeräumtes und heiteres Anſehn, und jenſeit öffnete ſich die Heckenwand in einen Laubenweg, deſſen

luftige Bogenlinie durch zwei an den Seiten aufgestellte Säulenstatuen mit den anstoßenden senkrechten Flächen befriedigend in Uebergang gebracht war. Das zierliche Gitterwerk dieser weit ausgespannten Wölbung zeigte sich schön überwachsen von Rosen und edlem Jasmin; es ruhte zu beiden Seiten auf einer steinernen Brustwehr, die zugleich einen fortlaufenden, ich vermuthe, bequemen Sitz darbot. Ich säumte nicht länger, hineinzutreten, und ging darauf unter der leichten Decke des sonnig schimmernden Gewölbes voran, bis das Ende des Ganges, die Grenze der Region symmetrischer Beschlossenheit, ich erreicht hatte.

Vollständiger übersah ich nunmehr das steile Felsgebirge der oberen Insel, dessen breite und dunkle Schatten so frisch und lockend sich ausnahmen, daß ich beschloß, noch am heutigen Morgen es zu besteigen. Den vernachlässigten Rasengrund, der mich vom Berge trennte, hatte ich bald überschritten, fühlte jedoch mich leicht ermüdet, weshalb ich meine Sänfte herankommen ließ, und darauf Platz nahm.

Auf halbem Wege zur Höhe befahl ich, ein wenig anzuhalten; das Landhaus, in welchem ich übernachtet hatte, zeigte sich an dieser Stelle in seinem besten Vortheil. Es war kein mehrstöckiger Bewohnungskasten, gleich so viel modernen Schlössern, vielmehr eine sinnvoll geordnete Anhäufung verschiedenartiger Theile, die allmählich von den niedriger gelegenen Planen des Abhanges bis zum Gipfel des südöstlichen Uferrandes hinanstiegen. Unter den gesonderten Bautheilen ward die Verbindung durch luftige Säulengänge hergestellt, die nach den Umständen bald in rechtem, bald auch in stumpferem Winkel jenen sich anschlossen. Als ich den Blick davon abwendete, um landwärts den Golfo zu überschauen, entdeckte ich in der Tiefe, unmittelbar über der einzigen Anlandungsstelle, eine zweite und ausgedehntere Villa.

Schon verwöhnt durch so viel Pracht und Gemächlichkeit,

fehlte es mir anfänglich an einem Standpuncte, wenigſtens an Empfänglichkeit, für das überraſchende Schauſpiel, das oben, am Rande der Hochebene, bald darauf mir zu Theil ward. Nackter Fels, wunderbar friſch und neu, und werth, geſehen und genau unterſucht zu werden; allein kein Pflänzchen darauf, als nur Mooſe und Steinflechten. Schon war ich im Begriffe, von dieſem Geſichte der Vorwelt mich abzuwenden, als darin eine gewiſſe Regung, eine Neigung, ſich umzuwandeln, oder auch fortzuentwickeln, bemerklich ward.

In der Meinung, vernahm ich, daß eben dieſen erhab'neren Theil der Inſel nach eigenem Sinne mir einzurichten beliebe, hatte man ihn vor der Hand in ſeinen Urzuſtand zurückverſetzt. Als darauf man errieth, daß an dieſem noch unerwärmten, eiskalten Buſen der Natur ich ein Mißbehagen nehme, ließ man der Fortentwicklung ihren geſchichtlichen Umlauf, ſo daß, etwa jede Minute, mehr und weniger, denn Uhren fehlten ſowohl mir ſelbſt, als meinen Begleitern, daß alſo jede Minute die Veränderungen ganzer Jahrhunderte an mir vorüberführte. Schon zeigten ſich einige Spuren beginnender Verwitterung auf jener, eben noch ſo feſten und dichten Oberfläche des Geſteines. Dann ſpülten Regengüſſe die Felſentrümmer abwärts, ebneten, ſie ausfüllend, die Schluchten und Tiefen, wo nun Gräſer und niedere Pflanzen bereits eine dürftige Nahrung fanden, bald auch Gebüſche, endlich ſelbſt höhere Bäume emporwuchſen. Noch ehe dieſer friſchen Reize ich ganz froh geworden, erſchreckte mich der jähe Einſturz eines großen Theiles meiner Felſeninſel, der mit betäubendem Gerraſſel vor meinen Augen in die Tiefe des Meeres verſank. Nicht lang nach dieſem Ereigniß zeigten ſich die erſten Spuren von menſchlicher Bewohnung und Niederlaſſung

Ich ließ hier mit der Vorſtellung ein wenig innehalten, und näherte mich indeß den Wohnungen, deren Wände ſehr roh aus Fels und Raſenſtücken erbaut waren. Die wenigen um-

ber verirrenten Menschen erschienen mir befremdlich scheu und wild, und ließ ein schwermuthiger Zug am Munde, ein traumerisches Hinstarren der tief liegenden Augen, die Hagerkeit ihrer Körper, mich auf ein bekummertes und dürftiges Dasein schließen. Kein Tempel, kein Altar; doch war in der Nähe des einzigen Bornes ein von roben Mauern umgebener Hain, vermuthlich ein geweihtes Heiligthum. Diese Menschen, deren Sprache unter uns niemand zu reden verstand, dachte ich mir voll dunkler, unbefriedigter Sehnsucht nach Erkenntniß und Kraftentwickelung, was sympathetisch mich zu verstimmen begann, als, ehe den Wunsch nach Aenderung ich hatte laut werden lassen, in dem lebendig mich umgebenden Bilde wiederum neue Regung eintrat. Gerste und Waizen erschien, anfangs in kleineren, sorgsam eingehegten Feldern, bald schon in ganzen Fluren. Gleichzeitig wuchs jene erste dürftige Ansiedlung zu einem abgeschlossenen Städtchen heran, zeigten sich an sonnigen Gehängen gedeihliche Pflanzungen von edlen Reben, sproßte an gelegenen Stellen bald auch der Oelbaum hervor. Da bezweifelte ich nicht länger, daß nun die Urbewohner schon mit Griechen sich gemischt haben, gebot daher, um die Sache mir näher in's Auge zu fassen, daß für heute dem überschnellen Umlauf der Jahrhunderte man ein Ende mache.

Ich ging gelassen voran; vergnüglich wandelte sich's auf dem glatten, von Schafen und Ziegen kurz und wollig erhaltenen Rasen; die Unebenheiten des Bodens machten, bei so linder Bedeckung und leichtem Himmel, mir nicht die mindeste Beschwerde. So gelangte ich in behaglichem Schritte bis an den Fuß des hochsten unter den vielen Felsgipfeln, die gegen das Meer hin die schön gesenkte Hochfläche beschirmen.

Unter den breiten Wipfeln fruchtreicher Kastanien, von ihren lagernden Heerden traulich umgeben, saßen hier drei sonnenbraune Hirtenknaben. Sie machten die ländlichste Musik auf Flöten von Rohr und Rinde. Nicht weit von ihnen lehnte

ich auf den sanft abhangigen Rasen mich hin, wo frische Seelüfte kein lastiges Insect aufkommen ließen, nur bunte Schmetterlinge, bald flatternd, bald fortgetragen, mich froh umgaukelten.

Wie lang ich dagelegen, bald sinnend, bald auflauschend, wer könnte es sagen? Gewiß neigte sich der Tag schon dem Abend zu, als man fragte, ob ich nicht aufstehn wolle, weil die Stunde herannahe, da zur Hauptmahlzeit durch ein Bad auf römische Weise ich, mich vorzubereiten, in Gewohnheit habe. In Folge dieser mit Bescheidenheit vorgetragenen Erinnerung erhob ich mich von meinem Rasenlager, und schritt, nach wiedergewonnenem Bewußtsein meiner Würde, langsam dem einzigen Felsensiege zu. Ich ging zu Fuße hinab, bestieg jedoch, sobald ich auf ebenem Boden angelangt war, wiederum meine Sänfte, die nun mehr rasch, in der Richtung zu jener anderen, über dem einzigen Landungsplatze der Insel belegenen Villa in sanfter, ebenmäßiger Bewegung fortgetragen ward. Und mußte diese angenehme Weise, voranzukommen, für die Entbehrung aller Umsicht mich schadlos halten; denn es war oberhalb die Straße tief in den Berg eingehauen, daher von Felsenwänden mißbehaglich umschränkt. Nur um so mehr überraschte mich da, wo der Weg in's Freiere hinaustritt, der weite Ausblick, und unter mir die klare Uebersicht der Villa, in welcher nunmehr ich die Genüsse dieses reichen Tages auf das herrlichste krönen sollte.

Vor mir lag der weite Golfo ausgebreitet, den gegenwärtig den von Neapel man nennt; doch nahm diese Stadt an seinem Saume nur den allerkleinsten Raum ein, machte hingegen der Fuß des noch schön begrünten Vesuv sich geltend durch eine scheinbar zusammenhängende Kette ansehnlicher Städte, die seitdem verschwunden sind. Unter mir lagen zwei, durch ausgedehnte Gärten getrennte Villen, welche den Abhang zum Landungsplatze ganz ausfüllten. Zur oberen, mir näher bele

genen führten Marmorſtufen; doch zog ich vor, auf einem anmuthig beſchatteten Seitenwege mich hingetragen zu laſſen bis an den Eingang des Bades, das, wie in der anderen Villa, ſo nun auch hier vom Hauptgebäude abgeſondert war.

Schon war ich, von Ort zu Ort, durch verſchiedene Grade der Wärme hindurchgegangen, und erwartete nun bald auf meiner durchaus geſunden Haut die gerühmte Wirkung des Striegels und der nachfolgenden Einreibungen von duftendem Oele mit Luſt zu empfinden, als ein ganz unſcheinbarer Menſch, den bisher ich gar nicht bemerkt hatte, mir nahe kam, und mit jener Sicherheit, die Beruf und Kunſt zu verleihen pflegt, nach einer ſehr flüchtigen Begrüßung die Hand erhob, und mit den Fingern in meinem Antlitz ſchamlos umherzutaſten begann. Ich trat um einen Schritt zurück, und ſagte mit zurückweiſendem Ernſt: was beginnſt Du, Verweg'ner! Verzeih', ſprach er mit Unterwürfigkeit, wenn ich gefehlt; nur die Geſchwüre und Fiſteln, die ſeit geſtern die nöthige Reife erlangt haben möchten, unterſuchte ich, bereit (hier erhob er die Linke, worin er geſchärfte Werkzeuge hielt) ſie zu öffnen und reinigen, und gegen die äußere Luft durch ein Pflaſterchen ſie zu verwahren. In meinem Antlitz Schwären? rief ich entſetzt, indem ich gleichzeitig die Hand an meine Wangen legte, die freilich nicht mehr, wie ſonſt, unaufgehalten über eine glatte Fläche dahinfuhr. Was denn, ſprach ich mehr zaghaft, als entrüſtet, was denn iſt mir geſchehen? Nichts, erwiederte der cosmetiſche Wundarzt, als das Gewohnte; biſt Du, lebſt Du nicht auf dieſem Theile der Inſel in allen Stücken gleich dem Cäſar Tiber?

O! dachte ich bei mir, o! dieſer hölliſchen Liſt. — Wie Tiber wollte ich Capri beſitzen; ich verſtand aber die Sache ganz objectiv. Ich ſelbſt wollte mich ſelbſt in der ſchönen Beſitzung meines Vormannes ergehen, nach eigenem Sinne, eigener Empfindungsart; das hatte man böslich mir umgedeutet,

als wolle ich ſein und empfinden und denken, gleich dem Tiber, ſogar ihm gleichſehn, welches letzte allem Anſchein nach ſchon eingetreten war. Ich blickte nach einem Spiegel umher, in meiner muthmaßlichen Verwandlung mich zu beſehen. Unwillkommen ward meinen Wünſchen begegnet. Denn, wie ſchrecklich war nicht das Bild, das er zurückwarf! Ein langer, hagerer Greis, den Kopf in zwangvoller Haltung aufrecht, die Augen vorgedrängt, rollend, mit dem gemiſchten Ausdrucke verhaltenen Grimmes, und ſchlecht verhehlten Mißtrauens. Auch entſprach die Beſchaffenheit der Haut in allen Stücken der ekten Schilderung jenes Verwegenen, der ſeine Hand an mein Antlitz gelegt, und mir gedrohet hatte, auf ſeine Weiſe darin umherzuwühlen. — Es warf mich hin und her, ob ſo viel, auf unerhörte Weiſe mir dargebotene Herrlichkeit ich behalten, ob ſie aufopfern ſolle. Da gewann die Sehnſucht nach meinem alten, eigenen Selbſt das Uebergewicht, ſo, daß ich laut ausrief: ach! wäre ich daheim und noch, wie ſonſt!

Unmittelbar nach dieſem Ausruf erfolgte eine Verrückung alles mich umgebenden, vergleichbar jenen Nebelgeſichten an warmen Geſtaden und über heißen Sandwüſten. Auch in meinem Inneren fühlte ich heftige Stöße und andere Symptome gewaltſamer Umwandlung. Ich verlor darauf das Bewußtſein meiner ſelbſt und alles deſſen, was um mich her geſchehen ſein mag. Wiedergefunden habe ich mich im wohlbekannten elterlichen Hauſe, zur Seite meiner geliebteſten Braut. Umher ſtanden meine italieniſchen Sammlungen. Ich erkannte die Kiſten am Caſtanienholze und an der rohen Tiſchlerarbeit. Auch waren die übrigen Bedingungen erfüllt worden, ich demnach bei Gelde.

Hat er nicht weiter geſchrieben? fragte der Mann von Stande, als der Vorleſer innehielt, und das Manuſcript vor

ſich hin auf den Tiſch legte. Uns wenigſtens, erwiederte dieſer, hat er nichts weiter mitgetheilt; auch wüßte ich nicht, was er hätte hinzuſetzen können, wenn nicht etwa Reflexionen, über das Erlebte, für welche ſein gegenwärtiger Zuſtand ihn ganz ungeeignet macht.

Haben Sie denn, ſagte jener, nicht etwan erforſcht, welcher Sprache der Geiſteskranke während ſeines kurzen Aufenthaltes in Capri ſich bedient hat? ob der lateiniſchen, oder griechiſchen? oder auch abwechſelnd der einen und anderen? vielleicht der lateiniſchen mit eingeſtreuten griechiſchen Phraſen und Gemeinplätzen, nach Art der heutigen deutſch-franzöſiſchen Weltſprache?

Mehrmal, erwiederte der Rechtsgelehrte, hat unſer Hausarzt verſucht, durch ähnliche Fragen in Verlegenheiten und Zweifel ihn zu verſtricken; allein ſtets ohne allen Erfolg. Zwar geſtand er ein, daß auf ſo kleine Umſtände er nicht mehr ſich beſinnen könne, warf jedoch alle Schuld auf eine Schwäche ſeines Gedächtniſſes, das bei ſo gewaltſamen Umwandlungen, als ihn betroffen, nothwendig müſſe gelitten haben. Bisweilen ſchien er geneigt, eine gewiſſe unmittelbare, der Sprache unbedürftige Mittheilung anzunehmen.

Einſt, bemerkte hier der Arzt, legte ich die Frage ihm vor, was denn mit dem noch wüſten Theile der Inſel er habe anſtellen wollen. Ob den antiken Styl er habe beibehalten, oder lieber in's Mittelalterliche und Moderne hinüberſchweifen wollen. Er geſtand mir ſehr freimüthig, darüber mit ſich ſelbſt nicht in's Reine gekommen zu ſein. Wohl, ſagte er, getraue er ſich, in ſolcher und ähnlicher Beziehung etwas ganz eigenes herzuſtellen; allein, ob nicht die ungewöhnlichen Mittel, über welche er damals gebot, über alle Schranken des Gemäßigten und Richtigen hinaus ihn möchten fortgeriſſen haben, darüber wage er nicht zu entſcheiden. Glanz, Farbenſchimmer, Gediegenheit der Textur, vermögen auch ihn, zwar nicht zu begei-

ſiern, doch zu entzücken. Er wolle daher nicht dafür einſtehen, daß, gleich allen Mächtigen der alten und neuen Welt, er ſein Höchſtes eben darin geſucht haben dürfe, durch Gold und Schmelz und edles Geſtein alles zu verdunkeln, was nur der Orient jemals möge erfabelt haben. Auf der anderen Seite fuhle er, daß Schönheit der Form, Einklang in den Verhältniſſen, ihm ein weſentliches Bedürfniß ſei; die lange, niemals ausgeſetzte Naturbeobachtung habe dafür den Sinn ihm geweckt, oder auch geſchärft. Und möge er daher leichtlich mehr dahin ſich geneigt haben, ſowohl in der Architectur, als auch in den bildenden Künſten die möglichſte Reinheit der Form, Uebereinſtimmung der Größen, hervorzurufen. In dieſer Beziehung haben die Leiſtungen der alten Welt, ſo weit ſie anſchaulich ihm bekannt geworden, doch nie ſo gänzlich ihm genügt, daß er nicht oftmals ſich habe ſehnen müſſen, noch über ſie hinauszukommen. Offenbar haben die feinſinnigen Alten nie völlig ſich ſelbſt befriedigen können, weil an den Verhältniſſen ſie unaufhörlich gerückt, vom Gedrängten zum Schlanken ſich hingeneigt haben. Allein, was ihrem menſchlichen Trachten unerreichbar geblieben, würde den magiſchen Gewalten, über die er gebot, wohl haben gelingen müſſen. Dann ging er zu den bildenden Künſten über, nannte ſie den Spiegel der menſchlichen Seele, ihr Gebiet ein unerſchöpftes und unerſchöpfliches. Gutig oder böſe, ſagte er, erhaben oder niedrig, und ſo fort, iſt bald geſagt und ausgeſprochen; allein, was in der Mitte liegt an reinen Klängen und glücklich aufgelöſten Mißklängen, wer hätte es jemals in Worte gefaßt? Solchen Reichthum zu entfalten, iſt das Vorrecht der geſtaltenden Kräfte, ſowohl der Natur, als der Kunſt; und hätte ich leicht mich ganz dahin werfen können, im Geleite alter und neuer Dichtung, und weit über beide hinaus vergangenes und künftiges, denkbares und mögliches fort und fort in lebendigen und blühenden Geſtalten mir vorzugaukeln. Wohlangelegte

Bauwerke würden den noch wüsten Boden der Insel allmählich ganz eingenommen, Sculptur und Malerei wiederum dem todten Gemäuer den Raum bestritten haben. Denken Sie sich, pflegte er in solchen Augenblicken mit großem Feuer zu sagen, denken Sie sich ein so gedrängtes, in sich selbst aber unermeßlich reich entfaltetes Bild des innersten Seelenlebens der Menschheit, erreichtes, verfehltes, versäumtes, unerreichbares, doch geahntes und ersehntes! — Wenn er dabei meine Hand ergriff, und mechanisch mein Finger seine Pulse berührte, so konnte ich den Wahnsinn, die Geisteszerrüttung meines unglücklichen Freundes nicht länger bezweifeln. Obwohl es mir schwer fällt, ihn mir einzuräumen, und eine seltsame innere Stimme meiner äußerlichen Ueberzeugung noch immer widerspricht.

Der Beweggrund Ihrer Unentschiedenheit, Ihrer Zweifel, sagte hier der Mann von Stande, ist mir nicht unverständlich. In seinem Wahnsinn ist so viel Vernunft, daß er den Wunsch erweckt, ihn theilen zu können. Und erwäge ich, wie nicht bloß Ihnen, nein auch mir selbst es sogar schwer fällt, den gegenwärtigen Zustand Ihres Freundes als eine falsche Richtung seiner Geistesthätigkeiten aufzufassen, [illegible] doch wohl das Richtige sein möchte; so erkläre ich mir befriedigend, daß bisher alle Versuche, von seinem Wahne ihn zu überzeugen, durchaus haben mißlingen müssen. Was aber wollen Sie ferner mit ihm beginnen, nachdem meines Erachtens alle zarteren Mittel bereits erschöpft sind? Mit vieler Feinheit haben Sie eben die Gegend seines Geistes angegriffen, worin der Wahn jene feste Gestalt noch nicht angenommen hatte, über welche selten die Kunst etwas vermag. Allein auch dieses hat keinen Erfolg herbeigeführt. Was denn nun? Und konnte er nicht etwan alle die seltsamen Dinge, welche er aufgezeichnet, wirklich und eigentlich gesehen haben?

Um nichts unversucht zu lassen, bemerkte der Rechtsgelehrte,

haben wir seine Schrift einigen gelehrten Archäologen zur Beurtheilung vorgelegt, die sämmtlich in so fern zusammen stimmten, als sie erklärten, die Vision unseres Freundes sei unvereinbar mit allen bekannten Umständen. Tiber, sagten sie, sei nicht baulustig, noch überhaupt prachtliebend gewesen; er habe zu Capri nichts gesucht, als Verborgenheit, Sicherheit und gewisse substantiellere Genüsse. Kein Schriftsteller des Alterthumes gebe von seiner dortigen Einrichtung einen umständlichen, in's Kleine gehenden Bericht, was beweise, daß gar nichts Auffallendes sie enthalten habe. Seine acht oder mehr dort errichtete oder vorgefundene Villen seien, nach allen Umständen, schnell und für den Augenblick geschmückt und eingerichtet worden; gewiß elegant, ja, dem Eindruck nach, prächtig, doch ohne Solidität. In der Anlage der visionären Gärten habe vieles einen modernen Charakter; auch wisse man nicht, was von der unsymmetrischen Anlage verschiedener Bautheile man halten solle. Denn, ungeachtet vieler Zeugnisse und noch vorhandner Proben vom Gegentheile, sei man doch in der gelehrten Welt längst dahin übereingekommen, daß Symmetrie ein Hauptzug der alten Baukunst gewesen, und versuche das Wort Symmetrie auf bequeme und faßliche Weise als ein bloßes einander gegenüber Stehen und Liegen, oder Parallelisiren und Pendantisiren der einzelnen Bautheile. Treppen also und Säulen verschiedener Ordnung in demselben Portiens, vom rechten Winkel abweichende Flügel und Säulengänge, mögen vielleicht in Gemüsegarten und Krautvillen Platz gefunden haben, doch sicher nicht in den Anlagen jenes Cäsar; wenn gleich derselbe in dem Verdachte cynischer Neigungen gestanden sei und noch zu stehen scheine. Nach diesen Urtheilen erfahrener, erprobter Männer, schloß der Rechtsgelehrte, bleibt uns nichts übrig, als der Vision unseres Freundes den objectiven Grund durchaus abzusprechen.

Immer doch nur in der Voraussetzung, entgegnete der Mann

von Stande, daß jene Gelehrten das Alterthum in Wahrheit beſſer und genauer kennen, als er. Allein, was denn verbürgt Ihnen, Wertheſter, daß die Viſionen des einen Theiles mit dem Objectiven beſſer übereinſtimmen, als die des anderen? Die gelehrten Forſcher bringen das Einzelne, welches die Erfahrung ihnen zugeführt, unter irgend einen erſt nach der Hand geſuchten, gefundenen, oder nur geborgten Standpunct; unſer Freund hingegen hat das Alterthum auf einen Blick überſchaut. Er wird das Ganze, jene das Einzelne beſſer haben.

Glauben Sie denn, fragte der Arzt mit zweifelndem Erſtaunen, daß unſer Patient in der That von dem, was er meldet, irgend etwas ſinnlich geſehen hat, wahrhaft erlebt habe?

Es kommt hier darauf an, erwiederte jener, uns über den Sinn unſerer Worte zu verſtändigen. Sinnlich, das iſt, mit dem Sinne des Auges geſehen, das laſſe ich freilich dahin geſtellt ſein; denn wahrlich verſtehe ich dieſen Ausdruck nicht durchaus. Kann denn überhaupt irgend etwas nur ſinnlich wahrgenommen werden? Das unwillkührliche Zucken des Auges von Blinden und Schwachſichtigen vor dem hellen Lichte der Sonne, oder nur der Kerzen, möchte denn ein rein ſinnliches Sehen genannt werden können. Allein jedes andere Sehen iſt nothwendig gleich ſehr ein geiſtiges und ein ſinnliches. Vor den Sinnen habe ich die größte Achtung; ſie ſind die Mittler von Geiſt zu Geiſt, von Leben zu Leben. Allein nur Mittler, nur Verbindungswege. Daß Geſehenes zur wahren Anſchauung wird, zum lebenvollen Bilde, mit ſeinem vor- rück- und ſeitwärts, in ſich abgeſchloſſen, und dennoch zuſammenhängend mit nahem und fernem, das iſt offenbar nur das Werk des Geiſtes, der auch ungebeten ſtets mitſieht, wie zudringliche Hochzeitgäſte. Und verſtehe ich hier bei dem Wörtchen Geiſt, nicht etwa jenen überlegenden, vergleichenden, ordnenden, fügenden, urtheilenden, ſchließenden, eigentlicher, methodiſch rathenden, deſſen Mechanismus, weil in's Einzelne er

sich verfolgen läßt, den Leuten faßlicher, und daher meist als der eigentliche und alleinige Menschengeist erscheint, vielmehr jenen anderen ursprünglichen, der geschwinder von Begriffen ist, schneller an's Ziel gelangt, weshalb nicht immer genau anzugeben ist, auf welche Weise. Nun mag es sein, daß bei unserem Freunde, nicht jener magistralisch steife, ängstlich kleinliche Geist, der niemals die Vernunft verliert, wie die Leute mit Krücken gehend, niemals davonlaufen, sondern der wahre ursprüngliche Lebensgeist so gar übermächtig geworden, daß er die Sinne, die mit dem übrigen Leben und Wesen die Uebereinstimmung vermitteln, ganz zum Schweigen gebracht. Geistlose Menschen pflegen in die Welt hinauszustarren, in alberner Wahrnehmung des Nahen und Nächsten ihrer selbst völlig zu vergessen, woher die Plappermäulerei und Gucksüchtigkeit ihren Ursprung nimmt. Das aber ist der grade Gegensatz des Zustandes derer, welche mit den Sinnen nicht eigentlich wahrnehmen, vielmehr nur durch sie gereizt und erregt werden zu eigener, selbstständiger Geistesthätigkeit. Die Leute, bei denen ein Mißverhältniß der letzten Art eingetreten ist, nennt man bisweilen Dichter, oder Weltweise, häufiger Wahnsinnige. Was nun im vorliegenden Falle die rechte Benennung sei, lasse ich vor der Hand auf sich beruhen.

Unerwartet gewann die oft bestrittene, stets bezweifelte Begebenheit nunmehr in den Augen der Anwesenden eine gewisse historische Grundlage, welche deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen schien. Der Arzt hatte den Fremden schon ersuchen wollen, daß er dem Kranken sich zeigen möge; allein nach dem, was er eben gehört, wußte er nicht mehr sich zu entscheiden, ob es gerathen sei, oder nicht, mit dieser Bitte hervorzugehn. Jener indeß, nachdem eine längere Zeit mit seltsamer Schärfe des Blickes er vor sich hin gesehn, begehrte unaufgefordert, in das Krankenzimmer geführt zu werden. Der Arzt wiegte unbemerklich sein Haupt, wie's bei großen Bedenklichkeiten üblich

iſt, erhob ſich darauf von ſeinem Sitze, und ging, obwohl unſicher und ſchwankend, jenem voran.

Das junge Frauenzimmer machte eine ſchnelle Bewegung, als wolle ſie den Fremden zurückhalten, der nicht darauf zu achten ſchien, und in ſich gekehrt dem Arzte nachging. Als beide das Zimmer ſchon verlaſſen, die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatten, machte ſie noch einen Verſuch, ihnen nachzueilen, ward indeß vom Rechtsgelehrten aufgehalten, der ſie zur Seite ſchob, und gegen die einzige Thüre ſich feſt anlehnte. Der Unwille ſchien ihre Sorge augenblicklich zu überwältigen; allein, als über ſich im leichtgebauten Hauſe ſie gehen, den Fremden dem Krankenzimmer nahe kommen hörte, rief ſie verzweifelt: er iſt verloren! verloren für mich und für immer! — Wer iſt, ſprach ſie mit Haſt, wer iſt dieſer Fremdling? Kennen Sie ihn? Spricht er nicht Wort für Wort wie der Verführer meines Geliebten? — Während der Vorleſung behielt ich ihn ſtets in den Augen; welche Blicke warf er, wie zuckte es in ſeinem Geſichte! — Ich kann das Grauen nicht ausdrücken, das mich ergriff, wenn im Umherſchweifen ſein Blick einmal auf mich fiel. — Und dann ſeine Reden! durchſchneiden ſie nicht die Seele wie mit Dolchen?

Ei, ſagte der Rechtsgelehrte, ei, welche ſeltſame Grillen. Vergeſſen wir nicht, was dem großmüthigen Manne wir alle, und beſonders Sie ſelbſt, verdanken. Was denn wäre aus dem Unglücklichen geworden, in dem entfernten Lande, hätte dieſer Treffliche nicht ſeiner ſich angenommen, ihn und alle ſeine wiſſenſchaftlichen Reichthümer in ſeine Heimath beſorgt.

Raſch fiel das Mädchen ein: ihm danken, daß er meinen Verlobten auf ewig unglücklich gemacht? — Und wiſſen Sie denn eigentlich wie, und auf welche Weiſe das alles geſchehen iſt? Unbekannte Menſchen brachten ihn betäubt, verwirrt, legten ſeine Sachen vor unſerem Hauſe ab, und entfernten ſich darauf, ohne nur ein Wort auf unſere Fragen zu erwiedern.

Ver-

Vergeblich bemühten wir uns, als die Bestürzung des ersten, entsetzlichen Augenblickes ein wenig nachgelassen, hier im Orte, in der Umgebung, sie ausfindig zu machen; sie waren verschwunden, wie sie gekommen waren; niemand wußte uns Auskunft zu ertheilen; bei keinem Gasthause hatten sie angehalten, kein Fuhrmann war ihnen begegnet.

Obwohl, sagte der Rechtsgelehrte bedenklich, das alles mir schon damals und immer noch so ziemlich räthselhaft war und ist, so berechtigt uns doch nichts, diesem achtenswerthen Manne und wahrscheinlichen Wohlthäter unseres Freundes dessen gegenwärtige Geisteszerrüttung in eie Schuhe zu gießen. Erinnern Sie sich denn nicht, daß längst schon in seinen Briefen eine gewisse Spannung uns aufgefallen war, die bei mir, und besonders bei dem Arzte Besorgnisse erweckte; und leider sind dieselben in Erfüllung gekommen! — Wenn der Geist einmal auf falschem Wege ist, genügt ein Anstoß, ihn vollends aus dem Gleichgewichte zu bringen. Allein, setzte er einschmeichelnd hinzu, lassen Sie doch mich nicht ahnen, liebe Euphrosine, daß einige Ueberreste von Aberglauben in Ihrer Seele versteckt liegen.

Aberglauben? rief sie mit Bitterkeit. Das alberne Wort habt Ihr Männer Euch ausgesonnen, um Gefühle zu bezeichnen, die Euch fremd sind. Zeitig spinnt Ihr Euch ein in irgend ein Lebensgeschäft, das, so lang es ebenmäßig vorangeht, Euch ganz befriedigt; allein, wenn es einmal stockt, wißt Ihr gar nicht mehr, was Ihr beginnen sollet. Ihr greift nach den Karten, weil dieses leere Spiel dem todten Mechanismus Eures gewöhnlichen Zustandes gleicht, ihn fortzusetzen scheint. Gefühle aber bis in die Tiefe des Daseins empfunden, wie die Frauen sie haben, und träumend ihnen lang nachhängen können, Entzückungen, tiefer Schauder, die bleiben Euch Abgestorbenen gleich fern und fremd. Und das ist es, was Euer

Uebermuth mit verunglimpfenden Namen belegt, Schwärmerei ſchilt, Aberglauben nennt.

Sie näherte ſich nach dieſen Worten der Thüre, welche der Rechtsgelehrte nicht länger vertheidigte. Es ſchmerzte ihn, das Mädchen gereizt zu haben; auch glaubte er, weil in ihrem Unwillen ſie den Fremden aus dem Geſicht verloren, nunmehr der Pflicht, ſie aufzuhalten, ganz überhoben zu ſein.

Obwohl, ihr gegenüber, er mit leidlichem Erfolg den ſtarken Geiſt gemacht hatte, ſo ward doch er ſelbſt, gleich ihr und den übrigen Hausfreunden des Gemüthskranken, von Zweifeln über den eigentlichen Grund ſeiner Zerrüttung innerlichſt geplagt und beunruhigt. Während er widerſprach, drang jedes Wort, das ſie hinwarf, mit verwundender Schärfe ihm in die Seele. Als Nachwirkung dieſes Geſpräches empfand er, da nun ſie gegangen, und er allein war, eine mißbehagliche, ſchaurige Beklemmung; in welcher Stimmung die Zeichen ganz ungewöhnlicher Aufregung im oberen Stocke ihn überraſchten, ſchnelles, ungemäßigtes Hin- und Hergehn, dann ein durchdringend ſchriller und lauter Ausruf.

Er gehörte zu denen, die ſchmerzlichen Auftritten gern ausweichen, mußte daher ſich ſelbſt überwinden, ehe er den Entſchluß faßte, hinaufzugehn. Das Krankenzimmer ſtand offen; der Arzt, blaß, entſtellt, mit dem Ausdrucke unſäglichen Entſetzens im Antlitz, ja in der geſammten Haltung; der Kranke entſeelt auf ſeinem Lager ausgeſtreckt; das junge Frauenzimmer war bewußtlos und halbohnmächtig neben dem Bette zu Boden geſunken, der Fremde nicht mehr zugegen.

Was iſt geſchehen? fragte der Rechtsgelehrte mit leiſer Stimme. Der Arzt flüſterte ihm zu: bei ſeinem Anblick ſeufzte er tief aus der Bruſt auf, verfiel in Zuckungen, und verſchied.

# Orpheus.

Ein dramatisches Festspiel des Angelo Poliziano,

von

**August Hagen.**

Angelo Poliziano lebte zwischen 1451 und 1491. Sein Vater hieß Ambrogini, er aber nannte sich (eine Sitte, die bei Handwerkern und Künstlern noch nicht ganz aufgehört hat) nach seinem Geburtsort Monte Pulciano oder Poliziano, einem im Florentinischen gelegenen Städtchen. Die aufrichtige Ergebenheit, die er gegen die edlen Mediceer darthat, war ein Ausfluß der Dankbarkeit, denn ohne die Unterstützung, die ihm von Kosmus de' Medici geworden, würde er nie die feine Erziehung gewonnen haben, die er als eifriger Lehrer Vielen, namentlich den Söhnen des Lorenzo de' Medici, wieder mitzutheilen sich angelegen sein ließ. Als in der Verschwörung der Pazzi der Bruder des Lorenzo den Schwertern der Feinde erlag, er selbst verwundet wurde, errettete Polizian diesen seinen Herrn, mit dem er in eine Kirche geflüchtet war, dadurch, daß er eben zur rechten Zeit die ehernen Thüren verschloß. Lorenzo Magnifico nahm den Polizian in seinen Palast auf, wie später den Michelagnolo Buonarrotti, denn ihm lag daran, die Wissenschaft und die Kunst in ihren würdigsten Vertretern stets um sich zu haben. Das Vernehmen war ungezwungen an der Tafel, vertraulich im gewöhnlichen Verkehr. Wie Michelagnolo von seinem großmüthigen Beschützer nebst einem Monatsgehalt einen voll

chenblauen Mantel empfing, so scheint auch Polizian in ähnlichen Verhältnissen gelebt zu haben, der nicht Anstand nahm in scherzhaften Distichen um neue Kleider zu bitten, da er in den alten sich der Verhöhnung des Pöbels preisgegeben sähe *) Das Ansehn, das er genoß, verdankte er indeß weniger seinem gesellschaftlichen Talent, als seiner Gelehrsamkeit, von der auch Michelagnolo sich angezogen fühlte, und ihr die Angabe zu einem Basrelief verdankte. Polizian verhehlte es selber nicht, daß keine andere Empfehlung, als sein literarisches Verdienst ihn aus einer niedrigen Stellung zu der Gunst Lorenzo's emporgehoben habe.

In Florenz blühte, zum Theil unter der Pflege von Griechen, die alt-classische Literatur, über die ein neues Licht zu

*) Wenn ich Gesang anstimm' auf begeisterten Saiten, Dir, Lorenz,
Und sich mein Genius ganz Deiner Verherrlichung weiht,
Lacht Jambagel darob, weil ein schäbiger Rock mich bekleidet,
Weil die Umhüllung fasst, welche den Fuß mir bedeckt,
Weil, da des Schuhes Hast durchbrechen, den nackenden Zehen
Ward, an dem himmlischen Licht frei sich zu weiden, vergönnt,
Weil am Futter des Mantels ist abgescheuert die Seide,
Die dem Geizmanne nun gleichsieht vom geschorenen Schaf:
Lacht und hält mich demnach für einen traurigen Dichter,
Glaubt, daß unser Gesang Deinem Geschmack nicht behagt.
Aber Du schüttest aus Lobsprüch', entströmet dem tiefsten
Herzen, der meinen Dichtwerken die Palme Du reichst.
Wenn Du begehrst, daß man Glauben Dir schenkt, und der Pöbel Dich fürchte,
Mediceer, so schick' Deine Gewänder mir bald.

Seine Bitte ward in einer Art erfüllt, daß er verzweifelte, durch Gesänge die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, denn „Calliope" heißt es in der folgenden Epistel:

Stand bei mir, aber sobald sie die kostbaren Kleider an meinem
Leibe betrachtete, wandt' ängstlich hinweg sie den Fuß.
Denn nicht konnt' in dem Schmuck die Göttin den Dichter erkennen,
Dessen Glieder die Pracht teurischer Kleider verdarb.

verbreiten unserem Polizian vorbehalten war. Von ausgezeichneten Lehrern ward er früh sowohl in die Platonische, als in die Aristotelische Philosophie eingeführt. Ihrer Ergründung widmete er seinen Fleiß, aber Neigung und Jugend zogen ihn mehr zu der Herrlichkeit der Homerischen Gesänge. Er entwickelte sich ungewöhnlich schnell, und, da er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, trat er mit dem entschiedensten Beifall als Lehrer auf. Er unterrichtete mit Erfolg in der lateinischen Literatur, und in der griechischen that er es Griechen selbst zuvor, so daß ein berühmter Lehrer, Chalkondylas, in kurzer Zeit seinen Hörsaal schließen mußte. Polizian, der geistliche Würden versah, war zugleich ein gelehrter Jurist, und als solcher erwarb er sich Verdienst dadurch, daß er den Urtext der Pandecten einer mühseligen Prüfung unterwarf, ein gründlicher und geschmackvoller Philolog, der sich schon in der Jugend durch seine Uebersetzung des Homer in lateinischen Hexametern *) bestens empfahl, und endlich ein Dichter von Gefühl in der lateinischen und der einheimischen Sprache. Nach der damals gangbaren Ansicht der gelehrten Vornehmheit verband Polizian mit Gedichten in der Muttersprache den Begriff des Leichtfertigen und Nichtigen. Daher kömmt es, daß bei aller Vollkommenheit in der Form sie mehr das Ansehn von geistreichen Entwürfen, als vollendeten Gemälden haben.

*) Martinus Antonius schreibt an Lorenzo: „Der erste Priester der Musen, Homer, tritt unter Deiner Leitung in Italien ein. Du bewirthest in Deinem Hause jenen Homeriden, den jungen Angelo Politiano, der Homers griechisches Wesen in lateinischen Farben abschildert. Er schildert ihn ab, und, was wunderbar dunkt, schon in so zartem Alter in einer Art, daß, wer den griechischen Homer nicht kennt, fragen wird, wer von beiden das Urbild und das Abbild sei.“ In zwei Stellen seines Heldengedichtes rühmt sich Polizian des Maeniden Gesänge auf heimischen Boden verpflanzt zu haben. Um so auffallender ist es, daß die Uebersetzung verloren gegangen ist.

indem der Dichter nur ſparſam zugemeſſene Mußeſtunden ihnen gewidmet zu haben ſcheint.

Deſſen ungeachtet iſt es unbegreiflich, wie Polizians italieniſche Dichtungen beinahe der Vergeſſenheit anheim fallen konnten, da der Ruhm, der ihnen bei ihrer Entſtehung, und das ganze ſechzehnte Jahrhundert hindurch gezollt wurde, in neuerer Zeit einſtimmig als gerecht erkannt wird *). Sein Heldengedicht, die Giostra, iſt unvollendet, aber als ein ſchöner Torſo fand es Bewunderung, ſein Drama, Orpheus, das er von der Zeit gedrängt, gleichſam ſchreibend improviſirte, ward mit ſolchem Beifall aufgenommen, daß er es wider Willen dem Druck übergeben mußte. Arioſt und Taſſo verſchmähten es nicht, ganze Verſe von ihm zu entlehnen, und in der Schilderung von Alcina's und Armida's Zauberſchlöſſern erkennen wir nur einen Abglanz der phantaſtiſchen Pracht, mit der Polizian in ſeinen Stanzen den Aufenthalt der Venus auf Cypern ausſtattete. Eben ſo oft aber begegnen uns bei dieſem Stellen, die dem Dante und Petrark, ſo wie den griechiſchen und römiſchen Dichtern abgeborgt ſind. Der damaligen Zeit gefiel eine ſolche Vielfarbigkeit. Paul Giovio ſagt, Polizian ſchiene zu des Volkes Erſtaunen die von den Griechen und Lateinern gepflückten Blüthen in ſeinen Stanzen geſammelt zu haben. Taſſoni vergleicht die Elegie eines anderen Dichters mit der Fahne des Prieſters Arlotto, die aus

*) Erſt 1811 erſchien eine vollſtändige Sammlung ſeiner italieniſchen Gedichte, und zwar in Florenz, unter dem Titel: Rime di Mr. Angelo Poliziano con illustrazioni dell' abate Vincenzo Nannucci e di Luigi Ciampolini. Die zweite florentiniſche Ausgabe von 1822 unterſcheidet ſich von ihr anders, als es ſonſt bei Nachdrücken der Fall iſt, durch größere Eleganz im Druck und in der Rechtſchreibung. Wenn die Deutſchen mit der Giostra ſchon 1764 durch Meinhard bekannt gemacht wurden, ſo erſchienen erſt 1829 einige kleinere Gedichte Polizians in einer Ueberſetzung von Gries.

lauter geſtohlenen Flicken zuſammengeſetzt ſei. Wenn auch bei andern, ſo war es ſicher bei Polizian nicht Geiſtesarmuth, die ihn nöthigte, aus fremden Blüthen Honig zu ziehn, es war vielmehr Dankbarkeit, die ihn beſtimmte, ſeine Verehrung für alles Claſſiſche zu bekunden. Seine reiche Erfindung, die ihn mit Unruhe immer von einem Bilde zum andern fortreißt, ſteht mit der Gemeſſenheit der zierlich behandelten Verſe ſogar in Widerſpruch. Wenn er mit Recht allgemein für den gilt, der den Ottave Rime die höchſte Vollendung gab, ſo iſt es auffallend, daß er bei ſeiner Liebe zu anmuthigen Reimverſchränkungen nie ein Sonett dichtete. Eine Ehrenſtelle darf ihm in der Poeſie der Italiener ſchon aus dem Grunde nicht ſtreitig gemacht werden, weil er eine würdige Vermittlung darſtellt zwiſchen den vor ihm, Dante und Petrark, und den nach ihm lebenden Dichtern, Arioſt und Taſſo, weil er es iſt, der zu manchen Dichtungsarten die erſten Beiſpiele gab. Sein Orpheus iſt das erſte italieniſche Drama, und die mannichfaltigſten Formen, die ſeine Muſe in zahlreichen Liedern ſpielend beherrſchte, ſehen wir hier in überraſchendem Wechſel zuſammen angewendet. Hier finden wir die erſte italieniſche Dithyrambe, und eine Probe der nachmals ſo beliebten Echo-Gedichte. Das neckiſch Melancholiſche des Naturſpiels möchte keiner früher und keiner beſſer als Polizian in einer Stanze, die ſich unter ſeinen kleineren Gedichten befindet, nachgeahmt haben.

Es wird als merkwürdig angeführt, daß die Fabel von Orpheus, die die Macht der Muſik verſinnlichen ſoll, in der Geſchichte der modernen Kunſt dreimal große Epochen eröffnet. An der Spitze der italieniſchen Dramen ſteht Polizians Orpheus im funfzehnten Jahrhundert, der ein Singſpiel ſein ſoll *), Octaviano Rinuccini brachte in ſeiner Eurydice, die 1600

*) Burney, General History of Music.

in Florenz gegeben wurde, die erste Oper auf die Bühne, und, als im achtzehnten Jahrhundert ein verderbter Geschmack in der theatralischen Musik um sich griff, komponirte Gluck den Orpheus des Calsabigi, um den Italienern zu zeigen, wie in durchgreifender Zusammenstimmung die Schönheit des lyrischen Schauspiels bestehe. Rinuccini's Oper hat manche Aehnlichkeit mit Polizians Dichtung, denn auch in jener treten in bunter Reihefolge neben den Hauptpersonen Pluto, Nymphen und Schäfer auf. — Nicht die alten Tragödien und Comödien wählte Polizian als Vorbild, sondern die Idyllen, die durch ihre dialogische Form einen Uebergang zum Drama bilden. Tasso und Guarini folgten ihm. Polizian nennt seine Dichtung favola und tragedia, richtiger indeß wird Tasso's Schäferspiel von einem Gleichzeitigen als eine Eklege bezeichnet. Guarini erklärt das seinige für eine Tragicomödie, doch finden wir bei ihm das sichtbare Bestreben, Mitleid und Furcht zu wecken. Polizian that auf das Tragische Verzicht. Sein Stück verräth überall mit liebenswürdiger Heiterkeit, daß es nicht ernst gemeint sei, wenn auch sein Inhalt Liebesverzweiflung, Tod und Mordschlag ist. Das Ganze war darauf berechnet, durch das Abwechselnde der rauschenden Herrlichkeit einer Hoffeier zu entsprechen. Der Orpheus ist ein Festspiel, das zu Ehren des Cardinals von Mantua, Francesco Gonzaga gedichtet wurde. In einer Ausgabe stimmt der thracische Sänger ein Loblied auf diesen Herrn an, in einer lateinischen Ode von dreizehn sapphischen Strophen, in deren Stelle später, da das Stück wahrscheinlich zu einer nachmaligen Aufführung umgearbeitet wurde, der Chorgesang der Dryaden trat, die den Tod der Euridice betrauern. Diesen Einfall hat man als die ungebührlichste Geschmacklosigkeit hervorgehoben, ohne zu seiner Entschuldigung anzuführen, daß das Eigenthümliche der Zwischenspiele darin bestand, die Aufmerksamkeit von der Scene auf den Schauplatz hinzulenken.

Der Architect, der das Theater aufgeschlagen hatte, sah in den Divertissements zwischen den Acten eine willkommenere Gelegenheit, seine Kunst und Erfindung in der decorativen Ausstattung und Verwandlung der Scene, pomphafter Anordnung von Tanzreihen, Pantomimen und Götterzügen, die ihren Gesang an die Zuschauer richteten, geltend zu machen. Kaum ward seine Freiheit durch ein vom Dichter entlehntes Motiv bedingt. Wenn in den Zwischenspielen gesprochen oder gesungen wurde, so rühren die Verse meist von einem anderen Verfasser her. So verdanken diejenigen, die zu einer Comödie des Guarini gehören, wie wir wissen, einer fremden Feder ihre Entstehung. Ebenso wird es sich mit denen verhalten, die dem Aminta des Tasso beigefügt sind. Das Erstaunen dieses Dichters, als er sein Schäferspiel, das keiner scenischen Einrichtung bedarf, aufführen sah, seine freudige Aufwallung, die ihn trieb, den unbekannten Architecten zu umarmen, wird uns nur dadurch erklärlich, daß in den Zwischenacten ein seltener Reichthum entfaltet wurde, der um so überraschender war, als das Drama ihn nicht erwarten ließ. Wahrscheinlich ist es aber, daß Polizian zu seinem Orpheus die Zwischenspiele selbst angegeben hatte, daß die Handlung etwa Merkur als Vorredner eröffnete, vor dem zweiten Act die Dryaden einen Tanz aufführten, vor dem dritten Orpheus den Preisgesang hören ließ, vor dem vierten sich im Tartarus Ixion, Sisyphus und die Danaiden abmühten und vor dem fünften die Mänaden auftraten, dem ihnen zufallenden Opfer entgegenharrend. Die erstgenannte Episode mußte um so weniger als störend erscheinen, da Orpheus die sapphische Ode nicht auf dem eigentlichen Spielplatz, sondern im Hintergrunde auf dem als Berg decorirten Balcon vortrug, unter dem die scenischen Verwandlungen vor sich zu gehn pflegten. Wenn man daran Anstoß genommen hat, daß der Sohn der Muse, als Repräsentant der Dichter, die Handlung vergessend

ſich in einer Sprache vernehmen laßt, die nur den Gelehrten unter den Zuſchauern verſtändlich war, ſo möchte es auch nicht zu billigen ſein, daß derſelbe an einer anderen Stelle die Thaten des Herkules in lateiniſchen Diſtichen beſingt, ſo mußte man vor allem es unſchicklich finden, daß vor einem Cardinal ein Stück aufgeführt wurde, das eine Feier innigſter Gattenliebe, und eine blutige Warnung vor dem Gelübde der Eheloſigkeit enthält. Damals gaben indeß noch nicht regelrecht abgezirkelte Schönheitslinien einer feierlichen Langenweile Vorſchub, und es ward freie Bewegung dem Vergnügen zugeſtanden. Polizians Feſtſpiel iſt ein balletartiges Bühnengepränge, das nicht eine Geſchichte entwickelt, ſondern hervorſtechende Momente derſelben, das Verſchiedenartigſte in lockerer Verknüpfung, zur Anſchauung bringt. Welche Fabel eignete ſich beſſer zu einer ſolchen Behandlung, als die, die zugleich auf der Ober- und in der Unterwelt ſpielt? Die Wahl mochte auch durch die Spielenden beſtimmt ſein, und es iſt glaublich, daß der Improviſator Baccio Ugolini, der bei der erſten Aufführung die Hauptrolle gab, gerade als Orpheus ſich vor dem Cardinal hören laſſen wollte. — Der Orpheus ſoll das erſte Mal in Mantua 1472 aufgeführt ſein, weil in dieſem Jahre Francesco Gonzaga ſeinen feierlichen Einzug daſelbſt hielt. Aus dem Stücke iſt keine Beziehung auf ein beſtimmtes Feſt zu entnehmen, und es läßt ſich nur aus einer Stanze folgern, daß es nach der Biostra gefertigt ſein müſſe. Die Entſtehung der letztern iſt am wahrſcheinlichſten um das Jahr 1478 zu ſetzen *).

Was die ſceniſche Einrichtung betrifft, die der Orpheus

*) Ginguené berichtigt die gewöhnliche Meinung, daß Polizian das Heldengedicht 1468 als vierzehnjähriger Knabe gemacht habe. Eine Stanze über die Unbeſtändigkeit der Weiber kömmt ſowohl in der Biostra, als im Orpheus im vierten Act vor. Dort beſitzt ſie den Zuſammenhang, hier verräth ſie ſich offenbar als Einſchaltung, ſie iſt nicht nur überflüſſig, ſondern ſogar unpaſſend. Um

erforderte, ſo ſcheint die Decoration im Weſentlichen durch das ganze Stück dieſelbe geblieben zu ſein. Die Zwiſchenſpiele hatten den Zweck, das Folgende als eine neue Erſcheinung vorzubereiten, und die Einbildungskraft der Zuſchauer einzuladen, die Spielenden in ein neues Lokal zu begleiten. Die Schaubühne ſchloß im Hintergrunde das erwähnte balconartige Gerüſt ab, das noch in ſpäterer Zeit einen nothwendigen Bedarf des engliſchen Theaters ausmachte, und deſſen unterer Theil bisweilen einen inneren, abgeſchloſſenen Raum darſtellte *). Als Berg erſcheint es, wie im Orpheus, auch in Guarini's Schäferſpiel, und mehrere Andeutungen daſelbſt geben uns eine anſchauliche Vorſtellung von ſeiner Beſchaffenheit. Das Gerüſt iſt etwa 8 Fuß hoch, denn der als Komiker auftretende Satyr reicht mit einem Stock bis zur Decke, und bringt einen Vorhang zum Herabfallen, der, als Felsſtück gemalt, die darunter ſtattfindende Grotte verſchließt. Zwei Stiegen führen von zwei Seiten zu ihm herauf. Im Orpheus iſt im Anfange der untere Theil des Berges mit einem Vorhang verdeckt. Im vierten Act wird dieſer hinweggezogen, und es iſt den Zuſchauern der Blick in den Tartarus gewährt. Als Anmerkung leſen wir in einer Handſchrift Folgendes: „In dieſem Act zeigen ſich zwei Vorſtellungen, nämlich auf einer Seite von außen der Eingang in die Hölle, wo Orpheus iſt, und das Innere derſelben, das ſich nachher öffnet, da Orpheus eintreten ſoll.“

---

ſein Drama mit einer ſchönen Stelle zu bereichern, beſtahl Politian ſein eig'nes älteres Dichtwerk. Der Orpheus wäre demnach nicht früher als 1478 aufgeführt und nicht ſpäter als 1483, in welchem Jahre der Cardinal Francesco Gonzaga von Mantua ſtarb.

*) Wie in den Zwiſchenſpielen, Intermedi, ſich die Erinnerung an die Parabaſen erhielt, ſo in dieſem Gerüſt die an das Ekkyklema.

# Orpheus.

Eine Tragödie von Meſſer Angelo Poliziano.

## Zueignung

des Verfaſſers an Carlo Canale.

Die Lacedämonier, mein edelſter Gönner, pflegten, wenn ihnen ein Sohn geboren wurde von unausgebildeten Gliedmaaßen oder von ſchwächlichem Bau, denſelben ſofort auszuſetzen, und es nicht zu erlauben, daß er am Leben erhalten würde, indem ſie ein ſolches Geſchöpf als Lacedämoniens unwürdig erachteten. So wünſchte auch ich, daß das Stück von Orpheus, welches ich auf Befehl unſeres erlauchten Cardinals von Mantua in Zeit von zwei Tagen *) unter immer währender Unruhe geſchrieben habe, und zwar in der Mutterſprache, damit die Zuſchauer es beſſer verſtänden, ſogleich nach der Abfaſſung, nicht anders als Orpheus ſelbſt, zerriſſen würde. Nicht verkenne ich, das dieſes mein Kind von der Art ſei, daß es eher ſeinem Vater Schande als Ehre bringt, und eher ihm Grund zum Unmuth als zur Freude giebt. Da ich aber ſehe, daß Ihr und einige Andere, die mir zuviel Geneigtheit erzeigen, es gegen meinen Wunſch am Leben erhaltet, ſo gebührt es mir, mehr Rückſicht auf die väterliche Vorliebe und Euren Wunſch, als auf meinen wohl erwogenen Vorſatz zu nehmen Sehet daher eine gerechte Entſchuldigung in dem Ausſpruch Eures Willens. Geboren unter den Augen eines ſo gnädigen Herrn, verdient es, daß auch ihm der Schutz der Geſetze zu Theil werde. Es lebe alſo, weil es Euch ſo gefällt. Aber ich erkläre feierlichſt, daß ein ſolches Mitleid eine entſchiedene Grauſamkeit ſei, und ich wünſche, daß dieſem meinen Urtheil dieſer Brief als Zeugniß diene. Euch, die Ihr wiſſet, daß

*) Zwei Monate ſchrieb Taſſo an ſeinem Aminta.

Gehorsam nothwendig, die Zeit beschränkt gewesen sei, flehe ich, mit Eurem Ansehn eintreten zu wollen, wenn jemand die Unvollkommenheit eines solchen Kindes dem Vater zuschreiben möchte. Lebet wohl!

## Personen der Tragödie:

| | | |
|---|---|---|
| Mopsus, | Schäfer. | Mucivitus, Satyr. |
| Aristäus, | | Pluto. |
| Thyrsis, | | Proserpina. |
| Eine Dryade. | | Eurydice. |
| Chor der Dryaden. | | Eine Manade. |
| Orpheus. | | Chor der Manaden. |

## Inhalt *)

Schweigt still und höret. Aristäus wählte
Ein Sohn Apollo's einst den Hirtenstand,
Der liebt' Eurydice, Orpheus' Vermählte,
Mit also ungezähmtem Liebesbrand,
Daß eines Tages die von ihm Gequälte
Verfolgt ihr schrecklich bitt'res Ende fand,
Weil auf der Flucht, zu einem Bach getrieben,
Sie eine Schlange stach, wo todt sie blieben.
Der Höll' entführte Orpheus sie durch Singen,
Doch brechend das gegebene Gebot
Verlor er, die schon seine Arm' umfingen:
Woher er in verzweifelnd bitt'rer Noth
Voll Haß beschloß, kein Weib mehr zu umschlingen
Und darum gaben Weiber ihm den Tod.
Aufmerksam mag auf's Stück nun jeder passen,
Fünf Acte sind's, die dieses in sich fassen.

*) Nach Beuterwek hält Merkur den Prolog.

# Erſter Act.

Paſterale.

## Mopſus, Ariſtäus, Thyrſis.

Mopſus.

Weißt du nicht, wo mein weißes Kalb mag ſtecken,
Das einen rothen Streifen hat am Knie
Und an der Stirne einen ſchwarzen Flecken?

Ariſtäus.

Nicht hab' ich, theurer Mopſus, heute früh
Die Heerde neben dieſem Quell geſehen,
Doch hinter'm Berge hört' ich brüllen ſie.
Geh Thyrſis, um ein wenig nachzuſpähen.
Du bleibeſt Mopſus unterdeß bei mir,
Denn hören ſollſt du, will ich, meine Wehen.
Geſtern erblickt' im ſchattigen Revier
Ich eine Nymphe hier, ſchön wie Diana,
Ein Jüngling lieberfüllt ſchritt neben ihr.
Kein Zug, kein Blick, der dich an ird'ſches mahne.
Ha! es durchzuckte plötzlich mir das Herz
Und glühend ſchwärmt mein Geiſt im Liebeswahne.
Nicht mehr empfind' ich, Mopſus, Luſt und Scherz,
Im Bette lieg' ich, ohne Schlaf zu kennen,
Ich eſſe nichts und weine ſtets vor Schmerz.

Mopſus.

Mein Ariſtäus, dieſes Liebenbrennen,
Wenn du es ſchnell zu tilgen ſäumig biſt,
Wird ſchnell es dich von allem Frieden trennen.
Es iſt nichts neues mir die Liebe, wißt!
Ich weiß, wie wachſend ſie kann mächtig werden.
Drum heile ſchnell, weil Heilung möglich iſt.

Gehorchſt du Armer ihren Grambeſchwerden,
So ſchwinden aus dem Kopf dir Saat und Wein
Und Weid' und Garten, Bienen, Vieh und Heerden.

Ariſtäus.

Du redeſt, Mopſus, dieſes Tauben ein,
Vom Winde wird das Wort hinweggetrieben,
Das du verſchwendeteſt, d'rum laß es ſein!
Denn Ariſtäus liebt, um ſtets zu lieben,
Und nie geneſ't er von ſo ſüßer Schmach.
Die Liebe lebt, wen mehr ſie mag betrüben.
Doch lebſt du etwas meinen Wünſchen nach,
Gieb an mir auf der Flöte ſanfte Klänge
Und laß uns ſingen unter'm Blätterdach,
Denn meine Nymphe, weiß ich, liebt Geſange.

Geſang von Ariſtäus.

Hört Wälder, hört mein rührend Minnelied,
Weil ungerührt die ſchöne Nymphe flieht.
Die ſchöne Nymphe nicht mein Klagen dauert,
Der Ton von unſ'rer Flöte weckt ihr Haß,
Drob meine ſchon geborne Heerde trauert,
Nicht will ſie ſchlürfen von dem reinen Naß,
Nicht will berühren ſie das zarte Gras,
Die ſo ſich um den Schafer grämt und müht.
Hört Wälder, hört mein rührend Minnelied,
Weil ungerührt die ſchöne Nymphe flieht.
Wohl bangt die Heerd' um ihres Schafers Leben,
Die Nymphe nicht um des Geliebten Schmerz:
Der Schönen ward ein Herz von Stein gegeben,
Von Stein nur? Nein, von Diamant und Erz.
Sie fliehet vor mir ängſtlich allerwärts,
So wie das Lämmlein, wenn den Wolf es ſieht.
Hört Wälder, hört mein rührend Minnelied,
Weil ungerührt die ſchöne Nymphe flieht.

Sag' ihr, du meine Flöte, ſchnell entſchwindet
Mit ſammt den Jahren ihrer Schönheit Macht,
Sag' ihr, daß uns die Zeit Zerſtörung kündet,
Und uns nicht mehr die Jugend wieder lacht.
Sie ſei zu nützen ihren Reiz bedacht,
Der ewig nicht von Roſ' und Veilchen blüht.
Hört Wälder, hört mein rührend Minnelied,
Weil ungerührt die ſchöne Nymphe flieht.
Tragt mir, ihr Winde, dieſe Minneklagen
Nun zu den Ohren meiner Nymphe hin,
Wie viel ich um ſie weinte, mögt ihr ſagen,
Erweicht durch Bitten ihren harten Sinn,
Sagt, daß mein Leben fahre raſch dahin,
Wie bei der Sonne ſich der Reif verzieht.
Hört Wälder, hört mein rührend Minnelied,
Weil ungerührt die ſchöne Nymphe flieht.

Mopſus.

Es iſt des Waſſers Murmeln nicht erquickender,
Das kühlig friſch vom Felſen ſtrömt hernieder laut,
Es ſäuſelt nicht der Zephyrhauch entzückender,
Der in den Pinien ſpielet hin und wieder laut,
Als deine Lieder ſüß ſind, mit beglückender
Gewalt durchtönt mich troſtreich deiner Lieder Laut,
Wenn ſie ſie hört, kömmt zahm ſie zu dir Singenden. —
Sieh Thyrſis, den vom Berg herab ſich ſchwingenden!

Ariſtäus.

Wo iſt das Kalb? Haſt du es aufgefunden?

Thyrſis.

Ich hab's. Zerſchlagen iſt ſein Kopf voll Blut,
So daß es bald verreckt wär' an den Wunden.
Mir wollt' es eins verſetzen voller Wuth.
Zur Heerde führt' ich's hin, wo es entſchwunden,
Doch traun es füllte ſeinen Kropf ſich gut.

Ariſtäus.

Jetzt aber hätt' ich gern den Grund vernommen,
Warum du alſo ſpat zurückgekommen.

Thyrſis.

Auf einer Jungfrau weilten meine Blicke,
Die Blumen ſammelnd geht am Berg umher:
Nie glaub' ich, daß mich eine ſo entzücke,
Im Gang ſo edel und im Blick ſo hehr,
Süß iſt ihr Sang, und ſüß ihr Wort, zurücke
Zu lenken einen Fluß wär' ihr nicht ſchwer,
Ihr Antlitz Roſ' und Schnee, ihr Haar iſt golden,
Ihr Auge braun, und weiß das Kleid der Holden.

Ariſtäus.

Bleib Mopſus hier. Ich muß mich dorthin wenden,
Weil ſie es eben iſt, von der ich ſprach.

Mopſus.

Laß dich nicht ein zu kühnes Wagniß blenden,
Nicht führ' es dich in Schmerz und Ungemach.

Ariſtäus.

Es ſoll mir dieſer Tag das Leben enden,
Kann ich nicht ſehen, was mein Glück vermag
Bleib' Mopſus, hier am Brunnen magſt du weilen,
Ich will zum Berg, ſie aufzuſuchen, eilen.

Mopſus.

Was ſcheint dir Thyrſis, was dein Herr nun brütet?
Iſt's Wahnſinn nicht, der ihm erregt den Muth?
Es thut nun noth, daß ihn dein Wort begütet.
Wie ihm nur Schand' erwachſ' aus ſolcher Gluth

Thyrſis.

Wohl thörig iſt, der ſeinem Herrn gebietet,
Zu folgen, Mopſus, ſteht dem Diener gut.
Ich weiß, er iſt verſtändiger als wir
Mein Amt iſt, zu bewachen Kuh und Stier.

# Zweiter Act.

Nymphen-Action.

## Ariſtäus, Dryade, Chor von Dryaden.

Ariſtäus.

Nicht fliehe mich du Sprode,
Weil ich dich mir erkohr!
Du biſt mir mehr als Herz und Leben theuer.
Nicht fliehe Nymph'! o Blöde,
Mild leihe mir dein Ohr!
Nicht fliehe Nymphe meiner Liebe Feuer!
Nicht bin ich Wolf und Bär,
Ich bin ja dein Getreuer,
Nicht unaufhaltſam eile vor mir her!
Kann nichts mein Fleh'n erringen,
Entrinnt ſie flüchtig mir,
So muß ich folgen ihr.
Sei Amor mild, und leih' mir deine Schwingen!

Eine Dryade.

Weh', eine Mähr von Jammer und von Klagen
Bringt meine Stimme, theure Schweſtern, euch,
Faſt muß mein Herz ſie zu berichten zagen.
Todt liegt am Fluß Eurydice und bleich,
Geſenkten Haupts die Blumen rings ſich bangen,
Der Murmelquell macht ſich durch Klagen weich.
Der Geiſt verließ, der pilgernd heimgegangen,
Die ſchöne Herberg', und ſie ruht entſeelt,
Wie der Ligußer und der Roſe Prangen.
Getödtet ward ſie, wie man mir erzählt,
Denn eine Schlange ſtach ſie in die Zehe,
Woher ſo ſchreckliches Geſchick mich quält,
Daß ich euch alle mit zu weinen flehe.

Chor der Dryaden.

Es soll die Luft von Klagen wiedertönen,
Weil ihr das Licht entwandt,
Es schwillt von unsern Thränen
Der Flusse Wasser bis zu Ufers Rand.
Dem Himmel hat der Tod den Glanz entrücket,
Nacht ist jedweder Stern,
Eurydice ist fern,
Der Nymphen Blüthe hat der Tod gepflücket.
Weint Amor schmerzdurchdrücket,
Weint mit uns Bäch' und Wälder,
Weint Berge rings, und du, o junge Eiche,
Worunter liegt der Frauen schöne Leiche,
Neig' itzt herab das Laub dem Trauerstöhnen.
Es soll die Luft von Klagen wiedertönen,
Weil ihr das Licht entwandt,
Es schwillt von unsern Thränen
Der Flusse Wasser bis zu Ufers Rand.
Ah grause Schlang'! Ah unglückseel'ge Loose!
Ah Schicksal voller Weh!
Wie eine Lilie,
Wie auf der Erde die gepflückte Rose
Liegt bleich sie auf dem Moose,
Die sonst in hoher Schönheit
Gestralt als unsrer Zeiten Glanz und Wonne.
Es ist verdunkelt nun die lichte Sonne,
Die sonst das Weltall pflegte zu verschönen.
Es soll die Luft von Klagen wiedertönen,
Weil ihr das Licht entwandt,
Es schwillt von unsern Thränen
Der Flusse Wasser bis zu Ufers Rand.
Wer wird mit süßem Lied das Ohr nun weiden?
Die Stürme schweigte sie

Mit holder Melodie,
Die ſchmerzvoll toben bei ſo großem Leiden.
Hin ſind ſo viele Freuden,
So viele heit're Tage
Mit ihren Augen, die der Tod verhüllet.
Mit Klagen ſei die Erde nun erfüllet,
Von unſrem Ruf ſoll Meer und Himmel dröhnen!
Es ſoll die Luft von Klagen wiedertönen,
Weil ihr das Licht entwandt,
Es ſchwillt von unſern Thränen
Der Flüſſe Waſſer bis zu Ufers Rand.

Eine Dryade.

Wohl Orpheus iſt's, der auf dem Berg erſcheinet,
Die Laute in der Hand, froh im Geſicht,
Weil ſeine Nymphe lebend er vermeinet.
Ich will ihm künden troſtloſen Bericht.
Mehr muß verwunden ihn der Schlag der Schmerzen,
Da er ihn plötzlich traf, geahnet nicht.
Getrennt hat nun der Tod die treuſten Herzen,
Ein Band, wie nie es mehr geknüpft Natur,
Verlöſcht die Glut der liebſten Minnekerzen.
Wallt hin ihr Schweſtern zu der Schäferflur,
Bedeckt der Schönen Leib mit Laub und Blüthen,
Wo ſie am Berg das Trauerloos erfuhr,
Ich will die Leidensbotſchaft dieſem bieten.

## Dritter Act.

Heldengedicht.

Orpheus, die Dryade, der Satyr Mneſyllus.

Orpheus.

Musa triumphales titulos et gesta canamus
Herculis et forti monstra subacta manu:

Ut timidae matri pressos ostenderit angues,
Intrepidusque fero riserit ore puer *).

Dryade.

O Orpheus, trauervolle Mähr empfange,
Dein Weib, die schöne Nymphe, sie erblich.
Sie floh vor Aristäus' Liebesdrange,
Und als sie zu des Ufers Rand entwich,
Stach in den Fuß sie eine grause Schlange,
Die giftvoll unter Kraut und Blumen schlich.
Es war der Stich so furchtbar und entsetzlich,
Daß Lauf und Leben sie geendet plötzlich.

Menalkas.

Sieh', wie vor Leid
Sich kehrt hinweg der Arme,
Und nicht ein Wort vor Gram erwiedern will.
An diesem Ufer still,
Von Menschen weit,
Wird er hier weiden sich dem bittern Harme.
Ich folg' ihm, um es schaudend zu erleben,
Wie bei dem Klag'gesang der Berg wird beben.

Orpheus.

Sieh weinend dich trostlose Zither kund,
Nicht darf dich mehr der alte Sang beseelen,
Jetzt weine, wenn sich dreht des Himmels Rund,
Und unser Gram besieget Philomelen.
O Luft, o Erd', o Meer, o Schmerzesgrund,
Wie werd' ich tragen solches Jammers Quälen!
Eurydice, du Schöne, o mein Leben,
Ohn' dich geziemt's die Welt mir aufzugeben.

*) Die etwas veränderten Verse sind von Claudianus entlehnt.
Muse das Siegesgepräng, und den Ruhm und Herkules Thaten
Singen wir, welcher bezwang Riesen mit kräftiger Hand:
Wie er die Schlangen erwürgt darreichte der zitternden Mutter,
Und unerschrocken als Kind lachte mit trotzigem Mund.

Ich will mich zu der Höllenpforte wagen,
Schau'n, ob mir unten Mitleid winket Glück.
Wir wenden ab vielleicht durch Liederklagen,
O ſüße Zither, unſer hart Geſchick,
Mild wird vielleicht der Tod der Streng' entſagen,
Wir rührten ſingend Stein und Felſenſtück,
Uns folgten Reh und Tiger gern, wir ließen
Den Wald ſich dreh'n, den Gießbach rückwärts fließen.

Muſyllus.

Nicht iſt ſo leicht zu wenden,
Was graus die Parze ſpinnt,
Nicht weicht der erznen Hölle Thor zurück,
Und klar erkennt mein Blick,
Bald wird ſein Leben enden,
Der niederſteigend nie dem Schlund entrinnt.
Kein Wunder, daß das Lebenslicht verlieret,
Wer von dem blinden Amor wird geführet.

## Vierter Act.

Todtenbeſchwörung.

Orpheus, Pluto, Proſerpina, Eurydice, Tiſiphone.

Orpheus.

Mitleid, Mitleid dem armen Liebentglühten,
Mitleid erfaſſ' o Höllengeiſter euch!
Hinabzugehn kann Liebe nur gebieten,
Sie lieh die Flügel mir zum Schattenreich.
Still Cerberus, es lege ſich dein Wüthen!
Wohl ſtimmte meine Leidensmähr dich weich,

Du nicht alleine weinteſt dann mit mir,
Nein jeder ſonſt im dunkelen Revier.
Nicht durfen für mich ziſchen die Megären
Und nicht ſich ringeln ihrer Schlangen Zahl,
Wenn meine bitt'ren Kränkungen ſie hören,
So ſind ſie Mitgenoſſen meiner Qual.
Den Eintritt wollet nicht dem Armen wehren,
Dem feind die Elemente allzumahl.
Tod oder Rettung kömmt er zu erringen,
Laßt' drum ihn durch die Eiſenthore dringen.

Pluto.

Wer iſt es, der den feſten Tartarus
Erſchloß durch Saitenklänge
Und mit ſich weinen macht die todte Menge?
Dem Stein des Siſyphus
Iſt Ruhe nun beſchieden,
Nicht weicht das Waſſer mehr dem Tantalus,
Der Geier läßt den Tityus in Frieden,
Es ruht Irions Rad,
Mit leerem Kruge ſtehn die Danaiden,
Des langen Schöpfens ſatt,
Es gränmt ſich mehr kein Geiſt im Schmerzesdrange
Und alle leih'n ihr Ohr dem ſüßen Sange.

Proſerpina.

Weil ich für dich verſchmäht, mein Ehgemahl,
Im Himmelslicht zu wohnen,
Um hier als Höllen-Königin zu thronen —
So fühlt' ich noch kein Mal
Die Luſt der Liebesleiden,
Die mir des Herzens kalte Strenge ſtahl,
Gern möcht' ich mich an dieſer Stimme weiden
Und nichts, ſo glaub' ich ſchier,
Vermöchte mir zu bieten größ're Freuden —

So ruh' ein wenig mir,
Soll einmal deine Gunst ich dir erwiedern,
So ruhe mir, und horch den süßen Liedern.

Orpheus.

Als Herrscher ihr von allem Volk ersch'n
Das von dem obern Licht ward abgerufen —
Hierher kömmt, was Natur nur ließ entsteh'n,
Was in der Welt die Elemente schufen —
Vernehmet denn den Grund von meinen Weh'n,
Der Liebe Schmerz wies mir hinab die Stufen,
Nicht kam ich her, den Cerberus zu ketten,
Nein, einzig meine Gattin zu erretten.

Denn eine Schlang' in Blumen hingeschlichen
Nahm mir mein Weib, nein — meines Herzens Blut.
Mein Leben ist seitdem in Pein verstrichen,
Den Schmerz zu dulden beg' ich nicht mehr Muth.
Doch ist euch nicht Erinn'rung ganz gewichen
Von eurer viel besung'nen Liebesglut,
Ist euch der alte Raub im Sinn geblieben,
So gebt Eurydice zurück, mein Lieben.

Jedwedes Ding muß endlich zu euch eilen,
Jedwedes Leben fällt herab verblüht,
Wie lang der Mond mag wechselnd Licht ertheilen,
Er muß hierher in euer Nachtgebiet,
Mag man dort oben länger, kürzer weilen,
Jedwedem ziemt, daß er die Straße zieht,
Dies ist das letzte Ziel von unsern Schritten,
Lang dann gehorchen wir in eurer Mitten.

So meine Nymph' entgeht nicht eurem Neide,
So bald Natur für sie bestimmt das Grab,
Jetzt nahmt ihr mit der grausen Sichel Schneide
Die junge Reb' und herbe Traube ab.

Wer mahd wohl, wenn noch grunet das Getraide
Und harret nicht bis Zeit ihm Reife gab?
Darum ſo gebt mir meiner Hoffnung Glück,
Nicht als Geſchenk, als Pfand mir nur zurück.
Seid bei den grauſen Waſſern mir beſchworen,
Beim Sumpf des Styres und des Acheron,
Beim Chaos, aus dem alles ward geboren,
Beim brandenden Gebraus des Phlegethon,
Beim Apfel, den du Königin erfochten,
Da du von unſerm Horizont geflohn!
Willſt du ſie mir, unſelig Loos, nicht laſſen,
So kehr' ich nicht zurück, ich will erblaſſen.

Proſerpina.

Nicht unſer Hof geſtatte,
So glaubt' ich theurer Gatte,
Daß Mitleidsruf je unſern Staat erreicht:
Von Rührung ſeh' ich jetzt die Höll' erweicht,
Es weint jedweder Schatte,
Weil all zu hart des Mannes Schmerz ihm däucht.
Könnt' er auch beugen deiner Satzung Strenge
Durch heißes Fleh'n, durch Lieb und durch Geſänge.

Pluto.

Nimm ſie als dein zurücke,
Wenn du auf ſie die Blicke
Nicht kehrſt, bis unter Lebenden ſie iſt.
Nicht wende dich zu ihr vor dieſer Friſt.
Sie iſt im Augenblicke
Verſchwunden, wenn du deiner Herr nicht biſt.
Ich bin gewillt, daß bei ſo ſelt'nem Flehen
Mein Zepter ſich zur Milde mag verſtehen.

Orpheus.

Ite triumphales circum mea tempora lauri!
Vicimus Eurydicen: reddita vita mihi est.

Haec mea praecipue victoria digna corona
Credimus, an lateri juncta puella meo? *)

Eurydice.

Weh dein zu zärtlich Herze,
Es bracht' Elend uns zwei'n.
Ich bin entrissen dir zu großem Schmerze
Und nicht mehr bin ich dein.
Orpheus ich breit' umsonst nach dir die Arme.
Mich zieht's zurück. Leb' wohl! ruft dir die Arme.

Orpheus.

Wer giebt Gesetz der Liebe?
Verzeihlich und erlaubt
Ist wohl ein Blick voll Glut und süßer Triebe.
So bin ich denn beraubt
Und sehe meine Lust in Schmerz sich wandeln.
Noch einmal muß ich zu den Todten wandeln.

Tisiphone.

Nicht fürder sollst du's wagen.
Umsonst ist nun dein Zagen und Bedauern,
Eurydice wird ferne von dir trauern.
Wohl muß sie trauern wieder.
Umsonst sind deine Lieder, deine Klagen,
Nicht fürder sollst du's wagen, unbeweglich
Ist nun dein Fuß — die Hölle unbeweglich.

*) Die etwas veränderten Verse sind aus Ovid's Elegien genommen.
Schlingt um die Schläfe auch mir siegprangende Zweige des Lorbers,
Mein ist Eurydice, mein! Wieder geboren bin ich.
Dies mein höchster Triumph, den würdig die Krone belohnte.
Ist es denn wahr, daß ich dein' hier an der Seite mein Lieb?

## Fünfter Act.

Bacchanal.

Orpheus, eine Ménade, Chor von Ménaden.

Orpheus.

Welch' Lied kann je so wunderbar ertönen,
Daß es erreiche des Verlustes Schmerz?
Wie werd' ich weinen je so viele Thränen,
Als ewig weint mein tödtlich wundes Herz?
Stets werd' ich traurig, trostlos Klagen sühnen.
So lang mich bannt der Himmel erdenwärts —
Und weil mein Loos so graus sich konnte trüben,
So will ich furder nie ein Weib mehr lieben.
Ich will von nun an frische Blumen pflücken,
Den heitern Frühling einer bessern Zeit,
Wenn sich die Jahre schön und lieblich schmücken.
Wer mir vom Weibe spricht, der bleibe weit!
Nie soll mich Frauenliebe mehr umstricken,
Weil sie erblich, der ich mein Herz geweiht.
Wer in Gesprächen mit mir will verkehren,
Der laß mich nicht von Frauenliebe hören
Wohl elend ist, der für die Frau sein Streben
Verändert, Gram aus Liebe hegt und Qual.
Wer seine Freiheit für sie aufgegeben,
Wer auf ihr Wort und Antlitz stützt die Wahl.
Beweglich wie das Blatt bei Windes Weben
Will sie, will nicht im Tage tausend Mal,
Folgt dem, der flieht, und haßt den, der sie ehret.
So wie am Strand die Woge geht und kehret

Eine Ménade.

Ho Schwestern lieb und traut!
Er ist's, der unsrer Liebe frech entsaget.

Ohe ermordet ihn!
Ergreift den Thyrsus schnell! Vom Stamme schlaget
Den Aß herab, werft weg die Pantherhaut!
Der Frevler soll der Strafe nicht entfliehn.
Weil nicht der Frevler soll der Straf' entfliehn,
Zerreißt mit euren Händen ihm die Haut
Und, wie der Schmid gewaltsam schlägt, so schlaget,
Nichts schützt vor Sterben ihn,
Dieweil er allen Frauen hohngesaget,
Her Schwestern lieb und traut!

**Dieselbe, nachdem Orpheus ermordet ist.**

Ohe, ohe! Dank soll dir Bacchus schallen.
Wir haben brav im Buschwerk ihn zerhackt,
Daß Blut nun tröpfelt von den Zweiglein allen.
Wir haben wild ihm Glied für Glied zerknackt,
Sind über ihn im Haine hergefallen,
Blut tränkt den Grund, wo wir ihn ausgepackt.
Jetzt schmäh' der Hochzeitsfackel der Abscheuliche!
Evoe Bacchus dieses Opfer heilige!

**Chor von Mänaden.**

Jeder o Bacchus folge dir,
Bacchus evoe für und für!
Kränzt euch jubelnd die Haare mit Trauben
Und mit des Epheus grünender Pracht,
Denn es gehöret zu deinem Glauben,
Laut zu schwärmen bei Tag und bei Nacht.
Jeglicher trinke, weil Bacchus lacht,
Gebet, gebet zu trinken mir,
Jeder o Bacchus folge dir,
Bacchus evoe für und für!
Ledig kann ich mein Trinkhorn weisen,
Reicht mir den schäumenden Becher nun her!
Wie sich nun ringsum die Berge kreisen

Oder mein glühendes Hirn vielmehr
Jeglicher laufe die Kreuz und Quer.
Lustig, so wie ihr es seht von mir!
Jeder o Bacchus folge dir,
Bacchus evoe für und für!
Werd' ich entschlummernd dereinst erkalten
Trunken, ich weiß nicht, ob nein oder ja?
Aufrecht kann ich mich jetzt nicht mehr halten.
Ihr seid trunken, so scheint es beinah.
Jeglicher mach's, wie von mir er es sah,
Jeglicher zeche frisch mit mir!
Jeder o Bacchus folge dir,
Bacchus evoe für und für!
Bacchus, Bacchus schreit ihm entgegen!
Wein in die Kehlen gießet zu,
Bis wir vor Schlaf es fürder nicht mögen.
Trinke du, und du, und du,
Aber laßt mich mit Tanz nun in Ruh
Schreiet Evoe für und für!
Jeder o Bacchus folge dir,
Bacchus evoe für und für!

# Beatrice.

## Aus Dante's Jugendleben.

Von

**Alfred Reumont.**

— She was his life.
The ocean to the river of his thoughts.

Lord Byron.

Es war der erste Mai des Jahres 1274. Der alten, schönen Sitte getreu, das Frühlingsfest in der Stadt des Frühlings und der Blumen zu feiern, hatte Folco Portinari, ein angesehener und reicher florentiner Bürger, Nachbarn und Freunde bei sich versammelt; seine Wohnung, die in der Straße lag, welche man von dem hohen und ernsten Palaste des Podestà, den an ihrem Ende Jakob Lapo hingebaut, jene des Palastes nannte, war mit heitern und freudigen Menschen gefüllt. Töne der Musik erklangen in die Straße hinein, denn das Thor und die hölzernen Fensterladen waren geöffnet; alle vornehmen Bürger der Stadt aus den ältesten Familien waren mit den Ihrigen zugegen: da sah man die Donati und Buondelmonti, die Adimari und Pardi, die della Tosa und Spini, die Malispini und Nerli; die Frauen in Brocat und Seide, Haar und Brust mit Perlen und feinen Steinen geschmückt. Ein Menestrel oder Gaukler (gewöhnlich waren sie eines und anderes), damals mit provenzalischem Ausdruck gewöhnlich Joglar geheißen, sang zur Laute ein Lied Guido's delle Colonne, und eine Canzone des ein Paar Jahre vorher zu Bologna im Gefängnisse gestorbenen, schönen und unglücklichen Königs Enzio, wie er sie in lauen Sommernächten, zu Barletta, am Strande des adriatischen Meeres, mit seinen

ſizilischen Romanzensängern zu erfinden pflegte. Sein bunter Anzug contraſtirte seltsam mit der Würde und anſtandvollen Kleidung des florentinischen Volkes, das nicht mehr im einfachen Lederrocke und mit knöcherner Schnalle umherging, wie hundert Jahre früher, bei dem aber noch kein Herzog von Athen fränkische Tracht und Mode in Aufnahme gebracht hatte.

Nicht blos Erwachsene nahmen Antheil an dem Feſte, auch die Kinder freuten ſich der Feier des Tages. Heitere Spiele führten ſie bald in die geräumige, von Spitzbogen und mit fantaſtiſchen Knäufen verzierten Pfeilern umgebene Halle des Erdgeſchoſſes, bald in die weiten Säle, wo die Aeltern in vertraulichem Geſpräch verſammelt waren. Alle übertraf an freundlicher Anmuth Beatrice, Folco's achtjährige Tochter, von ihren Bekannten gewöhnlich mit kürzerem Namen Bice geheißen. Ein Engelsbild erſchien ſie jedem, der ſie ſah. Ohne den unſchuldvollen Reiz des kindlichen Alters verloren zu haben, waren Benehmen und Rede weit über ihre Jahre hinaus, und ſie war beſcheiden und ruhig in ihrer Heiterkeit. Beatricens Aeußere verkündigte die reine Seele, die es barg. Blondes Haar, von der ſchönen Stirne zurückgeſtrichen, und mit einer einzigen Perlenſchnur verſchlungen, floß in ungekünſtelten Locken über den weißen Nacken hinab; in mildem Glanze leuchteten die blauen Augen, über denen dunkelfarbene Brauen ſich fein hinzeichneten; anmuthig war der Mund mit glänzenden Zähnen. Von blaßrother Seide war ihr Anzug.

Unter den Vielen, welche dieſe Erſcheinung des Himmels umgaben, war ein Knabe, der, ſtill und in ſich gekehrt, in ihren Anblick verloren ſchien. Sein durchdringender Blick hing an ihrer Geſtalt: für ihn war nur ſie allein da unter den Geſpielen; der Geiſt des Lebens erbebte in allen ihren Pulſen, und ſchien ihm zu ſagen: da iſt die Gottheit, ſtärker denn ich, die bei ihrem Kommen über mich herrſchen wird. Das Licht des Paradieſes ging an dieſem Maimorgen einem noch kindi

ſchen Gemüthe auf. — ein Licht, das ihn weckte aus dem ersten Schlummer, das ihm leuchtete in den Jahren rastloser Thätigkeit und Leidenschaft, das ihm ein Leitstern war, als seine müden Schritte einsam und verlassen den öden und steinigten Pfad der Verbannung maßen.

Wer hat nicht von der Familie Frangipani vernommen, welche in unseliger, blutiger Zeit den Untergang des hohenstaufischen Hauses verschuldete? In Carls des Großen Tagen kam ein Jüngling aus diesem Stamme, mit Namen Elisäus, von Rom nach Florenz. Einer seiner Nachkommen, Cacciaguida genannt, zog mit Conrad III. in den heiligen Krieg, und vermählte sich mit einer Tochter des Hauses der Aldighieri, welche in Ferrara mit den Este um die Obergewalt wetteiferten. Der älteste seiner Söhne war Alighieri, der sich nach seinen Vorfahren mütterlicher Seite nannte. Das Wappenschild war halb golden, halb schwarz, quer durch von einem weißen Balken getrennt; die Familie wohnte nicht weit von der Abtei, welche Hugo, Markgraf von Brandenburg, gestiftet, bei dem Kirchlein, das man St. Martin bei Pruonomini nennt, und wo man noch in unsern Tagen ein Haus zeigt, das sich durch seine alterthümlichen Thürme von großen, behauenen Steinen kenntlich macht, einem jener hohen viereckigen Thürme gegenüber, welche in jener Zeit Florenz zu hunderten füllten. Hier wurde im Monate Mai des Jahres 1265 einem andern Alighieri von seiner Gattin Bella ein Sohn geboren, welcher bei der Taufe in der Johanniskirche den Namen Durante erhielt, den man aber gemeinhin Dante nannte. Als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, sah sie ihn im Traume sich nähren von den Beeren des Lorbeerbaumes, und trinken aus dem Krystallbrunnen. Wenig geneigt zu kindischem Spiel und Scherz war der Knabe, dessen Züge schon in seinen Kinderjahren jenen Ernst verkündeten, welcher sein bewegtes und nicht glückliches Leben hindurch umwölken sollte.

Als Dante gedankenvoll dem Treiben der Uebrigen zusah,

trat, ihn zu ermuntern, ein ſchon alternder Mann herzu, deſſen Miene Lebensluſt und Fröhlichkeit verkündete. Es war Brunetto Latini, dem Madonna Bella nach ihres Gatten frühem Tode die Erziehung ihres Sohnes anvertraut hatte. Wie einen Vater liebte der Knabe ſeinen Lehrer, welcher ihm faſt nie von der Seite wich, und ihm die Grundzüge jener Wiſſenſchaften beibrachte, in denen er ſelbſt den Beſten ſeiner Zeit zugerechnet wurde. Die Nacht der Barbarei, welche Jahrhunderte lang Italiens verwüſtete, mit Blut und Trümmern bedeckte Gefilde in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, war einem erſt noch dämmernden, aber tröſtenden Morgenroth gewichen. Der Rieſenkampf, der ſich zwiſchen Kirche und Reich entzündet, hatte die Energie des Volkes in allen ihren Fibern geweckt: der menſchliche Geiſt erkannte erſchreckend, wie tief er gefallen, und ſuchte ſich emporzuarbeiten zu Licht und Leben. Ein Gemenge lateiniſcher und nordiſcher Mundarten, rauh und regellos wie die Bewohner des Landes, war an die Stelle der reinen, klaſſiſch gebildeten Römerſprache getreten, und dieſe letztere lebte noch, beinahe unkenntlich, im Munde Weniger. Die Heiligenlegende hatte den Platz der Dichter und Philoſophen des Alterthums eingenommen. So konnte das italieniſche Volk nicht bleiben, und mit der errungenen Freiheit machte auch die Bildung gigantiſche Fortſchritte. Die ſogenannte Lingua volgare, arm, ſchroff und ungelenk, aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengeſetzt, unfähig, dasjenige auszudrücken, was über die Begriffe und Bedürfniſſe des gemeinen Lebens hinausging, bildete und entwickelte ſich ſchnell, und ſtellte ſich bald, eine blühend heranwachſende Jungfrau, neben die fränkiſche. Dichter verſuchten ihre Empfindungen in ihr auszuſprechen, ernſte Werke wurden in ihr verfaßt. Brunetto Latini, genährt durch das Studium der Weltweiſen Griechenlands und Roms, gewandt als Redner, mehrer Sprachen kundig, wurde zur Ausbildung des Idioms,

welches im ſchönen Lande Toskana geredet wurde, noch thätiger beigetragen haben, hätten ihn nicht öffentliche Angelegenheiten ſo ſehr in Anſpruch genommen. Als in den Auen, welche der Arno durchſtrömt, Bürger gegen Bürger aufſtand, zog Brunetto, mit einer Botſchaft von den Guelfen beauftragt, über die Alpen an den Hof Königs Alphons von Caſtilien. In den Schluchten von Roncesvalles, wo Kaiſer Karls Paladine gefallen, vernahm er durch einen Schüler, der von Bologna des Weges daher kam, und ein braunes Maulthier ritt, die Kunde von der grauſen Schlacht, welche in der Ebene von Arbia, unter dem Hügel von Monte Aperti im Sineſiſchen, gekämpft worden war, in welcher der wilde Farinata degli Uberti und Graf Jordanus von San Severino an der Spitze der durch König Manfreds Truppen unterſtützten Ghibellinen Toscana's, den wohl an Zahl, nicht aber an Kriegskunde überlegenen Guelfen eine ſo entſetzliche Niederlage beibrachten, und wobei, nach des Dichters Worten, die Arbia roth von Blut floß. Brunetto verweilte hierauf einige Jahre in Frankreich, wo er in der Sprache ſeines Landes ein Werk abfaßte, das unter der Benennung des Schatzes eine Darſtellung der Wiſſenſchaften enthielt, welche das arme Mittelalter aus dem in Ueberfluß ſchwelgenden Alterthum gerettet. — Aber der Stern der Ghibellinen ging bald unter: „am letzten Februartage des Jahres 1266 ſank bei Benevent, nach heldenmüthigem Kampfe, König Manfred — in eine Grube warf man die entſtellte Leiche deſſen, der blond war und ſchön, und von freundlichem Ausſehen.“ Graf Guido Novello, den erſten und edelſten unter den toscaniſchen Familien angehörend, Manfreds Statthalter in Florenz, mußte dem durch das Glück der Anjou übermächtig und übermüthig gewordenen Guelfen weichen, und verließ mit den Seinen die Stadt am 11. November. Da kehrte mit vielen ſeiner Parteigenoſſen auch Brunetto in die Vaterſtadt zurück, wo er lange das Amt eines Secretärs der

Republik bekleidete, und ihn, der seinen Namen in der größten und kühnsten Dichtung des Mittelalters verewigt hat, in den sieben freien Künsten unterwies, die nach dem Vorbilde des Planetenhimmels den Lehrcyclus der damaligen Zeit bildeten.

Nun, Sir Brunette, habt ihr uns nichts Anmuthiges und Lehrreiches vorzusagen? frug Folco. Einer, der die Lingua d'oca, wie die des Si, kennt, und der über den alten Pergamenten den Lebensfreuden nicht abgestorben ist, sollte bei einem Feste, wie das heutige, nicht stumm sein.

Meine Verse sind zu ernst, erwiederte jener; Ihr wißt, wie beschwerlich sie mir fallen, und wie schlecht mein Reim fließt. Fra Guittone und Meister Arnaldo mögen Euch besser unterhalten, wenn sie die Pflichten der Ritter, oder das Lob der Schönen besingen.

Aber wollt Ihr ein Stück aus meinem neuen Schatzkästlein hören, welches die Courtoisie beschreibt?

Ja, ja! riefen Alle. Und er begann:

Laß mich dir nun, mein Lieber,
Als erste Lehre sagen:
Du sollst in deinen Reden
Vorsichtig dich betragen;
Du sollst zu viel nicht schwätzen,
Doch denken recht mit Weile:
Es kehren nicht die Worte,
Die schießen hin wie Pfeile.
Wem leicht die Rede fließet,
Kann vielen Geist entbehren,
Doch soll er hübsch d'rauf achten,
Des Unsinns sich zu wehren.
Befleiß'ge dich der Sanftmuth,
Such' Andern zu gefallen;
Mache dich nicht zu wichtig,
Sonst stoß'st du an bei Allen.

Erfinde nicht zum Spaßen,
Doch ſage auch nicht wieder
Was hundert vor dir ſagten
Wahr ſollſt du ſein und bieder,
Sollſt lange Groll nicht hegen,
Sollſt keine Lüg' verbreiten,
Noch ſchlechte Dinge reden
Von deinen Nachbarsleuten.

Alle Anweſenden freuten ſich deſſen, was Brunetto ihnen vorgeſagt. — Aber Vater, frug Folco's kleine Tochter, ſoll nicht der luſtige, bunte Mann dort uns etwas erzählen? Nella hat mir geſagt, er wiſſe ſo ſchöne Geſchichten.

Freilich, erwiederte der Vater, und rief den Spaßmacher her. Scampoline, kannſt du uns nicht eine Novelle zum Beſten geben? —

Gewiß das, und eine ſchöne, wenn ihr wollt, vom Kaiſer Friedrich von Stanfen.

Vom Ghibellinen! rief herriſch und ungeſtüm Meſſer Corſo Donati. Von dem argen Feinde? Weißt du keinen beſſern Mann?

Ei doch! er iſt ja lange todt, und wir haben von ihm und den Seinen nichts mehr zu fürchten! — Gottes Gericht iſt über ſein Haus ergangen! — Was fragt Italien noch nach den Kaiſern von jenſeit der Berge? — So eiferten mehre Stimmen durcheinander. — Beginne nur immer, Scampoline! Und dieſer hub an:

Der Kaiſer Friedrich, mit eurer Erlaubniß, mein edler Herr —

Ein Excommunizirter war er!

Ein Feind der Kirche und der Städte!

Laßt ihn in Ruhe, fiel Folco ein, wenn er mit ſeiner Geſchichte zu Ende kommen ſoll. Fahre fort.

Die Leute, welche irgend Geſchicklichkeit und Talent beſa

ſen, kamen von allen Seiten zu ihm, weil er ſehr freigebig und gütig war. Und wer ſich irgend einer beſondern Geiſtes- oder Körpergabe rühmen konnte, ſuchte ihn auf: Troubadours, Lautenſchläger, Dichter und Schönredner, Leute von der Kunſt, Fechter, Ringer und Perſonen aller Art. Da der Kaiſer nun eines Tages da ſtand, und ſich das Waſſer zu Händen reichen ließ, während die Tiſche zum Mittagsmahle bereit ſtanden, und man ſich nur niederzuſetzen brauchte, erſchienen drei Schwarzkünſtler in Pilgerröcken; ſie begrüßten ihn, und er frug: Wer iſt der Meiſter unter euch Dreien: Da trat der eine vor mit den Worten: Herr, das bin ich. Und der Kaiſer trug ihm auf, daß ſie ihre Geſchicklichkeit zeigen ſollten, worauf ſie Zauberkreiſe zogen, und ihre Künſte begannen. Der Himmel fing an ſich zu verfinſtern: es goß ein heftiger Regen herab, es donnerte und blitzte, ſo daß die Welt unterzugehen ſchien. Ein Hagelſchauer, wie aus lauter Stahlkugeln beſtehend, fuhr nieder. Die Ritter flohen durch die Gemächer des Palaſtes, einer hiehin, der andere dorthin. Sodann heiterte das Wetter ſich wieder auf, und die Meiſter baten um Belohnung, und um einen Geleitsmann. Sprach der Kaiſer: Wählt euch einen. Sie nun frugen den Grafen von San Bonifacio, welcher zunächſt beim Kaiſer ſtand, und ſagten: Herre, wollet dieſem auftragen, daß er mit uns zum Schutz gegen unſere Feinde komme Und der Kaiſer bat den Grafen, ſich dieſem zu unterziehen; der Graf nun begab ſich gleich mit ihnen auf den Weg. Sie kamen in eine große Stadt, und ließen ihn viele Ritter und ſchöne Pferde und blanke Waffen ſehen, indem ſie ſprachen: Alles dies wird euch gehorſamen. Die Feinde zogen zum Kampfe heran: der Graf überwand ſie, und befreite das Land, und da es ihm in der Stadt ſehr wohl behagte, ſo fiel ihm nicht mehr ein, nach Hauſe zurückzukehren. Durch ſeine Tapferkeit erwarb er ſich die Herrſchaft über die Gegend, freite eine ſchöne Jungfrau, und erzeugte mit ihr mehre Söhne. Die drei Meiſter aber hatten ihn längſt verlaſſen, als ſie einſt

nach vielen, vielen Jahren in die nämliche Stadt zurückkehrten. Des Grafen ältester Sohn war bereits vierzig Jahre alt, er selber war ein silbergelockter Greis. Mit Freude und Verwunderung erkannte er die Meister wieder, und erzählte ihnen seinen Lebenslauf. Jene frugen ihn, ob er einmal an den kaiserlichen Hof zurückzukehren denke? Darauf erwiederte der Graf, was er dort machen solle, da das Reich mehrmals geändert habe, und die Leute ihm alle neu seien. Die Meister hingegen sprachen: Wir wollen euch doch einmal hinführen.

Sie begaben sich auf den Weg, und machten eine weite, weite Reise. Der Graf kannte niemanden mehr, niemand ihn. Endlich kamen sie an den Hof; der Graf trat ein, und — fand den Kaiser Friedrich und seine Barone. Der Kaiser gab eben das Tuch weg, an dem er sich die Hände getrocknet, und das Essen stand unberührt auf dem Tische, wie der Graf es verlassen, als er mit den Schwarzkünstlern ausgezogen. Der Kaiser ließ ihn, der vor Erstaunen kaum zu sich kommen konnte, erzählen, wie's ihm ergangen sei, und er berichtete so: Nachdem ich von euch weggegangen, habe ich ein Land erobert, mich verheirathet, und Söhne gezeugt, die schon vierzig Jahre alt sind; die Welt hat sich mir ganz verändert und erneut: wie ist aber das alles zugegangen! Der Kaiser und seine Ritter lächelten, und wunderten sich sehr über den seltsamen Vorfall; die drei Meister aber waren schon wieder ihres Weges von dannen gezogen.

Scampoline's schöne Geschichte wurde von allen belebt, so wenig auch des Hohenstaufen Lob den Guelfisch Gesinnten behagen mochte; die Kinder standen um ihn herum, und sahen sich an voll Verwunderung über die Zaubermacht der drei Gesellen. Da erscholl der Ruf: Zum Tanz! Zum Tanz! durch die Gemächer, Klänge der Musik ertönten, die Sitze wurden weggeräumt, und bald war alles in freudigem Gewirre

Florenz, das beinahe immer an der Spitze der guelfiſchen Städte Toscana's ſtand, während Piſa und Arezzo — erſteres reich und mächtig, bis ihm durch den Verrath des Grafen Ugolino della Gherardesca in der Schlacht bei der Meloria eine unheilvolle Wunde beigebracht wurde, letzteres blühend unter ſeinen Biſchöfen aus den edeln Familien der Tarlati und Pazzi — die Gegenpartei anführten, war zu jener Zeit von den Ghibellinen gereinigt. Aber man würde ſich täuſchen, wenn man glaubte, daß der gährende Stoff der Uneinigkeit, welcher ſeit Buondelmontes Treubruch und gewaltthätiger Ermordung aller Einigkeit ein Ende gemacht, ſich darum zur Ruhe begeben hätte. Vergebens ſuchte der friedliebende Pabſt Gregor, früher Archidiaconus von Lüttich, dem die Parteiungen fremd waren, welche Italien ſchon ſo viele Jahre hindurch verheerten, das gute Vernehmen unter den toscaniſchen Städten wieder herzuſtellen, und hatte über Florenz, ſeiner Hartnäckigkeit wegen, das Interdict ausgeſprochen. Als er von Lyon nach Toscana kam, wollte er die Stadt vermeiden, aber der hohe Waſſerſtand des Arno geſtattete ihm nicht, außer derſelben überzuſetzen. Da es nun für einen Pabſt nicht anging, eine aus der Gemeinſchaft der Kirche geſtoßene Stadt zu betreten, ſo nahm er ſie, als er durch das Thor von San Niccolo einzog, wieder in dieſelbe auf, und ſegnete das Volk: Freude verbreitete ſich allerwärts, die Kirchen wurden geöffnet, überall ſah man Prieſter und Gläubige zum lang erſehnten Gottesdienſt eilen. Aber der Jubel ſollte nicht lange währen: kaum war Gregor auf ſeinem Wege nach Arezzo außer den Mauern der Stadt, ſo ſprach er, ſeine Sorge um das Seelenwohl der Florentiner dem Unwillen über ihre Unverträglichkeit hintanſetzend, von neuem den Bann über ſie aus, indem er ſich der Worte des Pſalters bediente: Zwinge ihre Kinnladen durch Gebiß und Zaum.

Nachdem im November 1277 Pabſt Nicolaus III. erwählt

worden war, wandten sich die Florentiner an ihn mit der Bitte, ihnen einen Gesandten zu schicken, um die feindlichen Gemüther zu versöhnen, denn es war ein ewiger Hader zwischen den Adimari einerseits, den Donati, Pazzi und Tosinghi auf der andern Seite. Der Pabst beauftragte seinen Legaten in der Romagna, Cardinal Latino, einen Predigermönch, mit dem schwierigen Geschäft. Am 8. October 1278 kam der Cardinal, von dreihundert Rittern begleitet, in der Nähe der Stadt an: alles Volk strömte in feierlichem Zuge hinaus, ihn zu empfangen; der von zwölf mit seidenen Decken behangenen Stieren gezogene Fahnenwagen fuhr ihm entgegen, auf welchem ein Priester mit dem Allerheiligsten neben der rothen und weißen Standarte stand, während die Kampfesglocke, Martinella genannt, ihr Geläute ertönen ließ, und viele Ritter und Knappen ihn umgaben. Mit großer Feierlichkeit wurde der Legat in die Stadt geleitet.

Jedem, hätte er Toscana's Hauptstadt auch nur ein Mal gesehn, wird der schöne Platz von Santa Maria Novella in lebhaftem Andenken sein, an dessen Ende die herrliche Kirche liegt, welche Leo Batista Alberti mit der Façade von weißem und schwarzem Marmor schmückte, und die Buonaroti seine Braut zu nennen pflegte. Zur Zeit, von welcher die gegenwärtige Geschichte handelt, bestand dieser Platz noch nicht, welcher erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gebildet wurde, um Raum zu schaffen für die unermeßliche Volksmenge, welche zu den Predigten der Dominikanermönche strömte. Schon zu des heiligen Dominikus Lebzeiten waren unter Leitung des seligen Johannes von Salerno mehre Brüder dieses Ordens nach Florenz gekommen, und hatten neben einem Kloster eine kleine Kirche gebaut, deren Haupt-Eingang auf den andern Platz hinausführte, welchen man zur Unterscheidung von dem erstgenannten, gegenwärtig als den alten bezeichnet. Mit dem steigenden Wohlstand, mit den jeden Tag sich erwei-

ternden Handelsverbindungen, deren Ziel Orient und Occident waren, mit dem wachsenden Flor der Florentinischen Industrie, mehrte sich auch die Lust, die Stadt mit schönen Werken der eben damals in ihrem Aufleben begriffenen Kunste zu schmükken, während man bis dahin fast nur daran gedacht hatte, die Wohnung fest, und die Stadtmauer hoch zu machen, um den Feind abzuwehren. Arnolfo Lapo, zu jener Zeit im kräftigen Mannesalter stehend, bereitete sich zu den großen Bauten vor, welche den Ruhm seines Namens leben lassen werden, so lange von Florenz noch eine Spur geblieben ist. Zwei Dominikaner Laienbrüder, der eine ein Florentiner, der andere aus dem nahe gelegenen Dorfe Campi, Bruder Johann und Bruder Ristoro geheißen, hatten sich schon bei Wiedererrichtung der Brücke der Dreieinigkeit, und jener am Thore Carraia, die durch das Wasser zerstört worden waren, als tüchtige Meister bewiesen: ihnen übertrug der Orden die Erbauung einer neuen Kirche, auf dem Platze, welchen die Familie Tornaquinci dazu hergegeben, und mit dem Gelde, welches die Gläubigen von allen Seiten, namentlich der edeln Häuser der Cavalcanti, Ricci, Minerbetti, Strozzi, Rucellai, Gondi u. v. a. dazu beigetragen hatten.

Es war am Tage des Evangelisten Lucas, als der Cardinal Legat mit allem Pomp und kirchlichem Gepränge, zu welchem sein Rang und die festliche Gelegenheit berechtigten, auf den vor dem Dominikaner-Kloster gelegenen Platz zog, um zu der neuen Kirche den ersten Stein zu legen und den Bau zu segnen. Und viel Volk zog mit, um der Feier beizuwohnen. Der ganze Platz war mit hölzernen Gerüsten bedeckt, worüber man Baldachine ausgespannt hatte, und über denen die Banner des Volkes flatterten. Die Hauptfahne der Gemeinde war halb weiß, halb roth; in jenen der Stadtviertel von jenseit des Flusses, von San Pier Scheraggio, vom Borgo, von San Pancrazio, von Porta del Duomo und San Piero sah

man Löwen, Drachen, Räder und andere Sinnbilder in goldenem, blauem und rothem, weißem und grünem Felde. Nachdem der Cardinal die Kelle in die Hand genommen und den Grundſtein befeſtigt und ſeinen Segen ausgeſprochen, ſtieg er auf eine der hohen Bühnen und hielt dem zum Parlament verſammelten Volk eine Rede, worin er das Unheil bloßſtellte, welches der Bürger Uneinigkeit im Lande angerichtet, und ſie im Namen Chriſti und ſeines Statthalters auf Erden zur Eintracht ermunterte. Biſchöfe und Prälaten, der Podeſtà und Hauptmann des Volkes, und alle Magiſtratsperſonen waren anweſend, überdies alle angeſehenen Bürger der Stadt, die alle dem Redner Beifall zujauchzten. Hierauf traten die Vormänner der feindlichen Parteien aneinander, und gaben ſich den Kuß der Verſöhnung, und gelobten Vergeſſenheit und Eintracht; alle bisherigen Verbannungsgeſetze wurden aufgehoben und die Liſten verbrannt. Die ghibelliniſchen Familien kehrten in die Stadt zurück und wurden wieder in Beſitz ihrer Güter eingeſetzt; zwiſchen vielen bisher feindlichen Häuſern fanden Verſchwägerungen ſtatt, worauf die neue Verfaſſung, nach welcher alle Parteien an der Verwaltung Antheil haben ſollten, feierlich verkündet und beſchworen ward.

Auch der junge Sohn Alighieri's war mit ſeinem Lehrer unter den Zuſchauern. Er hatte erſt ſein vierzehntes Jahr zurückgelegt, aber Studium und Einſamkeit hatten ſeinem Geiſte mehr Bildung, ſeinem Charakter mehr innern Beſtand gegeben, als in dieſem Alter gewöhnlich iſt. Von Kindheit an war er nachdenkend, und in ſich verſchloſſen, und ſein finſteres Weſen ſcheuchte die meiſten ſeiner Altersgenoſſen von ihm zurück. Mit kindlicher Liebe hing er Brunetto'n an, in welchem er den Leiter ſeiner noch unſichern erſten Schritte verehrte. Er war deſſen ſteter Begleiter in den Augenblicken, welche die Ausübung ſeiner Amtspflichten ihm frei ließ. Brunetto, welcher ſeinen männlichen Geiſt und ſein inniges Gefühl lange

erkannt hatte, behandelte ihn nicht mehr als Knaben, sondern als einen jugendlichen Freund, mit dem er sich gern über die Ereignisse unterhielt, deren Zeuge er während seines unruhigen Lebens gewesen war. — Ich kann mich einer trüben Ahnung nicht erwehren, sagte er diesmal zu ihm, wenn ich bedenke, wie oft bereits das florentiner Volk Versöhnung und Frieden gelobt hat, und wie wenig alle diese Betheurungen gefruchtet. Du, mein lieber Dante, hast dies Volk noch nicht in seiner Aufregung gesehn, und machst dir schwerlich einen Begriff davon, wie weit es in seiner Wuth zu gehn vermag. Ich aber war zugegen, als vor zweiundzwanzig Jahren die Menge gegen die vornehmen Ghibellinen aufstand, welche sie eines Complotts mit König Manfred beschuldigte. Ein dichter Haufe wälzte sich tosend nach den Wohnungen der Uberti hin, wo du jetzt noch die leere Stätte siehst. Geheul und Verwünschungen gegen die Verräther erfüllten die Luft: in einem Nu waren die Häuser gestürmt. Ein Uberti mit vielen Dienern wurde in der ersten Wuth erschlagen, zwei andere wurden ergriffen und enthauptet. Die Gnidi, Amidei, Lamberti, Abati und viele andere Ghibellinen flohen aus der Stadt mit den Uberti: das Volk riß ihre Thürme und Wohnungen ein, und die schöne starke Mauer, die du jenseit des Flusses den Hügel von St. Georg sich hinaufziehn siehst, wurde aus deren Trümmern gebaut. Aber man ging noch weiter. Der Abt von Vallombrosa, welcher sich in Florenz befand, und aus der edeln Familie der Beccari von Pavia stammte, wurde angeklagt, mit den ausgewanderten Ghibellinen im Einverständnisse zu stehn. Man ergriff ihn, man spannte ihn auf die Folter — das Volk tobte und wollte Blut. Auf dem Apollinarisplatz wurde ihm das Priestergewand vom Leibe gerissen, und das Haupt abgeschlagen. Und er war unschuldig! Ich schauderte damals, wie ich jetzt noch bei der Erinnerung an die gräßliche That

schau-

ſchaudere, welche Schmach und Schande auf uns Guelfen häufte.

Dante lauſchte der Erzählung ſeines Lehrers, als unter denjenigen, welche ſich bei der feierlichen Scene des Friedens und der Verſöhnung eingefunden hatten, einer ſeine Blicke vor Allen auf ſich zog. Es war ein hoch und ſchlank gewachſener Mann, noch in jugendlichen Jahren, blond und von ziemlich ſchmächtigem Körperbau. Sein etwas tief liegendes Auge zog durch eine melancholiſche Freundlichkeit an, obgleich es nicht ſelten einen herriſch herausfordernden Anblick annahm; leichtes Lächeln ſpielte um ſeine Lippe. Er ſchien an dem Vorgange wenig Antheil zu nehmen, und blickte in ſich gekehrt auf die umſtehende Menge. — Wer iſt der Ritter dort vorne? frug der Jüngling.

Es iſt Guido, der Sohn Meſſer Cavalcanti's.

Derjenige, von welchem ihr mir ſchon ſo oft erzählt, deſſen Lehrer ihr geweſen, und der die ſchöne Canzone über den Urſprung der Liebe geſchrieben hat?

Derſelbe. Kürzlich iſt er aus Toulouſe heimgekehrt, wohin er gepilgert, um die Gebeine des heiligen Apoſtels Jakob zu verehren, welche dort aufbewahrt werden.

Sind ſie nicht zu Compoſtella?

So ſagen die Spanier, die Franzoſen aber meinen zu Toulouſe. Leider neigt Guido ſich zur Partei der Ghibellinen hin, ſeit er die Tochter Meſſer Farinata's geheirathet: ſonſt giebt's keinen ehrwürdigern Mann, und keinen kühnern. Selbſt Meſſer Corſo, der doch Allen trotzt, fürchtet ihn; ſiehſt du, wie ſie dort, trotz der Verſöhnung, zornige Blicke wechſeln? Es heißt, Jener habe ihm auf ſeiner Reiſe nach der Provence durch gedungene Leute auflaſſen laſſen, aber Guido entging der Gefahr. Deshalb mögen ſie einander nicht gewogen ſein.

Iſt's denn wahr, was man von ſeinen Meinungen ſagt?

Er iſt ein eifriger Privatgelehrter, von deren Anſichten ich dir neulich ſprach, als ich dir Ariſtoteles Ethik erklärte. Viele meinen, er hange der Secte der Epikuraer an, der ſein Vater zugethan war, und ſie ſagen, er leugne das künftige Leben. Aber ich glaube es nicht; überdies iſt er ſo trotzig und menſchenſcheu, daß er nur mit Wenigen über ſolche Dinge redet. Sein Dichtertalent ſtreitet ihm keiner ab, obwohl er ſich ganz zur provenzaliſchen Weiſe hinneigt, und den Virgil, welcher dein Liebling iſt, geringſchätzt. —

Dante wendete ſeinen Blick beinahe nicht mehr von Guido ab. Eine geheime Seelenverwandtſchaft ſchien ihn zu dem hinzuziehen, welchen Benvenuto von Imola das linke Auge der toscaniſchen Poeſie nennt, als deren rechtes der Sänger der göttlichen Komödie glänzt. Und ihn täuſchte nicht ſein noch dunkles Vorgefühl. Er, der in einer ſeiner Schriften ſich in folgenden Ausdrücken über die Freundſchaft äußert: es giebt keine rühmlichere und edlere Art ſich ſelbſt zu ehren, als indem man dem Freunde Ehre erweiſt, denn da unter Unähnlichen keine Freundſchaft beſtehen kann, muß man auf Aehnlichkeit ſchließen, wo man Freundſchaft bemerkt, und wo man Aehnlichkeit antrifft, iſt gemeinſam Lob wie Schande — er ſchloß mit Guido, der Verſchiedenheit im Alter ungeachtet, einen Bund, welcher nur mit des Erſteren Tod endigte, und von deſſen Innigkeit und Aufrichtigkeit Dante nicht blos in ſeinen Schriften, wo er ihn den erſten unter ſeinen Lieben nennt, ſondern auch im Leben mehr denn einen Beweis lieferte. Als zur Zeit, wo Alighieri mit unter den Prioren war, wegen heftiger Zwiſtigkeiten zwiſchen den Schwarzen und Weißen, welche an die Stelle der alten Parteien getreten, mehre der Unruhigſten verbannt wurden, verwies man Guido Cavalcanti nach Sarzana. Seine ſchwächliche Geſundheit konnte der ſchädlichen Einwirkung der ſumpfigen Luft dieſes Ortes nicht widerſtehn; er erkrankte, und auf Dante's Fürbitte ge-

ſtattete man ihm nach Florenz zurückzukehren. Aber es war zu ſpät: der Trauernde ſah ſich bald ſeines liebſten und treueſten Freundes beraubt. —

Von Palermo aus war am Oſtermontage des Jahres 1282 ein Schrei der Wuth, ein Schrei des Entſetzens durch ganz Italien gedrungen. Die ſiziliſche Vesper, die unglücklichen Kämpfe Carls von Anjou gegen die Aragoneſen, wobei ſein eigner Sohn, der Prinz von Salerno, in Gefangenſchaft gerieth, und der Tod dieſes gefürchteten Königs, welcher am 7. Januar 1284 zu Foggia in Apulien zum andern Leben überging, hatten zwar den Muth und die Hoffnungen der Guelfen etwas niedergeſchlagen: aber im größten Theile Toscana's war Ruhe, nachdem die Schlacht bei der Meloria der Macht Piſa's den Todesſtoß gegeben. Der lebensfrohe Sinn der Florentiner wurde noch vermehrt durch Wohlſtand und die Blüte der Gewerke. Bei der Feier des Johannisfeſtes im Jahre 1283 hatte ſich im Stadtviertel von Santa Felicità, jenſeit des Arno, eine Geſellſchaft von mehr denn tauſend Genoſſen gebildet, die alle weiße Gewänder trugen und unter einem Anführer ſtanden, welchem der Titel des Liebesherrn gegeben worden war. Ihre einzige Beſchäftigung beſtand in Spielen und Feſten: ſie ſtellten Tänze an von Rittern und Damen, durchzogen die Stadt mit Trompeten und Flöten und fröhlichen Geſängen, und vereinigten ſich Mittags und Abends zu Gelagen, was beinahe zwei Monde lang währte. Viele hielten offene Tafel für Höflinge, Sänger und Jongleurs, welche aus der Lombardei und allen Theilen Italiens herbeiſtrömten, und um die Wette von jedermann eingeladen wurden; eine Menge reicher Geſchenke wurde vertheilt, und alle Fremden von Stande fanden die gaſtfreieſte Aufnahme bei den reichen Bürgern.

Ein rühriges, reges Leben hatte in jenen glücklichen Tagen begonnen. Bis dahin ſtand Florenz andern toscaniſchen Städten bei weitem nach in Betreff der Schönheit und Größe der öffentlichen Gebäude. Der religiöſe Enthuſiasmus, welcher die Völker des Abendlandes mit unwiderſtehlichem Drange in den heiligen Krieg getrieben, hatte ſich, mehr fruchtbringend, dem Heimiſchen zugewandt. Im Jahre 1118 war der Piſaner Dom durch Pabſt Gelaſius geweiht worden; bald nach der Zeit, womit dieſe Blätter beginnen, führte Johann von Piſa in ſeiner Vaterſtadt das wundervolle Camposanto auf, zu welchem der Erzbiſchof Ubaldo Lanfranchi, der Gefährte von Richard Löwenherz, Erde vom Kalvarienberge auf ſeinen Galeeren mitgebracht hatte. Mitten unter den Stürmen ſeiner regelloſen Verfaſſung hatte Siena um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſeine herrliche Kathedrale errichtet. Es lebte damals in Florenz ein geſchickter Baukünſtler, mit Namen Arnolfo, deſſen Vater aus dem Städtchen Colle im Elſathale ſtammte, und der vor Begierde brannte, ſeinen Namen berühmt zu machen, gleich Buſkette's und Nicolas von Piſa. Die Prioren der Künſte, welche ſeit der neueſten Anordnung die Stadt verwalteten, hielten viel auf ihn, und zogen ihn gewöhnlich zu Rathe. Da es um dieſe Zeit an einem Platze fehlte, wo die Getreidehändler zuſammenkommen, und ihre Geſchäfte betreiben konnten, ſo erbaute Arnolfo in der Nähe des Corſo der Adimari und der reichen Magazine in der Calimala eine Halle mit maſſiven viereckigen Pfeilern, welche nach dem Erzengel Michael benannt wurde, und die man ſpäter in die gleichnamige Kirche umſchaffte, welche durch ihre reich verzierten Fenſter, durch die Bildſäulen, mit denen Donatello, Verrocchio und Andere im funfzehnten Jahrhundert ihre Niſchen ſchmückten, ſo wie durch den unvergleichlichen Altar des Orcagna eines der merkwürdigſten Monumente der Stadt iſt.

Wenn man in jenen Tagen von den Höhen des in Schutt

und Trümmern liegenden Fieſole, oder von San Miniato auf die Stadt hinabſah, ſo lag ſie nicht da, von tauſend Landhäuſern ihrer lachenden Ebne umgeben, in der freundlichen Pracht ihrer luſtigen Dome und ſtattlichen Paläſte: ſondern eine finſtere Veſte, mit hohen Mauern und Thürmen Trotz bietend den Angriffen von innen und außen. Das Florentiner Volk hatte anfangs gedrängt um den Arno gewohnt. Die Straßen waren enge und ungepflaſtert; düſter und feſtungähnlich erhoben ſich die Wohnungen der Vornehmen, mit ſchmalen Fenſtern und emporſtrebenden Thürmen, von denen in unruhigen Zeiten Schau gehalten, Signale gegeben, und Steine und Geſchoſſe auf den Feind geſchleudert wurden. Die meiſten dieſer Thürme waren über achtzig, und einige faſt hundertundzwanzig Fuß hoch, ſo daß im Jahre 1250 ein Geſetz erlaſſen wurde, wonach ſie alle bis zur Höhe von funfzig Fuß abgetragen, und die Steine zum Bau der Stadtmauer verwandt wurden. Die Wohnungen waren mit Bruſtwehren und Zinnen verſehn, die der Guelfen mit viereckigen, die der Ghibellinen mit gezackten: denn ſelbſt in Bauten und im Anzug wollten die feindlichen Parteien keine Gemeinſchaft haben. Von dem Thore San Pietro an zog ſich die Mauer, welche im Jahre 1078 bei Lebzeiten Heinrichs IV. errichtet worden war, mit den Thoren San Paolo und San Lorenzo bis an den Arno, wo das Carraia Thor lag; lief dann den Fluß entlang, den Borgo San Pancrazio, den von Parione von San Apoſtele und Porta San Maria einſchließend, bis zur alten Brücke. Nahe an dieſer lag auf dem rechten Ufer das Thor San Maria, dem älteſten Mauerkreiſe angehörend, von welchem die Seidenwebergunft, die dort wohnte, ihren Namen erhielt. Schon ſeit etwa ſiebzig Jahren hatte dieſer aus Conſtantinopel eingeführte, nützliche und einträgliche Induſtriezweig in Florenz begonnen, und der ſinnreich eingelegte Marmorfußboden der Taufkapelle von San Giovanni hatte den edlen Gedanken zu

den mehrfach verſchlungenen Arbeiten gegeben. Auf der alten Brücke, wo die Bildſäule des Mars ſtand, lagen die Buden mehrer Gewerbe, welche ſpäter durch die der Fleiſcher, jetzt durch die der Goldarbeiter erſetzt wurden; an ihrem Fuße, auf dem linken Ufer, wo man Johann von Bologna's Gruppe des Herculeſ und Neſſus ſieht, war Buondelmonte von den Amidei und Uberti ermordet worden, weil er ſich einer Tochter aus der erſten Familie verlobt, und dann nicht Wort gehalten hatte. — Ging man nun den Arno entlang, über die jetzige Straße der Büchſenmacher, und an dem von Georg Vaſari erbauten Porticus der Uffizien vorüber, um ſich nach der Brücke zu begeben, welche der Podeſtà Rubaconte von Mandella hatte erbauen laſſen, ſo gelangte man an das finſtere Caſtell von Altafronte, wo nachmals die Gerichtsherren wohnten, und welches, ſeinen Namen rechtfertigend, drohend über den Strom hinausſchaute. Hier verließ die Mauer das Ufer, dem ſie ſich bei der Rubaconte-Brücke wieder näherte, wo das Dchſenthor lag; lief dann an dem Kirchlein San Jacopo tra le Foſſe vorbei, da wo der Anfang des Platzes von Santa Croce iſt, und erſtreckte ſich ſo nordwärts bis zum Thore von San Pietro, den engen, unregelmäßigen Platz neben der Taufkapelle einſchließend, auf welchem, von zahlreichen Grabſteinen umgeben, die wenig anſehnliche Stadtpfarre der heiligen Reparata lag, die ſpäter dem majeſtätiſchen Dome Platz machte. Die meiſten vornehmen Familien wohnten auf dem alten Markte, dem Forum der Römerſtadt, wo die hochliegende Kirche der Santa Maria bedegetria — der wegweiſenden — auch in Capitol genannt, in welcher man die in den älteſten chriſtlichen Zeiten beobachteten Abtheilungen für die Katechumenen, die Gläubigen und die Prieſter wahrnahm: hier traf man die Capponacchi, Toſinghi, Nerli, Amieri, Tornaquinci und Andere; nicht weit von dort, wo ſpäter das Judenviertel, war die Straße von Calimata, mit den wohlgefüllten

Waarenlagern der feinen flandrischen, französischen und englischen Tücher, deren Hauptniederlage für Italien seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Florenz war. In demselben Stadtviertel lagen die alten Gotteshäuser von San Pierre zum guten Rath, San Tomaso und Sante Andrea. Bei den jetzigen Uffizien sah man die Kirche von San Pier Scheraggio, nahe am Arno die Basilica der Apostel, in welcher die Sage Carl den Großen dem Gottesdienste beiwohnen läßt, und in der die drei Steine aufbewahrt werden, welche man für Bruchstücke vom heiligen Grabe hält, und welche Pazzo dei Pazzi, ein Theilnehmer am ersten Kreuzzuge, aus dem gelobten Lande mitgebracht haben soll. — Neben den schon genannten Brücken führte über den Arno noch die der Dreieinigkeit, welche im Jahre 1252 auf Veranlassung des Messer Lambert Frescobaldi erbaut, später aber eingestürzt, und wieder errichtet worden war, und an welcher die Wohnungen der Spini und Gianfigliazzi lagen, von denen erstere, jetzt Palast Ferreni geheißen, noch in unsern Tagen mehr einer stolzen Festung der Feudalzeiten, als einem friedlichem Hause gleicht. — Die Stadt auf dem rechten Arno Ufer war in sechs Sechstel getheilt. Das von San Pier Scheraggio führte als Wappen ein blaues Rad in weißem Felde, das vom Borgo Sante Apostole, wo die Adelicher wohnten, ein schwarzes Beil im weißen Felde. Das Wahrzeichen von Porta San Pancrazio war eine rothe Löwenklaue, das von Porta San Pietro zwei rothe Schlüssel, und endlich jenes vom Domthore die Taufkapelle von weißem und schwarzem Marmor. Jenseit des Arno lagen drei Vorstadte, welche zusammen das letzte Sechstel bildeten, anfangs von Gärten eingeschlossen, bis Heinrich III. Florenz bedrohte; mit drei Thoren, die nach Rom über Arezzo, nach Siena und nach Pisa führten. In der Nähe, von einem Hügel auf die Stadt blickend, erhob sich die schöne Kirche von San Miniato, wo Johann Gualbertus das Mönchskleid nahm, nachdem er im

Moment, wo er vor dieſem Kloſter einem um Erbarmen flehend vor ihn hingeſunkenen Feinde, der ihm den Bruder getödtet, das Herz durchbohren wollte, durch göttliche Fügung gerührt und ergriffen, vom Rachewerke abgelaſſen.

Der Kreis der Mauern war ſchon wieder zu enge geworden, und unter Arnolfo's Leitung begann man am Ende der Vorſtädte neue Thore zu gründen, wie das von San Gallo, und das vom Prato bei der Allerheiligenkirche, und verſchiedene andere, welchen ſich dann ſpäter die ſchönen ſtarken Mauern anſchloſſen, mit denen man die erweiterte Stadt umgab. Während ſolcherweiſe das Volk damit umging, Florenz zu befeſtigen und zu ſchmücken, war ein einzelner Bürger darauf bedacht, den Ueberfluß, welchen Gott ihm verliehn, zu einem frommen Werke zum Beſten ſeiner armen Brüder anzuwenden. Wenn man, vom Domplatze und der Straße der Tedaldi kommend, durch die der Cresci geht, ſo gelangt man auf einen nicht unbedeutenden Platz, deſſen linke Seite ein ſtattliches Gebäude einnimmt, von geräumigen Arcaden umgeben — kein Denkmal der Blütezeit toscaniſcher Architectur, aber keineswegs der Epoche ihres tiefen Verfalls angehörend. Es iſt das große Spital von Santa Maria Nuova, in welchem zahlreiche Leidende Pflege und Hulfe finden, welches Fra Bartolommeo und Mariotto Albertinelli mit ihren Arbeiten ſchmückten, deſſen Façade Bernard Buontalenti erbaute. Es war im Jahre 1287, als Folco Portinari einen Theil des großen Vermögens, welches er von ſeinem Vater Ricomero geerbt, und durch Ordnung und kluge Verwaltung gemehrt, darauf verwandte, dies Krankenhaus zu ſtiften, deſſen Leitung beinahe vierhundert Jahre lang bei ſeiner Familie blieb. Das urſprüngliche Gebäude war klein in Vergleich mit dem jetzigen, die Zahl der Kranken beſchränkt, wie die Mittel eines Privatmannes, ſelbſt des reichſten, es bedingten: aber der fromme Folco erndtete den Segen der ganzen Stadt, welcher er ein

ſo ſchönes Beiſpiel gab, und das gute Werk, das von ihm ausgegangen, blühete und gewann im Laufe der Zeiten und ſteht im ſegenreichen Flor, nachdem mehr denn fünf Jahrhunderte ſeit ſeiner Stiftung vergangen ſind.

---

Was der Knabe für den Kind-Engel Beatrice empfunden, beſeelte das Herz des Jünglings mit der reinſten, göttlichen Flamme. Sie waren herangewachſen zu den Jahren, wo die Gefühle im Frühlingsalter ſtehn; der große aber ſchwermüthige Charakter Dante's ermuthigte und erkräftigte ſich immer mehr in der Betrachtung der himmliſchen Schönheit und fleckenloſen Tugend derjenigen, welche ihm eine Sonne war, ſeine Bruſt durch Liebe zu wärmen. In jenem Buche, das nur von ihr und ſeiner Leidenſchaft handelt, hat er die Geſchichte ſeiner Gefühle beſchrieben, Philoſophie und Theologie des dreizehnten Jahrhunderts mit altklaſſiſcher Schulgelehrſamkeit, Wahrheit mit gekünſtelter Allegorie, ſpitzfindige Zergliederungen von Empfindungen und Redeſätzen mit der rührenden Sprache des Herzens vermengend, die ſich in den wunderſchönen Gedichten der Vita nuova ſo rein und unvergleichlich ausſpricht.

Manche Jahre waren vorübergegangen, ſeit er Beatrice zum erſten Male in ihres Vaters Hauſe geſehn, als er ihr einmal auf der Straße begegnete. Weiß gekleidet ging ſie zwiſchen zwei würdigen, ältern Frauen. Als ſie an der Stelle vorüberkam, wo der Jüngling zitternd und von ihrem Anblick ergriffen ſtand, grüßte ſie ihn mit freundlichem Blicke und Worte. Und als er, beſeligt durch ihre Erſcheinung, nach Hauſe ging, und ſich in Betrachtungen darüber verlor, verſank er in einen Schlummer. Da ſchien eine feuerfarbene Wolke den Raum um ihn her auszufüllen, und in ihr erblickte er eine majeſtätiſche Geſtalt, die er nicht ohne Beben anzuſchauen

vermechte, und in deren Arme eine in ein röthliches Gewand gehüllte Jungfrau schlummernd lag. Die Züge der Jungfrau waren die Beatricens. In ihrer Rechten schien sie etwas Brennendes zu halten, und dem Jüngling zu sagen: Siehe, dies ist dein Herz. Und der Geist, dem sie im Arme lag, weckte und beweg sie das Herz zu verzehren, was sie zögernd that. Da verwandelte sich ihre Heiterkeit bald in Trauer, und weinend sank sie zurück in die sie haltenden Arme, welche sie zum Himmel emporzuheben schienen.

Dieser Traum, welchen er mehren seiner Freunde erzählte, vermehrte noch seine leidenschaftliche Aufregung. Seine Gesundheit litt darunter: er wurde schwach und kränkelnd, so daß seine Freunde nach der Ursache forschten, und er ihnen gestand, daß Liebe eine solche Macht über ihn ausübe, da es sich nicht verhehlen ließ. Da er nun eines Tages in einer Kirche sich befand, als eben das Lob der Jungfrau Maria gesungen wurde, sah er Beatricen nicht weit von dort knieen; zwischen ihm und ihr aber saß eine schöne Frau, welche sich einbildete, seine unverwandt auf jene Stelle gerichteten Blicke gälten ihr: welcher Meinung auch seine Freunde waren, welchen er den Gegenstand seiner Liebe nicht hatte entdecken wollen. Lange Zeit ließ er sie in diesem Wahne, selbst nachdem jene Frau von Florenz sich entfernt hatte; als aber eines Tages diejenige, welche für ihn Königin der Tugend, Zerstörerin des Lasters war, an ihm vorübergehend ihm ihren Gruß versagte, worin seine einzige Seligkeit bestand, und der ihn alle Feinde auf dieser Welt vergessen ließ, hatte seine Verzweiflung ein Ende. Trostlos ging er nach Hause, und nachdem er den Boden seiner einsamen Kammer mit Thränen genetzt, setzte er sich hin, und schrieb eine Dichtung nieder, in welcher er Beatricen um Barmherzigkeit anflehte, und seine Liebe und Treue ohne Hehl erklärte.

In einem vornehmen Hause wurde eine Hochzeit gefeiert,

und, wie's Sitte war, hatten all' die schönsten und trefflichsten Frauen und Mädchen der Stadt sich vereinigt, die Braut zum Altare zu führen, und das Fest zu verherrlichen. Dante war durch einen Freund zum Mitgehn bewogen worden und befand sich in dem mit Menschen gefüllten Saale, als ihn plötzlich ein so heftiges Zittern ergriff, daß er genöthigt war, sich an ein Wandgemälde anzulehnen. Da schlug er die Augen auf, und sah Beatricen, welche sich in seiner Nähe befand. Alles Blut wich aus seinem Gesichte, und so plötzlich war seine Umwandlung, daß jeder sie bemerkte, und mehre Frauen mit seiner Geliebten darüber lächelnd redeten. Der Freund aber, welcher seines Zustandes inne ward, führte ihn hinaus, und bewog ihn, nach Hause zurückzukehren. Als er sich bald darauf mit mehren dieser Frauen zusammenfand, frug ihn eine derselben: Weshalb liebest du diese, da du nicht einmal den Blick ihres Auges auszuhalten vermagst? Der Zweck einer solchen Liebe muß etwas ganz neues sein. Drauf antwortete er: Madonna, der Zweck meiner Liebe war ihr Gruß: in ihm lag all' meine Seligkeit, und all' meiner Wünsche Ziel. Da es ihr aber gefallen, mir den Gruß zu verweigern, so besteht meine Seligkeit in dem, was mir nicht geweigert werden kann. — Jene Frauen begannen mit einander zu reden, und so wie bisweilen glänzende Schneeflocken zwischen den Regentropfen fallen, so waren ihre Worte mit Seufzern vermengt. Dann baten sie ihn, zu sagen, worin denn nun seine Seligkeit bestehe, und er erwiederte: In jenen Worten, welche die Geliebte preisen.

Im Fiebertraum lag Dante, von einer heftigen Krankheit befallen, und wild umher irrte seine Phantasie durch schrankenlose Räume, als er viele Frauen sah, welche mit aufgelöstem Haar und trauriger Gebehrde an ihm vorübergingen, während die Sonne sich verfinsterte, der Sterne Glanz erlosch und ein Erdbeben zu nahen schien. Und als er entsetzt diese Scene

betrachtete, ſchien Freundesmund ihm zuzuflüſtern: Deine Herrliche iſt von dieſer Welt geſchieden. Da ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, die er zum Himmel aufhob, wo er zahlloſe Engel zu ſehn wähnte, welche aus den untern Räumen hinaufſchwebten, und vor denen ein blendend weißes Wölkchen ſchwamm. Der Engelchor ſang: Hoſanna in der Höhe, und ihm ſagte ſein eigen Herz: Wahrlich, die Jungfrau iſt von dannen gegangen. Und hierauf geſchah's ihm, als gehe er hin zu ſehn, wo die irdiſche Hülle lag, die der unſchuldvolle, ſelige Geiſt bewohnt: Frauen bedeckten mit weißem Schleier das bleiche, fromme Antlitz, welches zu ſagen ſchien: Jetzt erblicke ich den Anfang des Friedens. Da rief er den Tod, und ſagte: Komm herbei, denn nach dir iſt meine Sehnſucht, und ſchon trage ich deine Farbe. Und nachdem er ein Zeuge geweſen, wie ſie die Leiche geſchmückt, und in den Sarg gelegt, däuchte es ihm, er kehre in ſeine ſtille Kammer zurück, und ſage unter tauſend Zähren: O glorreicher Geiſt! Selig iſt, wer dein anſichtig wird! — Da weckten ihn die Seinen, welche am Lager ſtanden, erſchreckt über ſein leidenſchaftliches Reden im Schlafe, und die heißen Thränen, die über ſeine Wangen rollten.

Das Jahr 1287 war herangekommen. Frieden und Eintracht hatten nicht lange gewährt in Toscana: die Piſaner, welche eine letzte Anſtrengung gemacht und Guido Grafen von Montefeltro, den kühnen und glücklichſten Parteigänger der Ghibellinen, zu ihrem Feldhauptmann erwählt, da ſie ſich von allen Seiten bedroht ſahn, hatten kurz vorher eine ſchauderhafte Tragödie aufgeführt, und Ugolino Gherardesca mit zweien ſeiner Söhne und zwei Enkeln in einem Thurme Hungers ſterben laſſen, die Welt mit Abſcheu und Entſetzen erfüllend. Am 1. Mai des genannten Jahres war Carl von An-

jen, Sohn und Nachfolger des verſtorbenen Königs von Neapel, aus der Gefangenſchaft befreit, mit ſeinem Sohne Carl Martell in Florenz angekommen, wo er mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen ward, und drei Tage verweilte, worauf er ſich über Siena nach Rieti begab, wo Pabſt Nicolas IV. Hof hielt. Als der kriegeriſche Biſchof von Arezzo, Guglielmino, aus der Familie der Pazzi im Val d' Arno, geſchickter das Schwert zu tragen, als den Hirtenſtab, vernahm, der Prinz habe ſich mit geringem Gefolge auf die Reiſe begeben, nachdem er ſeinen Feldhauptmann, Amauri von Narbonne, in Florenz zurückgelaſſen, ſandte er den Grafen Buonconte von Montefeltro mit einer Schaar, um ihn aufzugreifen. Aber die Florentiner bekamen Wind von dem Vorhaben: achthundert Reiter aus den erſten Häuſern, nebſt dreitauſend Fußern holten den Prinzen ein, und gaben ihm das Geleit. Wenige Tage darauf zog, dieſe und manche andere Schmach zu rächen, das Heer der Florentiner, durch die Guelfen von ganz Toscana, von Bologna und der Romagna verſtärkt, gegen Arezzo.

Wenn man eine halbe Meile jenſeit des Städtchens Ponte a Sieve, das Arnothal verläßt, und ſeinen Weg links nimmt, ſo gelangt man nach einiger Zeit an einen Bergrücken, welcher die Höhen von Falterona, wo der Arno entſpringt, mit den laubbedeckten Bergen des Pratomagno verbindet, in deſſen Waldungen Johann Gualbertus die Abtei Vallombroſa gründete, nachdem er die von San Miniato verlaſſen. Hat man den genannten Bergrücken, welcher die Conſuma heißt, hinter ſich gelaſſen, ſo ſteigt man in ein anmuthiges Thal hinab. In jenen Tagen ſchauten feſte Burgen ſtolz von den Höhen: Poppi, mit dem Schloſſe der Grafen Guidi, des in der toscaniſchen Geſchichte ſo oft genannten Geſchlechts; das ſchöne Romena mit ſeinen vierzehn Thürmen, Urbech, Battiſolle, Porciano und andere, die jetzt in Staub und Trümmern liegen. Ehe

man an den Hügel von Poppi gelangt, geht man über eine Ebene, welche Campaldino heißt, und wo eine Kapelle liegt, welche im Jahre 1262 von zweien aus der Familie Guidi gebaut wurde. Dort trafen am Tage des heiligen Barnabas die feindlichen Heere auf einander. Lange war der Sieg zweifelhaft: ihn entschied zu Gunsten der Guelfen Messer Corso Donati, schön und von vornehmer Abkunft, beredt und muthig, mehr denn einer seiner Partei, heftig und übermüthig wie Wenige. Eine Unzahl der Feinde fiel, darunter der Bischof von Arezzo und Buonconte, Wenige von Auszeichnung verloren die Florentiner. Zu spät, nachdem sie die ghibellinischen Besitzungen im Casentino verwüstet, zogen die Sieger über Bibbiena und an dem rauhen Felsen von Alvernia vorbei, wo Franz von Assisi gelebt und gebetet, nach Arezzo: vom ersten Schrecken sich erholend, empfingen die Bewohner sie mit kräftigem Widerstande. Die Belagerung wurde aufgehoben, bald darauf aber, nachdem ein Triumphzug in Florenz die Sieger von Campaldino gelohnt, die nicht weit von Pisa liegende Burg Caprona erobert, wodurch selbst dem kampflustigen Grafen von Montefeltro Schrecken eingejagt ward, da er den Feind so nahe sah.

Unter den Kämpfenden bei Campaldino und Caprona war Dante Alighieri gewesen. Er hatte nun sein vierundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, aber man würde ihn für älter gehalten haben. Seine Gestalt überragte nicht die mittlere Größe: aber, war es der herrische Blick seines Auges, war es die Ueberlegenheit, die sich schon im Jünglinge in dem schwermüthig-ernsten Ausdruck seiner Züge aussprach — er imponirte selbst durch sein Aeußeres. Sein Gesicht war lang; er hatte eine Adlernase und breite Kinnbacken, die Oberlippe hervorragend. Haar und Bart waren schwarz, dicht und gekräuselt, die Gesichtsfarbe gebräunt. Sein Anzug, von dunkelfarbenem Tuche, war lang nach damaliger Sitte, und lag enge

um den Leib an; ein Mantel mit Kapuze ward am Halse durch eine Schnalle gehalten. Den Kopf bedeckte ein Barett, an dem ſich auf beiden Seiten Klappen befanden, welche die Ohren ſchützten. So war das florentiniſche Coſtüm jener Tage, von dem in ſpätern Zeiten ein und der andere Theil von den Magiſtratsperſonen beibehalten wurde, nachdem, vorzüglich gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, fränkiſche Muſter eine allgemeine Umwandlung hervorgebracht hatten.

Nicht wenige waren die Freunde, welche Dante in Florenz hatte. Der liebſte unter allen, nach ſeinem Guido, der ihm die Stelle eines ältern Bruders vertrat, und mit ihm wetteiferte in ſeinen ſchönen Dichtungen, war Foreſe Donati, der Bruder Meſſer Corſo's, edel und ritterlich, Alighieri'n mit der innigſten Liebe anhangend, den Glanz ſeiner Familie durch eigene Gaben erhöhend, aber unbedachtſam und durch ſchwelgeriſchen Lebensgenuß ſeine Geſundheit untergrabend, ob er gleich das häusliche Glück, deſſen er bei ſeiner tugendhaften Nella genoß, erkannte und dankbar würdigte. Foreſe's theure Schweſter, und Jugendfreundin Dante's, der ihre milde Tugend nie vergaß, war Piccarda, welcher Petrarca in einer ſeiner Dichtungen ein ſo ehrenvolles Denkmal ſetzte. Man wußte nicht, ob man ihre Schönheit größer nennen ſolle, oder ihre Güte. Im Lenz ihrer Tage entſchloß ſie ſich, ihr Leben Gott zu weihen, und nahm den Schleier im Kloſter der heiligen Clara, welches zum Minoritenorden gehörte. Kaum kam dieſe Nachricht zu Ohren Meſſer Corſo's, welcher ſich in Bologna befand und ſie einem ſeiner Freunde, Meſſer Roſellino della Toſa zur Ehe verſprochen, ſo eilte er ohne weiteres nach Florenz. Sein Uebermuth ſchonte ſelbſt die heilige Freiſtatt nicht: mit mehren Genoſſen erſtieg er die Kloſtermauer, riß ſeine ſich heftig ſträubende Schweſter aus ihrer Zelle und zwang ſie, die weltliche Kleidung wieder anzulegen, und Meſſer Roſellino zu ehelichen. Aber er erreichte ſeinen Zweck nur

halb: Piccarda erkrankte, und nach kurzer Zeit weinte Florenz mit dem wilden Bruder selber, über die schönste Blume des Hauses Donati.

Es lebte damals ein Mann mit Namen Belacqua, sehr erfahren in der Musikkunst und im Zusammensetzen der wohllautendsten Instrumente. Dante, welcher von der Tonkunst urtheilte, sie ziehe des Menschen Gemüth mit solcher Gewalt an sich, daß sie es, in seinem Entzücken, alles andere auf der Welt vergessen mache, sah diesen Mann häufig und übte sich auf den von ihm erfundenen Werkzeugen. Lehrer war ihm dabei und Berather jener Casella, der alle Welt durch seinen lieblichen Gesang entzückte, jeden durch sein freundliches Wesen gewann, und zu den schönen Ballaten und Canzonen der Dichter jener Zeit die Melodie setzte. Er war Dante'n ein geliebter, willkommener Tröster in den Stunden des Trübsinns, welcher ihn oft beschlich und den nicht Studium, nicht Poesie wegzuscheuchen vermochten, wohl aber die das Herz erweichende, das Herz ermuthigende Dichtung der Töne. Musik aber war nicht die einzige unter den schönen Künsten, welcher Dante sich widmete: auch die des Zeichnens bot ihm Genuß und Erheiterung. In jenen Tagen, die so manches Große und Edle an's Licht brachten, ging feuerflammend die Morgenröthe eines herrlichen Tages auf, der den ungläubigen, geblendeten Blicken eine Aladdins-Höhle von Wundern aufschloß. Von der alten Kunst der Griechen und Römer war neben einigen halbbegriffenen Resten nur noch die Erinnerung geblieben; in den toscanischen Städten, in Siena, Pisa und Arezzo regte der neue Geist zuerst seine Schwingen. Der florentinische Maler Giovanni Cimabue, welcher selbst ein Bild geschaffen hatte, das, als Carl von Anjou, von einer ungeheuren Volksmenge begleitet, es zu sehn ging, eine solche Bewunderung erregte, daß der Straße, wo der Maler wohnte, von diesem Tage der Freude der Name Borgo Allegri geblieben ist, — dieser Cima-

mahne erzog in dem Hirtenknaben Giotto von Vespignano, den er traf, indem er seine Schafe auf Stein abbildete, einen Meister, welcher, die alte Manier zum ersten Mal entschieden verlassend, seine Kunst auf eine Höhe stellte, zu welcher hinaufzublicken keiner bisher sich erkühnt hatte. Zur Zeit, von welcher die Rede ist, war Giotto noch jung, aber schon hatte er seine Zeitgenossen hinter sich zurückgelassen, und er war es, der einem Memmi, Orcagna und Gaddo Gaddi den Weg bahnte. Giotto wurde Dante's vertrauter Freund: der Maler schöpfte Gedanken und Stoff für die Gebilde seines Pinsels in der gewaltigen, alte und neue Zeit umfassenden und vermittelnden Phantasie des Dichters, der von ihm die lebendige Gestaltung und großartige Gruppirung vieler jener geheimnißreichen Schöpfungen entlehnen mochte, welche sein Geist aus unergründlichen Tiefen mit magischer Gewalt selbstthätig heraufbeschwor. Könnten wir in diesen Blättern Dante'n in seinem spätern Leben folgen, zur Zeit, als seine Vaterstadt, wie von einem Kunstenthusiasmus ergriffen, ihren reichen Schmuck durch jene Juwelen mehrte, welche noch nach fünf Jahrhunderten im reinsten Glanze strahlen: wir würden ihn Giotto'n zu seinen wundervollen Werken selbstschaffend begeistern, wir würden ihn vor jenem Riesenbau von Santa Maria del fiore, in welchem Arnolfo Lapo eine ganze Welt von Ideen und Empfindungen der Schönheit und Andacht verkörperte, stundenlang sinnend und bewundernd, das wüste Treiben des fieberhaften Menschenlebens über den tröstenden Gedanken an das Bleibende, das Hohe und Göttliche vergessend, auf dem Steine sitzen gesehn haben, dem man noch in unsern Tagen den Namen des größten Florentiners beilegt. —

So brachte Dante seine Jugendzeit zu. In ritterlichen Uebungen wohl erfahren, einer angesehenen Familie angehörend, den Besten seiner Vaterstadt befreundet, mit einem seltenen Schatz von Kenntnissen ausgerüstet, mit einem Dichter-

talente begabt, welches durch Liebe geweckt ward, und dem Ausdruck dieſer Liebe eine noch nicht vernommene Sprache lieh — ſo war er, und ſo ſah er ein ſchönes, vielverheißendes Leben vor ſich liegen. Nicht immer war er in Florenz geblieben: eigene Wißbegierde, wie die Aufmunterung und das Beiſpiel ſeines Lehrers hatten ihn jung ſchon hinausgetrieben in fremde Welt, und unter fremdes Volk — ihn, deſſen ganzes ſpäteres Leben eine Pilgerreiſe ſein ſollte, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, eine Pilgerreiſe, die ihn empfinden ließ, wie bitter fremdes Brot ſchmeckt, und wie man wunde wird beim Auf- und Abſteigen von andrer Leute Treppen. Lange hatten ihn Studien in Bologna und Padua zurückgehalten. In Bologna, wo Pier Crescenzi in gebildeter Sprache über Landbau und Landleben geſchrieben, blühte ſchon ſeit vieler Zeit eine berühmte Rechtsſchule, auf welcher jener talentvolle und unglückliche Peter de Vineis, der große und weiſe Berather Friedrichs II. ſtudirte; wer weiß, ob Oderigi von Gubbio, der geſchickteſte Miniaturmaler ſeiner Zeit, ihm hier nicht half, Bücher, die er ſelbſt mit kunſtreicher und geübter Hand geſchrieben, durch glänzende Bilder und azurfarbene Buchſtaben auszuſchmücken. Dort und in Padua, welches zwanzig Jahre lang unter der eiſernen Ruthe Ezzelins von Romano geblutet, lebte er nicht bloß den Wiſſenſchaften, ſondern kam in Berührung mit Vornehmen und Volk, wovon manche Stellen in der großen Dichtung Kunde geben. Für ihn waren die Alpen keine Scheidewand: in Paris verweilte er eine Zeitlang, und legte dort den Grund zu jener tiefen Kenntniß ſcholaſtiſcher und myſtiſcher Theologie, die ſo manches in ſeinen Werken für ſpätere Zeiten zum ſchwer zu löſenden Räthſel machte.

Von den Thränen und Wehklagen der Armen begleitet, deren Beſchützer und Vater er geweſen; von allen Guten und

Redlichen in dieſen Zeiten der Umwälzung und Aufregung ſchmerzlich vermißt, war Folco Portinari zu Grabe getragen worden. Eine Tochter wie Beatrice mußte den Werth eines tugendhaften und vortrefflichen Vaters, wie er es geweſen, tief empfinden. Ihre gerechte Trauer hatte keine Grenzen. Da ein ſolcher Abſchied — ſagte Dante, indem er von Folco's Tod redet — für die ſehr ſchmerzlich iſt, welche zurückbleiben, und Freunde deſſen geweſen ſind, der heimgegangen: und es keine ſo innige Freundſchaft giebt, wie die zwiſchen einem guten Vater und guten Kinde, und jene Jungfrau ſo edelen Gemüthes war, und ihr Vater desgleichen, wie es vieler Meinung und die Wahrheit iſt: ſo kann man leicht denken, wie bitter Beatricens Schmerz ſein mußte. — Viele Freunde hatten ſich in ihrem Wohnhauſe verſammelt, um ihr Leid zu theilen, und der Sitte gemäß, war ſie von vielen Frauen umringt, welche ſie mitleidig zu tröſten ſuchten. Dante war auch hingegangen, und vernahm, wie einige heimkehrende Frauen über die Betrübniß ſeiner Geliebten ſprachen und ſagten: ſie weine dermaßen, daß jeder, der ſie ſähe, vor Mitgefühl weinen müßte. Da traten ihm ſelbſt Thränen in die Augen, daß er ſie mit der Hand wegwiſchen mußte. Und andere gingen vorbei und ſagten: Wie können wir je wieder froh werden, da wir Beatricen ſo ihr Herzleid ausſprechen gehört haben? Noch andere flüſterten im Vorübergehn einander zu: Der hier ſiehet weinet, als habe er ſie geſehn, wie wir ſie geſehn haben.

Braucht man ſich darüber zu wundern, daß jeder an dem Verluſte, der Beatricen betroffen, einen ſo innigen Antheil nahm? Alle liebten und verehrten ſie. Wenn ſie über die Straße ging, lief das Volk herbei, ſie zu ſehn, und jeder fühlte ſich beſeligt durch ihren Gruß. Und ſie, in Demuth gekleidet, mit Demuth gekrönt, ging vorüber, keinen Stolz empfindend über das, was ſie ſah und vernahm. Viele ſagten, nachdem ſie vorübergegangen war: dieſe iſt kein Weib, ſondern einer

der schönen Engel des Himmels! — und wieder Andere: Gepriesen sei der Herr, der solche Wunder wirken kann!

Die Erde war nicht wurdig, diese Heilige und Reine des Himmels lange zu tragen: der Ewige rief sie zu sich in der Blute ihrer Jahre. Der 9. Juni des Jahres 1290 war der Tag ihres Heimganges. —

Wer schildert, was Dante litt? Er selbst vermochte es nicht. Als er in jenem Buche, worin er die Geschichte seines Herzens erzählt, zu diesem Moment gekommen, fiel ihm die Feder aus der Hand. Florenz schien ihm verwaist, und all' seiner Herrlichkeit entkleidet; er rief aus mit Jeremias: O, wie sitzet einsam die Stadt! Es war ihm, als wende Welt und Leben sich von ihm ab: in der Erinnerung ihrer Tugend, im Anrufen ihres Namens fand er den einzigen, traurigen Trost. Nachdem sein Thränenstrom versiegt war, schrieb er uber ihren Tod eine Canzone, die er selber eine Tochter der Schmerzen nennet, die in ihrer rührenden Einfachheit und dem zum Herzen gehenden Ausdruck des Seelenschmerzes nie erreicht worden ist, worin er von der engelgleichen Natur derjenigen redet, welche zum Wohnsitz der Engel gegangen. Und er legte sich selbst das Gelöbniß ab, er werde von Beatricen sagen, was nie von einem Weibe gesagt worden sei. Er hielt Wort: Ihr Tod erzeugte den ersten Gedanken der göttlichen Comödie. In ihr, welche das Alpha und Omega seines Daseins war, verkörperte er zu warmem, blühendem Leben, das Symbol der göttlichen Weisheit, als seine irdische Liebe sich in die heilige, unvergängliche umgewandelt. Nachdem er an der Hand Virgils die Tiefen der Unterwelt ermessen, den Berg des Fegefeuers erstiegen, fand er sich auf höheres Anschauen und neue Leitung vorbereitet, an der Schwelle des Paradieses, wo seiner ein glorreich Schauspiel harrte. Ein leuchtend Feuer ging auf zwischen den grünen Zweigen, sieben goldene Bäume schienen ihm die hohen Leuchter, die einhergetragen wurden, und

Hosanna erscholl aus den Lüften. Es folgten in blendend Weiß gekleidete Genalten: farbige Lichtstreifen, einen Regenbogen bildend, ließen die Flammen der Kandelaber zurück am heitern Himmel. Vierundzwanzig Greise, mit Lilien gekrönt, traten auf und sangen: Gebenedeiet sei du unter den Töchtern Adams, und gebenedeiet in Ewigkeit deine Seelenschöne! Es folgten die vier mystischen Thiere der Vision Ezechiels, mit grünem Laube bekränzt, zwischen ihnen ein Triumphwagen, gezogen von einem Wunder-Greifen, dessen Flügel die Regenbogenstreifen berührten, dessen Leib golden schien, und roth und weiß gefärbt. Drei Frauen tanzten um das rechte Rad, die eine feurig glühend, die andere wie Smaragden, gleich frisch gefallenem Schnee die dritte: Liebe, Hoffnung und Glaube; links erblickte man vier in Purpurgewändern: Klugheit, Gerechtigkeit, Kraft und Mäßigkeit. Sieben der Schüler des Herrn und Verkünder seines Wortes traten auf, und es tönte der Gesang: Komm vom Libanon, du meine Braut! Und in einer Wolke von Blumen, von Lilien und Rosen, erschien Beatrice, das Haupt mit weißem Schleier bedeckt, um den ein Kranz von Oellaub sich schlang, in grünem Mantel und feuerfarbenem Gewande. Von ihr geleitet, stieg der Dichter und Seher empor durch alle Planeten des Ptolemäischen Weltsystems und die Himmelskreise, bis zum Anschauen der Herrlichkeit des Ewigen, vor dem die Engelchöre Halleluja singen. Da, wo sein Verlangen ein Ende nahm, trennte sich von ihm die, welche ihn geführt, und er erblickte sie wieder in unermeßlicher Ferne, sitzend auf dem Throne, den ihre Tugenden ihr erworben, das Haupt von den leuchtenden Strahlen umgeben, wie von einer Krone. In ihrem Anschauen verloren, flehte er nun empor zu ihr, in welcher seine Hoffnung lebte, welche ihn aus Knechtschaft gerettet zur Freiheit: sie möge ihm ihre Gnade bewahren, auf daß seine Seele, durch sie geheilt, ihrem Auge gefällig vom Körper eilig sich löse.

Nicht lange nach der Zeit, deren oben erwähnt wurde, wählten die Florentiner zu ihrem Podestà Guido von Polenta, dessen Familie, die von einem kleinen Kastell bei Brettinoro ihren Namen, in ihrem Wappen einen Adler, halb weiß im himmelblauen, halb roth im goldenen Felde führte, über Ravenna und Cervia eine oft und heftig bestrittene Herrschaft übte. Bei dem Guelfenzuge gegen Arezzo war Bernardin von Polenta, der Sohn Guido's, Dante's Waffenbruder gewesen: leicht wurde dieser mit dem Vater bekannt, nicht ahnend, daß er, ein lebensmüder Verbannter, einst in dessen Hause die letzte Zuflucht finden, und in den Armen der Polenta seinen letzten Seufzer aushauchen werde. Der trauernde Jüngling fühlte sich hingezogen zu dem Manne, auf dem die Bürde schweren Leidens lastete. Seine Tochter Francesca war an Lanciotto Malatesta von Rimini, in dessen ausgebildetem Körper eine leidenschaftliche Seele wohnte, verheirathet; ihr Schwager Paul gewann ihre Liebe, und das Schwert des eifersüchtigen Gatten rächte an Beiden die Schuld. Dies geschah im Jahre 1288 zu Pesaro, wohin die flüchtigen Malatesta sich gewandt. Von dem Vater selbst vernahm Dante die blutige Geschichte: ihn und den Bruder zu trösten dichtete er in spätern Jahren jene Episode seines großen Werkes, wo er das liebende, unglückliche Paar einführt, dessen Geschick in diesen rührenden Versen noch kein Herz kalt gelassen, und dem tausend Thränen des Mitgefühls geflossen sind.

Ein Jahr war nach Beatricens Tode vergangen. Dante war so umgewandelt, daß seine Freunde ihn kaum erkannten: er war bleich und siech, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, ein dichter Bart deckte sein Kinn, vernachlässigt war sein Anzug, so, daß jeder ihn bedauerte, welcher seiner ansichtig ward, und seine Familie auf Mittel zu sinnen anfing, ihn diesem düstren Brüten zu entreißen. An dem Tage, an welchem sie diese Erde verlassen, saß er still und in sich gekehrt,

und zeichnete auf einem Täflein das Bild eines Engels. Es gingen einige seiner Bekannten vorüber, die stehn blieben und zusahn, was er mache: so sehr war er in Gedanken verloren, daß er sie anfangs gar nicht bemerkte. Als er endlich aufblickte, grüßte er sie und sagte: Eben war jemand anders bei mir, und fuhr dann, nachdem er einige Worte mit ihnen geredet, an seiner Arbeit fort. Sein Geist aber war bei Beatricen, und er sah sie, wie er sie beim ersten Zusammentreffen gesehn, Kind und Engel in verklarter Lieblichkeit und Schönheit, ihr Gewand röthlich, in ihrem blonden Haar eine einzige Schnur von Perlen. Da überdachte er sein ganzes vergangenes Leben, und was er gehofft, und wie er geliebt; eines jedes Mals erinnerte er sich, wo er sie gesehn, und mitten in seiner Wehmuth fühlte er sich ermuthigt und getröstet. Als er so da saß, und seine Hand herabgesunken war mit dem Stift, den sie hielt, schlugen an sein Ohr die Töne einer Laute, und eine sanfte Stimme sang die Canzone, welche beginnt: „Mein Aug' mitleidend bei dem Weh im Herzen." Eine Weile horchte er; als er aber die Worte vernahm: „Zum hohen Himmel ein zog Beatrice," da bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und lag laut schluchzend an der treuen Brust Casella's.

Ueber

# den Minne-Gesang

und

# das Volkslied

in Italien.

Zwei Abhandlungen

von

Karl Witte.

Herrn Professor Wilhelm Wackernagel
in Basel.

Lieber Wackernagel!

Wäre in diesen Blättern irgend Etwas, das nicht Dir (denn Du nimmst nach alter Freundschaft nachsichtig auf, was auch Unreifes aus dieser Feder fließt), sondern strengeren Richtern billigenswerth erscheinen könnte, so hätte ich es Dir zu danken, und müßte Dir es also, wie in diesen Zeilen geschieht, dankbar wieder zuschreiben. Acht Jahre mögen es nun sein, daß wir in Breslau bei ein Paar Scheibchen Salame manchen Abend zusammenkamen, mit dem besten Willen Valeriani's Poeti del primo secolo gründlichst mit einander durchzugehn; und wenn wir dann ein Sonett oder eine Canzone gelesen hatten, dann boten sich der Combinationen mit den andern Literaturen, in denen Du gründlich erfahren bist, so viele, daß wir selten oder nie zum zweiten Gedichte gelangten. Hätte ich damals Dein flüchtiges Wort in kurzen Notizen festzuhalten versucht, dann würden diese Skizzen wohl einen größeren Werth haben, als jetzt der Fall ist. So aber fürchte ich, Du wirst eine Seite nach der andern lesen, und nur selten, wie Voltaire beim Durchblättern der ihm anvertrauten Handschrift eines jungen Dichters, mit der Mütze rucken, um einen alten Bekannten, nämlich Deine eig'nen Gedanken, zu begrüßen. Wäre dem also, so würde ich darin nur eine neue Bestätigung meines alten Verlangens finden, Dich bald wiederzusehn, mich neu an Dir zu erquicken, und Dir zu sagen, wie lieb ich Dich habe.

Halle, den 31 März 1837.

Karl Witte.

# Der Minne-Geſang

## in Italien.

Als die gährenden Elemente des Mittelalters zuerſt Form und Geſtalt gewannen, und die neu befruchtete Erde nach langer Brache in Kunſt und Poeſie friſche Keime trieb, da ward die freie Entwicklung nationeller Eigenthümlichkeit durch die abſoluten Principien eines univerſellen Kirchen- und Kaiſerthumes zurückgedrängt. Ein Glaube, ein Gottesdienſt, eine Kirchenſprache, ein Lehnsherr und ein Recht. Da waren nicht mehr Gothen, Römer, Franken, Longobarden; da waren noch nicht Deutſche, Franzoſen und Italiener; ſondern antike Sprache, durch germaniſchen Einfluß umgeformt, ward unter dem Namen der Romaniſchen mit geringen dialektiſchen Umwandlungen von Burgund bis Gibraltar, von Bordeaux bis Syrakus geſprochen, und verbreitete unter dem Einfluß der Glaubens- und Sitten-Einheit gleiche Bildung über den Südweſten von Europa.

Dieſe Bildung iſt es, die wir unter dem Namen der Romantiſchen als ein Gemeingut des Mittelalters betrachten. Sollen wir dieſen oft in halber Bewußtloſigkeit gebrauchten Ausdruck näher bezeichnen, ſo erkennen wir darin die höchſte Innigkeit des ſubjectiven Gefühls in Religion und Liebe, verbunden mit einer neuen vergeiſtigten Anſchauung der Natur.

In der erſten Beziehung waltete in der Bildung des Alterthumes das Untergehen des Individuums in der Gattung, das Streben nach dem Allgemeinen und Idealen, in Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt vor. Der römiſche Staat verſchlingt die Rechte und Intereſſen des Einzelnen, die römiſche Virtus iſt nicht der ſittliche Werth des Individuums, ſondern der perſönlich gewordene National-Charakter, und den Olymp bevölkern plaſtiſch gewordene Typen einzelner ſittlicher und geiſtiger Richtungen und Kräfte. Die Liebe iſt der allgemeine Naturtrieb, der die Geſchlechter zuſammenführt, und erſt in den ſpätern Dichtern und Philoſophen Roms dämmert uns eine Vorahnung des aufkeimenden Gemüthes.

Das Chriſtenthum ſtellte das Individuum unmittelbar Gott gegenüber, der jeden Einzelnen zu ſich gerufen, und mit ſich verſöhnt hatte. In einem Jeden mußte der Proceß religiöſer Wiedergeburt ſich ſelbſtſtändig durchbilden, und in Jedem geſtaltete er ſich je nach der perſönlichſten Eigenthümlichkeit verſchieden. Da war nicht mehr das paſſive Anſchließen an eine allgemeine Bildung, ſondern die ſubjectivſte Selbſtentwicklung unter göttlichem Einfluß. Das Volk der Prieſter war daher auch zur höchſten Würdigung ſittlicher Individualität, zur vollendetſten Ausbildung des eignen Gefühls, zur Anerkennung der Freiheit berufen. So verſchwindet vor dem Chriſtenthum allmählig die Sclaverei, der moderne Staat erbaut ſich auf den Privat-Rechten der Einzelnen, der Kunſt genügen nicht mehr einſeitig allgemeine Typen, ſondern ſie wählt ſich den unendlichen Reichthum geiſtiger Subjectivität zum unerſchöpflichen Vorwurf. Die Liebe hört auf, der rohe Naturtrieb zu ſein, dem nur äußerliche Bildung ein verrätheriſches Gewand conventioneller Schicklichkeit gelieben, ſie wird zur ſittlich-geiſtigen Einigung der Seelen, der der Leib Geſtalt und Wirklichkeit verleihn; zur veredelten Sinnenluſt des Leibes, die die höhere Beziehung von thieriſcher Gemeinheit rettet. So bildet

ſich jener wunderbare ritterliche Sinn aus, den wir als die bezeichnendſte Erſcheinung des Mittelalters vorzugsweiſe hervorzuheben gewohnt ſind.

Die Anſchauung der Natur erſcheint in den älteſten Zeiten der Geſchichte befangen und faſt geſpenſterhaft. Die vielfach angeregte Wahrnehmung des Menſchengeſchlechtes, das den Geiſt noch nicht in ſich zu erkennen weiß, begegnet rings übermächtigen Naturkräften, die ihm, weil es ſie zu beherrſchen noch nicht gelernt hat, als Manifeſtationen eines göttlichen oder dämoniſchen Geiſtes erſcheinen. So bevölkern Hindus, Perſer und Aegypter ihre Tempel-Wände mit Thiergeſtalten, und verderbend, unheimlich, neckend, ſelten, und nur launenhaft helfend, ſendet der Nordländer ganze Colonien von Zwergen, Rieſen, Drachen in Berge, Schachten, Sumpf und Wald. Die Natur wird zum Symbol für Kräfte und Gedanken, und muß hier der Hieroglyphenſchrift ein Alphabet leihen, dort bei den Propheten und in der Apokalypſe das Geiſtigſte räthſelhaft bedeuten.

Die ſpätere Zeit, die den Geiſt im Menſchen erkennt, ſtürzt die rohen Naturkräfte vom Olymp, und die Kunſt von Griechenland und Rom verſchmäht andre Geſtalten zu bilden, als menſchliche. Da verliert die Natur die Macht tiefer geiſtiger Anregung. Die gefeiertſten Dichter Roms und Griechenlands erwähnen die landſchaftlichen Schönheiten kaum, deren Ruhm jetzt Schaubegierige um den halben Erdkreis herum, an ſich lockt.

Die höchſte Innigkeit des Chriſtenthums, das Bewußtſein, wie alle Kreatur aus dem göttlichen Geiſte hervorgegangen iſt, wie jede Blume in und durch dieſen Geiſt belebt iſt, weckt aber in der romantiſchen Bildung eine heilige Naturfreude, eine Seelenverwandtſchaft des frommen Gemüthes mit dem ſternenbeſäeten Nachthimmel, dem bunten Schmelz der Blumen des Frühlings, dem munteren Geſang der Vögel des

Waldes, dem Brausen des Wasserfalls, und dem Rauschen der Quelle. Auch klang in dieser tiefen Empfänglichkeit für die Natur, besonders bei den Germanen, wohl noch eine Erinnerung an jene frühste Zeit befangener und geisterseherischer Naturscheu nach, und weckte die Lust am Wunderbaren und Gewaltigen. Sollen wir aber jenen ursprünglichen Gegensatz in wenig Worten ausdrücken, so bezeichnen wir ihn dadurch, daß die patriarchalische Zeit Gott in der Natur, die romantische aber die Natur in Gott schaute.

Dieser Geist ist es, den wir romantisch nennen, und der in seinen Keimen dem ganzen mittelalterlichen Europa gemeinsam ist. Als indeß im zwölften und beginnenden dreizehnten Jahrhundert zahlreiche hochbegabte Ketzer vom Kirchenglauben abwichen, als Kaiserthum und Kirche selbst zerfielen, als siegreiche Kämpfe Städte und Territorien vom Reich emancipirten, da fingen die Völker an zu fühlen, daß sie nicht nur Glieder der römisch katholischen Kirche, nicht nur Lehnsträger des römisch deutschen Kaiserthumes, sondern Nationen seien, und im regsten Volksleben, im blühendsten Verkehre begannen Provençalen und Franzosen, Spanier und Italiener einander nicht mehr zu verstehn, ihre eigene Sprache zu reden, ihr eigenes Lied zu singen. Sie waren mündig geworden, und weil das Vaterhaus ihnen zu enge schien, bauten sie sich eigene Hütten, und freuten sich des eigenen Heerdes. Dabei waren sie aber alle Brüder, und ihnen allen war das gemeinsame Eigenthum des romantischen Geistes so reichlich zugefallen, daß wir uns mit den Zügen der Zwillings-Geschwister schon vertrauter gemacht haben müssen, um sie bestimmt zu unterscheiden.

Alle diese romantischen Literaturen durchlaufen ihrem weltgeschichtlichen Entwicklungsgange gemäß die zwei Jugendepochen des Epischen und des Lyrischen. Während aber beide der Zeit nach so auf einander folgen, daß das Lyrische, die Blüte des individuellen Gefühles, später hervortritt als das Interesse an

den großen Ereigniſſen, welche der ganze Stamm erfahren (das Epiſche), liegen ſie beide auch geographiſch in der Art neben einander, daß im Nord-Oſten Europa's fortwährend die Epik vorwaltet, während der durch Völkervermiſchung früher gereifte Süd-Weſten bald der Lyrik vorzugsweiſe anheimfällt. Am ſchärfſten prägt dieſer Gegenſatz ſich im heutigen Frankreich aus, deſſen germaniſcher Norden von der Bretagne bis zur Picardie die Heimath der Fabliaux und Romane ward, während die Troubadours aus dem romaniſirten Süden, aus Languedoc und der Provence, ihren Minne-Geſang durch halb Europa ertönen ließen.

Fällt nun auch bei dieſer Ländertheilung Italien für die Dauer in das Gebiet der Lyrik, ſo fehlt es doch auch hier nicht an Spuren der epiſchen Urzeit. Aber ſie erſcheinen von Hauſe aus als getrübt durch die der urſprünglichen Simplicität entgegenſtehende Luſt am Wunderbaren und Erſtaunenswerthen, durch ſubjective Abſichtlichkeit und Uebertreibung, durch kunſtgemäße, ſich ſelbſt bewundernde Erudition eines gelehrten Standes. Nicht die eigenen Sagen der neuromaniſchen Welt, nicht die von Artus und der Tafelrunde, nicht die von Karl und ſeinen Paladinen, oder von dem heiligen Graal ſind die in Italien einheimiſchen, ſondern faſt alle die älteſten Sagenkreiſe, denen wir begegnen, führen zurück auf Claſſiſches, wenn auch noch ſo ſeltſam entſtelltes Alterthum. Hier nun aber ſind es wieder vorzugsweiſe die mit dem Mährchenreichen Orient, der gemeinſamen Völkerwiege, verknüpfenden Momente, deren die mönchiſch klügelnde, etymologiſirende und genealogiſirende Tradition ſich bemächtigt, um wo möglich jedem Städtchen ſeinen Archegeten, wo nicht aus Noahs Arche, doch aus dem trojaniſchen Pferde hervorgehn zu laſſen, und geſchäftig ziehen Chroniſten und Romanenſchreiber über die breiten Brükken, die der trojaniſche Krieg, die der Abenteurer Alexander, die Conſtantin der Große, und in entgegengeſetzter Rich-

tung

ſung der Aſiate Attila zwiſchen dem einen und andern Continente aufgerichtet. Selbſt die Karolingiſche Sage muß, als ſie nach Italien dringt, in jenen Rahmen von Troja und Conſtantin ſich einfugen, und früh dazu dienen, dem Stammbaum erlauchter Häuſer eine heroiſche Wurzel zu leihn. Während nun jene Luſt am Wunderbaren und Fremdartigen durch Reiſeberichte, wie die des Marco Polo und andrer Aſien durchziehender Abenthenrer (in deren Gefolge die erſtaunenswerthen Kunden vom Prieſter-Könige Johannes, vom Alten vom Berge, von den Völkern Gog und Magog u. ſ. w., in den Occident hinüberkommen), während ſie durch täglich ſich mehrende Heiligen-Legenden, ja ſelbſt durch einheimiſche Zaubergeſchichten, wie die vom Magier Virgil, genährt und geſteigert wird, während alſo jede neue Bearbeitung der Heldenſage ſich berufen fühlt, durch einförmig ermüdende Steigerung und Häufung des Wunderbaren ihre Vorgänger zu überbieten, iſt es nicht einmal die Poeſie, der wie in Frankreich und Deutſchland dieſe Bearbeitung anheimfällt, ſondern wo ein Mehres verſucht wird, als bloße proſaiſche Ueberſetzung der franzöſiſchen Originale, da geſchieht es in noch weit proſaiſcherer Weiſe durch die Chroniken-Schreiber und die Urheber der in Italien ſparſam verbreiteten Volksbücher, wie der Reali di Francia, des Guerino Meschino u. ſ. w. Die älteſte italieniſche lyriſche Poeſie kennt und liebt die Sagen von Karl und den Paladinen, und vielleicht noch mehr die von Artus und der Tafelrunde, aber ſie bemächtigt ſich derſelben nicht. Erſt als nach Jahrhunderten die vornehme Welt von der Höhe ihrer claſſiſch-gelehrten Bildung und Aufklärung die ſeither mit immer grelleren Farben ausgeſtatteten Mährchen des Volkes nur um ſie zu verſpotten zu beachten anfing, wurde das ſich ſelbſt ironiſirende, mit ſchlüpfrigen und burlesquen Zügen gewürzte heroiſch-komiſche Epos ein weſentlicher, ja der hervortretendſte Zweig der italieniſchen Literatur, in der uns nun wieder Taſſo, durch-

drungen wie er iſt von dem Ernſte und der Heiligkeit ſeines, jenen Gedichten verwandten Stoffes, faſt als eine fremdartige Erſcheinung entgegentritt.

Die lyriſche Poeſie der Italiener dagegen, zu der wir uns nunmehr wenden, iſt das Erzeugniß des Einfluſſes, welchen zwei von Außen einwirkende Momente auf den einheimiſchen romantiſch-nationellen Grundſtoff üben. Im Süden Italiens, in Neapel und Sizilien, wecken die normänniſchen Einwanderungen den epiſch dichteriſchen Geiſt des nördlichen Frankreichs, und ſchon im zwölften Jahrhundert verknüpft damit die, bald in Palermo und bald in Neapel aufgeſchlagene Hofhaltung der ſangesreichen Hohenſtaufen die naturfrohe, lebensfriſche Innigkeit des ſchwäbiſchen Minne-Geſanges. Den Norden dagegen, von den halbfranzöſiſchen Höfen der Markgrafen von Saluzzo und Monferrat bis zu den Ufern der Etſch und des Mincio, und herab an der Küſte des Mittel-Meeres bis gen Piſa, durchſtreifen kunſtreiche allen Luſten ſchmeichelnde Jongleurs aus der Provence, und tragen von den Feſtgelagen der Großen und der Begüterten reiche Gaben heim zu den Ufern des Rhone und der Durance.

Nur wo dieſe beiden Strömungen der Poeſie, der Poeſie der natürlichen Innigkeit, welche faſt der Form ermangelt, und der der klügelnden Ueberkünſtelung von Süden und Norden her einander begegneten, nur im Mittelpuncte der Halbinſel konnte die Poeſie gedeihen, welche zu verwirklichen Italien geſchichtlich berufen war. Nur Toscana konnte die Wiege Dante's und Petrarka's ſein.

Im Norden Italiens können wir, bevor nicht dieſe Begegnung und Befruchtung geſchehn war, von einer einheimiſchen Poeſie überall nicht reden. Alle älteſten Dichter dieſer Landſchaften, Parcival D'Oria, Alberto Malaspina, Sordello von Goito, und wenn er nicht mit dem Letzteren identiſch iſt, Gotto von Mantova dichteten nur provençaliſch, und noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts konnte Brunetto Latini es vor-

ziehn, seinen Tesoro französisch statt italienisch zu schreiben *). Aber schon in dieser Zeit, wo die Sprache noch gemeinschaftlich ist, unterscheiden sich die italienischen Dichter dadurch von ihren Nachbarn jenseits des Var, daß in Italien ihre Kunst bald den Charakter einer Hofpoesie verliert, und die freie Beschäftigung selbstständiger unterrichteter und kunstsinniger Männer wird. Daher befreit sie sich denn auf der einen Seite von jenem kriechenden, herrendienerischen, allem Gezänke fröhnenden Sinn der Provençalen; ermangelt auf der andern Seite aber auch jener ritterlichen abenteuersüchtigen Färbung, die Lieder- und Schwerter-Kämpfe, und verbrecherische Liebe zur Gemahlinn oder Tochter des Lehnsherrn, als unerläßliche Elemente im Leben des Troubadour erscheinen macht. Wollten die alten Biographen der provençalischen Dichter ein Leben des Sordello schreiben, in dem man irgend den Troubadour erkennen könnte, so mußten sie ihm Würden, Gefahren und Verbrechen andichten, die ihm in Wahrheit immer fremd geblieben waren. Im Vergleiche mit Deutschland aber bielten sich die italienischen Dichter (nicht nur in dieser frühesten Zeit) auch von der handwerksmäßigen Bürgerlichkeit unserer Meistersänger fast durchgängig gleich weit entfernt.

Die Poesie des südlichen Italiens dagegen nähert sich in dieser frühesten, hohenstaufischen Zeit auffallend dem deutschen Minne-Gesang. Die Fürsten des schwäbischen Hauses dichteten bekanntlich in der einen und anderen Sprache, und Ginguené berichtet, ich weiß nicht auf welche Quellen gestützt, daß Friedrich II. in Palermo eine poetische Akademie gestiftet, der neben ihm selber auch seine beiden Söhne, Enzius und Manfred, angehört hätten. Wenn nun Frühling und Liebe die Elemente des deutschen Minne-Liedes sind, so erscheint der Lenz freilich bei den sizilischen Dichtern nicht als das entzük-

*) Diez Poesie der Troubadours. S. 61, 273, 274.

kende und allbelebende Naturwunder, wie in unſrem Norden. Der ewige Frühling jener geſegneten Himmelsſtriche raubt der einen Jahreszeit ihr Vorrecht, und wo die Natur in allen Monaten Wärme, Blüthen und Früchte ſpendet, da braucht ſie nicht erſt aus dem Winterſchlafe zu erwachen. Iſt nun aber auch die Natur- und Frühlings-Freude hier nicht ſo begeiſtert, wie in Deutſchland, ſo fehlt es doch nicht an Anklängen eines Verſtändniſſes der Sprache, welche Wald und Blumen reden, wie ſie in der antiken Welt vergebens geſucht werden würden. Als Beiſpiel kann eine Ballate dienen, die, vermuthlich mit Unrecht, Dante, von Andren aber, ſchwerlich mit beſſerem Grunde, dem Guido Cavalcanti zugeſchrieben wird, während ſie älter als beide, und vielleicht mehr im Süden Italiens zu Hauſe ſein dürfte:

(Fresca rosa novella.)

O friſche junge Roſe
O holde Frühlingsluft!
Am Bach durch Wieſenduft
Geh' ich und jubl' und ſinge,
Daß Euer Lob erklinge — rings im Grünen.

Eu'r ſchönes Lob und Preiſen
Sei freudig neu geſungen
Von Alten und von Jungen
Zu Hauſe wie auf Reiſen.
Euch weihen Vögelzungen
In viel verſchied'nen Weiſen
Bei jeder Stunde Kreiſen
Aus Blüthen Huldigungen.
Schon iſt die Zeit gekommen
Mit Liedern allerenden
Gebührend Lob zu ſpenden

Der Hoheit, die erleſen
In Euch, o Engelsweſen, — uns erſchienen.

Eu'r engelgleiches Prangen,
O holdeſte der Frauen,
Läßt mich auf Glück vertrauen
In dieſem Gluthverlangen.
Es geben ſich im Schaun
Der Schönheit Eurer Wangen
Natur und Kunſt gefangen.
Unglaublich iſt ſie traun!
Die Damen nennen Göttin
Euch unter ſich mit Wahrheit;
Erzählt wird Eu're Klarheit
Nie von erſchaffnen Geiſtern;
Wer wird Natur zu meiſtern — ſich erkühnen?

Eu'r zart holdſelig Kleid
Schuf über Menſchen Weiſe
Der Himmel zum Beweiſe,
Daß Ihr die Herrin ſeid.
So bleibt mir denn, o Speiſe
Der Augen, nimmer weit,
Daß Gottes Herrlichkeit
Sich freundlich mir erweiſe.
Und ſcheint es Euch anmaßlich,
Daß ich nur Euch ergeben,
Wollt mir die Schuld nicht geben,
Denn das ſind Amors Werke,
Dem zu begegnen Stärke — und Maaß nichts dienen.

Noch friſchere Frühlingsluſt ſpricht ſich unter anderen in dem Liede Kaiſer Friedrich II., das mit den Worten anfängt:

Della primavera Ciascuna rivera S'adorna, und in dem ſeines Zeitgenoſſen, des Rinaldo von Aquino („Oramai quando flore") aus. Unvergleichlich tiefſinniger aber, und im vollſten Maaße verwirklichend, was oben über die nur der chriſtlichen Poeſie angehörende Natur-Anſchauung geſagt ward, iſt die zugleich vertrauliche und begeiſterte Sprache, die der Heilige Franz von Aſſiſi mit Thieren, Blumen und Elementen ſpricht. Treffend ſagt Görres über dieſen wunderſamen Verkehr: „weil er die Sünde in ſich ertödtet, war auch die Folge des Sündenfalls in ihm ausgelöſcht; die Natur trat ſo befreundet an ihn heran, wie ſie vor jener Kataſtrophe, in Eintracht ſeiner Willenskraft gehorchend, dem Menſchen verbunden war, und die Thiere waren zu demſelben vertraulichen Verhältniſſe zurückgekehrt, wie es zuvor nach alter Sage im Paradies beſtanden. — — — Weil der Menſch die Einheit des ganzen Thierreiches in ſich beſchließt, darum war urſprünglich ein Zug in ihn gelegt, der alle Thiergeſchlechter in vertraulicher Unterwürfigkeit mit ihm verband; als aber das Böſe wie ein ſtörender Mißlaut in jene Harmonie eingedrungen, da verließen ihn die Meiſten ſcheu, um die Einſamkeit aufzuſuchen." So berichten denn die Biographen des heiligen Mannes, wie er Cicaden und Nachtigallen geheißen, ihren Schöpfer zu preiſen, wie er um die Wette mit des Waldes Vögeln Gottes Lob geſungen, wie ſie ſeinen Geboten gehorcht, ſeinen Predigten gelauſcht, zur nächtlichen Andacht ihn erweckt, und wie die ſcheueſte Creatur vertrauend in ſeinem Schooße Schutz geſucht. „Bruder und Schweſter" in dem himmlichen Vater, ſo nannte er Alles, was im weiten Raume der Schöpfung ihm als Individuum entgegentrat, von dem am Boden kriechenden Gewürm bis zum tobenden Sturme und den Lichtern des Himmels; mit ihnen allen zugleich glaubte er ſich berufen, die Ehre des Herrn zu verkünden, und ſo ſang er in dem berühmten Sonnen-Hymnus (nach Schloſſers Ueberſetzung):

## (Altissimo Signore.) *)

Höchſter, Allmächtiger, gutiger Herr!
Dein iſt der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre, und jegliche Benedeiung.
Dir allein gebühren ſie:
Und kein Menſch iſt würdig Dich zu nennen.

Geprieſen ſei Gott mein Herr, mit allen Creaturen, vornehmlich mit unſerm edlen Bruder, der Sonne:
Welcher den Tag wirkt, und uns leuchtet durch ſein Licht.
Und ſchön iſt er, und ſtrahlend in großem Glanze:
Von Dir, o Herr, iſt er das Sinnbild.

Geprieſen ſei mein Herr, um unſ'rer Schweſter willen, des Mondes, und um der Sterne willen:
Welche er am Himmel geformet hat klar und ſchön.

Geprieſen ſei mein Herr, um unſers Bruders, des Windes, und um der Luft willen, und der Wolken, und der heitern, und jeglicher Zeiten:
Durch welche Du allen Creaturen Erhaltung ſchenkeſt.

Geprieſen ſei mein Herr, um unſ'rer Schweſter willen, des Waſſers:
Welche ſehr nützlich iſt, und demuthig, und köſtlich und keuſch.

Geprieſen ſei mein Herr, um unſers Bruders willen, des Feuers, durch welchen Du die Nacht erhelleſt:
Und er iſt ſchön, und freudig, und ſehr ſtark, und gewaltig.

*) Bei dem Wunſche, die Schleſiſche Ueberſetzung beizubehalten, mußte ich auch deren Zeilenabtheilung befolgen, obgleich nur die

Geprieſen ſei mein Herr, um unſrer Mutter willen, der Erde:
Die uns ernährt, und beherrſchet, und mannigfaltige Früchte gebiert, und farbige Blumen und Kräuter.

Geprieſen ſei mein Herr, um Deren willen, welche verzeihen aus Liebe zu Dir, und Schwachheit dulden und Anfechtung:
Selig Diejenigen, welche dulden in Frieden, denn von Dir, o Höchſter, werden ſie gekrönet werden.

Und als endlich der Tod in ſeiner qualvollſten Geſtalt den frommen Mann von der Erde forderte, da ſang er in ſeinen letzten Stunden noch auf dem Lager der Schmerzen mit lauter Stimme:

Geprieſen ſei mein Herr, um unſrer Schweſter willen, des leiblichen Todes,
Welchem kein lebender Menſch entrinnen kann.
Wehe dem, welcher in einer Todſünde verſtirbt!
Selig Diejenigen, welche ruhen in Deinem allerheiligſten Willen:
Denn ihnen kann der zweite Tod kein Uebel thun.
Preiſet und benedeiet meinen Herrn, und ſaget ihm Dank,
Und dienet ihm in großer Demuth.

Wie nun aber der Heilige in dem Verhältniß zur Natur jenen von Görres bezeichneten Entſündigungsproceß vorausſetzt, ſo iſt ihm auch die Liebe von aller irdiſchen Beziehung entkleidet, der Ausdruck für die beſeligende Sehnſucht der Seele zu Jeſu. Selbſt in provençaliſcher Rede und Dichtung erſah-

in Valeriani's Poeti del primo secolo angenommene richtiger zu ſein ſcheint, und obgleich auch gegen die Treue der Ueberſetzung Manches zu erinnern ſein dürfte.

ren, und unterſtützt durch Bruder Pacificus, den früher hochgefeierten Troubadour, leiht er dieſen Seufzern des Verlangens nach der Vereinigung mit Gott die glühendſte Beredſamkeit brünſtiger Liebe, und die kunſtreiche Form des gebildeten Minne-Geſanges. Wäre die Form, in welche Schloſſer dieſe Gedichte gekleidet, der des Originales nicht ſo durchaus fremd, ſo würde ich mir nicht verſagen können, wenigſtens eine dieſer Liebes-Dithyramben mitzutheilen. Verwandt dem Geiſte des Heiligen von Aſſiſi, erſcheint der ſelig geſprochene Jacopone von Todi (ſtirbt 1306), derſelbe, dem bekanntlich der tief ergreifende Kirchen-Hymnus: Stabat mater dolorosa zugeſchrieben wird. Neigen ſeine geiſtlichen Liebeslieder in Gedanken und Ausdruck ſich mehr dem Volke und ſeinem Verſtändniſſe zu, ſo reden ſie doch die Sprache der Liebe, ja der Leidenſchaft mit nicht minderem Feuer, als ihr groſſes Vorbild es gethan. Auch wie in den Augen der Welt die Frommen für Thoren gelten, und wie ſie dieſer Thorheit ſich rühmen, ſingt Jacopone in mehren Liedern. Ein Gedanke, der zwei Jahrhunderte ſpäter von Girolamo Benivieni und andren Schülern Savonarola's ſo geſteigert und überboten ward, daſs es ſchwer gelingen will, ohne Anſtoſs daran zu nehmen, jene Gedichte zu leſen. Am ähnlichſten in unſerer Literatur dürften einige, früher wenigſtens in der Brüder-Gemeinde hier und da geſungene Lieder dieſer ſeltſamen Erſcheinung ſein.

Näher der deutſchen Auffaſſungsweiſe verwandt geblieben, aber dennoch einiger eigenthümlichen Färbung nicht ermangelnd, finden wir bei den Sizilianern das zweite Element des deutſchen Minne-Geſanges, die irdiſche Liebe. Der noch keineswegs immer ſiegreiche Kampf mit der Sprache, das noch unentwickelte Geſchick, dem Gedanken feſte und bezeichnende Geſtalt zu geben, welches ihn oft dem Dichter wie unter den Händen entſchlüpfen läſst, drückt dieſen älteſten Liedern, deren Form zum Theil dieſelbe iſt, welche die Byzantiner nach Si

zilien hinübergebracht, und welche ſich in den griechiſchen Volksgeſängen bis heute erhalten hat, allerdings den Stempel der Unreife auf; aber eine gewiſſe, faſt frivole Schalkhaftigkeit, welche aus der toscaniſchen Lyrik ſpäter ſo ganz verſchwindet, iſt manchem derſelben ganz eigenthümlich. Als Beiſpiel mögen einige Strophen aus dem, Cinllo von Alcamo (Ende des zwölften Jahrhunderts) zugeſchriebenen, Zwiegeſ[illegible]ch zwiſchen dem Liebenden, der Einlaß begehrt, und ſeiner [illegible]ame, die ihn verweigert, dienen, welches als früheſte Reliquie italieniſcher Poeſie aufgeführt zu werden pflegt:

(Rosa fresca aulentissima.)

Der Liebende.

Die Roſe friſch und Duftes reich
Zur Frühlingszeit zu ſchauen
Begehren wohl die Damen all',
Die Mägdlein, wie die Frauen. —
Aus dieſer Gluth erlöſe mich,
Auf Dich will ich vertrauen;
Denn Ruhe find' ich nicht, ſo Tag als Nacht,
Sobald ich, holde Maid, an Euch gedacht.

Dame.

Wenn Du um mich Dir Ruhe giebſt,
Muß Thorheit Dich betrügen.
Wohl eher könnteſt Du das Meer
Beſäen und beflügen.
Und alles Holz der ganzen Welt
Als Schiff zuſammenfügen.
Eh' laſſ' als Nonn' ich mir die Haare ſcheeren,
Als dieſem Narr'n die kleinſte Gunſt gewähren.

Der Liebende.

Scheerſt Du Dir Deine Locken ab,
So will auch ich verſcheiden;

Denn alle Luſt verlor' ich dann
Den Blick daran zu weiden. —
Schau' ich Dich im Vorübergehn,
Du Roſe voller Freuden,
So fühl' ich frohen Muth zu allen Stunden. —
Ach, wären wir in Liebe doch verbunden!

Dame.

Daß liebend wir verbunden ſei'n
Wird niemals mir gefallen.
Und fände Dich mein Vater hier
Mit meinen Vettern allen,
So müßteſt Du wohl rettungslos
In Meeresfluthen fallen.
D'rum, könnt' ich Dir das Kommen nicht verwehren,
So ſieh nun, wie Du magſt zurückekehren.

In dieſem Tone werden die Verhandlungen zwiſchen Beiden noch durch 28 Strophen fortgeführt. Der Liebende droht ſich umzubringen, die Dame faßt Erbarmen, und nachdem er ihr auf das Evangelium, das er zu dem Ende eigens mitgebracht, ewige Treue geſchworen, öffnet ſie ihm zu unbeſchränkter Gewährung ſeiner Wünſche mit den Worten:

Allo letto ne gimo alla bon' ora,
Chè chissa cosa n'è data in ventura.

Die Lieder Kaiſer Friedrich II., und ſeiner Söhne Enzius und Manfred, ſo wie die mancher ſeiner Zeitgenoſſen, z. B. des Kanzlers Petrus de Vineis pflegen in einer äußerſt freien, zum Theil an die deutſchen Laichen und die provençaliſchen Descorts erinnernden Form gedichtet zu ſein, in welcher jedoch eine kindliche, ſpielende Luſt am Reime hervortritt. Iſt der Reim wie der Tanz das Symbol des ſich Suchens und Findens der Liebe, ſo lieben die Völker des Südens in beiden nicht ein langes ſehnendes Suchen. Raſch, in kurzen Zeilen

tritt vollklingend der Reim dem Reim entgegen, und ſelbſt die kurze Trennung einer Verslänge dunkt den Genußſüchtigen noch zu viel; mitten in der Zeile wendet der Reim ſich zurück, und läßt den Ausgang des vorigen Verſes noch ein, ja zweimal nachklingen. So entſtand in Sizilien das Sonett, deſſen Reichthum an zierlich verſchlungenen Reimen alsbald nicht mehr genügte, und durch Binnen-Reime überboten ward, bis es ſich endlich in dieſem Spiele ſelbſt verzehrte, und den Gedanken faſt bis auf die letzte Spur verflüchtigte. Solche inhaltsloſe Ueberkünſtelung durch Nachbildung in einer andren Sprache wiedergeben zu wollen, wäre natürlich vergebenes Bemühen, und ſo möge denn, da es doch nur auf die Form für Aug' und Ohr, nicht auf den Sinn ankommt, eines der vielen Gedichte ſolcher Art hier im Originale ſtehn.

### Pucciandone Martelli (um 1250).

Similemente. — gente — criatura.
La portatura — pura — ed avvenente
Fate piacente — mente — pernatura.
Sì che'n altura — cura — voi la gente:
Ch' allor parvente — niente — altra figura
Non ha fattura — dura — certamente:
Però niente — sente — di ventura
Chi sua pintura — sura — voi presente.
Tanto doblata — data — v'è bellessa
E adornessa — messa — con piacensa.
Ch' ogni che i pensa — sensa — permirata
Però, amata. — fata — vo' in altessa.
Che la fermessa — d'essa — conoscensa
In sua sentensa — ben sa — onorata.

Zwar iſt es eine gewöhnliche Verirrung Derer, welche weder den Gedanken noch den Stoff zu beherrſchen wiſſen, der jenen auszudrücken beſtimmt iſt, daß ſie jene Dürftigkeit mit

überladenen Zierraten zu verdecken ſuchen; ſelten aber tritt jenes Beſtreben, das unreife Kind in den prunkenden Flitterſtaat der Balldame zu kleiden, beklagenswerther hervor, als in vielen dieſer frühen Verſuche italieniſcher Dichtkunſt. Auch die Lyrik der ſpäteren Jahrhunderte hat nur in einzelnen glücklichen Momenten von dieſer falſchen Richtung ſich loszumachen gewußt. War die Poeſie Italiens berufen, den Geiſt des claſſiſchen Alterthums durch die Romantik der neuen Welt zu verjungen, ſo wußte ſie nicht abzuwarten, daß jene beiden Elemente ſich wahrhaft durchdrungen, und verdrängte bis auf die neueſte Zeit über dem Streben nach zierlicher, claſſiſch genannter Form des Gedankens, wie des Ausdrucks, nur allzuoft den Kern des wahrhaften, innigen Gefühles. So erzählt die Sage von Virgil, dem Repräſentanten antiker Poeſie: als der alte Zauberer hochbetagt und lebensmüde geworden, habe er, wie Medea den Aeſon, ſich ſelbſt verjüngen wollen. Ein treuer, in den Zauberkünſten des Herrn erfahrener Diener habe den Leib des Alten in Stücke zerhacken, und die Stücke mit erleſenen Kräutern unter geweihten Formeln in einen mit dem ſalomoniſchen Siegel zu verſchließenden Keſſel legen müſſen. Gelindes Feuer ſei unter dem Keſſel angezündet, und verlangend habe der Diener des neunten Tages gewartet, an dem Virgil verjüngt aus dem Keſſel hervorzugehn verſprochen. Als aber inzwiſchen Auguſtus ſieben Tage lang vergebens ſeinen Dichter geſucht, da ſei er am achten ungeſtüm in das Gemach gedrungen, und habe den koſtbaren Inhalt ahnend, das Gefaß zerbrochen. Statt des erneuten Virgil aber ſei ein unreifes Kind aus den Scherben hervorgegangen, habe dreimal über die Ungeduld des Fürſten Wehe gerufen, und ſei verſchwunden.

Erfreulicher als jenes überladene Reimgetändel der älteſten Sizilianer ſind bei Friedrich II. und ſeinen Zeitgenoſſen die ſchon angedeuteten Anklänge eines geſunden und kräftigen Humors, wie er ſich z. B. in folgenden von dem Kaiſer ſelbſt herrührenden Klagen einer Ehefrau ausſpricht:

(Di dolor mi conviene cantare.)

(3te Strophe.)

Hätt' ich nur das Licht der Sonnen,
Armes Weib, niemals erblickt;
Denn mich hat ein Mann gewonnen,
Der zur Liebe nie geſchickt.
Fühl' ich einmal kurze Wonnen,
Werden ſie von Furcht erſtickt,
Daß ſein widerlich Geſicht
Meine Freuden unterbricht.
Ach, er ſchlägt mich noch zunicht,
Weil Niemand: halt ein! ihm ſagt.
Bin ich doch, hilft Gott im Himmel nicht,
Bald zu tod geplagt.
Gott, nur Du kannſt mich erlöſen!
Leih' mir Deine Hülfe nun.
Räche mich an dieſem Böſen,
Strafe Du ſein arges Thun!
Müßt' er bald im Grab verweſen!
Dann könnt' ich von Schmerzen ruhn.
Ach, wie wollt' ich mich erfreun,
Weil ich lebe, glücklich ſein!
Weinen würd' ich wohl zum Schein,
Mir die Bruſt zerſchlagen;
Aber Gott im ſtillen Kämmerlein
Lob und Dank nur ſagen. — — —

In nicht minder leichtem Tone iſt folgendes Sonett des Jacopo, Notar von Lentini (nach Dr. Parthey's Ueberſetzung) *) gehalten:

*) Der Form des Originals nicht vollkommen entſprechend.

(Guardando il basalisco velenoso.)

Der Baſilisk, mit Gift in ſeinem Blicke,
Sobald er anſchaut, muß der Menſch erbleichen;
Die Natterſchlange, voll der neid'ſchen Tücke,
Bereitet Tod den Andren, bös gewillet;
Der Drache, dem von Stolz die Mähne ſchwillet,
Wen er gefaßt, den läßt er nicht entweichen;
Mit ihnen will den Amor ich vergleichen,
Der, unheilbringend, Andre läßt verſchmachten.
Darin iſt Amor jenen gleich zu ſtellen:
Mit einem Blick wird aller Muth vernichtet,
Durch böſen Willen Kummer uns bereitet,
Durch Stolz wird tiefer unſ're Qual empfindlich;
Wen Amor faßt, Der fühlet herbe Leiden,
Wohl iſt vernichtet, Wer von ihm beherrſcht wird.

Sinnreicher und ernſter ſchon iſt das folgende deſſelben Dichters, der überhaupt einer der bedeutendſten Sizilianer aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts genannt werden muß (ebenfalls von Parthey überſetzt):

(Jo m'aggio posto in core, a Dio servire.)

Den feſten Vorſatz hab' ich, Gott zu ehren,
Auf daß ich mag das Paradies gewinnen,
Den heil'gen Ort, von dem ich rühmen hören,
Es ſei nur Jubel, Freud' und Scherz darinnen.
Nicht ohne meine Herrin möcht' ich kommen,
Der Blondgelockten, mit den heit'ren Blicken:
Denn wenig könnt' es mir zum Troſte frommen,
Müßt' ich von meiner Herrin mich entrücken.
Doch ſag' ich's wahrlich nicht mit ſolchem Willen,
Als möcht' ich etwa Sünden dort begehen:
Nur ihren Liebreiz möcht' ich immer ſehen,

Den ſüßen Mund, der Augen ſanftes Winken;
Wohl gäb' es mir ein inniges Entzücken,
Säh' ich ſie ganz in Himmelsluſt verſinken.

Näher noch an den Tiefſinn der Toscaner des endenden dreizehnten Jahrhunderts treten aber die beiden Sizilianer, welche die Reihe der hohenſtaufiſch-italieniſchen Dichtkunſt gleich würdig krönen und beſchließen, Guido und Odo delle Colonne, deren Lieder auch Dante häufig als Beiſpiele edelen Geſanges nennt.

Wenden wir uns nunmehr zum Ziele dieſer Betrachtungen, zu den Dichtern Mittel-Italiens, die in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu Dante's ewig unerreichter Höhe die Wege bahnen, aber nicht vermuthen laſſen, daß ſchon das nächſte Jahrhundert ſich in den zierlichen Spitzfindigkeiten der Nachahmer Petrarca's entnerven werde, ſo bemerken wir zuerſt in der Form jene glückliche Wirkung des Begegnens und Verſchmelzens verſchiedner Elemente, welches bereits oben bezeichnet ward. Das Lallen der kindiſchen, mit unarticulirten Tönen ſpielenden Sprache weicht allmählig dem Gothurn der Canzone der Guido's von Bologna und Florenz (Guinicelli und Cavalcanti), die Nachklänge des Provençaliſchen verſchwinden zwar nie vollkommen, doch je mehr und mehr. Während in der erſten Hälfte des Jahrhunderts ein Meſſer Polo noch ein ganzes Sonett (Ladro mi sembra Amore poi che fese) dem Perdigon von Oſperon entlehnen konnte, finden wir bei dem Florentiner Amerozzo nur noch einzelne Zeilen aus Aimeric von Peguilain übertragen, und noch ſpäter iſt es nur der eine oder andre Zug, welchen die Italiener ihren provençaliſchen Muſtern nachzubilden verſuchen, wie z. B. die naturhiſtoriſche Gelehrſamkeit eines Richard von Barbezieux *),

von

*) Diez, Leben der Troubadours, S. 331, beſonders 333.

von welcher Anklänge bei Mehren, am meisten aber freilich in einer Canzone des Stefano Protonotajo da Messina (Assai mi piacerìa) sich finden. Die ärgsten Plagiate dagegen, welche Italiener an den Provençalen begangen, die des Petrarca, gehören nicht in die gegenwärtige Untersuchung. — Noch selbstständiger macht sich bald die Form, und während die Namen des Sonettes und der Canzone noch an den Verkehr mit den Provençalen erinnern, sind doch die Wurzeln der letzteren, Italien so eigenen Form weit mehr in der deutschen, gleichfalls in zwei Stollen und einen Abgesang zerfallenden Strophe zu finden; nur das Geleit (tornada, licenza) scheint vorzugsweise den Provençalen entlehnt. Das Tanzlied, die Ballata, ist den drei Literaturen gemeinsam, dagegen sind Tenzonen, Albas (Wächterlieder) und Serenas, den Italienern, wie es scheint, völlig fremd, und auch von dem Sirventes finden sich nur sehr vereinzelte Spuren.

Wie die Form aber wesentlicher Ausdruck des Inhaltes ist, so fehlen auch Poesien bestimmten Inhaltes den Italienern ganz, oder doch größtentheils. Aus Gründen, die zum Theil schon angedeutet worden, begegnen wir kaum einem Gedichte, das einen sittlichen oder politischen Gegenstand hätte. Wollte man auch dadurch, daß die Begeisterung für die Kreuzzüge um die Blüthezeit der italienischen Poesie bereits erloschen war, erklären, warum wir im Italienischen nicht wie im Deutschen und Provençalischen Kreuzeslieder haben, so bliebe noch immer gleich befremdend, warum Ereignisse, wie der Kampf Friedrichs mit den Päpsten, wie der Sturz Manfreds und Conradins, wie die sizilianische Vesper, spurlos an den Dichtern jener Zeit vorübergegangen seien. Erst Dante weckt bei seinen Nachfolgern in höherem Maaße ein Interesse der bezeichneten Art; wenn dieser Wiederhall nur nicht leider so weit hinter der Urstimme zurückgeblieben wäre! Schon um der Seltenheit willen möge denn eine Canzone des Verfassers des Dittamonde

(Fazio degli Uberti), als eine der wenigen, welche nicht von Liebe reden, hier ihren Platz finden:

(Lasso, che quando immaginando vegno.)

Gedenk' ich an die unheilvollen Stunden,
Wo meine Mutter einst von mir genas,
Gedenk' ich an den Haß,
Den mir Fortuna mitleidlos geschworen;
Dann öffnen sich des Schmerzes grimme Wunden,
Dann wird von Thränen mir das Auge naß,
Und Was mir Seufzer, Was
Mir Gram bringt, fühl' ich dann im Herzen bohren.
Ist jede Hoffnung denn für mich verloren?
Und find' ich nirgend, was mir Rettung schafft?
Soll ich zu tiefrem Fall nur auf mich schwingen? —
Ich weiß nicht! — doch dies Ringen
Verzehrte schon so sehr mir alle Kraft,
Daß ich den Tod mir als ein Glück erflehe
Und dieses Leben voller Haß verschmähe.

Dem Tode ruf' ich oft mit Schmeichelworten,
Wie man dem liebsten Freund nur rufen kann,
Daß er mich armen Mann
Hinnehmen möge, als nur ihm ergeben.
Allein der Tod verschließt mir seine Pforten,
Und zornentbrannt erwidert er mir dann:
„Umsonst flehst Du mich an,
Nicht meines Amtes ist, Dir Ruh zu geben;
Denn dies Dein so von Qual erfülltes Leben
Ist über Dich verhängt von Oben her,
Darum darf meine Sichel Dich nicht mähen."
So seh' ich mich verschmähen
Von Höll' und Himmel, wie von Land und Meer.

Verjagt von aller Welt, empfängt mich Armen
Die Armuth nur allein mit offnen Armen.

Als aus dem Leib der Mutter ich gekommen,
Trat schon die Armuth zu der Wiege hin,
Und sprach: „auf immer bin
Ich an Dich festgebannt, Dich zu begleiten.“ —
Und frägst Du, Leser, wie ich das vernommen,
So sag' ich, mir berichtet' es die Wärterin.
Allein den vollen Sinn
Vermochte nur Erfahrung mir zu deuten. —
Mir fehlt die Kraft zum Dulden wie zum Streiten,
Drum fluch' ich der Natur gesammtem Reich,
Ich fluche dem Geschick und den Gewalten,
Die mich im Elend halten,
Sie seien, wer sie sei'n, mir gilt es gleich;
Denn, wer, wie ich, das Schlimmste schon getragen,
Braucht vor vermehrter Qual nicht mehr zu zagen.

Befangen bin ich so von Schmerz und Weinen,
Daß ich kaum selber weiß, woher und hin.
Wie mit zerstörtem Sinn
Und irren Blicks sieht man mich einsam wallen.
Von Niemand angesprochen, grüß' ich Keinen,
Dem Armuth nicht gleich mir Begleiterin.
Geflohn, vertrieben bin
Ich mehr als brächte herben Tod ich Allen.
Ach, weh mir Armen, der so tief gefallen,
Daß nichts ihm Hoffnung giebt, denn nur der Tod.
Am Leib', im Herzen, in der Stimme zittr' ich,
Nur Unheil wittr' ich
In Allem um mich her, das mich bedroht,

Und Schlimm'res ahnet noch dem bangen Herzen:
Daß niemals enden werden meine Schmerzen.

Oft frag' ich mich, ſollſt Du noch länger zaudern,
Dem Leidens-Ender Tod Dich ſelbſt zu weihn?
Dich ſterbend zu befrein
Von dieſer Welt, die gift'ger iſt als Schlangen?
Dann aber macht das arge Wort mich ſchaudern,
Nicht wag' ich Mörder meiner ſelbſt zu ſein. —
In Weinen, Klagen, Schrein
Gleich ich Dem, den die Folter hält gefangen.
Allein der ärgſte Stich, den ich empfangen,
Das iſt der Leute Flüſtern voller Hohn:
Wie ich verdienet meiner Qualen jede.
Und dieſe Läſterrede
Verführen Leute, die, wenn rechten Lohn
Fortuna wollte nach Verdienſten ſpenden,
Zur Sättigung das eitle Brodt nicht fänden!

Ich weiß nicht, Lied, an Wen ich Dich ſoll weiſen;
Denn auf der Erde Kreiſen
Lebt ſchwerlich Einer ſo gequält als ich.
Darum verſtoß' ich Dich,
Wohin Du gehn willſt, ſei Dir unverwehret,
Da nimmer in dies Herz der Frieden kehret.

Die Liebe nun aber, der die kunſtreichen Lieder dieſer Epoche gelten, neigt ſich von Anfang an zu jener überſinnlichen Abſtraction, welche Petrarca zu den haarſcharfen Spitzen ſeiner epigrammenartigen Sonette zu geſtalten wußte, und welche Bembo und ſeine Zeitgenoſſen ein paar Jahrhunderte ſpäter zu dem halb ätheriſchen und halb kombabiſchen Dinge verflüchtigten, das wir, wenn wir achtzehn Jahr alt ſind, platoniſche

Liebe zu nennen pflegen. Der tiefere Sinn deſſen, das ſpäter in Caricatur umſchlug, iſt der den Liebenden heiligende Werth der Liebe an ſich, unabhängig von aller Erhörung; die Liebe der Liebe, und nur mittelbar die Liebe des geliebten Gegenſtandes, wie ſie am erſchöpfendſten in Dante's Jugendſchriften, und mit einem überraſchenden Anachronismus neuerlichſt in Bettina's Briefen ausgeſprochen iſt. Solche Abſtraction von dem concreten Gegenſtand eben dieſer Liebe des Individuums giebt aber auch den Erzeugniſſen dieſer Richtung einen Character der Allgemeinheit, wie er, gleich weit entfernt von der naiven Sinnenluſt der deutſchen Minneſänger und der Ueppigkeit der Franzoſen, ſowohl des Nordens, als des Südens, nur allzugeeignet iſt, die eigne Leere hinter ein conventionelles Ideal zu verſtecken. So war es denn auf der einen Seite möglich, wie ſelbſt Dante gethan, das Lied der Liebe den Abſtractionen des Verſtandes dienen zu laſſen, und auf der andren, wie in den letzten Jahren von Gabriel Roſſetti geſchehn iſt, die Erguſſe wahrhafter und glühender Liebe ſo mißzudeuten, als ob ſie Allegorien politiſcher Partei Erguſſe wären. Wie günſtig ſolche Verflüchtigung dem künſtlichen, und eben der Abſichtlichkeit wegen, das innige Gefühl erdrückenden Zuſpitzen des Gedankens, den ſogenannten Concetti der Italiener war, ergiebt ſich von ſelbſt. Wie tiefſinnig, wie prägnant aber die beſten Erzeugniſſe dieſer Epoche ſeien, kann in einer deutſchen Nachbildung eben wegen der, durch die künſtlichſte Form nicht gehemmten, inhaltsſchweren Bedeutung jedes Wortes nicht wieder gegeben werden. In der That fürchte ich, daß auch Andre, die um Vieles talentvoller ſind als ich, gleich mir an einer Ueberſetzung der kurzen Canzone des Guido Cavalcanti (Donna mi priega, perch' io voglia dire), über die wir ſo handereiche und abſtruſe Commentare haben, ſcheitern werden. So erlaube ich mir denn nur, zum Schluſſe dieſer flüchtigen Skizze eine Nachbildung der nicht minder berühmten

Canzone des uralten Guido Guinicelli (um 1220), den Dante den maximus Guido nennt, mitzutheilen, die aber freilich ſelbſt wieder ſo tief in den aſtrologiſchen Meinungen der Zeit eingewurzelt iſt, daß ich zweifeln muß, ob ſie allen Leſern verſtändlich ſein wird:

(Al cor gentil ripara sempre Amore.)

In edlen Herzen herbergt immer Liebe
Wie in des Waldes Laub der Vöglein Schaar.
Nicht ſchuf Natur vor edlen Herzen Liebe,
Noch edles Herz eh Lieb' erſchaffen war.
Sobald als Gottes Sonne
Am Himmel ſtand, entſprang des Lichtes Strahl;
Nicht vor dem Strahl war Sonne.
Im Adel findet Amor ſeine Stelle
Nach urnothwend'ger Wahl,
So wie die Wärme in des Feuers Helle.

Der Liebe Flammen in der Bruſt erwachen
So wie die Wunderkraft' im edlen Stein. —
Erſt muß die Sonn' ihn rein und lauter machen,
Dann legen Gaben die Geſtirn' hinein;
Denn der Planet gewähret
Nur Kraft, wenn alle Stoffe niedrer Art
Der Sonne Strahl zerſtöret.
So bringt ins Herz, wenn es von lautrem Kerne
Durch Gott geſchaffen ward,
Der Herrin Anblick gleich der Gunſt der Sterne.

In edler Bruſt weilt Liebe ſolcher Weiſe
Wie an der Kerze Gipfel brennt ein Licht.
Dort lodert ſie nach Luſt, bald hell, bald leiſe,
In andrer Herberg' aber weilt ſie nicht.

Die Lieb' und das Gemeine
Sind ſich ſo feind, wie Waſſerfluth dem Brand,
Wie Nacht dem Sonnenſcheine.
Darum kehrt Liebe ein im edlen Herzen,
Weil beide ſich verwandt. —
So wächſt der Demant nur in Eiſen-Erzen.

Wohl ſtrahlt die Sonne Stunden lang dem Schlamme,
Doch bleibt er Schlamm, befleckt die Sonne nicht.
Stolz ſagſt Du wohl, „ich bin von edlem Stamme"
Du gleichſt dem Schlamm, das edle Herz dem Licht.
O Menſch, den Wahn zerſtöre,
Daß Adel, der nicht aus dem Herzen fließt,
Den Königen gehöre. —
Iſt nicht ihr Herz der Tugend zugewendet,
Wie Waſſer Strahlen iſt,
So bleibt der Sterne Wirkung unverſchwendet.

Gott leuchtet dem Planetenlenker freier,
Als unſ'ren Augen ſich die Sonne weiſ't;
Er ſchauet ſeinen Schöpfer ohne Schleier.
Der Himmel aber, Gott zu folgen, kreiſ't
Gehorſam in den Bahnen,
Die jener erſte Gottes-Ausfluß lenkt. —
O Herrin, ſo zu ahnen
Das Licht, in das, wie Deine Augen zeigen,
Du ſehnend Dich verſenkt,
Vergönne Dem, der ewig iſt Dein eigen.

„Wie konnteſt Du Dich, Seele, denn erfrechen,"
Wird Gott mir ſagen, tret' ich einſt vor ihn,
„Bis auf zu mir den Himmel zu durchbrechen,
„Zum Gleichniß eitler Liebe mich zu ziehn?

„Mir nur gebührt die Ehre,
„Mir und des Himmels Königin dabei!
„Verkanntest Du die Lehre?“ —
Dann sag' ich: „„Schien ihr Antlitz zu verkünden,
„„Daß sie Dein Engel sei,
„„So war auch, sie zu lieben, frei von Sünden!““

# Das Volkslied

## in Italien.

Es war ein weicher balsamischer September-Abend, als ich, nun schon vor langen Jahren, jenseits der düstren Felsen-Gallerien und brausenden Cascaden am südlichen Abhange der Simplon-Straße, die süßen melodischen Töne der italienischen Sprache zum ersten Male in ihrer Heimath vernahm. Auf goldig braunem vorspringenden Felsen blinkte eine weiße Capelle, aus der schwellender Orgel-Ton hervordrang. Plötzlich wandte sich die Straße, und aus einem Seiten-Thale zog mit Gesange eine Prozession, bunte Fahnen mit Heiligen-Bildern an ihrer Spitze, der Capelle zu. Tiefer hinab, kaum eine Viertelstunde weit, rankten sich Reben erst laubenartig die Häuser empor und über den Weg hin; bald aber wucherten sie zu beiden Seiten der Straße an zierlichen Pfählen zwischen mosigem Gestein. Schon hatte der Herbst seinen purpurnen und goldenen Segen an üppigen Guirlanden in strotzenden Trauben aufgehängt, und weit durch das Thal hin ließen muntre Winzerinnen zur lustigen Weinlese ihr nachhallendes, fast wehmüthiges Lied erklingen. Hohe Brückenbogen bezeichneten bei Crevola des Thales Grenze, und ein schmaler Fußsteig leitete links hinauf zu den berühmten Marmor-Brüchen, aus denen der Mailänder Dom, selber silberglänzend, dem silbernen Monde

und den blinkenden Geſtirnen entgegengewachſen iſt. Tönend erwiederte das blendend weiße Geſtein die Schläge der Steinmetzen rings umher, die ein gemeinſames Lied wechſelwirkend im Tact erhielt. „Illi inter sese“ fing ich zu recitiren an, und hinter mir hört' ich mit einer mir noch fremdartigen Ausſprache fortfahren: „magna vi brachia tollunt.“ Ich ſah mich grüßend um, und fand mich drei munteren Mailänder Scholaren gegenüber, die mich ſchnell genug beredeten, den kleinen Reſt des Weges bis nach Duomo d'Ossola mit ihnen in der Vettura zurückzulegen. Wir fuhren in das weite lachende Val d'Oscella ein; und, ſo nahe das Nachtquartier war, wußte der muntere Kutſcher uns doch noch an einem winzigen, halb verfallenen Häuschen, vor deſſen niedrig gewölbter Thür ein vergilbter Lorbeerzweig ſich über den Weg hin ſtreckte, mit der Verſicherung feſtzuhalten, daß weit und breit in den Landen des Königs von Sardinien kein ſo guter Aſti-Wein zu finden ſei, als eben hier. Jubel und Geſang tönte aus dem Hausflur, und wie die Kinder verkündigt hatten, Sor Checco, unſer Fuhrmann, ſei gekommen, verſammelte ſich ein bunter Schwarm übermüthigen Volkes beider Geſchlechter unter der Weinlaube, wo mich Wälſchlands Luna, die glänzendere Schweſter des deutſchen Mondes, zum erſten Male begrüßte. Checco nahm eine Chitarre, die auf dem Tiſche lag, präludirte mitten unter dem lärmenden Jubel, der um uns ſchwirrte, mit weichen tief im Herzen nachklingenden Tönen, und, als Alles ſchwieg, fing er mit einer hohen faſt fiſtulirenden Stimme zu ſingen an:

Intanto Erminia infra l'ombrose piante
D'antica selva dal cavallo è scorta,
Nè più governa il fren la man tremante,
E mezza quasi par tra viva e morta.

Wie war es mir ſo wunderbar, meines Taſſo harmoniſche Verſe in leiſer Umſchmelzung mailändiſchen Dialectes, hier an

den Ufern der Tosa, mit dem begeiſterten Echo eines bauriſchen Parterres ſingen zu hören! Doch hatte Erminia in dem Geſange meines Fuhrmanns ihre glänzenden Waffen noch nicht mit den dürftigen Kleidern ihrer ländlichen Wirthe vertauſcht, als meine luſtigen Gefährten unſeren Checco mit der Bemerkung unterbrachen, daß zum Gruße des Fremden ſich beſſer eine neu improviſirte Strophe, als die abgedroſchenen Ottaven der Gerusalemme ſchickten.

Checco fuhr gelaſſen in ſeinem Zwiſchenſpiele fort, modulirte es ein wenig, und in mäßigen, von der Begleitung ausgefüllten Intervallen folgte eine Anzahl kurzer, durch Schlagreime verbundener Verſe voll allerhand wunderlichen Lobes über Preußen und über Bernſtein und Heringe, die dort zu Hauſe ſeien. Der Sänger erhielt zum Lohn noch eine Flaſche des ſchäumenden Weines, und dann rollten wir auf der glatten Straße weiter in die ſchimmernde Nacht hinein. So hat denn, ſprach ich froh zu meinen Begleitern, in dieſem Lande der Melodie Alles Ton gewonnen; Geſang ertönt aus dem Thale, Lieder klingen vom Felſen herab, und nach wenigen Stunden, die ich dieſſeits der Alpen verlebe, wund're ich mich faſt, daß wir noch in altlangweiliger Proſa mit einander reden, und uns nicht wie unſer poetiſcher Wagenlenker insgeſammt improviſirend anſingen. Aber wie viel höher, fügte ich hinzu, würde mein Entzücken ſein, wenn ich erſt all' die Worte verſtände, zu denen jene ſüßen Töne ſich geſellen, wenn ich erſt den Reichthum tiefen Gefühles vernehmen könnte, den dieſe Volkslieder von Geſchlecht zu Geſchlecht vererben! Wie viel zauberiſcher würden ſie mich anregen, als die düſteren Lieder meiner nordiſchen Heimath! — Werther Herr, unterbrach mich Einer der Scholaren, was ihr Volkslieder (canzoni popolari) nennt, iſt mir in der That völlig unbekannt, auch pflegt man ſich bei uns dieſes Wortes nicht zu bedienen. Seid ihr aber neugierig zu wiſſen, was das Geſindel zuſammenſingt, ſo dürf

ten wir euch befriedigende Auskunft darüber geben können. Auch ich erinnere mich des Liedes der Winzerinnen, und kann euch sagen, daß es die Litanei der Heiligen war, wie ihr schon an dem wiederkehrenden Ora pro nobis, selbst als Ketzer, hättet erkennen sollen. Die Steinmetzen, freilich, waren aufgeräumter; erst gestern war einer ihrer Kameraden aus Mailand gekommen, und hatte ihnen nicht ohne Mühe das Finale des ersten Actes von Tancred beigebracht; eine Musik, die in der That eigens componirt scheint, um Steine danach zu behauen. — Das Ave maris stella jener Prozession dürfte eben so wenig, als die Geschichte der Erminia, nach euren Begriffen ein Volkslied sein, und so will ich euch nur gestehen, daß, wenn meine Vorstellung von dem, wonach ihr sucht, nicht durchaus irrig ist, ihr in Italien schwerlich viel von dem finden dürftet, was ihr Volkslieder nennt.

---

In den Extremen der Barbarei und der Cultur kann kein Volkslied gedeihen. So lange Religion, Philosophie, Geschichte nur noch Poesie sind, so lange jedes Bewußtsein des Volkes ein Gedicht ist, kann das Lied nicht selbstständig hervortreten. Wenn dagegen die Kunst-Poesie, glatt und gerundet wie sie ist, mit ihren ausgebildeten Formen bis in die niedrigsten Stände gedrungen ist, und den Geschmack des Handwerkers und des Bauern verwöhnt hat, dann wird das Volkslied zu Grabe getragen. — In den altnationellen Melodieen, die man noch hin und wieder in seltenen Nachklängen vernimmt, reiben die Töne sich in ungewohnten, unversöhnten Intervallen aneinander. Eben so gewährt das echte Volkslied keine zusammenhängende Geschichte, kein durchdachtes Ganze von Empfindungen; sondern, wie die einzelnen Erscheinungen unbewußt, vor dem Sänger auftauchen, so giebt er sie wieder, ohne sie zu vermitteln, oder zu einem erkannten Ziele hinzuführen. Der

Hörer wird von Eindruck zu Eindruck gerissen, und am Ende des Liedes fühlt er sich bewegt, oft ohne nur eine klare Anschauung der Situation gewonnen zu haben, die dargestellt werden sollte. Zuerst vielleicht stand nur ein einzelnes Bild vor der Phantasie des Volkspoeten. Einsam und angeregt von einer geheimnißvollen mächtigen Natur sieht er aus jenem ersten Bilde ein zweites keimen. Er leiht den Erscheinungen Wort und Melodie, und der Zweite, der sich das Lied des Ersten zu eigen macht, fügt ein drittes Bild hinzu, und so weiter und weiter, bis endlich nicht selten der Schluß den Zusammenhang mit dem Anfang so gut als ganz verloren hat. In der Gesellschaft können nur Kunst-Gedichte entstehn; Volks-Poesieen allein in der Einsamkeit bei Jagd, Fischerei und Viehzucht. Eine Nation von Leinewebern oder Wollekratzern wird nie „des Knaben Wunderhorn" füllen können. Erst N. J. Becker war prosaisch genug, alle nützlichen Handwerke im Mildheimischen Liederbuche Standeslieder absingen zu lassen.

Die Arbeiten italienischer Landleute, die selten den Körper übermäßig beschweren, hindern den munteren Gesang nicht, der fast jede Art von Tagewerk zu begleiten pflegt. Die Muße, die der Italiener jeden Standes sich reichlich gönnt, giebt seiner glühenden Phantasie ein freies Spiel, und die anmuthigen Berglinien, das weiche azurene Meer, die kühnen Klippen und die edlen Bauwerke nähren und erregen diese poetischen Träumereien. Und dennoch, wie sang- und klangreich Italien ist, wie günstiges Gedeihen Sitten und Natur auch der Poesie in jeder Classe zu verheißen scheinen, dennoch sind wahre Volkslieder jenseits der Alpen viel seltener, und, wo man ihnen noch begegnet, von geringerer Tiefe, als in unser Heimath. Reicher ohne Zweifel waren die ersten Jahrhunderte, als die Sprache sich eben erst gebildet hatte, und noch heute finden wir in den älteren Schriftstellern, besonders bei Boccaccio, zahlreiche Spuren von Volksliedern jener Zeit. Selbst bis in das Jahrhun

dert der classischen Celebriankeit, bis auf die Tage der Medicäer erhielten sich Anklange jener Natur-Stimmen, wie Orelli deren einige in den Sammlungen der Carnevals-Gesänge nachgewiesen hat. Aber schon damals mögen geistliche, selbst lateinische, dem sprachverwandten Volke wohl verständliche Gesänge um ihrer einfachen Anschaulichkeit und Innigkeit willen, sich mit dem eigentlichen Volkslied um den Vorzug gestritten haben. In späteren Zeiten bot die weiter und weiter sich verbreitende poetische Ausbildung einem immer größeren Kreise die Erzeugnisse der Kunst-Poesie dar, und indem sie dadurch das dichterische Bedürfniß der Menge mit gebildeteren, durchdachteren Versen befriedigte, verdrängte sie zuletzt das Volkslied und den rechten Sinn dafür.

Ein eigenes fast nur den Italienern verliehenes Talent, das des Improvisirens, bildet einen Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Bewunderung, und richtet ihr Interesse nach einer ganz anderen Seite, als nach dem Volksliede. Das Improvisiren ist in der That weit davon entfernt, der freie Erguß eines poetisch aufgeregten Inneren zu sein. Unzählige stehende Redensarten, tönende Floskeln, Flickzeilen und Hemistiche, um das Versmaaß zu erfüllen, und einen Ruhepunct für weitere Ueberlegung zu gewinnen, Alles mühsam im Gedächtniß aufgespeichert, bilden das Material eines Improvisators, dessen glänzende Kunst weit öfter blendet, als wahrhaft befriedigt.

Verwandt mit den improvisirten Gedichten, nur bei gleicher Breite und Leerheit, selbst des Talentes, das jene hervorrief, entbehrend, sind die weit verbreiteten Lieder der Bänkelsänger, die man mit schreiender, accentloser Stimme zu Dreh-Orgel oder Cither und Tambourin in unisonem Chor bettelnder Musicanten nur allzuoft auf Straßen und Plätzen italienischer Städte absingen hört. Gewöhnlich verkaufen diese Sänger zugleich den gedruckten Text, mehr als zur Hälfte

Räuber-Geſchichten, und ſo hat manch' ſolches fliegende Blatt ſeinen Weg bis zu uns gefunden, und iſt uns für Volkspoeſie gegeben worden. Um den Ton zu bezeichnen, rücke ich die Ueberſetzung eines in ſolcher Art von Raumer (Herbſtreiſe) mitgetheilten Liedes ein:

(Son povera ragazza.)

Ich bin ein armes Mädchen;
Gern würd' ich eine Frau!
Ich nehm' es nicht genau,
Sagt mir nur Einer: Ja.
Doch, Wer zeigt
Mir ihn leicht?
Gern würd' ich eine Frau,
Und noch iſt Keiner da.

Gelernt hab' ich das Schneidern,
Und kann es ganz und gar;
Denn ſicher iſt es wahr,
Daß ich noch nichts verſah.
Doch, Wer zeigt
Mir ihn leicht?
Gern wurd' ich eine Frau,
Und noch iſt Keiner da.

Vor Sehnen und Verlangen
Zerſpringt mein armes Herz.
Jahr aus Jahr ein nur Schmerz!
Weiß nicht wie mir geſchah.
Doch, Wer zeigt
Mir ihn leicht?
Gern wurd' ich eine Frau,
Und noch iſt Keiner da.

Schon fünf und zwanzig Jahre,
Und unvermählet noch!
Geduld! — die hatt' ich; — doch
Nun iſt ihr Ende nah.
Und Wer zeigt
Mir ihn leicht.
Gern würd' ich eine Frau
Und noch iſt Keiner da.

Außer den Improviſationen und Bänkelſängereien, die mehr oder weniger aus dem Volke hervorgehn, und in ihm leben, hat aber auch die eigentliche Literatur eine ſo wunderbare Verbreitung in Italien gewonnen, daß es der Volkslieder viel weniger, als anderwärts bedarf. In wie mancher Bauernhütte hab' ich nicht Arioſts und Taſſo's unſterbliche Gedichte in der Urſchrift, oder in einer der unzähligen provinziellen Uebertragungen gefunden. Und wenn auch Byron ſagt:

In Venice Tasso's echoes are no more,
And silent rows the songless gondolier,

ſo iſt doch Cheeco keineswegs der einzige Vetturin geblieben, der mir von Orminien vorgeſungen, und obgleich an der Riva de' Schiavoni keine Declamatoren mehr die Geſchichten von Karl und ſeinen Paladinen dem dichten Gedränge neugieriger Matroſen vortragen, ſo haben doch noch im Jahre 1831 venetianiſche Schiffer mich ſtundenlang durch ihr Recitiren ergötzt, ohne ihren Vorrath zu erſchöpfen. Beliebter, wenn auch weniger verbreitet, zum Theil nur in einzelnen Fragmenten unter dem Volke bekannt, ſind die komiſchen Helden-Gedichte, deren übermäßige Anzahl die italieniſche Literatur auszeichnet, Pulci, Taſſoni, Fortinguerra, Lippi und vor allen Berni.

Aeußerſt reich iſt die italieniſche Literatur, beſonders ſeit dem vorigen Jahrhundert, an Gedichten in einzelnen Provinzial-Dialecten. Allein für den venetianiſchen Dialect

be

beſitzen wir eine ſehr bändereiche Sammlung; eine ähnliche iſt auch für Neapel erſchienen; die ſizilianiſchen Poeſien des Abbate Meli ſind mit verdienter Anerkennung auch in Deutſchland oft genannt worden, und kaum Eine Stadt mit eigenthümlicher Redeweiſe dürfte in Italien zu finden ſein, ohne daß irgend einmal ein Poet dieſe ſeiner Verſe gewürdigt hätte. Nun liegt der beſondere Reiz der Dialect-Poeſie faſt in jeder Sprache darin, daß die drollige Naivetät des Volkes ſich unbewußt in den provinziellen Wort- und Sprachformen ſpiegelt. Der Dichter wird alſo faſt gezwungen ſein, ſeine Gedanken der Auffaſſungsweiſe des Volkes anzupaſſen; eine hochtrabende Voltairiſche Tragödie kann man ſich in einer provinziellen Mundart kaum ohne Lachen denken. Dadurch werden aber ſolche Gedichte wieder dem Volke um ſo näher gerückt; wie denn auch bei uns von Kuhns Schweizerliedern und von Grübels Nürnbergiſchen Gedichten gar viele jetzt volles Eigenthum des Volkes geworden ſind. Solche Producte werden uns dann beſonders häufig für Volkslieder gegeben, obgleich ihre durchdachte Anlage, die Einheit und Rundung des Gedankens ſie weſentlich unterſcheidet. Eines der berühmteſten iſt das reizende venetianiſche Lied, das der Abbate Lamberti vor langen Jahren an die meines Wiſſens noch lebende Gräfin Marina Benzon richtete, und das in der unübertrefflichen Ueberſetzung von Gries alſo lautet:

(La biondina in gondoletta.)

Abends führt' ich in dem Nachen
Meine Schöne blond und ſchlank;
Doch es ward ihr ſchwer zu wachen,
Und ihr holdes Auge ſank.
Zwar ich weckte ſie bisweilen,
Doch der Schlummer mußte ſiegen;

Denn der Barke sanftes Wiegen
Wiegte bald sie wieder ein.

Zwischen Wolken ließ sich Luna
Halb verhüllt am Himmel sehn;
Und es ruhte die Laguna
Und es schwieg der Winde Wehn
Und ein leises Lüftchen spielte
Mit der Locken gold'ner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Busen weg.

Von so holdem Reiz befangen
Stand ich da in trunk'ner Lust,
Sah die Blüthe dieser Wangen,
Diesen Mund, die schöne Brust.
Tausend wechselnde Gefühle
Wogten stürmisch mir im Herzen,
Ein Gemisch von Freud' und Schmerzen
Das ich nicht zu nennen weiß.

Schauend stand ich eine Weile,
Sah das Alles mit Geduld;
Hätten gleich mich Amors Pfeile
Fast gereizt zu süßer Schuld.
Endlich warf ich rasch mich nieder,
Wollte schlummern leise leise;
Doch so nah' dem Feuerkreise
Fand ich leider keine Ruh.

Ein nicht minder anmuthiges Gedicht, das ich gleichfalls mitzutheilen mir nicht versagen kann, ist den bereits erwähnten sizilianischen Poesien des Abbate Meli entnommen:

Sage mir, o Bienchen, ſage,
Wohin eilſt Du ſo im Frühen?
Siehſt Du wohl vom jungen Tage
Auch nur Einen Berg erglühen?

Zitternd blinkt auf Deinem Pfade
Noch der Thau an Wieſ' und Hügel.
Bienchen, hüte Dich und bade
Nicht die zarten gold'nen Flügel.

In dem Bett von grüner Seide
Ruhn die Blümchen Schlafestrunken,
Und der Köpfchen bunt Geſchmeide
Iſt noch matt herabgeſunken.

Doch das Bienchen, noch vor Tage,
Fliegt umher wo Blumen blühen;
Sage mir, o Bienchen, ſage
Wohin eilſt Du ſo im Frühen?

Suchſt nach Honig Du ſo fleißig? —
Schließe ſchnell die Flüglein beide;
Denn ein Plätzchen, Biene, weiß ich
Unvergänglich ſüßer Weide.

Kennſt Du, Die ich mir erkor,
Nice mit den ſchönen Augen!
Bienchen da iſt Blumenflor,
Um auf ewig d'ran zu ſaugen.

Allerſüßten Honig finde
Ich auf den purpurnen Lippen
Von dem lieben ſüßen Kinde. —
Bienchen, komm davon zu nippen!

Volkslieder, wie wir deren so viele haben, in denen mehr oder minder zusammenhängend eine Geschichte erzählt würde, sind in Italien auffallend selten. Auch hier theile ich einige Proben mit, welche dem Begriff, den ich zu bezeichnen wünsche, am besten entsprechen. Zuerst die Uebersetzung eines von Orelli mitgetheilten Fragmentes aus dem vierzehnten Jahrhundert:

(Addio, bella suora.)

Adieu, Du schöne Schwester,
Ich zieh nach Avignon.
Zu Avignon in Frankreich
Erwerb' ich Ehr' und Lohn.
Und, brech' ich eine Lanze,
Geschieht's in Deinem Frohn.
Und, sterb' ich in dem Kampfe,
Bist Du die Schuld davon.
Dann sprechen Ehefrauen:
Uns liebt' er lange schon.
Dann weinen um mich Mädchen
Wohl einen Thränenstrom.
Dann sprechen Wittwen: ehrendes
Begräbniß sei sein Lohn.
Wo soll'n wir ihn begraben?
Im Sanct Marien-Dom.
Mit was den Leib bedecken?
Mit Veilchen, Ros' und Mohn.

Schon bedeutend breiter ist folgendes weit gekannte und mehrfach umgearbeitete Lied, dessen Schluß ganz in der Weise der Volkslieder kaum noch lose mit dem Anfange zusammenhängt. Ich übersetze nach dem in Grimms altdeutschen Wäldern gegebenen Text:

(Chi bussa alla mia porta.)

„„Wer klopft an meiner Thüre?
Wer klopft an meinem Thor?““
„Ich, Herr der Meeres Schiffe,
Dein Diener bin davor.“

„„Nennſt Du Dich meinen Diener,
So öffn' ich Dir geſchwind!““ —
Im Hemdchen, huſch! entriegelt
Die Thür das ſchöne Kind.

„Sagt mir, mein ſchönes Weibchen,
Wo weilet jetzt Eur Mann?“ —
„„Ich weiß, daß er aus Frankreich
Nie wiederkehren kann.““

„Sagt mir, mein ſchönes Weibchen,
Hört er Euch nicht etwann?“
Das Weibchen blickt in Schrecken;
Da kennt ſie ihren Mann.

Auf ihren Knien weinend
Sie ihn um Gnade fleht.
„Ich habe keine Gnade
Für die, die mich verräth.“

Da griff er zu dem Schwerte
Und hieb den Kopf ihr ab.
Der Kopf fiel laut zu Boden
Und rollt das Haus hinab.

Inmitten ihrer Kammer
Da keimt ein Blümelein:

Die Margarethen Blume. —
Sie ſtarb in Liebes-Pein. —

Nun läutet alle Glocken,
Denn todt iſt Margareth.
Sie ruht nach Liebes-Schmerzen
Wo jene Blume ſteht.

Endlich mag auch noch die allbekannte Barcarole hier einen Platz finden, die ſelbſt unſ're Handwerksburſchen, oft mit ſeltſam entſtelltem Texte, zu ſingen pflegen. Unter den verſchiedenen Bearbeitungen des Liedes wähle ich die aus, die ich für die urſprüngliche halte:

„O Fiſcher auf den Fluthen
Fidelin
Komm ſchnell zu fiſchen her!"
Und auf ſeinem ſchmucken Kahne,
Auf dem Kahne rudert er.
Fidelin — lin — la.

„„Was willſt Du, daß ich fiſche?""
Fidelin
„Mein Ringlein fiel in's Meer."
Und auf ſeinem ſchmucken Kahne,
Auf dem Kahne rudert er.
Fidelin — lin — la.

„Dir lohnt die ſchönſte Börſe
Fidelin
Von hundert Thalern ſchwer."
Und auf ſeinem ſchmucken Kahne,
Auf dem Kahne rudert er.
Fidelin — lin — la.

„...Nicht will ich deine Perle
Fidelin
Von hundert Thalern ſchwer.““
Und auf ſeinem ſchmucken Kahne,
Auf dem Kahne rudert er.
Fidelin — lin — la.

„...Ein liebevolles Küßchen,
Fidelin
Ein Kuß iſt mein Begehr.““
Und auf ſeinem ſchmucken Kahne
Auf dem Kahne rudert er.
Fidelin — lin — la.

Viel bedeutender und eigenthümlicher, als dieſe ſchwachen Spuren erzählender Volks-Poeſie ſind die manchen flüchtigen Hauche glühenden Gefühles, ſpielender Selbſt-Ironie, necken der Laune und beißenden Spottes, die, in wenigen Zeilen auf gefangen, von einem Ende der Halbinſel zum andern tönen. W. Müller hat in der Umgegend von Rom zahlreiche Ritornelle von wunderbarer Schönheit, gewiß nicht ohne Mühe, dem Landvolk abgelauſcht, und ſeiner geiſtreichen Charakteriſirung dieſer poetiſchen Form in Rom, Römer und Römerinnen — iſt nichts hinzuzufügen. Andere Ritornelle verdanken wir der Miß Graham, und Wolf hat aus der reichhaltigen Sammlung von Turner geſchöpft; am wichtigſten iſt das vor einigen Jahren erſchienene Buch von P. E. Visconti (Saggio di canti popolari della provincia di Marittima e Campagna). Aehnliche Dichtweiſen, die nur einen einzelnen Gedanken, ein Concetto, in wenig Zeilen ausſprechen, finden ſich aber in ganz Italien, bis hinab zu den roſſierlichen, meiſt unglaublich albernen Reck-Verſen, deren jede ein paar Wochen lang die Kehlen ſämmtlicher Straßenjungen

einer italieniſchen Stadt in Bewegung ſetzt. Am zarteſten, ſpitzeſten und feinſten ſind die romiſchen Ritornelle, deren kunſtreiche, in der Ueberſetzung unvernehmbare Verſchränkung von Reim, Aſſonanz und Alliteration nur in der ſizilianiſchen Volks-Poeſie ihres Gleichen findet.

Von der letzten zunächſt folgenden Probe nach der gütigen Mittheilung von Carlo Gemmellaro in Catania:

Was ſpielt der Mond mir doch für böſe Streiche,
Wenn ich des Abends durch die Straßen ſchleiche!
Daß ich zur Liebſten geh', will er nicht leiden;
Und doch, wie reizend ſind verſtohlne Freuden!
Drum bitt' ich Euch, Ihr lieben Wölkchen, Alle,
Daß, Hülfe mir zu leiſten, Euch gefalle.
Schleich ich zu ihr, ſo thürmt Euch dicht und dichter;
Kehr' ich zurück, ſo macht den Himmel lichter.

Eine nicht minder zarte Strophe entlehn' ich aus Visconti:

Die Du die Luft durchſchneideſt, weiße Taube,
Zwei Worte zu vernehmen komm und weile.
Und mit der Feder, die ich deinem Fittig raube,
Schreib' ich Dir für mein Mädchen eine Zeile.
Tief in mein Blut will ich die Feder tauchen,
Und will mein eigen Herz als Siegel brauchen.
Iſt dann der Brief geſiegelt und geſchrieben,
Dann, Täubchen, trag' ihn ſchnell zu meiner Lieben.
Triffſt Du ſie ruhend in des Schlafes Banden,
So ruhe, Täubchen, bis ſie aufgeſtanden.

Zum Schluß noch einige Drei- und Vier-Zeilen, zum Theil in der eigentlichen Ritornellen-Form in buntem Gemiſch des Tones und der Stimmung:

Bei Nacht nur trauen ſich hervor die Sterne;
Denn Nachts ſind Deine Aeuglein zugeſchloſſen,
Die ſchöner ſind und leuchtender als Sterne.

Die Sterne ſcheinen Deinen Blick zu haſſen;
Denn, wenn Du früh die Aeuglein aufgeſchloſſen,
Sieht jene man den Himmel bleich verlaſſen.

So vielmals grüß' ich Dich durch dieſe Zeilen,
Als Blätter ſich am Baum im Winde regen,
Und Heilige im Paradieſe weilen.

Geranium!
Wenn nach dem Tod' in's Paradies ich käme,
Und fände Dich nicht, kehrt' ich wieder um.

Blume von Ananaſſen!
Wer lieben will, und ſich vor Leiden fürchtet,
Will Schuſter ſein, und nimmer Pech anfaſſen.

Jüngſt ſchrieb an mich das ſchönſte Frauenzimmer,
Und ſiegelte den Brief mit Knoplauch-Scheibchen:
Drin ſtand geſchrieben: „Geh, ich mag Dich nimmer."

Gepriesen ſei die Ruthe von der Weide!
Weißt Du, worin ſich Blitz und Männer gleichen?
Anziehungskraft hat Metall für beide.

Immer luſtig, lieben Bruder;
Denn die Höll' iſt vollgeſtickt.
Geſtern kam ein Pfaffe wieder,
Den die Teufel heimgeſchickt.

# Entdeckung der blauen Grotte

## auf der Insel Capri.

Von

**August Kopisch.**

Es war im Sommer des Jahres 1826, als ich mit meinem Freunde Ernſt Fries in der ſchönen Bucht, an der nördlichen Marine von Capri landete. Die Sonne neigte ſich dem fernen Iſchia zu, als wir in den raſſelnden Uferkies hinabſprangen. Capri war die erſte Inſel, die ich betrat, und nie werde ich den Eindruck vergeſſen. Einer meiner liebſten Wünſche erfüllte ſich. Ich hörte nun das Meer um alle jene wunderbar geſtalteten Felſen rauſchen, die ſchon von Neapel aus meinen Sinn zauberiſch gefangen genommen. Jede brandende Wellenreihe ſang mir zu: ich ſei vom Feſtlande geſchieden, auf einer Klippe, wo ein einfaches Volk von Fiſchern und Gärtnern wohnt, und der Hufſchlag der Roſſe und das Geroll der Wagen unbekannt iſt. Mit ihren Felſen und Höhlen, und hangenden Gärten und alten Trümmern, und neuen Städten und Felſentreppen war mir die Inſel ſchon von fern als eine beſondere Welt erſchienen, erfüllt von Wundern und umſchwebt von grauenvollen und lieblichen Sagen, und nun, da meine Zeit nicht eng beſchränkt war, durfte ich hoffen dieſe Welt in allen ihren Grenzen genau durchforſchen zu können. Dieſer Gedanke machte mich unbeſchreiblich glücklich. — Der Strand erfüllte ſich bei unſrer Ankunft mit Leuten aus beiden Städten der Inſel, Männern und Jünglingen, Weibern und Mäd-

chen, die wohl im Stande waren an die alte, schöne, griechische Bevölkerung des Eilandes zu erinnern. Sie nahmen die Ladung des Marktschiffes, das auch uns gebracht, in Empfang, und trugen sie mit besonderer Gewandtheit, theils die hohe Felsentreppe zur Stadt Anacapri, theils die sanftere Lehne nach Capri hinauf. Ein munterer Bursche ergriff unser weniges Gepäck, und langsam folgten wir dem Zuge nach letztgenannter Stadt. Erst befanden wir uns wie auf der Scena eines riesigen Felsentheaters: im Vorgrund eine Reihe weißer Häuser mit flachen Dächern, worüber sich in immer größeren Halbkreisen, Terrasse nach Terrasse, Weingärten erhoben, bis prächtig aufsteigende Felsenwände und die oben ragende Stadt den Aufblick umgränzten. Unser Pfad schlängelte sich jene Terrassen hinan. Die steileren Hänge sahen wir bedeckt von immergrünen Myrthen- und Lorbeergebüschen, auch Mastixbäume und einzelne Fächerpalmen wurden bemerkbar. Vögel flatterten über uns hin, und von den Oelbäumen herab sangen die Cikaden ihr eintöniges Lied. Der Weg war lang, der Abend lieblich. Alles, was ich je von jenem Eilande gelesen, tauchte vor meiner Erinnerung auf, und mischte sich mit den anmuthigen Scenen der Gegenwart. Blickten wir zurück, so schimmerte fern herüber der reizende Golf von Neapel, Ischia, Procida und alle pontinischen Inseln.

Staunend und oft verweilend gelangten wir endlich auf das Joch der Insel, durch ein Thurmthor, in die fast orientalisch gebaute, kleine Stadt Capri. Der Knabe, der unsre Habseligkeiten trug, führte uns, bei der Kirche vorüber, in die schöne weiße Locanda des Don Giuseppe Pagano, wo wir, gegen mäßige Vergütung, die freundlichste Aufnahme fanden.

Unser Wirth, ein kleiner behaglicher Funfziger, führte uns Trepp' auf Trepp' ab in seinem wunderlich, doch sehr heiter gebauten Hause umher, und als ich bei einer kleinen Sammlung alter Bücher verweilend stehn blieb, erzählte er mir: er

habe ſie in Neapel geſammelt, als er dort ſtudirt, und ſtellte ſich mir zugleich als den Notar des Ortes vor. Ich war ſehr erfreut in ihm einen unterrichteten Mann und in ſeiner Bibliothek mehrere Bücher, lateiniſche und italieniſche, zu finden, die theilweiſe von Capri handelten. Als er ſah, daß ich die Abſicht hatte, die Inſel recht gründlich kennen zu lernen, trug er mir mit großer Freude ſogleich Alles zuſammen, was mir dazu von ſeinen Büchern nützlich ſein konnte, und verſprach den andern Tag noch Mehreres von Freunden beizuſchaffen. Er nahm an unſrer, aus allerlei, mir zum Theil noch unbekannten Seethieren beſtehenden Abendmahlzeit Theil, und wir wurden bald gute Freunde. Nachdem wir uns mit Speiſe und Trank erquickt, ſtieg die ganze Familie des Notars mit uns auf das Dach des Hauſes, wo wir uns niederließen, und behaglich plaudernd des ſchönen Blickes über Stadt und Inſel bei Sternenlicht genoſſen. Don Pagano aber deutete im Helldunkel der klaren Nacht auf Alles hin, was ihm merkwürdig erſchien und erzählte davon, was er irgend wußte. Unſre Augen folgten ihm angeſtrengt in das myſtiſche Dunkel und, je weniger wir eigentlich zu erkennen vermochten, je mehr ward unſre Neugier geſpannt. Wir beſprachen uns mit ihm über die Ausflüge, die wir nach und nach machen wollten, und nahmen uns vor, in den heißen Mittagsſtunden zu Hauſe zu bleiben und die Odyſſee zu leſen, auch wollte ich dieſe Zeit benutzen, in den erwähnten Büchern zu ſtudiren, um, wo möglich, der gründlichſte Kenner der Inſel zu werden. Erzählen, wie treu wir den in jener erſten romantiſchen Nacht gefaßten Vorſätzen geblieben, wie wir bald nach dieſer bald nach jener zertrümmerten Villa Tibers, bald zum Sirenenfelſen hinab, bald die Felſentreppe nach Anacapri hinan, bis zum Gipfel des Monte Solaro emporgeſchwärmt, und welche glückliche Tage wir in der Familie des Notars verlebt, würde den geneigten Leſer zu weit führen. So viel Anmuthiges ſich dar-

über beibringen ließe, ziehe ich es vor, hier einen leichten Umriß der Gestalt und Geschichte der Insel zu entwerfen, um dann zur Schilderung eines Abenteuers überzugehn, welches unerwartet Veranlassung gab, daß die Insel und Don Pagano's Haus nun häufiger von Fremden besucht werden, als je vorher. Will man sich von der Gestalt Capri's eine klare Vorstellung machen, so denke man sich einen Theil des Meergrundes, hier aus Apeninenkalk bestehend, von Morgen her, mit abendlicher Neigung, erhoben zu einer drei Viertelmeilen langen und halb so breiten Scholle, diese jedoch querüber, von Süden nach Norden, so zerbrochen, daß die westliche Hälfte dicht am Abbruch die höchste blieb, etwa 2000 Fuß hoch, während die östliche (zu Anfang die höchste) zurücksank, und in halb so hohen Trümmern stehn blieb. Die Kluft zwischen beiden ließ, obwohl hocherfüllt vom nachstürzenden Geröll, nördlich eine größere Bucht, südlich eine kleinere. Südöstlich ist die Zertrümmerung so stark, daß mehrere thurmähnliche Felsensplitter, die Fariglioni genannt, noch weit vom Ufer einzeln dem Meer entragen. Der eine bildet ein riesiges Thor, welches man durchsegeln kann. Ringsher aber ist der ganze steile, mehr oder minder zertrümmerte Felsrand der Insel reich an mannigfaltigen Grotten, gebildet durch Einstürzungen, geschmückt mit bunten Tropfsteinzacken. In viele dieser Höhlen braust das salzige Element hinein, mit all' seinen Farbenspielen. In der ältesten Zeit war die Insel mehr zerklüftet als jetzt und allein mit Gestrüpp bewachsen, nur wilde Ziegen waren ihre Bewohner, wovon sie den Namen Capreae erhielt. Ein platter Stein in der südlichen Bucht heißt die Sirene, und die Sage geht: Odysseus habe den gefahrvollen Gesang hier vernommen. Wahrscheinlich erbauten die Teleboer in der nördlichen Bucht die erste Stadt. Die Insel blieb wenigstens lange Zeit der griechischen Colonie in Neapel unterworfen. Sie blühte fröhlich auf und nach griechischer Sitte waren ih-

ihre ſchönen Jünglinge wohl geübt im Ringen, im Fauſtkampf, im Wettlauf, im Lanzenwerfen und in allen zierlichen Tänzen.

Als Kaiſer Auguſtus hinkam, gefiel ihm das Eiland mit ſeinen luſtigen Einwohnern ſo wohl, daß er den Neapolitanern die viel größere Inſel Iſchia dafür überließ. Eine alte dürre Steineiche ſoll ſich bei ſeiner Ankunft neu begrünt und dieſes Wunder ihn noch mehr zu jener Wahl beſtimmt haben. Auf dem öſtlichſten Felsgipfel erbaute er ſich einen prächtigen Pallaſt, wo er oft die Laſten ſeiner kaiſerlichen Arbeiten abwarf und ſich an den Wettkämpfen der Capraeiſchen Jugend erfreute. Später ward Capri der Verbannungsort der ſchönen Julia. Die Trümmer ihres Pallaſtes finden ſich am weſtlichen Hange des Berges, welcher nun den Telegraphen trägt.

Als Tiberius zur Regierung kam, erinnerte er ſich der frohen Tage, die er mit Auguſt auf Capri verlebt, warf die Plagen und Gefahren der Regierung auf Sejanus Schultern und zog ſich auf dieſen ſichern Felſen zurück, wo er ſich den abſcheuwürdigſten Freuden ergab, während ſeine ſchrecklichen Machtſprüche die Welt quälten. Viele Jahre lebte er hier, beſtändig mißtrauiſch um ſich ſpähend von der hohen Klippe, die er, ſein Gewiſſen zu übertäuben, in einen ſinnlichen Himmel verwandelte, worin zu ſchwelgen — er ſchon zu abgelebt war. Fahrwege wand der greiſe Tyrann um ſteile Zacken, auf alle Gipfel fuhr er mit Roſſen. Er veränderte die Geſtalt der Inſel, ſchwang ungeheure Bogenreihen über tiefe Thäler, und ſchuf ſich künſtliche Ebnen, worauf er üppige Gärten erblühen ließ, in deren Grotten, Tempeln und Gebüſchen die ſchändlichen Sclaven ſeiner Laſter als Faunen und Nymphen umherſchwärmten. Zwölf Pallaſte ließ er an verſchiednen Stellen der Inſel entſtehen und weihte ſie den zwölf großen Göttern. Der dem Jupiter geweihte erhob ſich öſtlich, auf dem

äußerſten überhangenden Felsgipfel (nun St. Maria del ſoccorſo), von welchem der Tyrann die Sclaven, denen er übel wollte, über ſcharfe Zacken hinab in das Meer ſtürzen und unten mit Rudern zerſtoßen ließ. Ein der Mater magna geweihter Pallaſt war ſüdlicher in eine abhängige Kluft, um und in eine Höhle gebaut. Der dem Neptun geweihte lag gegen Norden, von der Mitte der Inſel, mit ſchönen Bädern in das Meer hinaus; an den ſanften Hang darüber lehnte ſich der Venuspallaſt, wenig entfernt davon ein Amphitheater; an demſelben Hange noch öſtlicher erhob ſich, irgend einer andern Gottheit gewidmet, wieder ein Pallaſt; der Gipfel neben der Stadt aber trug den, in welchem der Tyrann über das Meer blickend auf und ab ging, als er die Nachricht von der Hinrichtung des von ihm verurtheilten Sejan erwartete. Die andern Palläſte Tibers waren auf der Inſel vertheilt, bis an das ſüdliche Ufer hinab, wo er, bei jenen phantaſtiſch aus dem Meer emporragenden Felſenthürmen, das Arſenal für die Flotte, die ihn beſchützte, baute. Dort ließ er in einer mächtigen Strandhöhle ſeine Schiffe zimmern oder aufſtellen. Aus ſeinen Palläſten führten überall heimliche Gänge durch die Felſen bis in die See hinab, wobei er die vorgefundnen Höhlen vielfach benutzte. Zu jener Zeit muß die Inſel einen wahrhaft einzigen Anblick gewährt haben, da die wildeſte, zerriſſenſte Natur der Baukunſt die mannigfaltigſten Motive bot, und die Schätze der Welt verſchwenderiſch angewendet wurden, jeden phantaſtiſchen Einfall ſchnell zur Wirklichkeit zu geſtalten. Aber alle dieſe Pracht verſchwand, einer Sage nach, bald nach Tibers Tode, zerſtört vom Haß und Abſcheu des römiſchen Volkes, und überall, auf Höhen, in Klüften und bis ins Meer hinab, liegen die fluchbelaſteten Trümmer.

Nach Tiber beſuchte Caligula die Inſel, verweilte jedoch nicht lange daſelbſt. Auch Vitellius war in ſeiner Jugend hier. Lukilla und Criſpina wurden von ihrem Bruder, dem Kaiſer

Commodus, hierher verbannt. Mit dieſen Nachrichten will man obige Sage widerlegen und ſchiebt alle Zerſtörungen auf der Inſel den Barbaren und Sarazenen zu, welche freilich in dieſen Gegenden ſchrecklich gewüthet haben.

Der furchtbare Seeräuber Barbaroſſa zerſtörte die Stadt am Ufer, und ſoll ſich auf jäher Felszacke eine Burg erbaut haben. Ihre Trümmer zeigt man, hoch über der Treppe, die mit 551 Stufen zum weſtlichen höhern Theil der Inſel hinaufführt. Die ſpäteren Einwohner ſtellten die neue Stadt auf das Joch der Inſel, dem Berg Madonna della libera nahe. Eine mehrere hundert Fuß hoch gewölbte Grotte deſſelben nahm damals die geſammten 2000 Einwohner auf, wenn eine Uebermacht von Seeräubern die Inſel überfiel. Jene Grotte befindet ſich an der Südſeite des Berges, und hangt ganz uneinnehmbar über das Meer hin, ſo daß die Flüchtenden ſie nur auf an einander gehängten Leitern erreichen konnten. Die Jünglinge wehrten oft noch den Feind ab, während man die Kranken und Alten, in Körben an langen Seilen, an einigen Stellen erſt hinabließ, um ſie an andern weiter hinauf bis zur Grotte hinanziehen zu können, wohl über hundert Fuß hoch. Feuerſtellen und Trummer einer zur Abwehr erbauten Mauer ſind in der überaus impoſanten, oben mit Tropfſteinen geſchmückten Höhle noch ſichtbar.

In jenen unruhigen Zeiten mag auch die zweite Stadt Anacapri am Monte Solaro entſtanden ſein, wohin die erwähnte Treppe führt, oben noch verſehn mit einer Zugbrücke.

Als in neuern Zeiten die Franzoſen Neapel ſchon eingenommen hatten, hielten die Engländer noch unter Church die Inſel beſetzt, und erbauten überall Schanzen und Caſtelle. Dennoch erſtiegen die Franzoſen zur Nachtzeit auf der weſtlichen Seite, wo ſich die Inſel ins Meer neigt, dieſelbe mit an einander gebundenen Leitern, und trieben die Engländer über Anacapri die unendliche Treppe hinab, über die Höhen der an

dern Stadt nach dem zertrümmerten Arſenal des Tiber hinunter, wo ſie ſich bald einſchifften und davonſegelten. Die Beſatzung des Caſtells auf dem höchſten Gipfel der Inſel wußte von dem Hergange nichts, und ſchickte nach einigen Tagen ein Commando hinab, um Proviant zu holen. So erfuhren die Franzoſen erſt, daß dort oben noch Feinde ſeien, gingen hinan und nahmen, ohne groſſen Widerſtand zu finden, auch jenen höchſten Punct ein. Sie zerſtörten die Befeſtigungen dort oben, weil ſie ſich als völlig unnütz erwieſen. Nichts aber gleicht der Ausſicht, welche man von jenem höchſten Punct aus genießt. Zweitauſend Fuß erhoben ſtürzt die höchſte Zacke nach Süden ſo ſchroff ab, daß man mit einem Stein in das Meer werfen kann. Nach Weſten ſenkt ſie ſich immer noch ſteil, doch nicht ſo jäh, nach der Stadt Anacapri hin, bildet dahinter eine ſanft abfallende, breite, ſchön bebaute Lehne, die mit unzähligen höhligen und riſſigen Riffen ins Meer geht. Nach Norden ſchaut man über die Barbaroſſaburg, nach Oſten aber überſieht man die ſchöne fruchtbare Kluft, welche die Inſel theilt, mitten die Stadt Capri, rechts und links die ſüdliche und die nördliche Bucht, den erwähnten Berg mit der mächtigen Höhle, gekrönt von einer Burg, dahinter die Felſenthürme mit dem Felſenthore im Meer, links darüber den Telegraphenberg und alle zackigen Weinberge bis zum öſtlichſten Ende, wo die dem Jupiter geheiligten Auguſteiſchen und Tiberiſchen Pallaſttrümmer und das Kirchlein St. Maria del Soccorſo von der äußerſten Zacke ragt. Alles dieſes bildet den mannigfaltigſten Vorgrund für die Fernſicht auf das blaue Meer, die pontiniſchen Inſeln und Iſchia, Procida, die Golfe von Gaeta, Baja, Neapel, Sarno und Salerno, hinter allen die blauen Abruzzen, im Mittelgrund den dampfenden Veſuv, näher, die Meerenge von Capri bildend, das prächtige Vorgebirge der Minerva, weiter die Sirenuſiſchen Inſeln, tiefer hinein die Ebne von Päſtum, und ſüdlicher das ſchön ge-

ſchwungene Cap Licoſa, welches trümmerisch verſinkt in die Ebne des Meeres. Wenn ich jener ſchönen Ausſicht gedenke, iſt es mir heute noch, als umwehe mich jener himmliſche Aetherſtrom, den ich dort geathmet; damals aber war das Erklimmen jenes Gipfels der Schlußſtein meiner Ausflüge, die ich bei meinem erſten Aufenthalt zur Kenntniß der Inſel machte, und mir blieb nun zu meinem nächſten Zweck nichts mehr übrig, als eine Umſchiffung und Unterſuchung aller ihrer Ufer.

Wir hatten, da das Meer um die Inſel bisher täglich heftig bewegt war, den erſten ſtillen Morgen dazu beſtimmt. Endlich ſchien ein lieblicher Abend uns dieſen zu verkündigen. Wir theilten unſre Hoffnung unſerm Wirth, dem Notar, mit. Er fand ſie begründet und verſprach uns zu der Fahrt einen erfahrnen Schiffer zu beſorgen, der, wie er ſich ausdrückte: die Todten aus der Unterwelt wieder zurückholen könne, ſo verſtehe er zu rudern. „Er iſt alt," ſagte er, „hat aber ein Auge wie ein Falke, ein Herz von Stein, und einen Arm von Eiſen." — Der Mann gefiel mir im Voraus und nachher noch beſſer; — denn er rettete uns den andern Tag zweimal das Leben. — Es wurde nach ihm geſandt.

Die lange Zeit, ehe der Bote zurückkehrte, benutzte ich dazu, den Notar über die ganze Expedition genau zu befragen, um mir alles Intereſſante für morgen zu notiren. Er gab mir als alter Capraeer ſehr detaillirte Auskunft über alle ſchönen Stellen der Ufer und ihre Benennungen, die auf ſeinen ſchlechten Karten ſehr unrichtig angegeben waren. Als ich mit Notiren fertig war, gab ich ihm das Blatt zum Durchleſen. Bei der einen Stelle kniff er den Mund zuſammen, nickte mehrmals mit dem Kopfe und brummte wunderlich vor ſich hin. Ich fragte ihn: ob ihm noch etwas beifalle? — „Ja, ſagte er nach einer langen Pauſe, mir fällt freilich etwas bei, aber, — es hat eine eigne Bewandniß damit: — ich bin nun ſchon ſechsundfunfzig Jahr alt und habe in meinem Leben noch Nie

manden dazu bereden können, es iſt beſſer, ich laſſe das Ding wieder fahren!" — Damit wollte er ſchweigen, da aber meine Neugier nur um ſo reger wurde und ich ihn wiederholt gefragt, was er damit meine? fuhr er endlich in ſeiner Rede ſo fort: „Ja, ſechsundfunfzig Jahr bin ich alt, und habe einen Wunſch mit mir herumgetragen, faſt eben ſo lange. Der Wunſch iſt folgender:

An der nordweſtlichen Seite unſrer Inſel ragt eine Art Thurm, Damecuta genannt. Dort umher ſind eine Menge römiſcher Ruinen und wahrſcheinlich war dort ebenfalls ein Pallaſt Tibers. Im Volk geht auch die Sage, der Ort habe ſonſt Dame chinſa geheißen, d. h Frauenverſchluß, weil Kaiſer Tiber dort ſeine Mädchen verſchloſſen." — Ich warf ihm ſcherzend ein: es ſei doch wohl nicht ſeine Abſicht dieſelben zu erlöſen? —

„Nein, antwortete er lachend: — aber ein Schloß Tibers hat da geſtanden! Hört mich weiter, fuhr er wieder ſehr ernſthaft fort: Unterhalb jener Trümmer iſt am Ufer des Meeres ein Ort, Grottelle genannt, wo das Meer in viele kleine Höhlungen mehr oder minder tief eindringt. Eine derſelben mit winzigem Eingange iſt ſehr verrufen und die Schiffer halten ſich auch am hellen Tage fern davon, meinend, der Teufel wohne darin mit vielen böſen Geiſtern. Ich aber, — hiebei ſahe er ſich um, ob ihn jemand der Seinigen höre, und fuhr, als er uns allein ſah, leiſer fort: — ich aber glaube es nicht. — Hier auf der Inſel darf man ſo etwas nicht laut werden laſſen, ſonſt wird man für wenig fromm gehalten. — Indeß Ihr ſeid ein ſtudirter Fremder, und werdet mir zugeben: die Frömmigkeit beſtehe in etwas Anderm, als im Glauben an Teufelsgeſpenſter. Genug, ich habe von Jugend auf eine Sehnſucht verſpürt, gerade in dieſe Höhle zu ſchwimmen und ſie zu erforſchen. Dabei geſtehe ich Euch aber eben ſo offen, daß mich bei dem Gedanken doch ein Schauerchen anweht, und daß ich es nie wagen wollte und jetzt, als Familienvater, noch

weniger wagen werde, allein hineinzuſchwimmen. Da ſei Gott vor! Aber wohl hundertmal habe ich als Knabe, als Jüngling und als Mann Freunde und Bekannte, die rüſtige Schwimmer waren, gebeten, mich dahinein zu begleiten, vergeblich! — Die Teufelsfurcht war zu gewaltig in ihnen, als daß meine Bitten irgend etwas vermocht hätten. Nun aber hört, was mich ſpäter noch mehr in meinem Wunſche beſtärkt hat. Ich vernahm vor etwa dreißig Jahren von einem uralten Fiſcher, daß vor zweihundert Jahren ein paar Geiſtliche den Spuk haben beſtehn wollen. Dieſelben ſind auch ein Stück in die Grotte hineingeſchwommen, aber gar bald wieder umgekehrt, indem ſie eine grauliche Furcht angekommen. Nach der Ausſage dieſer Prieſter ſoll die Grotte inwendig ausſehen, wie ein ſehr großer Tempel, mit einem Hochaltar; ringsherum aber Alles voll von Götzenbildern ſein, und das Waſſer innen ſo wunderlich beſchaffen, daß die Angſt darin zu ſchwimmen ganz unbeſchreiblich ſei. In älteren Büchern ſtehe auch eine Nachricht davon, die ein Schriftſteller immer von dem andern abgeſchrieben: — ſeit vielen hundert Jahren aber ſei Niemand eigentlich darin geweſen."

„Zu alle dieſem kommt noch eins, ſagte der treffliche Pastor, indem er ſeine Hand feſt auf die meinige legte: ich für mein Theil halte die Ruinen darüber durchaus für ein Tiberſchloß und, da Tiber keinen Pallaſt ohne heimlichen Ausgang gehabt, behaupte ich und verſichere Euch: der heimliche Ausgang jener Ruine geht durch dieſe Grotte! So könnte die Grotte, die inwendig weit gewölbt iſt, gar wohl ein Tempel des Nereus und der Nymphen ſein, um ſo mehr, da man aus den alten Klaſſikern weiß, daß Tiberius die Höhlen von Capri vielfach benutzt und in ſeinem Sinn ausgeziert hat. Noch muß ich Euch ſagen, daß alle Fremden, denen ich bisher davon geſprochen, meine Gedanken als wunderliche Träume belächelt; in Euch aber ſetze ich das Vertrauen, daß Ihr mir

Recht gebet, wenn ich behaupte, die Sache ſei genauerer Unterſuchung werth!"

Ich erwiederte ihm: „„Lieber Herr Notar, die Fremden, die über Eure Schlüſſe lachten, kommen mir faſt ſo einfältig vor, als die Einheimiſchen mit ihrer Teufelsfurcht. Alles, was Ihr mir da erzählt, hat Hand und Fuß, und ich bin ſo vollkommen Eurer Meinung, daß ich vor Begierde brenne, mit Euch den verrufenen Teufelstempel zu unterſuchen."" —

„Aber man kann nur ſchwimmend hinein! warf der Notar noch zweifelnd ein, inwendig iſt die Grotte tief mit Waſſer erfüllt." —

„„Deſto beſſer! ſagte ich: ſo können wir untertauchen, wenn die böſen Geiſter uns mit Feuer peinigen wollen.""

„Ihr ſcherzet?" ſprach der Notar.

„„Nein, ich ſcherze nicht! gab ich ihm zur Antwort: Ihr habt in mir endlich, nach ſechsundfunfzig Jahren, den Mann gefunden, der bereit iſt, das Abenteuer mit Euch zu beſtehen, und, damit Ihr ſeht, daß ich Ernſt mache, lade ich Euch auf morgen ein, mit uns zu fahren. Wir können, da wir doch baden wollten, bei jener Grotte anhalten, und unſer Bad bei den Dämonen nehmen, in dem Waſſer, das die guten Geiſtlichen vor zweihundert Jahren ſo geängſtigt hat?"" —

Da erheiterte ſich das Geſicht des Notars. „Topp!" ſagte er: ich bin dabei! Wiſſet, ſo alt ich bin: ich ſchwimme noch mit Jedem um die Wette! — Erlaubt, daß ich Euch küſſe, lieber Don Auguſto! Sprechen wir nur leiſe, daß Niemand im Hauſe etwas davon merkt: ſie laſſen mich ſonſt nicht fort; denn die Angſt iſt groß, wie ich Euch ſage!" —

„„Wir müſſen uns nur jetzt darüber berathen," fuhr ich fort, „wie wir das Unternehmen einrichten. Iſt der Eingang ſo klein, wie ihr ſagt; ſo muß es in der Grotte finſter ſein: wir werden alſo Fackeln mitnehmen müſſen, oder ein Pechfeuer in einer Kufe?"" —

„„Allerdings,““ meinte der Notar: „„die können wir schwimmend vor uns hertreiben, und dabei trefflich sehen, wie die Grotte beschaffen ist. Angelo soll Alles besorgen!““ —

Mein Reisegefährte, der bisher geschwiegen hatte, warf hier ein, die Sache werde so zu umständlich und zeitraubend, auch gäbe es viel solcher Höhlen, die Italiener glaubten überall Schätze zu finden: er stimme gegen das Unternehmen. — Da wurde das eben noch heitre Gesicht des Notars leichenblaß, ich aber sagte ihm: er solle getrost sein, die Sache werde jedenfalls durchgesetzt. Nun stellte ich meinem Freunde wiederholt vor, wie wir morgen doch hätten baden wollen, und ein Bad in der Grotte nicht länger aufhalte, als ein anderes. Wir könnten daher Alles recht gut mit der Umseglung der Insel vereinigen, habe er aber morgen nicht Lust, so wolle ich die Sache verschieben. Endlich gab er nach, und versprach mit hineinzuschwimmen. Niemand war froher als der Notar. Indem kam Angelo Ferraro der alte Schiffer, ein Mann, dem Meerluft und Sonnenbrand die Farbe der Zimmetrinde gegeben. Mit schlichtem, festem Anstande trat er vor uns hin, die Schifferkappe in der Hand. Wir fragten ihn, ob er sich getraue uns um die ganze Insel zu fahren? — „Meine Herren, so gut wie ein Andrer!“ war seine Antwort. Hierauf gab ihm der Notar die nöthigen Aufträge hinsichtlich der Grotte. — Der Mann machte große Augen.

„Diese Herren wollen in die Grotte schwimmen?“ —

„„Ja! und ich auch,““ sagte der Notar: „„willst Du mit hinein Angelo?““ —

„Ihr auch?“ sagte der Schiffer, und trat verwundert einen Schritt zurück. „Und wenn es so ist, schloß er mit dem Fuße stampfend: so gehe ich auch mit hinein! Ja, Angelo geht mit!“ —

„„Bravo Angelo!““ rief der Notar.

„Ja! sagte Angelo: in dieses Teufelshaus habe ich schon

lange einmal hineinkucken wollen, aber allein? — da sei Gott vor! Nun aber sind wir unsrer Vier, und wo ihrer Viere sind, weichen die Damonen. Ich werde mich selbst in eine Kufe setzen, und voran hineinrudern, die Kufe mit dem Pechfeuer aber angebunden vor mir hertreiben; so können die Herren sich besser umsehen, als wenn sie sich selbst damit plagen, und das Feuer so dicht vor der Nase haben." —

„„Bravo Angelo!"" wiederholte der Notar.

„„„Bravo Angelo!""" scholl es auf einmal ganz leise und ironisch aus einer Ecke.

Wir blickten hin.

„„O weh, mein Bruder der Canonico!"" seufzte der Notar für sich hin. Wir waren mit Angelo zu laut geworden, und Alles war verrathen.

Der Canonico trat mit erzwungner Höflichkeit heran, und begann mit verbissenem Zorn: „Verzeiht meine Herren, daß ich so unartig hereingeschlichen. Es wäre nimmer geschehen, wenn mein Bruder da immer handeln wollte, wie es einem guten Christen geziemt. Ich habe schon eine ganze Zeit hier hinter der Glasthür gestanden, und mit Verwunderung zugehört, was der alte Mann, der doch endlich klug werden sollte, mit Euch fremden Herren und Angelo verhandelt." —

„„Ach! grade der mußte dazu kommen! Nun wird es gut!"" seufzte der Notar, und zuckte mit den Achseln. „„Laß uns, lieber Bruder! bat er den Geistlichen: ich habe mit den Herren zu sprechen."" —

„So? zu sprechen? — Nun, und was denn Alles? Böses, lauter Böses! Seht her, meine Herren, hier ist mein Bruder, der sehr geachtete Notar des Ortes, Herr Giuseppe Pagano, ein studirter Mann, ein gelehrter Mann (Don Giuseppe nahm bei jedem Lob, aus Zorn, sein Käppchen ab), ein trefflicher Familienväter, ein braver Gatte, ein vernünftiger Erzieher seiner Kinder, geehrt und geliebt von Jedermann; aber — ein Sack voll Narrheit und ein Topf voll Thorheit, der oben über-

kocht! der oben überkocht!" wiederholte er im Eifer. „„Geh' Angelo!"" ſagte der Notar: „„geh', und thue, wie ich Dir geheißen."" — Angelo ging; der Canonico aber wendete ſich zu uns, und fuhr fort: „Ihr, meine Herren, verzeihet mir, Ihr laſſet Euch, da Ihr fremd auf der Inſel ſeid, von meines Bruders Schwatzhaftigkeit zu einem Unternehmen bereden, das gefährlicher iſt, als es ſcheint. In eine Grotte ſchwimmen, mag Euch leicht dünken, weil ihr über Ströme geſchwommen ſeid, und im Meere nicht unterſinkt. — Wiſſet Ihr denn aber, was Ihr in der Grotte für Waſſer antreffen werdet, ob das Waſſer Euch trägt, ob der Teufel nicht Trug macht, und Ihr ſinkt in die ewigen Flammen? Seht, meine Herren, das wiſſet Ihr nicht. Ihr habt vielleicht nicht gehört, wie es um die Inſel von Haifiſchen wimmelt, die den Menſchen freſſen, weshalb man hier nur zwiſchen den Steinen zu baden waget. Gut, werdet Ihr ſagen, ſind wir in der Grotte, ſo ſind wir zwiſchen den Steinen, und die Haifiſche werden uns nichts thun. Was denkt Ihr? glaubt Ihr nicht, der Teufel könne ſich ganz andre Fiſche darin halten, wegegen die Haifiſche nur fromme Lämmer ſind? O, lachet nicht meine Herren! Was ich ſage, iſt nicht leere Einbildung. Thatſachen, reine Thatſachen ſprechen dafür. Ihr werdet in alten Büchern von Sirenen und Tritonen geleſen haben. Nun, dieſe Sirenen und Tritonen ſind Teufel, die ſolche Geſtalt annehmen, und noch andre, um den Menſchen zu ſchaden, und ihn vom ewigen Heil abzuziehen!" —

„„Herr Canonico, warf ich ihm ein, die Sirenengeſchichten ſind alte griechiſche Mährchen, daran glauben wir nicht!"" —

„Alte griechiſche Mährchen?!" rief der Canonico, und hob beide Arme auf. Wollte Gott es wären blos alte griechiſche Mährchen, ſo würde man ſie nicht noch heutzutage ſehn müſſen! Wie lange iſt es denn her, daß ein Fiſcher auf der Inſel ſtarb. Wie hieß er doch?"

„„Kein Menſch weiß es!"" fiel der Notar voll Aerger ein

„O ja! Viele wissen es noch!“ fuhr der Geistliche fort: Kurz, der Fischer starb an einer entsetzlichen unheimlichen Krankheit, weil er einen Meermann gesehn hatte. Wie kam das aber? — Er fuhr in die Nähe jener Teufelsgrotte, da Fische zu harpuniren. Der Morgen war sehr schön, und er konnte die Muscheln auf dem Grunde des Meeres kriechen sehn, obwohl es da 60 Ellen tief ist. Da sah er auf einmal alle Fische fliehn, aber ganz in der Tiefe einen einzigen bleiben; derselbe fing an herumzuschwimmen, immer höher und höher im Kreise um seine Barke. Der Fisch hatte Mannslänge. Der Mann nahm also die stärkste seiner Harpunen in die rechte Hand, legte die Schnur zurecht und lauerte, die linke am Ruder. Der Fisch kam immer mehr herauf, und sah bald roth bald grün aus, eben so waren die Augen bald roth bald grün. Dem Fischer, der nie einen solchen Fisch gesehn hatte, ward etwas unheimlich zu Muth; aber, statt wie ein guter Christ ein Vaterunser zu beten, damit der Fisch wieder abgezogen wäre: faßte sich der Mann, wie die Weltkinder sagen, ein Herz, und warf, als der Fisch ihm nahe kam, die Harpune in Teufels-Namen. Da sah er sie auch mitten in den Nacken des Fisches hineinfahren, das Meer aber färbte sich so roth vom Blute, daß er bald nichts mehr darin erkennen mochte. Von dem Fische glaubte er, daß er ihn auf der Stelle getödtet, weil die Schnur gar nicht straff ward, und begann sie heraufzuziehen. Siehe da, die Harpune kam ohne Fisch und ohne Gabel herauf, und war mitten entzwei, nicht abgebrochen, sondern wie abgeschmolzen. Da kam den Fischer eine Furcht an. Er ließ das Ende der Harpune ins Schiff fallen, ergriff beide Ruder, und begann aus allen Kräften zu rudern, um hinwegzukommen; aber — die Barke ging nicht von jener Stelle, sondern immer grade so im Kreise herum, wie zuvor der Fisch geschwommen war; endlich aber stand sie ganz still, und aus dem rothen Wasser erhob sich ein blutiger

Mann, der hatte die Gabel der Harpune in der Bruſt ſtecken, und drohte ihm mit der Fauſt. Da ſank der arme Fiſcher ohnmächtig hin, und die Barke trieb mit ihm auf den Wellen bis nach der Marine von Capri. Dort kamen ihm bald Freunde zu Hülfe. Drei Tage war er völlig ſtumm, endlich am vierten konnte er erzählen, was ihm geſchehn war. Nun aber erging es ihm wunderbar. Die Hand, womit er die Harpune geworfen, fing an zu dorren und zu welken, wie ein Blatt, desgleichen welkten nach und nach der Arm und alle ſeine Glieder, zuletzt ſchrumpften der Leib und der Kopf ſo zuſammen, daß er ſterben mußte. Die Leiche aber ſah nicht aus wie eine Menſchenleiche, ſondern wie eine getrocknete Wurzel bei einem Apotheker." —

„„Warum nicht gar wie der Zopf an einer Perücke!"" ſagte der Notar, ſtand ärgerlich auf, und ging im Zimmer hin und her. Der Canonico ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern ſprach immer weiter, und war ganz unerſchöpflich in Mährchen von dieſer Grotte, die er für reine Thatſachen hielt. Zuweilen, ſagte er, erblicke man Feuer darin, zuweilen ſähen Thiere, wie Crocodille, daraus hervor. Der Eingang verändere ſich täglich ſiebenmal, und ſei bald weiter bald enger. Bei Nacht ſängen die Sirenen darin, und inwendig ſei Alles voll von Todtengebeinen. Dann und wann ſchreie es darin, wie kleine Kinder. Stöhnen und Aechzen ſei das Allergewöhnlichſte, was man da vernähme, auch ſei es gar nichts Seltenes, daß junge Fiſcher in jener Gegend verſchwänden. —

„„Das iſt Alles nicht wahr, und lauter Fabel! rief endlich der Notar, dem die Geduld ausgeriſſen war: Laß uns, lieber Bruder! Wir haben die Fahrt einmal feſt beſchloſſen, und nichts in der Welt kann uns davon abbringen!""

Der Canonico verſuchte nun den Sinn des Notars mit geiſtlichen Ermahnungen zu wenden. Dieſelben fingen ſehr ſanft an, da der Notar aber immer entgegen ſprach, wurden

sie immer heftiger, und beide Brüder endlich so laut, daß die Frau des Notars, die ganze Familie hinter sich, hereintrat, und fragte, was sie so entzweie? — Der Canonico rief sie feierlich an: „Hört liebe Frau Schwägerin, was Euer Mann, mein Bruder, thut! Hört liebe Kinder, was Euer Vater vorhat! In die Höhle will er schwimmen, morgenden Tages, mit diesen Herren!“ —

„„In welche Höhle?““ —

„Ach! in die Teufelshöhle, wovon er immer spricht!“ —

„„I, das wird ja mein Mann nicht thun!““ sagte die Frau ganz erschreckt.

„Ja Frau, jetzt thue ich es gerade!“ sagte der Notar: „Willst Du mitkommen, mein Sohn?“

„„Ja! sprach der muntre zwölfjährige Bursche seine Hand fassend: wo der Vater hingeht, geh' ich mit!““ — „Bravo!“ sagten wir.

Das war dem guten Geistlichen zu viel. Er faltete die Hände und ging, für seines Bruders Seele betend, nach seinem Zimmer.

„Nun haben wir Ruhe!“ sagte der Notar; „jetzt Frau, laß das Abendbrot aufsetzen! Streiten macht hungrig. Ich will hinuntergehen, und von dem besten Weine heraufholen, den ich irgend habe.“ — Damit ging er hinaus, und die Frau, gewohnt sich in seinen Willen zu fügen, seufzte vor sich hin, und that, wie er befohlen. Die Töchter aber fragten uns sehr theilnehmend: ob wir denn wirklich Leib und Seele auf's Spiel setzen wollten? und gingen nicht im Mindesten darauf ein, als ich die Sache ins Scherzhafte zu ziehen suchte. Das Abendbrot war aufgetragen, der Notar schleppte eine riesige Phiole des köstlichsten Weines heran, und, da ihm die Trauer in den Gesichtern seiner Töchter mißfiel, gebot er ihnen zur Ruhe zu gehn. Alle drei sahen sich noch einmal nach uns um, so bange, als wenn sie uns für verlorne Menschen hielten. Dann zogen sie die Thür hinter sich zu.

Der Notar aber sprach aufathmend: „Nun sind wir unter uns, nun wollen wir fröhlich sein!“ —

Die Ermahnung ging uns zu Herzen. Wir setzten den trefflichen Meerspinnen und der riesigen Flasche tapfer zu, und stießen mehr wie einmal auf gutes Gelingen unsers Abenteuers an. Der Notar ließ alle Vorstellungen los, die er sich, von Jugend an, von der Grotte gemacht hatte, ich erfand neue dazu, und sprach immer von Statuen und großen Schätzen, die wir da finden würden und finden müßten! — Dem Notar schien in seiner Freude nichts zu abenteuerlich. Er sagte zu Allem: Man kann nicht wissen! Wer weiß! Warum denn nicht? Es ist alles möglich! und dergleichen mehr. Mein deutscher Freund, der für die Sache weniger begeistert war, schloß endlich: „Wißt Ihr, wie ich mir die Grotte inwendig denke? Naß, feucht, dunkel und finster, und damit Punctum! Gehn wir schlafen!“ — Damit standen wir auf. Der Notar umarmte uns, und da es spät geworden war, eilten wir zur Ruhe zu kommen.

Ich brachte die Nacht halb schlummernd, halb wunderlich träumend hin. Natürlich führte mich der Traum in die Grotte. Wir waren dort ausgestiegen und kamen in lange Gänge. Hier und da waren Gerippe in allerlei Stellungen in Felseln aufgehangen, wovon eines immer lateinisch fluchte. Auf einmal hörten wir Tritte, und sahn den Kaiser Tiberius kommen. Ein römischer Soldat trat vor, und fragte was wir wollten? Ueber dem Besinnen auf Antwort erwachte ich — dann schlief ich wieder ein, und träumte, wir seien wieder in der Grotte, und fänden eine Thür von Erz. Wir hatten Brecheisen, und als wir die Thür aufbogen, sahen wir durch die Ritzen einen prächtigen Saal. Auf einmal sprang die Thür vor uns auf, und ein Sturm wehte uns entgegen. Das Meer war in den Saal gebrochen, und zertrümmerte die Prachtsitze, die Bildsäulen und Dreifüße. Alles rollte durcheinander. Die Wel-

len ergriffen auch uns, und ſchleuderten uns längs der gemalten Wände umher. Ich hielt mich, endlich gegen die Decke geworfen, an einen dort angebrachten Ring, und blieb eine Weile ſchwebend, aber der Ring gab nach, die Decke bog ein, Alles ſtürzte zuſammen, und ich — erwachte. Nicht lange, ſo brach der Morgen an, ich weckte meinen Freund, wir kleideten uns an und gingen zu Don Pagano, den wir ſchon in vollem Zeug und Zuge fanden. Er hatte einen Korb mit Lebensmitteln für unſere Expedition gefüllt, auch eine Laterne dazu gepackt, für den Fall, daß wir in der Grotte ausſtiegen. Ueberdem kam das Frühſtück, der kleine Sohn Pagano's jubelnd dahinter. Nachdem wir uns erquickt hatten, zogen wir fröhlich aus. — Die Familie des Notars blickte traurig nach. In einer halben Stunde gelangte der kleine Zug zur nördlichen Marine hinab, wo Angelo, dem ſich unſer Eſeltreiber Michele Furerico geſellt, bereits unſrer wartete. Die Kufen, Pechpfannen, Laternen und Stricke wurden auf ein kleineres Boot gepackt. Wir ſelbſt beſtiegen ein größeres, und ſchleppten jenes nach. Der Eſeltreiber und Angelo ruderten nun ſo ſchnell mit uns dahin, daß wir ſie bitten mußten langſamer zu fahren, um die Ufer betrachten zu können, indem ſie allerlei Merkwürdigkeiten boten. Links gewandt durchſchnitten wir, einen langen Streif hinter uns laſſend, das ſpiegelglatte Element, dicht an der nördlichen Küſte, vorüber der Neptunsvilla Tibers, und befanden uns bald unter der faſt überhangenden Felswand. In dieſer bemerkten wir da, wo ſie ſich niedriger und niedriger neigt, mancherlei Niſchen und Tropfſteinhöhlen, in deren einige das Meer hineinwogt. Ich brannte vor Ungeduld zu der beſprochnen zu gelangen, mein Reiſegefährte bezeigte jedoch, je näher wir kamen, je weniger Luſt mit hineinzuſchwimmen. „Der Notar hat uns etwas vorgeſchwatzt, wir werden nichts finden, und er wird uns dann obenein auslachen!“ war ſeine Rede. — Ich ſagte: das ſolle der Notar

nicht,

nicht, wir wollten ihn in die Mitte nehmen, so daß ich voran schwömme und er ihm folge, und, wenn sich in der Grotte nichts finde, könnten wir ihn zur Strafe nach Belieben tauchen; dann sei das Lachen auf unsrer Seite. Dieses Vorschlages war mein Freund zufrieden. Wir begannen, uns zum Bade vorbereitend, die lästigen Kleider von uns zu werfen, und ermahnten den Notar, der etwas ernst geworden war, ein Gleiches zu thun.

„Mir ist noch zu warm!" meinte derselbe, und blieb wie er war. Die Rudernden, vorher ziemlich gesprächig, wurden nun auffallend feierlicher. Nicht lange danach bogen wir um eine Felsenecke, die Ruder wurden eingezogen, die Barke stand still. Niemand sprach ein Wort.

„Warum wird denn hier angehalten?" fragte ich.

„„Hier ist die Höhle!"" antwortete Angelo, mit etwas Befangenheit.

„Wo denn?" fragte ich wieder.

Da zeigte er mir, im Hintergrunde der kleinen Bucht, den finstern Eingang derselben, nicht viel größer, als eine Kellerluke. Das hier tiefblaue Meer wallete ruhig hinein und heraus. Alles schwieg. Den Pagano war sehr nachdenklich geworden.

„Nun Angelo, macht das Feuer an!" unterbrach ich die bange Stille: „wir haben nicht viel Zeit, und wollen flink hinein und heraus!" — Angelo stieg nun in die kleine Barke, setzte die Pfanne in die eine Kufe, schlug Stahl an Stein, wie Aeneas Gefährten, und bald loderte und brodelte ein Pechfeuer so lustig, als man jemals eines gesehn. Die Gluth und der Qualm war so groß, daß Angelo, wie er die Kufe damit auf das Meer setzte, ein Gesicht machte, wie eine Zitrone unter der Presse.

Wir Fremden lachten herzlich darüber, der Notar aber ward immer ernsthafter.

„Nun, Herr Notar, sagte ich: flink ausgekleidet! Wir wollen nun hinein!“ —

„„Ich bin noch warm, genirt Euch nicht! Schwimmt immer voran, ich werde bald nachkommen!““ war die Antwort.

„Nein, liebster Freund, sagte ich darauf: so ist die Sache nicht gemeint. Wir schwimmen alle zusammen!“

„„Aber warum Alle?““ —

„Weil es sonst aussieht, als ob Ihr Furcht hättet, lieber Herr Notar! Ich will Euch ein bischen helfen auskleiden!“ —

— „„Nein, nein, laßt mich, ich bin wirklich noch zu warm!““ —

„Nun so wollen wir ein wenig warten!“

Der Notar fing endlich an die Oberkleider abzuwerfen: „„Geht nur hinein, ich komme bestimmt bald nach!““ — „Nein! sagte ich, ihn bei den Schultern fassend: Herr Notar, wenn Ihr Euch nicht sogleich zum Schwimmen bereitet, so werf' ich Euch so ins Wasser!“ — Dieses Wort, halb ernsthaft, halb scherzhaft gesprochen, verfehlte seine Wirkung nicht. Er war bald von jeder künstlichen Hülle befreit, aber hineinspringen wollte er noch immer nicht. Da gab ich ihm im gunstigen Moment einen leichten Druck an die Schulter, und plump! lag er im Wasser, aus dem er augenblicklich wieder, einem Korkstöpsel gleich, in die Höhe schoß, und prustend auf und nieder hüpfte. Er war eine von den leichten Naturen, die im Wasser nicht untergehn, sondern weit hervorragen. Wir Fremden plumpten nun ebenfalls hinein, und schwammen lustig um ihn herum. Er hatte mir den Scherz nicht übel genommen, theilte indeß keinesweges meine Lustigkeit, denn — der verhängnißvolle Moment rückte heran. Angelo, in der einen Kufe nach türkischer Weise kauernd, ruderte, die andre mit dem Fuße vor sich hertreibend, dem Eingange zu. Ich glaube Keiner von uns war ohne eine gewisse Bangigkeit.

Nicht als ob ich mich vor fabelhaften Dingen gefürchtet hätte, aber ich gedachte der vom Canonico erwähnten wirklichen Haifische, und fragte den guten Angelo: ob man hier welche vermuthen könne? — Seine Antwort: „Habt keine Furcht, sie gehn nicht zwischen Felsen!“ gab mir nicht genügende Beruhigung; denn, dachte ich: er hat gut reden, er hat seine Beine in der Kufe! — Nun war er unter dem Eingang, nun — tappte er sich an den Wänden hinein. Der gewaltige Rauch des Pechfeuers schlug ihm und mir entgegen, und wir mußten die Augen schließen, als wir unter das innere mächtige Gewölbe kamen. Als ich sie wieder aufthat, sah ich Alles finster um mich her. Feuer und Rauch blendete, wo Angelo sich an den nassen Wänden forttappte, und nur mit dem Gehör konnte ich, nach dem Hall der rings anschlagenden Brandung, einigermaßen die Größe des überwölbten Bassins ermessen. Ich schwamm in wunderlich banger Erwartung weiter, vergeblich spähend nach Alterthümern. Da merkte ich, daß der Notar und mein deutscher Freund, die mir erst gefolgt waren, beide zugleich umkehrten, und wandte mich, sie zu schelten; aber — welch ein Schreck kam über mich, als ich nun das Wasser unter mir sah, gleich blauen Flammen entzündeten Weingeistes. Unwillkührlich fuhr ich empor, denn vom Feuer immer noch geblendet, glaubte ich im ersten Augenblick eine vulkanische Erscheinung zu sehn. Als ich aber fühlte, daß das Wasser kühl war, blickte ich an die Decke der Wölbung, meinend, der blaue Schein müsse von da kommen. Aber die Decke war geschlossen, und ich erkannte endlich, vom Feuer abgewendet, halb und halb einiges von ihrer Gestalt. Das Wasser aber blieb mir wunderbar, und mir schwindelte darin, denn wenn die Wellen etwas ruhten, war es mir gerade, als schwömme ich im unabsehbaren blauen Himmel. Ein banges Entzücken durchzitterte mich, und ich rief meinen Gefährten zu: „bei Allem, was schön ist, kommt wieder herein; denn,

wenn nichts in der Grotte iſt, als das himmliſche Waſſer, bleibt ſie dennoch ein Wunder der Welt! Kommt, fürchtet Euch nicht: es ſind weder Haifiſche noch Teufel hier zu ſehn, allein eine Farbenpracht, die ihres Gleichen ſucht!" — Auf dieſen jauchzenden Zuruf faßten ſie von neuem Muth, und ſchwammen wieder herein. Beide theilten nun mein Entzücken, aber wir Alle begriffen das Wunder nicht, wir konnten es nur anſtaunen. Zugleich kam es uns ſehr begreiflich vor, daß jene Geiſtlichen vor zweihundert Jahren das Schwimmen auf dieſem Himmel von Waſſer ängſtlich fanden. Angelo hatte nun mit ſeinem Feuer den Hintergrund erreicht, wo ſich ein Landungsplatz darſtellte. Ich ſchwamm dahin und erklomm das Ufer, wunderbar angeregt; denn die Höhle ſchien, ſo groß ſie ſchon war, dort noch viel weiter fortzugehn.

„Hier wird der Gang des Tiberius ſein!" rief der Notar aus dem Waſſer. Ich fand es nicht unwahrſcheinlich, ließ mir von Angelo eine Laterne reichen, worin ein kleines Lämpchen brannte, und ging bebend vorwärts; denn der Boden war ungleich und ſehr ſchlüpfrig, von der Decke hingen Tropfſteinzacken herab, und bei jedem Schritt veränderten ſich die Schatten, überall umherirrend an den abenteuerlich gebildeten Wänden. Bald hier bald da ſchien ſich Etwas zu bewegen. Meine Phantaſie, durch das unerklärte Wunder des Waſſers und die mannigfaltigen Formen angeregt, ſah jeden Augenblick Geſtalten, und der Gedanke überflog mich: es könne die Höhle ein Aufenthalt von Seeräubern ſein. Nun ſah ich im Schein des ſchwachen Lämpchens plötzlich etwas Weißes ſchimmern, und blieb ſtehen es zu betrachten. — Meine Gefährten aber fragten aus dem Waſſer herauf: warum ich ſo zurückträte? — „Weil ich ein Gerippe ſehe!" wollte ich eben ſagen; aber, als ich genauer hinleuchtete, war es eine Tropfſteinbildung, die vor der geſpannten Phantaſie dieſe Geſtalt angenommen, weil ich anfing die Höhle für eine Mordhöhle zu halten. Ich ſchritt

weiter vor, aber ein kalter Schauer überlief mich, als ich, vor mich hinleuchtend, plötzlich meinen Schatten nicht hinter mir, sondern neben mir erblickte. Was ist das? dachte ich bei mir: geht hier eine Thur auf, werden nun die Mörder gegen dich Waffenlosen kommen, und deine Gefährten dich entsetzt verlassen? — Als ich mich aber trotzend zur Rechten wandte, sah ich, daß hier ein Fenster in den Gang gebauen war. Es mündete in die große Grotte, und das Licht des durchschwommenen Eingangs schimmerte herein. „Hier ist Spur von Menschenhand! rief ich den Gefährten zu: kommt her und seht ein gebauenes Fenster!" — Der Notar kam eilig näher, und krabbelte sich eifrig an dem Felsen herauf, ihm folgte der deutsche Freund. — „Wahrhaftig, ein gebauenes Fenster! rief Don Pagano: — hier ist der Gang Tibers, — darauf bin will ich den Kopf verlieren!" —

Von dem Fenster aus erschien die Grotte nun in voller Pracht, ein mächtig großes und tiefes Bassin, weit überwölbt von Tropfstein-gezierten, schön geschwungnen Felsen, das Wasser ein wallender Himmel, dessen blaues Licht die Decke darüber zauberisch erhellte. Am hochrothen Saume, der rings von Seethieren gebildet, alle Ränder der Grotte verziert, funkelten die Brandungen umher, und spielten die Farben aller Edelgesteine. Zum Eingange herein aber schimmerte das helle Tageslicht, und breitete gleich einem Monde seinen Schein über das Wasser.

Wir beschlossen, über ihrer Schönheit, Gang, Tiber und Alles vergessend, die Grotte zu zeichnen, um später zu versuchen, ob wir sie malen könnten. Ersteres zu thun sprangen wir ins Wasser, schwammen hinaus, holten unsre Feldstühle und Mappen, und setzten uns in das Fenster. Einer hielt dem Andern abwechselnd die Laterne, damit er sehn könne, was er zeichnete. — So brachten wir zwei Ansichten der Grotte zu Stande. Unterdeß hatten der kleine Pagano und der Fiel

treiber die Barken draußen andern Schiffern übergeben, und ſchwammen nun jubelnd herein, und jauchzend im prächtigen Waſſer der Grotte herum; ſie nahmen ſich aus wie ſchwarze Dämonen. Wo ſie hinſchlugen ſprühten blaue Funken. Don Pagano aber, dem unſer Zeichnen zu lange währte, ſchwamm hinaus, er hatte Geſchäfte in Capri, und konnte nicht bleiben, ſo gern er gewollt hätte. Vor der Grotte traf er den Beſitzer des Terrains derſelben. Dieſer war auf das vernommene Jauchzen und Jubeln gleich einer Ziege am Felſen herabgeklettert, und ſah eben mit offnem Mund und neugieriger Scheu nach dem Eingange, als — ein ihm bekanntes Geſicht, eben unſer Notar, daraus hervorgeſchwommen kam! — „Herr Notar, daheraus kommt Ihr?! Was iſt denn innen für ein Jauchzen und Jubeln?“ — „„Der Teufel iſt drinn! ſagte der nun ganz beherzte Notar, mit behaglichem Humor, und ſchwamm nach der Barke: Kuckt ſelbſt hinein, und ſeht, was er für ein Geſicht hat!““ rief er von dort, als er das Hemd überwarf. Der erſtaunte Eigenthümer des Grundſtücks faßte nun, auf mehreres Zureden, ebenfalls Muth, warf die Kleider ab, und ſchwamm zu uns herein. Der Eſeltreiber und der kleine Pagano begrüßten ihn jauchzend. Der Jubel, die Höhle, das Waſſer, das Feuer, unſere ſonderbare Zeichnenanſtalt, Alles ſetzte ihn in immer neues Erſtaunen. „Wie habt Ihr den Muth haben können in dieſe Luke zu ſchwimmen?! Ich bin hier aufgewachſen, Alles das gehört mir, und ich habe nie gewagt zu betrachten, was ich habe! Ihr Fremden habt doch Herzen von Stein und Eiſen!“ rief er einmal über das andre aus. —

Nun waren wir mit unſern Zeichnungen fertig. Wir beſchloſſen die Höhle weiter zu unterſuchen, ich nahm die Laterne und ging ſpähend voran, die Andern folgten. Wir kamen zuerſt links, in ein labyrinthiſches Gewölbe von Tropfſteinen, und gingen über hohle Kruſten hin, die uns, oft nur einen halben Zoll ſtark, dennoch ſicher trugen.

Dieſe Abtheilung der Grotte mundete wiederum mit einer Art Thor nach der größeren, eine der prachtigſten Anſichten gewahrend. Wir kehrten wieder um, und fanden mehr rechts gewandt, einen längern Gang. Dieſen verfolgend, trafen wir einige Steine an, die wie Mauerwerk ausſahn....

„Hier iſt ein Schatz, und der iſt mein!“ rief der Eigenthümer, und warf ſich darüber hin. Wir mußten herzlich lachen. Es fand ſich nichts. Der Schatzſüchtige ließ ſich indeß nicht irre machen, und die Scene wiederholte ſich an andern Stellen zu unſrem Vergnügen noch mehrere Male, bis ein kleiner Vorfall ihn auf einmal aus aller Faſſung brachte. Indem er nämlich immer eifrig vor mir her ging, ſtutzte er plötzlich, und kam ſo eilig zurückgeſtürzt, daß er mir die Laterne beinah aus der Hand ſchlug.

„Was giebt es denn da?“ fragte ich verwundert.

„„Hört!““ war ſeine Antwort, dabei drängte er ſich leichenblaß an mich heran, und ich fühlte, wie er zitterte. Der Eſeltreiber und der kleine Pagano legten die Hand auf die Lippen, ſchwiegen und zitterten ebenfalls; mein Reiſegefährte ſagte: „Nun?“ und Todtenſtille war um uns her. Nun vernahm man deutlich einen Schall, der wie „piong, pang, pang, pang, pang“ aus der ſchwarzen Tiefe des Ganges ertönte. „Das iſt nur Tropfwaſſer auf hohlem Stein! rief ich aus: vorwärts!“ — Damit ſchritt ich weiter voran; aber bald ging es ſonderbar, hielt ich die Laterne niedrig, ſo brannte ſie ſchlecht, hielt ich ſie höher, brannte ſie heller. — „„Seht, wie wunderlich es hier beſtellt iſt, in der Höhle geht es nicht richtig zu, machen wir, daß wir hinauskommen!““ flüſterte der Eigenthümer den beiden andern Capreern zu, und alle drei bekreuzten ſich.

„Hier iſt nichts, als ſchlechte Luft!“ ſagte ich zu den Erſchreckten.

„„Ja, ja die allerſchlimmſte! meinten ſie: gehn wir im Namen Gottes wieder hinaus!““ — Wir Fremden hielten

es nun ſelbſt für das Beſte, wieder umzukehren, aber bevor wir das in Ausführung brachten, leuchtete ich noch ein wenig voran, mit hochgehaltener Laterne: Da ſahen wir an einer Stelle des Bodens etwas gleich einem ſchweren weißen Rauch gelagert. Wir hielten dieſes Etwas für ein ſogenanntes böſes Wetter, und verweilten einen Augenblick es zu betrachten; denn wir hatten nie dergleichen geſehn. Die Capreer aber beſchworen uns umzukehren, und tappten bereits ins Dunkel zurück. Keiner von ihnen wollte der Hinterſte bleiben. So lächerlich uns dieſes eilige Forttaumeln anfänglich vorkam, ſo ernſthaft wurden wir, als wir bemerkten, daß wir nicht mehr in dem Gange waren, in dem wir zuerſt hereingekommen. Das wirre Tappen der Voranſtürzenden ließ mich den Irrthum ſelbſt im Schein der Laterne nicht eher erkennen, bis der Ort, den wir erreichten, von den früheren Stellen auffallend verſchieden war. „Gott, erlöſe uns!“ riefen die Capreer. Da der Gang, in welchem wir uns nun befanden, aber viel geräumiger und regelmäßiger, als der erſte war, legte ich einige Steine in gewiſſer Ordnung als ein Merkzeichen an die Stelle nieder, wo wir den Irrthum erkannt, und ermahnte Alle dieſen Gang ebenfalls zu unterſuchen. Wahrſcheinlich ſei dieſer der rechte Hauptgang, indem der andre für ein Römerwerk zu kleinlich erſcheine, den andern aber würden wir nach dem Merkzeichen ſchon wiederfinden. Die Capreer baten mich flehentlich das neue Unternehmen aufzugeben, und mein Freund wollte mich eben auf den Mangel des Oels in unſrer Lampe aufmerkſam machen, als ſie plötzlich wirklich erloſch. — Da ſtanden wir auf einmal in undurchdringlicher Finſterniß, verirrt und rathlos; denn ſelbſt das Merkzeichen, das ich eben hingelegt, vermochten wir, da mehr Steine umherlagen, in der dichten Dunkelheit nicht mehr wiederzufinden. „Wir müſſen hier verhungern, war das erſte Wort meines Freundes: hier finden wir nun und nimmer hinaus!“ — Die Capreer klapperten vor

Angſt, wie in großer Kälte, und murmelten Gebete zu allen Heiligen. Ich, der ich mir die Schuld an Aller Unglück beimaß, mußte alle Kraft zuſammennehmen die Beſinnung nicht zu verlieren.

„Hier bleibt nichts übrig, rief ich aus: als daß wir auf Gott vertraun! Einer muß hier in irgend einer Richtung feſt ſtehn bleiben, wir andern vier aber müſſen rings umhertappen, und nach Ausgängen ſuchen, ſo gut es ſich thun läßt. Durch Zurufen halten wir uns wohl zuſammen, und finden uns nach dem Stillſtehenden ſo lange zurecht, bis wir unſern Zweck erreicht haben!“ —

Mein deutſcher Gefährte fand den Vorſchlag nicht ohne Sinn, und half mir eben die Capreer zur Ausführung ermahnen, als ein furchtbares Geſchrei, wie das Geheul eines wilden Thieres durch die Finſterniß zu uns herdrang. Unwillkührlich drängten wir uns Alle an einander. — Das Geſchrei wiederholte ſich. — „Gott ſei Dank, es iſt Angelo's Stimme! rief Michele, der Eſeltreiber: die Höhle macht den Schall nur gräßlich. Es iſt Angelo, er ruft Michele!“ — „„Wahrhaftig iſt es ein Engel *)! rief ich. Er iſt nicht weit, nun finden wir uns wohl hinaus!““ — Wir gingen vorſichtig, bald rufend, bald horchend, in langer Linie dem Schalle nach, und der Vorderſte war nicht funfzig Schritt vorgedrungen, als er rief: „Ich ſehe einen Schimmer, wir haben gewonnen!“ — „„Wir haben gewonnen!““ rief Einer dem Andern zu, und nicht lange, ſo erblickte auch der Letzte das gehauene Fenſter wieder. Nach der ſchrecklichen Dunkelheit erſchien uns das Wunder des blauflammenden Waſſerſpiegels in doppelter Pracht, und Alle begrüßten wir den guten Angelo mit einem jubelnden eh viva! Er ſchaukelte noch immer in ſeiner Kufe, das Feuer war jedoch ausgebrannt, und da wir ſo unendlich lange

*) Der Name Angelo bedeutet einen Engel.

blieben, meinte er, es sei uns ein Unglück zugestoßen, und er hatte halb aus Angst für sich, halb aus Angst für uns so furchtbar geschrieen. Wir stürzten uns nun Alle zusammen aus Luft wieder in den unterirdischen Himmel. Er wallete nun stärker vom zunehmenden frischen Winde, und Angelo trieb uns, die Grotte zu verlassen. „Wollt Ihr die Insel noch umfahren, so haben wir zu eilen!" — Noch einmal erklommen wir das unterirdische Gestade, packten unsre Mappen und Feldstühle in die Kufe, die das Feuer getragen, warfen uns wieder in das schöne Element, und schwammen entzückt hinaus, ohne das Wunder seiner Farbe nur irgend begriffen zu haben, ich aber mit dem festen Vorsatz, es ein andermal bis auf den Grund zu durchforschen. — Die Capreer dünkten sich nun Helden, und blickten stolz auf den Eingang: „Wir sind doch wieder herausgekommen! Sant Antonio hat uns behütet!" — „„Die Leute in Capri werden stehn und den Mund aufsperren!"" meinte der Eseltreiber, packte die Kufen in das kleinere Boot, und bestieg es mit dem jungen Pagano, der alte war mit einem Fischer auf einem andern nach Capri gefahren. Wir bestiegen mit Angelo das große.

„Rudert uns Niemand, als Ihr?" fragte ich.

„„Seid getrost, antwortete Angelo: ich bin Euch für zwei!"" Damit ergriff er zween Ruder, hing sie an die Pflöcke, und fuhr uns aus der kleinen Bucht, links gewandt, um den nordwestlichen Theil der Insel. Dort fanden wir noch viele kleine Höhlen, und, da der Wind immer frischer wurde, an den unzähligen Riffen wunderschöne Brandungen. In einer keilförmigen Enge stiegen die Wogen immer zu einem Strahl empor, und schmückten sich, zerstäubt herabregnend, mit Irisfarben. Als wir, die vielen Klippen umfahrend, südlich kamen, gingen die Wogen immer höher, während die Ufer immer unerklimmbarer und mächtiger emporstiegen. Wir hatten Gelegenheit unsern Angelo zu bewundern. Ganz allein, be-

zwang er mit ſeinen zwei Ruderfloſſen all den Schwall ſchäumenden Waſſers. Unſre Barke, mit ihren gemalten Augen, ſchoß gleich einem Delphin auf und nieder. Mein Freund konnte das prächtige Schauſpiel von Angelo's Kühnheit auf den Wogen nicht genießen. Er hatte kurz zuvor das Fieber gehabt, und vom Schaukeln empfand er Kopfweh.

„Sant' Antonio!" ſcholl es auf einmal aus Angelo's Munde. Ein Ruderpflock war in dem mächtigen Kampfe mit den Wellen gebrochen. Das Ruder aber trieb, Angelo's Hand entſchlüpft, auf dem donnernden Gewoge wider die Felswand. Ich erſchrak, denn mit einem Ruder in ſolchem Aufruhr, was ſollte da aus uns werden? Selbſt ſchwimmend hätten wir nicht landen können, denn die zackigen Ufer heben ſich faſt ſenkrecht über tauſend Fuß hoch. Die Gefahr wurde durch unterſeeiſche Klippen vermehrt, deren Anweſenheit der unregelmäßig emporſpritzende Schaum verkündete. Ich bemerkte auf einer Zacke der Felswand einen Mann, der, an einem Seil herabgelaſſen, Geſtrüpp fällte. Er lehnte das Beil hin, und ſchlug die Hände zuſammen, als er uns in ſolcher Gefahr ſah. Er ſchien uns gern beiſtehn zu wollen; aber weiter herabzukommen war ihm unmöglich, an Hülfe von ſeiner Seite war daher nicht zu denken. — Doch Angelo hatte ſeine Faſſung von Sant' Antonio bereits wiedererhalten, und wußte mit dem einen Ruder das Boot nicht allein von der Felswand abzuhalten, ſondern zugleich ſo zu lenken, daß ich, den günſtigen Augenblick erſehend, das verlorne Ruder wieder erhaſchen und ihm hinreichen konnte. Eh' er ſich, einen Pflock zurück, damit wieder einzurichten vermochte, nahm uns eine ungeheure Woge, und trieb uns ſo wieder die ſteile Wand, daß wir vor Entſetzen aufſchrieen; — aber Angelo hatte es bereits mit beiden Rudern der Woge abgewonnen, hielt ab, und weit zurückrollend trieb ſie uns fern von den umbrandeten Felſen. Der Holzfäller ſchrie von oben: „Bravo, Angelo! bravo!" und wir

riefen es von Herzen mit. Es war in der That ein Meisterstück der Ruderkunst. Angelo's ganze Gestalt hatte sich in dem verhängnißvollen Moment erhöht. Die Ruder wuchsen ihm plötzlich in die Hand, sein Auge blickte fest, seine Füße wurzelten am Boden, ein sicherer Druck, und — wir waren gerettet. — Unser Beifallruf veränderte sein Gesicht wenig, er arbeitete ruhig fort; nach einigen Minuten aber sah er die Felswand, dann mich an, und sagte: „Gott sei Dank, daß ihr mir das Ruder gabt, so sind wir entkommen!" — Dann schlug er mit der Hand den neuen Pflock fester, und warf sich aufs neue mit Kraft in die Ruder.

Nun gelangten wir, etwas entfernt, mehreren Höhlen vorüber, deren schönste die „del Orefice" (des Goldschmidts) ist. Sie durchbohrt ein vorspringendes Riff, gerade unter der zweitausend Fuß hohen Spitze der Insel. Das Durchfahren war uns diesmal unmöglich. Später habe ich diese, durch bunte Farbe der Wände sehr merkwürdige Grotte zuweilen besucht. An einer Stelle zusammengestürzt, bildet sie eine kleine stille Bucht. In diese flüchtete sich einst ein capreer Fischer vor einem verfolgenden Barbareskenschiff. Die Seeräuber glaubten ihn gefangen zu haben, wenn sie sich ruhig vor den Eingang der Bucht legten. Zum Glück für den Schiffer aber wußten sie nicht, daß er durch den Felsen entkommen könne, und lauerten noch immer vergeblich auf sein Wiedererscheinen, während er schon längst fröhlich bei den Seinigen angekommen war.

Jenes Riff umfahrend, gelangten wir bald zum Sirenenfelsen. Auf diesem platt vorliegenden Steine sahen wir, schon von fern, einen Mann und einen Knaben stehen, und uns mit beiden Armen winken. Als wir näher kamen, hörten wir ihr Rufen. Es waren Michele, der Eseltreiber und der kleine Pagano. Wir landeten in der sandigen Bucht neben dem Stein. Da sagte uns Michele: Den Pagano sei, weil die See so

hoch gehe, in Angſt um unſer Leben, und habe ihn herabgeſchickt, nach uns zu ſehn, und uns das Weiterfahren abzurathen. Mein Gefährte, den ein Rückfall ſeines Fiebers ſchuttelte, beſchloß mit dem kleinen Pagano nach Hauſe zu eilen, und ſtieg ans Land. Ich aber veranlaßte Michele, ſich mit in das Boot zu ſetzen, und Angelo rudern zu helfen. Mit einem Satz war er bei uns, und ergriff das Ruder. Nicht lange, ſo waren wir unter dem Berge Madonna della Libera. Derſelbe bildet mit ſeinem tauſend Fuß hohen Zackengipfel nach dieſer Seite faſt nur eine Niſche, ſo ungeheuer wölbt ſich die ſchon erwähnte rettende Grotte, welche dem Berge den Namen „della liberazione“, Berg der Befreiung, gegeben, woraus unſtreitig „libera“ verſtümmelt ward. An ſeinem Abſturz befindet ſich noch in ziemlicher Höhe eine zweite Höhle, wo hinein ein Gang aus dem nun verlaſſenen Karthäuſer-Kloſter führt. Unten am Ufer aber iſt mehr öſtlich die mächtige Grotte des Tiberiſchen Arſenals, mit vielen Trümmern römiſchen Mauerwerks. Nunmehr kamen wir den einzeln im Meer ſtehenden, bis dreihundert Fuß hohen Felſenthürmen, den Faraglioni, immer näher und näher. Die Wogen umbrandeten ſie mit furchtbarer Gewalt. Nun öffnete ſich das prächtige Thor, welches der eine der Felſen bildete. So gewagt es bei der hochgehenden See ſchien, ſo muthig ſteuerten die beiden Männer unſere Barke hindurch; ja als ſie merkten, daß ich die Wände und Decke des Thores betrachten wolle, hielten ſie an, und führten ihre Ruder ſo geſchickt, daß ich, freilich gefährliche, Muße hatte, die ſchönen Tropfſteinbildungen zu betrachten, womit der ungeheure, gleichſam gothiſche Felſenbogen geſchmückt iſt. Der hohe Gipfel dieſer Klippen wird beſtändig von Seevögeln umſchwärmt, und iſt überall voll von deren Neſtern; zuweilen wird er von muthigen Jünglingen erſtiegen. Oben auf ſoll eine ſehr mannigfaltige Vegetation ſein.

Als uns die dunkelblauen Wogen zwiſchen den prächtigen,

hie und da goldgelben Klippen hindurchgeschwungen hatten, entfaltete sich der überraschende Anblick des südöstlichen Ufers. Etwas Wilderes und Zerrissneueres von Felsküste habe ich nirgend angetroffen. Hier ist ein Ueberfluß an den mannigfaltigsten Formen von Zacken, Hängen, Abstürzen, Klüften, Thoren, Rissen, Spalten und Land- und Meergrotten, und Nichts malerischer, als die Ansicht der Insel von Südosten, im Mittagslicht. Es ist bisher keine Darstellung derselben bekannt geworden, vermuthlich, weil die hier fast beständig hochgehenden Wogen das Zeichnen nach der Natur verhindern. Wir wurden gewaltig geschüttelt, und fanden das Meer erst ruhiger, als wir in die Nähe der Mönchsgrotte kamen. Ich bat meine Schiffer da zu landen, und fand die Grotte voll der schönsten Tropfsteine. In ihrem Innern wölbt sich eine zweite Grotte, wo hinein das Meer dringt, über ihr aber noch eine kleinere, wo die Tropfsteine Aehnlichkeit mit einer Prozession haben, wenigstens ist der eine vordere leicht für einen Mönch zu halten. Von diesem mag die Grotte den Namen „del Monaco," des Mönches, haben. Wieder in die Barke gesprungen, schaukelten wir nun um das östliche Ende der Insel, unter der Jupitervilla Tibers und ihrer Grotte hin. Dort waren wir von der tausend Fuß hohen Felswand vollkommen gegen den Wind gedeckt. Dies kam uns um so erwünschter, als das Meer am nördlichen Strande, an welchem wir nun hinfuhren, mit lauter kleinen Klippen besäet ist. Wer bei nur etwas Wind dazwischen geräth, ist verloren, denn sie sind von der Brandung so ausgewaschen, daß nur ihre härtesten Adern noch übrig sind, diese aber haben die Gestalt von Disteln mit unzähligen Stacheln. Einige ragen mit nur ganz dünnen Stielen über das Wasser. — Je mehr wir uns nun dem Ort unsrer Ausfahrt näherten, je schneller schwangen Michele und Angelo die Ruder, und, wieder um eine Menge ins Meer hinabgerollter Felstrümmer fahrend, gelangten wir endlich in

die nun erſehnte Bucht von Capri. Die Barke rauſchte auf den Strand, und wir ſprangen auf den Uferkies hinab. Die Leute, welche wir am Ufer trafen, ſahen uns mit einem heimlichen Grauen an, ſtießen ſich mit den Armen, und ſagten: die kommen aus des Teufels Behauſung (casa del Diavolo). Ich lachte und rief ihnen zu: wir brächten einen böſen Geiſt in einem Sacke mit: ob ſie ihn ſehn wollten? — „Sagt nicht ſo etwas! fing Michele an, die Leute glauben es wirklich, und halten uns am Ende für Schwarzkünſtler, das wäre nicht gut!“ — Nun trat ich zu den Leuten, und ſagte ihnen, daß ich geſcherzt, und dazu, daß dieſe Grotte eben ſo wenig des Teufels Wohnung ſei, als irgend eine andre, in die ſie täglich gingen. — Die Leute bebielten aber, — ich mochte ſagen was ich wollte, ihr Grauen vor dem Unternehmen. — Ich machte nun dem guten Angelo ein Geſchenk für ſeine Tapferkeit, und ging mit Michele den langen Weg nach Capri hinauf. Als wir bei des Notars Wohnung anlangten, kam die ganze Familie des Notars mir entgegen. Jedes gab mir eine Blume, und drückte ſeine Freude darüber aus, daß wir Alle glücklich am Leben geblieben ſeien, und mit heiler Haut davon gekommen. „Wir haben aber auch für Euch gebetet,“ ſagten ſie, und nun erfuhr ich, daß der gute Canonico, während wir in der verrufenen Grotte waren, eigends eine Meſſe zum Heil ſeines leichtſinnigen Bruders geleſen, wobei das ganze Haus deſſelben, inbrünſtig betend, gegenwärtig war. Die Freude der liebenswürdigen Leute, daß ihr Gebet erhört worden, war unbeſchreiblich. Sie nahmen an unſerem Mittagsmahle Theil, und waren ſehr empfänglich für alle unſre Scherze. Ich ſagte ihnen: Angelo hätte eine Sirene gefangen, von wunderbarer Schönheit: er halte ſie in einem Netze im Meere, weil wir ihm geſagt, ſie könne ſterben, wenn er ſie aus dem Waſſer hier heraufbrächte. Die jungen Mädchen wollten ſchon nach der Marine hinab, ſie anzuſehn, als ich ſie auslachte, und ſie

den Scherz merkten. Bei dem Nachtiſch fing der Notar an: „Don Auguſto, jetzt laßt uns von etwas Ernſthaftem reden. Unſere Grotte da iſt ein ſolches Weltwunder, daß ſie wohl viele Fremden hier nach Capri locken könnte; macht davon eine Beſchreibung in mein Fremdenbuch, wer weiß ob das nicht mir und meinen Kindern zu Gute kommt?“ — Ich war gern erbötig ſeinem Wunſche zu willfahren, und ſchrieb ein, — was nun ſchon viele geleſen und abgeſchrieben haben. Als ich die Feder dazu anſetzte, hielt Don Pagano meine Hand zurück, und ſagte: „Aber Don Auguſto, noch eins! Wie nennen wir die Grotte? — bis jetzt hat ſie noch keinen Namen.“ — Ich las in ſeinen Zügen den Wunſch, ich möge ſie nach ſeinem Namen Grotta Pagano nennen; ich hätte ihr auch dieſe Benennung gegeben, aber, da ich ihn gleichſam erſt mit Gewalt hineingebracht, hielt ich ihn der Ehre nicht völlig würdig, und antwortete ihm daher: ich wiſſe keinen beſſern Namen für dieſelbe vorzuſchlagen, als den: Grotta azurra, die himmelblaue Grotte. —

„Azurra?“ fragte der gute Notar.

— „„Ja, ſagte ich, azurra.““

„Azurra? — was ſoll das azurra heißen?“ fragte er kopfſchüttelnd.

Ich umſchrieb ihm das Wort, ſo gut ich konnte.

Nachdem er eine Weile bedenklich geſchwiegen, ſagte er: „Mein lieber Don Auguſto: azurra iſt kein gutes Wort?“

„„Warum nicht?““

„Weil es niemand verſteht, es klingt ſo beſonders!“

„„Nun, ſagte ich: das ſchadet nicht, die Grotte iſt auch etwas Beſonderes.““

„Ja, ſagte er: das wohl; aber .... fuhr er mit freundlicher Höflichkeit fort: warum gebt ihr der Grotte nicht lieber Euren Namen?“ — Er erwartete nun, daß ich ihr aus Gegenhöflichkeit den ſeinigen geben würde; ich ſagte ihm jedoch:

Mei-

Meinen Namen könne in ganz Italien Niemand aussprechen; überdies sei Angelo mit dem Feuer vorangeschwommen, und, wolle man sie nach einem von uns nennen, müsse sie ganz allein nach dem ersten benannt werden. Ich zöge indeß vor sie mit dem Namen azurra zu bezeichnen, dieser werde die Neugier der Fremden weit mehr locken, als irgend ein Menschenname. „Nach Menschen heißen so viele Grotten!“ schloß ich meine Rede.

„Ja, aber, fing Don Pagano wieder an: azurra ist kein gutes Italienisch!“

„„So? meinte ich: soll ich Euch aus Büchern beweisen, daß es ein gutes Wort ist?““ —

„Was bedarf es der Bücher? Ich bin ein geborner Italiener, und weiß, daß es weder gesagt noch geschrieben wird!“

„„Herr Notar! sagte ich: laßt uns einmal in Eurer Bibliothek ein bischen nachsehn, ich will das Wort schon finden!““ — Ungern folgte er dahin, und noch ungerner sah er es, als ich ihm dasselbe Wort in sehr vielen Schriften nachwies. — Dennoch sträubte er sich dagegen, und meinte: „Aber lieber Don Auguste, hier auf Capri versteht es Niemand.“ — „„Nun, sagte ich: die Fremden werden es schon verstehn, die lesen Eure Poeten, bei denen kommt das Wort oft genug vor! — Warum seid ihr nicht zuerst in die Grotte geschwommen? dann hätte ich sie Grotta Pagano genannt.““ — „Ja, sagte der Notar: ich war ein rechter [illegible] daß ich zurückblieb; aber in dem Augenblick fielen mir meine Kinder ein, und, ich läugne es nicht, auch die Geschichten von meinem Bruder, dem Canonico. Nun also gut, ich habe die Ehre nicht verdient; so heiße sie Grotta azurra!“ — Damit ergab er sich in Alles, und ließ mich schreiben, was ich wollte.

Das angenehme Gefühl von einem Phänomen so außerordentlicher Schönheit überrascht worden zu sein, wo ich nur alte Trümmer vermuthet, ward dadurch bis zum Ueberreiz er-

höht, daß das zauberiſch flammende Blau der Waſſers in der Grotte für mich damals ein unerklärbares Räthſel geblieben war. In Gedanken ſchwankte ich noch beſtändig auf dem unterirdiſchen Himmel umher, mit der ſchwindelnden Empfindung, als müſſe ich in die unabſehbare Unendlichkeit fallen, und fortfallen, wie man es wohl im Traum zu thun pflegt, und ich gab mir alle erſinnliche Mühe, irgend einen Grund der wunderbaren Licht-Erſcheinung aufzufinden; aber vergeblich. Dieſe fruchtloſe Bemühung verſetzte mich zuletzt in eine peinigende Unruhe, die natürlich nicht eher enden konnte, bis ich die Grotte von neuem unterſucht. Da das Wetter fortwährend ſtürmiſch war, litt ich mehrere Tage an einer wahren Hypotheſenqual. Endlich heiterte der Himmel ſich auf, und eines Nachmittages trat völlige Windſtille ein. Da eilte ich, wie ich konnte, allein nach der Marine hinab. Der Strand wimmelte von Fiſchern, und ich gedachte nun augenblicklich ein Boot zu miethen und hinzufahren, aber — Angelo war nicht da, und keiner von allen den Schiffern wollte mich auch nur in die Nähe der Grotte fahren. Ja, ſie riefen ſich mein Begehren von einem Ende zum andern zu, und ſo weit ich ſehen konnte, ſah ich nichts, als die rechte Hand an den Hals halten — zum Zeichen der Verneinung. Die Leute traten auch wunderlich in Gruppen zuſammen, murmelten untereinander, und zeigten mit beiden Händen nach mir. Ein ſehr alter Mann aber ſprach zu mir: „Mein Herr, ſeid geſegnet, in der Höhle iſt der Teufel!“ — Was ich auch dagegen ſagte und bot, Niemand wollte Hand ans Ruder legen, „und wenn Ihr hundert Dukaten bötet!“ ſchrien ſie. Endlich, nachdem beinahe der Abend herangekommen war, ſchaukelte Angelo von der Tunnara her, in einem ganz kleinen Boot, ans Land. Ich lief ihm entgegen, und, ſo müd' er war, fand ich ihn doch bereit, meinen Wunſch zu erfüllen. Seine Freunde wollten ihn zwar von der Fahrt abreden, aber er ſagte ihnen: „Gott hilft uns, was will uns

da geſchehn?" — „„Was will uns da geſchehn?"" rief noch eine Stimme. Es war Michele, der mich von fern geſehn, und ſich ſehr willig bezeigte, das Wageſtück noch einmal mitzumachen. Ich ſtieg mit ihm ein, und pfeilſchnell durchfuhr das Boot die ſpiegelglatte Fläche. So ruhig war das Meer an jenem ſchönen Abende, daß Angelo, als wir bei der Grotte ankamen, ſagte: „Heute brauchen wir nicht zu ſchwimmen, die See hat gar keine Wogen: ich will ſehn, ob ich nicht mit dem ganzen Boot durch den Eingang ſchlüpfe?" — Geſagt, gethan, wir ſchaukelten, drückten und bogen den kleinen Nachen in jener Enge ſo hin und her, daß er endlich plötzlich, wie geſchnellt, in das Innere der Grotte fuhr. „Sant' Antonio!" rief Angelo, nahm die braune Kappe vom Kopf, faltete die Hände, und fing an zu beten.

„Was habt Ihr, Angelo, welche Furcht befällt Euch?" fragte ich.

„„Ja, meinte Angelo: herein wären wir nun — aber — wie kommen wir wieder hinaus? Mein Schiffchen iſt ganz zerſchunden, ſo eng iſt die Pforte, ich fürchte beinahe, wir müſſen ewig hier bleiben!"" —

„Kommt Ihr auch auf ſolchen Aberglauben? ſagte ich: Habt guten Muth! Bringen wir die Barke nicht hinaus, wenn wir darin ſitzen, ſo ſchöpfen wir ſie halb voll Waſſer, und ſtoßen ſie ſchwimmend hinaus." —

„„Ihr habt Recht: ſo geht es! meinte Angelo nun; aber unſre Kleider werden naß werden!"" — „Immerhin!" ſagte ich. Indeſſen waren wir in den Hintergrund der Grotte gekommen, und das Schauſpiel, welches ſich nun unſern Augen bot, war ganz neu, und von unbeſchreiblicher Anmuth. Die Grotte war nämlich, da die Abendſonne an den Eingang ſchien, weit mehr erhellt, als an jenem Morgen, und ihre vielzackige Wölbung zeigte ſich in voller Farbenpracht, wo ſie heller war, leicht geſpiegelt von dem himmelklaren Waſſer. Ich

ließ die Ruder einziehn; da ruhte das liebliche Element beinahe völlig, und man hätte es für den blauen Himmel selbſt anſehn können, wären nicht bald hier bald da ſilberne Tropfen von der Decke herabgefallen, die es, melodiſch tönend und blaue Funken ſtiebend, mit einem anmuthigen Spiel von wallenden Ringen ſchmückten. In dieſes melodiſche Geträufel ſtöhnte dann und wann, wie eine athmende Menſchenbruſt, die leiſe Brandung, erſt außerhalb, dann innerhalb der Grotte. Ich ſah nun auch Schaaren von einer Art kleiner Fiſchchen, die, obwohl ſie ſonſt bunt wie Kolibris erſcheinen, hier wie ſchwarze Schwalben in dem Himmel unter mir umherflogen. Wie man ein fernes Gebirge zu erkennen glaubt, wähnte mein in das Blau hinabſpähendes Auge nun endlich den Boden des Meeres in der Grotte zu erkennen. Ich machte die Schiffer darauf aufmerkſam, wie die faſt gelbbraunen Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, mit einem grünlichen Schimmer unter dem Waſſer fortgingen, und in tiefſter Tiefe einen weiten Felſenkeſſel umgäben. Da ſie aber immer behaupteten, es ſei der Spiegel des Gewölbes über uns, ließ ich endlich einen Stein, der ſich im Boote verfand, leiſe hinabſinken. Nach langer Zeit ſah ich denſelben ſich, wo ich vermuthet hatte, von Luftbläschen umgeben, wie einen Klumpen Silber lagern, und mein Beweis war geführt. — Ich zeichnete die Grotte nunmehr noch von zwei andern Punkten. Dabei bemerkte ich, wie das Blau nicht vom nördlichen Eingange her, ſondern an der weſtlichen Felswand am hellſten leuchtete; auch ſchienen mir die Pfeiler daſelbſt nicht weit hinunter fortzugehn, ſondern nur gleichſam ins Waſſer hineinzuhangen. Ich unterſuchte den Fels mit dem Ruder, und fand, daß er unter dem Waſſer, nach dem äußern tieferen Meer hin, eine ungeheure Oeffnung hatte, ſo daß ein guter Taucher unter dieſem Felſen hinweg in die Grotte hinein und heraus ſchwimmen konnte. Dieſen Weg nehmen denn auch die Lichtgrünen, und, da das Waſſer die

Beleuchtung in die Grotte fortsetzt, während ihm selbst das tiefere Meer zum dunkeln Hintergrund dient, muß es als ein erleuchtetes Mittlere, gleich der Luft des Himmels am Tage, nothwendig blau erscheinen, und ebenso blaues Licht verbreiten. Da der Boden in der Grotte selbst erleuchtet ist, nimmt das Blau nach ihrem Innern hin allmählig ab, und wird mehr und mehr ein stumpferes Grüngrau, bis wo die Brandung an den bunten Saum der Felsen anschlägt, und das empfangene Licht brillantirt vielfarbig zurückwirft. Ich ließ nun ein Ruder still in das Wasser halten, und die Beleuchtung desselben, an verschiedenen Stellen der Grotte, bestätigte meine Meinung, bis ich endlich, recht aufmerksam hinschauend, das ganze unterseeische Ufer und den nach außen schroff abschüssigen Meergrund vollkommen unterscheiden konnte. Ein Gewimmel von Fischen, das nun hereingezogen kam, und eben so wieder hinausschwamm, ließ endlich darüber gar keinen Zweifel mehr übrig; — das Wunder war erklärt, und doppelt entzückt, vermochte ich mich kaum vom Ort zu trennen. Endlich machte mich Angelo darauf aufmerksam, wie es schon dunkler und dunkler werde. Die Sonne war im Sinken, — da eilten wir hinauszukommen; aber Eile mit Weile: wir mußten noch große Geduld anwenden, ehe die Dämonen uns entließen! Das Boot war zu breit, auch begann nach Sonnenuntergang ein Lüftchen Wellen aufzuregen, wodurch unsere Arbeit noch mehr erschwert wurde. Endlich stämmten wir uns gegen die Decke des Einganges, drückten das Boot etwas ins Wasser, und sieh', es gelang! Wir entkamen diesmal trocknen Fußes; Angelo rief: „Gott sei Dank, daß meine Barke heraus ist! hätte ich sie darin lassen müssen, so würde ganz Capri sagen: der Teufel habe sie behalten, und mich für nichts Gutes ansehn!" — „„Ja, meinte Michele: schon wegen neulich, betrachten die Meinigen mich als eine halb verlorne Seele!"" —

Hoch erfreut von dem glücklichen Ausgange meines zweiten

Beſuches der Grotte, kehrte ich zu Don Pagano und meinem deutſchen Freunde zurück.

Wie oft ich ſpäter auch in die Grotte, unter vielerlei anmuthigen Verhältniſſen, geſchwommen und gefahren bin, wovon ſich manches erzählen ließe, ſtehe hier zum Schluſſe nur noch die kurze Schilderung eines Beſuchs, den ich ihr in Geſellſchaft des jungen kühnen Fürſten von T. und des Grafen von L. bei ziemlich heftigem Sturm gemacht. — Wir hatten mehrere Tage auf Capri vergeblich auf ruhiges Meer gehofft, ſo daß Fürſt T. ungeduldig ward, und als ein guter Schwimmer, dem Sturm zum Trotz, das Eindringen in die Grotte zu erzwingen beſchloß. Als er ſich davon nicht abreden ließ, zeigten ſich Graf L. und ich ebenfalls zu dem Abenteuer bereit. Nur mit Mühe wurden Angelo und Michele zur Fahrt beredet. Wir nahmen ein ziemlich großes Boot, und unſere Ruderer kämpften ſich, durch die weißſchäumenden Wogen, bis zur Bucht der Grotte hin.

„Hier iſt die Grotte!“ ſagte ich.

„„Wo?““ fragte der Fürſt. Es war nichts von dem niedrigen Eingange zu ſehn: die geſchwollenen Wogen verbargen ihn gänzlich. Auf einmal, als die Woge hohl ging, erſchien er in der Tiefe. — „Da unten iſt der Eingang!“ rief ich haſtig. —

„„Nun gut, meinte der Fürſt: ſo erſcheint er doch dann und wann, und wir können am Ende doch hinein ſchlüpfen!?““ — Mit dieſen Worten war er ſchon auf einen vorſpringenden Felſen hinausgeſprungen, und lud uns ein, ein Gleiches zu thun. — Angelo und Michele rangen nun wieder mit dem weißen Geſchäum, und brachten das zurückgeworfene Schiff, nicht ohne Gefahr, wieder ſo nahe, daß Graf L. und ich ebenfalls hinausſpringen konnten. Fürſt T. hatte ſich bereits zum Schwimmen entkleidet. Vergeblich verſuchten wir ihn, indem wir uns auch entkleideten, von dem Wagſtück abzureden. Ehe

wir uns deſſen verſahn, war er von unſrer Seite verſchwunden. — „Um Gottes Willen, wo iſt er hin?“ rief Graf L.

„„Gewiß iſt er ſchon hinein! antwortete ich: es iſt entſetzlich genug! Er kann an den Felſen zerſchellt ſein!““ —

„Das ertrag' ich nicht! rief der Graf: ich muß ihm nach!“

Ich wollte ihn zurückhalten, und an ſeiner Statt hineinſchwimmen; aber, mit mir zugleich, warf er ſich wie verzweifelt auf das Waſſer, und mit hohler Woge hineingeſchlüpft, ſahen wir uns in einem Augenblick in der Mitte der Grotte. Den verwegnen Fürſten fanden wir unverſehrt. Jubelnd und jauchzend ſchwamm er in dem himmelblauen Aufruhr hin und her, und wir beide ſtimmten ein in ſein entzücktes Rufen, welches freilich von dem Donner der Brandungen weit überhallt wurde. Das Schauſpiel, welches ſich unſern Blicken darbot, war in Wahrheit einzig. Zuweilen kamen die Wogen ſo hohl an, daß ſie das unterſeeiſche Thor aufthaten, und das Tageslicht unter dem Felſen durchſchimmern ließen. Dann war die Brandung im Innern der Grotte furchtbar ſchön; denn, wenn ſie anſchlug, war Thor und Eingang ſchon wieder geſchloſſen, und ſie ſchlug über, als eine mächtige blaue Lohe, wozu der zerſtiebende Schaum ſich wie Rauch gebahte. Kam die Woge jedoch voll an, ſo ſchoß ein voller, ſilberner Strahl bogenförmig zum Eingange herein, und zerſtob mit blauem Feuerregen auf dem innen tobenden Gewäſſer, das ein Geroll von Millionen Edelſteinen darſtellte.

Wir konnten uns des Anblicks nicht erſättigen, und wurden, immer hin und her ſchwimmend, endlich ſo kühn, daß wir zum Scherz hinaus und hereinſchwammen, zuletzt ſchwammen wir zu dem außen kämpfenden Boote, wo wir von Neapel mitgebrachte Wachsfackeln, Laterne, Feuerzeug, Meßſtricke und ein gutes Frühſtück, alles in eine Kufe gepackt, holten, und glücklich im Innern der Grotte landeten. Wir ließen in

der Kufe nur einen langen Strick, woran ein gewaltiger Stein hing, und schwammen damit nach der Mitte des Bassins, dessen Tiefe zu messen, — die, — bei dem gewaltigen Gewoge natürlich jeden Augenblick eine andre war. Wir ließen den Stein hinabfahren, dessen Strick sogleich einen von uns auf einen Augenblick mit hinabriß. — Nachdem wir das mittlere Maaß in den Schwankungen genommen, gab das Heraufziehn des Steines unendlich viel zu lachen; denn, weil derselbe so schwer war, tauchte jeder Heraufziehende immer etwas ins Wasser nieder, während die Wogen uns Alle sammt der Kufe und dem Strick auf die lächerlichste Weise durcheinander wirbelten. Endlich hatten wir den Stein wieder in der Kufe, und maßen nun die Grotte nach andern Richtungen. Wir fanden sie etwas über hundert Fuß lang, nicht völlig so breit und das Wasser darin halb so tief. Die sehr ungleiche Höhe der Wölbung über dem Wasser schätzten wir an ihrem Gipfel etwas über dreißig Fuß. — Nach dieser, eben nicht haarscharfen, aber doch nicht überschätzenden Messung, stiegen wir am innern Landungsplatze ans, wenn man ein Emporgeschleudertwerden und hastiges Anklammern, wobei wir ziemlich zerschunden wurden, irgend so nennen darf. Wir saßen dennoch sehr bald herzlich vergnügt auf der umgestülpten Kufe, und verzehrten, das prächtige Toben des Elementes betrachtend, gemüthlich unser Frühstück. Aber als die Begierde des Trunks und der Speise gestillt war, entzündeten wir die Fackeln, und eilten den Gang Tibers zu untersuchen. Wir drangen weiter vor, als das erste Mal, zuletzt aber verengte sich der Gang durch zum Theil neue Tropfsteinbildungen so, daß zuerst ich, dann der Fürst zurückbleiben mußten. So weit der schlankere Graf L. vorgedrungen war, wurde er zuletzt doch ebenfalls geklemmt, und mußte umkehren. Das Zurückgehn war nicht so leicht, als das Hineingehn. Wir waren an einigen Stellen leicht hineingeschlüpft, aber beim Herausgehn hatten wir oft

nachliche Zacken gegen uns, ſo daß wir nicht mit heiler Haut durchkamen. — Den großen Gang, den ich bei meinem erſten Beſuch der Grotte geſehn, konnten wir mit aller Anſtrengung nicht wiederfinden. Hie und da ſahen wir die Decke neu eingeſtürzt, und es iſt zu vermuthen, daß er ſo geſchloſſen worden. Die Fußtapfen, welche der erſte Beſuch der Grotte dem weichen Schlamm eingedrückt, fanden wir nun ſchon in harten Stein verwandelt. — Nach den herabgefallenen Tropfen der Wachsfackeln fanden wir uns ſicher nach dem Landungsplatz hin, und warfen uns wieder in das prächtige Element, zogen die Kufe mit den Geräthen hinein, und ſtießen ſie jubelnd vor uns her, durch den Eingang, erklommen den Felſen, und ſprangen, ſchnell angekleidet, wieder in unſer Boot. Da der Wind von Norden wehte, beſchloſſen wir, trotz der Bewegung des Meeres, die Inſel zu umfahren, fanden auch die Wogen an der Südſeite ſo mäßig, daß wir die Fahrt mit wahrem Behagen vollbrachten.

Seit jener Zeit wird die Grotte mehr und mehr von Einheimiſchen und Fremden beſucht. Manchem erzählenden Dichter hat ſie die Scenerie zu Epiſoden und Mährchen geliehen; ich begnügte mich hier, Einiges von dem zu ſchildern, was ich darin wirklich erlebt und erblickt habe. —

# Erinnerungen an Venedig.

Aus den Papieren

eines Weltmannes.

I.

## Prolog.

Oft war ich sonst befangen und verdrossen,
Wenn in der Heimath unter Sturmestoben
Am Himmel düstre Wolken sich erhoben,
Und mir den Blick in's stille Blau verschlossen.

Hier sind die trüben Nebel rings zerflossen,
In ew'ger Feier prangt der Aether droben,
Ein Baldachin, vom klarsten Blau gewoben,
Von goldnen Strahlen zauberisch durchschossen.

Und sieh, dies Herz, aus dem im dunklen Norden
Noch oft ein Mißklang sich emporgerungen,
Hier ist es still und sanft und rein geworden;

Und was in wildem Brausen sonst erklungen,
Nun tönt es in beruhigten Accorden
Vom südlich blauen Himmelsduft durchdrungen.

II

## Der Markusplatz.

Wenn langſt die Sonnenroſſe ſchon die langen
Goldlichten Mähnen in der Meerfluth baden,
Und über den verkühlenden Geſtaden
Des Himmels Sterne ſchweigend aufgegangen:

Durchwandl' ich gern von halbem Traum befangen
Des Markusplatzes ſtolze Colonnaden,
Wo zum Genuß mich tauſend Freuden laden,
Im Strahl der Lampen tauſend Wunder prangen

In buntem Strudel fluthet dann die Menge
An mir vorüber, Männer, Kinder, Frauen,
Und durch den Wirbel tönen Citherklänge.

Und auch manch' raſches Mädchen läßt ſich ſchauen,
Schön wie des Landes Blumen und Geſänge,
Mit ſanftem Blick und ſtolzgewölbten Brauen.

## III.

## Der Campanile.

O kennst du Freund die reine Sinnenwonne,
Herabzuschau'n vom stolzen Campanile,
Wenn sich zum Untergange neigt die Sonne?

Dann liegt Venedig unter uns, das hohe,
Mit seinen Schlössern, seinen pracht'gen Kuppeln,
Die alle flammen wie in heil'ger Lohe.

Die Inseln rings mit ihren Kathedralen,
Mit ihren tausend Brücken und Canalen
Sind überblitzt von sonnenrothen Strahlen.

Und weiter dehnt in ungeheurem Bogen
Das Meer sich aus, das endlos dunkelblaue,
Und rollt in tiefer Stille seine Wogen

Die Alpen selbst, umhüllt von Nebelschleiern,
Sie schau'n darein aus ahnungsvoller Ferne
Gleich Riesen, die, in Traum versunken, feiern;

Indeß die Sonne fern am Himmelsrande
In's Meer versinkt. — So sinkt mit Purpurflügeln
Ein Königsschiff, das sich verzehrt im Brande

## IV.

## In der Markuskirche.

O wie thut nach dem Gewühle,
Nach des Marktes Sonnengluth
Mir der Kirche schattenkühle
Weihrauchschwangre Luft so gut!

Durch die Fenster fällt ein milder
Schimmer nur gedämpft herein,
Webet um der Kuppel Bilder
Mährchenhaft unsichern Schein.

Um die Säulen vielverschlungen,
Um der Knäufe dumpfes Gold
Lagern tiefe Dämmerungen; —
Dämmrung ist der Liebe hold.

Sieh, ein Mädchen lieblich blühend
Kniet im alten Betstuhl hier;
Hinter ihr, die Wangen glühend,
Schaut ein Jüngling ins Brevier.

Wie sie nun nach heil'gem Brauche
Sanft das Köpfchen vorwärts beugt,
Gleicht sie nicht dem Rosenstrauche
Der die Blüthenkrone neigt?

Doch des Jünglings Blicke eilen
Faltern gleich im Frühlingshauch
Rasch von des Gebetbuchs Zeilen
Zu dem schönen Rosenstrauch.

Und nun wird's ein leises Flüstern,
Wie wenn Wind durch Blätter geht,
Halb so heilig, halb so lüstern,
Halb Gekos' und halb Gebet.

Prächtig wölbt von Liebesträumen
Ueber den Beglückten bald
In den dämmerhellen Räumen
Sich ein bunter Blumenwald.

Alles ist für sie versunken,
In der Welt sind sie allein;
Nur die Herzen fühlen trunken
Sich in innigem Verein;

Und nun lächeln sie so selig,
Und die Wonnethräne fällt —
Und mich zieht's unwiderstehlich
Mit in ihre Mährchenwelt.

V.

## Giulietta.

Die Gondel ſchwebte mit gelindem Schwanken
Im Hauptkanal ſich auf den Fluthen wiegend;
Da traf mein Blick, verſtohlen aufwärts fliegend,
Ein Mädchen hingelehnt wie in Gedanken.

Den Arm geſtützt auf des Altanes Schranken,
Das roſ'ge Antlitz leiſe vorwärts biegend,
So ſtand ſie, daß den zarten Hals umſchmiegend
Die dunklen Lockenringe niederſanken.

Ihr Auge ſtrahlt' in unbewußtem Schmachten,
Als hätt' es heimlich ſüßes zu geſtehen,
Und dennoch ſchien es kaum mich zu beachten.

Ich aber, ſeit ich einmal ſie geſehen,
Muß ewig nun nach ihrer Liebe trachten,
Und ſollt' ich darnach ringend untergehen.

VI.

## An Giulietta.

Du biſt ſo hold, o Schöne,
Daß ſelbſt die Schmerzen, die ich um dich trage,
Nur in der Dichtung tröſtlich ſüße Klage
Sich kleiden dürfen und in Liedestöne;
Ja ſelbſt die heißen Zähren,
Die in der Sehnſucht Nächten ſtill ich weine,
Sie müſſen ſich mit zauberiſchem Scheine
Zum Perlendiadem für dich verklären.

O nimm den Schmuck, den feuchten,
Und laß ihn ohne Bangen
Durch deiner Locken Dunkel glänzend leuchten,
Und köſtlich um die reine Schläfe prangen.
Das iſt mir Troſt der Qualen,
Wenn ich dich zieren darf mit meinem Leide,
Und wenn in dem Geſchmeide
Der Welt nur höher deine Reize ſtrahlen.

## VII.

## An Giulietta.

Es ſpiegelt in der Brenta blauen Wogen
Der Mond ſein Angeſicht mit tiefem Schweigen,
Und durch das ſtille Thal in ew'gem Reigen
Kommt Well' auf Welle blinkend nachgezogen.

Doch nur ſo lange klar vom Himmelsbogen
Zum Strom herab die ſüßen Schimmer ſteigen,
Erglänzt er; bergen ſie ſich in den Zweigen,
So ſcheint er ganz vom Dunkel eingeſogen.

Mein Leben iſt wie dieſes Stromes Wellen,
Die lange finſter ziehn nach kurzem Blinken,
Du aber gleichſt dem Mondenſtrahl, dem hellen.

Nur wenn mir deine Blicke freundlich winken,
Darf ich zu den Lebendigen mich ſtellen,
Doch biſt du fern, muß ich in Nacht verſinken.

## VIII.

## An Giulietta.

Es ſchwankt mein Herz in Qualen und Genuſſen,
Bald will mit Blumen mich die Freude kränzen,
Bald will der Gram mir ſeinen Kelch kredenzen,
Und füllt das Auge mir mit Thränenguſſen.

Bald wieder ſchwärm' ich ſüß von roſ'gen Küſſen,
Von Blicken, die wie Liebeshoffnung glänzen.
Dann trägt ein Traum mich zu des Orkus Gränzen;
O ſprich, wie lange werd' ich dulden müſſen!

So vieles hab' ich ſtandhaft nun getragen,
Und ſchweigend, wie die Nacht den rothen Morgen
Erwartet, harrt' ich ohne nur zu klagen.

Zerſtreue endlich dieſe bittern Sorgen,
Und laß nach ſo viel ſtürmiſch wilden Tagen
Mich ruhn im Hafen deiner Gunſt geborgen.

IX.

## Sehnſucht.

Ein buntes Leben wogt im hohen Saale;
Trompetenklang und Pankennngewitter
Durchbrauſen laut das farbige Geflitter,
Das blitzt und flimmert in der Kerzen Strahle.

Hier klingen luſtig funkelnde Pokale,
Dort ſchlägt der blonde Troubadour die Cither,
Dort wandelt mit der Dam' ein zarter Ritter,
Und flüſtert ſacht verliebte Madrigale.

Der Harlekin, von Gluth und Rauſch getrieben,
Ergötzt den Haufen mit verwegnen Scherzen,
Und witzelt über Schwärmen, über Lieben.

Ich aber ſtarre in den Dampf der Kerzen,
Und denke ſeufzend, wie mir nichts geblieben,
Als dunkle Sehnſucht im verwaiſten Herzen.

V.

## Erfüllung.

Verhalle nun Geſang der Liebesklagen
Du banges Echo meiner herben Leiden!
Der Tag erſcheint, die trübe Nacht muß ſcheiden,
Die Stunde der Erlöſung hat geſchlagen.

Nicht länger ſollt ihr Trauerfarben tragen
Ihr meine Lieder! Nein, in bunte Seiden,
In Gold und Purpur will ich nun euch kleiden
Zu würd'ger Feier dieſen Jubeltagen.

Bereitet euch den ſchönſten Tanz zu ſchlingen,
Kränzt euch mit Blumen, zündet luſt'ge Kerzen,
Die vollſten eurer Töne laßt erklingen.

Jetzt gilt es ſüß in holder Form zu ſcherzen,
Denn Frühling kam auf Regenbogenſchwingen,
Und Frühling blüht und leuchtet mir im Herzen.

## XI.

## Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.
Die Lieb' erwacht, der Scherz beginnt
Im gold'nen Zauberlicht,
Die Cither lockt ſo ſanft, ſo lind,
Du widerſtehſt ihr nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Das iſt für Liebende die Stund'
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es ſchläft das Meer in Ruh.
Die Mädchen ſingen Liebesluſt,
Das Echo hallt von fern,
Da drängt ſich klopfend Bruſt an Bruſt,
Schließt Mund an Mund ſich gern.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

## XII.

## An Giulietta.

Es giebt ein Königsschloß nach alten Sagen,
Durch Zauberbann in moos'gen Schutt verfallen;
Doch wenn die rechten Lösungsworte schallen,
So steigt's empor, wie in der Vorzeit Tagen.

Da glänzt der Thurm, die goldnen Säle ragen,
Von Blumen glüh'n die prächt'gen Gartenhallen,
Es tanzen Mädchen, Purpurkleider wallen,
Und Silberharfen hörst du lieblich schlagen.

Den Trümmern glich mein Herz. Es mußte lange
In Graus und Finsterniß versunken liegen,
Und drinnen war es leer und dumpf und bange;

Da sprachst du mild, den Bannfluch zu besiegen,
Das Lösungswort, und sieh', mit hellem Klange
Ist d'raus der Liebe Zauberschloß gestiegen.

## XIII.

## Dichterlohn.

Es mögen andre Dichter feſtlich ſingen,
Um mit dem Lorbeer ihre Stirn zu krönen,
Und durch die holde Gabe der Kamönen
Zu reichem Lob die ſtumme Menge zwingen.

Ich trachte nicht nach alſo hohen Dingen,
Es will mein Lied mit allen ſeinen Tönen
Nur Gruß und Liebesblick von meiner Schönen,
Nur ſüßen Kuß von ihrem Mund erringen.

Was ſoll mir Lorbeer, wenn ich ſie nicht habe?
Was iſt mir Preis, bleibt ihre Gunſt mir ferne?
Ein Tand, ein Blendwerk, eine Schattengabe.

Doch wenn mir leuchten ihres Auges Sterne,
Doch wenn ich mich an ihren Küſſen labe:
Vergeſſ' ich Ruhm und Siegeskronen gerne.

## XIV.

## Befriedigung.

Ich wähle mir den Liebesgott zum Schenken,
Er füllt mir den Pokal aus goldnen Krügen
Mit raſchem Scherz, mit ſprudelndem Vergnügen,
Mit heller Luſt beſeelten Zaubertränken.

Auch lehrt er mich zu holdem Angedenken
Den Wein zu ſchlürfen in bedächt'gen Zügen,
Zu zartem Gruße Reim in Reim zu fügen,
Und ſanft der Muſen weißes Roß zu lenken.

Und wenn des Abends Schatten ſich verbreiten,
Und müd' ich ruhe von des Tags Genuſſe,
Erregt er ſüß der Cither goldne Saiten.

Und glänzend muß, wie Schifflein auf dem Fluſſe,
Manch buntes Traumbild mir vorüber gleiten,
Bis mich der Morgen weckt mit roſ'gem Kuſſe.

## XV.

## Die Nacht auf der Brenta.

Die blaue Nacht mit ihrem Sternensaume
Lag warm und üppig auf den Brentawogen,
Hochgolden stand der Mond im stillen Raume
Von zarten Wölkchen zauberisch umflogen,
Und schwanengleich sich wiegend wie im Traume
Ward auf der Fluth die Gondel fortgezogen;
Sie aber ruhte bei des Zwielichts Schimmer
Auf sammt'nen Polstern in des Schiffleins-Zimmer.

Mit leiser Stimme summt' ich Liebeslieder,
Die glühend einst von Tasso's Lippen klangen,
Die südlich vollen Reime hallten wieder
Des eignen Herzens brennendes Verlangen;
Da bog sie lächelnd sich zu mir hernieder,
Mit weichem Arm mich liebend zu umfangen,
Und von den ros'gen Lippen ohne Fehle
Sog ich das süße Feuer ihrer Seele.

O Wonne, wenn der Mondnacht Geister weben,
Und lüstern in's Gemach die Sterne lauschen,
Am vollen Liebesbecher ohne Beben,
Und brächt' es Tod, sich glühend zu berauschen,
Im Kuß das eigne Wesen hinzugeben,
Und der Geliebten Seele einzutauschen! —
Ganz hab' ich sie genossen diese Wonne
Und willig scheid' ich nun vom Licht der Sonne.

## XVI.

## Abendfeier.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen weht der Glocken Ton;
Ave Maria! Laßt vom ird'ſchen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn.
Der Engel Schaaren ſelber knieen nun
Mit Lilienſtaben vor des Vaters Thron,
Und durch die Roſenwolken weh'n die Lieder
Der ſel'gen Geiſter feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leiſen Schauern wunderbar durchdringt!
O ſel'ger Glaube, der ſich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig ſchwingt!
In milde Thränen löſ't ſich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel ſanfter klingt —
Ave Maria! Erd' und Himmel ſcheinen
Bei dieſem Wort ſich liebend zu vereinen.

Zur

# Geſchichte der Verfaſſung

in den

zum Longobardiſchen Herzogthum Benevent gehörigen Ländern, von der Einwanderung der Longobarden bis zum Jahre 1268.

Von

Heinrich Leo.

# Vorwort.

Als, nach zwölfjährigen unausgeſetzten Studien und Arbeiten für die italieniſche Geſchichte, ich deren Darſtellung endlich im Jahre 1832 vollendet hatte, war eine ſolche Ermüdung an dieſem Gegenſtande über mich gekommen (namentlich während Ausarbeitung des 5ten Bandes), daß längere Zeit ſchon der Name Italiens, der in irgend einem Geſpräche auftauchte, mich zur Flucht trieb. Unglücklicher Weiſe verging in dieſer Zeit faſt keine Woche, wo ich nicht ein Buch über italieniſche Geſchichte oder Verhältniſſe anzuzeigen, über irgend einen ſpecielleren Theil der italieniſchen Geſchichte Auskunft zu geben aufgefordert worden wäre. Die Abwendung meines Intereſſes von dieſem Gegenſtande wurde dadurch geſteigert und der Zeit nach in die Länge gezogen; hätte man mich nun doch nur ſo wenig mit italieniſchen Dingen in Beziehung gebracht, wie gerade in der Zeit geſchehen war, wo mein Eifer für dieſe Studien am lebendigſten geweſen war; in welcher Zeit gerade ſich niemand um meine Bekümmerniß um Italien kümmerte! Nun kam mir die Aufmerkſamkeit, die man mir bewies, nur vor, wie das unbequeme Nöthigen einer Wirthin, die mir ſchöne Rebhühner einzwingen wollte, nachdem ich mir ſie vierzehn Tage lang allein und unbeachtet von früh bis in die Nacht zum Ekel gegeſſen. Nur zwei Gegenſtände waren es aus der

italieniſchen Geſchichte, die mich ſelbſt in dieſer Zeit noch reizten, nämlich eine Darſtellung des Herabgebrachtwerdens des apenniniſchen Adels durch Florenz und Bologna, und eine Geſchichte der Kaiſerleben in Italien in den letzten Jahrhunderten. Indeſſen für ein Unternehmen, wie das letztere, hätte ich in Wien leben müſſen; ohne Benutzung der Acten des Reichshofraths iſt hiebei nichts anzufangen, und Seidenſtickers vortreffliche Vorarbeiten ſind doch nur Bruchſtücke. Für die Geſchichte des Adels im apenniniſchen Toscana ließ ſich noch eher, doch auch nicht ohne Unterſtützung von Florenz und Urbino und anderen Nachbarſtädten her, etwas auch in Halle thun. Als daher mir, nachdem vier Jahre hingegangen waren, und meine Erklärungen, man möge die Güte haben mich mit Italien einige Zeit zu verſchonen, mir in der letzten Zeit eine wünſchenswerthe Ruhe für Erfriſchung meines Intereſſes gewährt hatten, erweckte die Aufforderung, für die gegenwärtige Sammlung einen Beitrag zu liefern, um ſo mehr in mir die Neigung mich an Darſtellungen aus der Geſchichte der Familie Ubaldini und ihrer Verhältniſſe zu machen, als mir zugleich Unterſtützung durch Correſpondenz und Hülfsmittel von Florenz her dafür zugeſagt wurde. Leider hat dieſe Zuſage bis jetzt noch nicht erfüllt werden können, und ſo iſt es mir unmöglich geworden, meinerſeits den zugeſagten Beitrag zu liefern. Um nun mein Verſprechen nicht ganz unerfüllt zu laſſen, übergebe ich gegenwärtige Abhandlung dem Publicum, welches, ſo weit es ſich für dieſe Dinge und für meine Arbeiten intereſſirt, bald erkennen wird, daß ein großer Theil des Inhaltes derſelben bereits und zum Theil wörtlich in meine italieniſche Geſchichte übergegangen und dort gedruckt iſt. Ich ſtellte nämlich hinſichtlich der in den erſten beiden Bänden meiner italieniſchen Geſchichte behandelten Verfaſſungsverhältniſſe eine Reihe Einzelforſchungen an, von denen ich die Ergebniſſe einiger in ähnlicher Art wie die gegenwärtige ausarbeitete,

hinsichtlich anderer das gewonnene Material nur rubrikenweise zusammenordnete. Wo solche Specialuntersuchungen zu Ergebnissen führten, die bei weiteren Forschungen als allgemein vorhanden angesprochen werden konnten, benutzte ich dann oft diese Vorarbeiten, um aus ihnen wörtlich in meine allgemeine Arbeit aufzunehmen; vieles nur speciell Interessante blieb dabei zunächst ungenutzt, ohne darum für den, der diesem Speciellen in der Geschichte nachgehen will, unbrauchbar zu sein. Aus diesem Grunde scheint mir gegenwärtige Veröffentlichung einer Vorarbeit gerechtfertigt. An ihr ändern und aus ihr etwa das bereits Gedruckte aussondern konnte ich nicht, da theils das Specielle mit dem Allgemeinen untrennbar verbunden ist, theils ich selbst auf diese im Winter 1825 gemachten Forschungen nicht wieder zurückgekommen bin, und nun in Gefahr wäre ungeschickt zu ändern.

## I. Bäuerliche Verhältniſſe.

Da nach der Beſitznahme des Königreiches beider Sicilien durch Karl von Anjou in jenen Gegenden viele Verhältniſſe ſchwankend wurden, theils weil die Franzoſen ihre Sitten und Gewohnheiten zu übertragen ſuchten, theils weil ſie die Neapolitaniſchen nicht kannten oder nicht verſtehen wollten und nach Willkühr verfuhren, theils weil das Volk den vielfachen Wechſel der Regenten in der letzten Zeit und den ungewiſſen Zuſtand im Ganzen gegen die berechtigteren Stände zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchte [1]) — ſchien es jedem verſtändigen gerathen, ſich auf jede Weiſe ſeiner hergebrachten Rechte zu verſichern. Bernhard, der damalige Abt von Montecaſino,

1) Daß die Franzoſen Franzöſiſch und mit Willkühr verfuhren, braucht nicht erſt bewieſen zu werden, es iſt allbekannte Thatſache. Wie aber das Schwanken der oberſten Gewalt aus einer Hand in die andere auch auf das Volk wirkte, d. h. den ganzen Rechtszuſtand verwirrte, ſieht man am beſten aus des Abt Bernhards Inquiſitionen ſelbſt, wo es namentlich die Verhältniſſe des Abts zum Kaiſer und zum König von Sicilien und das Verhalten des Volkes in Beziehung auf dieſe Verhältniſſe ſind, worüber die Ausſagen der Vernommenen am eſteſten von einander abweichen. Es war natürlich, jeder König und Kaiſer erhielt eine Zeit lang nur ſo viel von dem, was er fordern konnte, als er durch Waffen oder Geld allenfalls auch gegen den Willen des Leiſtenden zu erzwingen vermocht hätte.

unternahm es demnach, ein Verzeichniß aufnehmen zu laſſen aller Abgaben und Dienſte, welche das Kloſter des heiligen Benedict von ſeinen Hörigen zu fordern hatte. Zu dieſem Zweck ließ er in den Jahren 1267 bis 1270 in den einzelnen Ortſchaften des Kloſtergebietes ſogenannte Inquiſitionen anſtellen, d. h. Umfragen bei den älteſten und angeſehenſten Einwohnern, welche Rechte und Anſprüche ihrem Gedenken nach das Kloſter in ihrem Wohnorte gehabt habe. Dieſe Inquiſitionen geben ein klares Bild der bäuerlichen Verhältniſſe der damaligen Zeit, und da wir dieſe zu Grunde legen müſſen, um von ihnen aus dann weiter zurück ihre früheren Geſtalten zu erforſchen, ſei es vergönnt hier den Inhalt einiger jener Inquiſitionen im Einzelnen anzugeben:

1) Eine Umfrage in castro Pedismontis et Villae, im December 1267 [1]), gab folgendes Reſultat: a) Die Beſitzer in einem beſtimmten Strich der Umgegend zahlen dem Kloſter das terraticum, d. h. eine beſtimmte Quote des rohen Ertrages der Felder, ſowohl an Getreide als an Wein. b) Die übrigen geben überhaupt blos ein beſtimmtes ohne Beziehung auf den jejährigen Ertrag [2]). c) Alle müſſen dem Kloſter gewiſſe Spann- oder doch Handfrohnen leiſten, namentlich in der Schneidernte und beim Dreſchen. d) Beim Antritt ſeines Amtes muß der neue Abt von ihnen ein Geſchenk bekommen. e) Die vom Kloſter angeſtellten Rectoren des Ortes müſſen erhalten werden, und müſſen deshalb die Einwohner einen eignen Accord mit dem jedesmaligen Rector ſchließen. f) Alle Einwohner des Ortes müſſen innerhalb der Grenzen des Klo-

---

1) Cf. Ad historiam abbatiae Casinensis accessiones; cura et labore D. Erasmi Gattola. Venetiis 1734, fol. P. I. p. 307. Die übrigen angeführten Inquiſitionen ſtehen in demſelben Werke auf den folgenden Blättern.

2) De grano tumulum unum, et de ordeo tumulum unum etc.

stergebietes Kriegsdienste thun, und zwar drei Tage auf eigne Kosten bei jedem Aufgebot.

2) Eine Umfrage in castro S. Eliae, im November 1270, ließ als Recht des Klosters erkennen: a) die Einwohner, die keiner besonderen Befreiung genießen, zahlen das terraticum, und zwar von Getreide und Hülsenfrüchten den 7ten Theil, vom Wein den 3ten Theil des Mostes. b) Jährlich giebt jeder zwei sogenannte salutes oder Festgaben, und zwar ein Huhn zu Weihnachten und eins zu Ostern. c) Alle müssen dem Kloster gewisse Spann- oder doch Handfrohnen leisten. d) Bei der Einweihung muß der neue Abt ein Geschenk erhalten, und außerdem jährlich einmal Herberge und Verköstigung, wenn er persönlich kommen will; will er aber nicht kommen, eine Geldabfindung. Ebenso kann der Abt eine Steuer verlangen, wenn er auf Vorforderung des Kaisers oder des Königs von Sicilien eine Reise thut. e) Die Rectoren des Ortes erhalten von jedem der schlachtet eine Schlachtschüssel; sie haben das Recht, zum Bau ihres Palastes oder ihres Wagens in der ganzen Flur Bäume zu hauen, welche sie wollen, nur dürfen es weder Frucht- noch Rebenbäume sein, und den Besitzern muß vorher eine Anzeige gemacht werden. f) Die Einwohner sind zum Kriegsdienst verpflichtet; drei Tage bei jedem Aufgebot auf eigne Kosten. g) Berge, Weiden, Flüsse, Gewässer, Landstraßen und Ringmauern sind Eigenthum des Klosters, außer wo einer eine Abtretung durch das Kloster nachweisen kann. Diesem zufolge darf also niemand ein Stück Bergwald ausroten, cesam facere, und in Artland umwandeln ohne Erlaubniß des Klosterkellers, und erhält er sie, so muß er doch immer den 10ten Theil des Ertrages geben — ferner darf niemand Schafe halten ohne für die Weide ein herbaticum zu geben, nämlich das 10te Stück der Heerde — ferner darf niemand Mutterschweine halten ohne ein glandaticum für die Eicheltrifft zu entrichten — ferner darf niemand

fischen außer bei vorkommenden Ueberschwemmungen, oder wessen Frau krank oder in Kindesnöthen ist, oder wer Hochzeit macht — ferner darf niemand jagen ohne besondere Erlaubniß, und wenn er diese erhält, muß er von jedem erlegten Wildschwein den Kopf und ein Vorderviertel dem Kloster geben. Wer ohne Erlaubniß jagt oder fischt, zahlt ein BannGeld; doch ist erlaubt Wasser zu Bewässerung der Felder abzuleiten; endlich muß ein plateaticum [1]) entrichtet werden. — b) Alle Oelquetschen [2]), alle Mahlmühlen und alle Walkmühlen [3]), so wie alle Wasserbauten sind Eigenthum des Klosters, und darf niemand eine eigne ohne besondere Erlaubniß anrichten.

Alle anderen Inquisitionen geben ähnliche Resultate; überall muß gegeben werden a) das terraticum, und zwar an den meisten Orten der 7te Theil des Getreides, der 3te des Mostes; an einem auch der 7te Theil des Mostes, und an einem der 10te Theil des Getreides und Mostes; b) das aquaticum: wer Hanf baut, muß nämlich den 30sten Theil für die Hanfröste geben [4]); c) das glandaticum — und zwar für jedes Mutterschwein vier Gran [5]) — ein Mutterschwein ist Abgabe frei; d) das herbaticum. das 10te Stück der Schaf-

1) Das plateaticum ist eine Art Marktgeld. Maß und Gewicht des Trocknen und Flüssigen mußte cum sigillo et merce versehen sein — einen Stempel haben — dafür ward etwas gezahlt. Das Recht dieser polizeilichen Aufsicht, so wie die Abgabe hieß plateaticum.

2) Montanum, die Olivenpresse — hängt wahrscheinlich mit dem Italienischen mondare zusammen.

3) Balcatorium? — ich rathe blos.

4) Vom Flachs wird in castro Fellae der 20ste gegeben: cf. eine Urkunde bei Gattola l. c. p. 291.

5) Oder auch das 10te Ferkel und 15te von den größeren Schweinen der Heerde.

heerde; e) das plateaticum: f) eine Häuserſteuer, salutes genannt, welche an den großen Feſten entrichtet wird, und in Hühnern, Kuchen, Oſterfladen, Eiern, getrockneten Feigen, Schweineſchinken und Käſen, namentlich auch Schafkäſe, recotta, beſteht; g) eine Jagdabgabe, vom Wildſchwein Kopf und Vorderviertel; vom Bären Kopf, Fell und Tatzen; vom Fuchs das Fell. h) Von allen müſſen Spann-, Hand- und zuweilen Botenfrohnen geleiſtet werden. Jene beim Säen, Ernten, Dreſchen und Keltern; dieſe, wenn der Abt Briefe zu verſenden hat. i) Oelquetſchen, Mahlmühlen und überhaupt alle Waſſerbauten ſind des Kloſters, und muß für deren Benutzung eine beſtimmte Mühlmetze [1]) oder andere Abgabe entrichtet werden. k) Der neue Abt erhält ein Geſchenk. l) Der Abt muß jährlich einmal mit ſeiner ganzen Dienerſchaft bewirthet werden, oder wenn er nicht Luſt hat ſelbſt zu kommen, eine Abfindung erhalten. m) Des Abts Reiſen an den Hof des Kaiſers oder des Königes von Sicilien müſſen von ſeinen Unterthanen bezahlt werden. n) Dieſe Unterthanen müſſen Kriegsdienſte leiſten innerhalb der Grenzen des Abteigebietes; drei Tage bei jedem Aufgebot auf eigne Koſten. Bei einem Heerzug über die Grenzen müſſen die Unterthanen nach beſtimmten Verhältniſſen zur Bewaffnung und Beſoldung der Ritter beiſteuern. o) Die vom Kloſter eingeſetzten Ortsobrigkeiten, der Rector nämlich mit ſeiner Curie, müſſen, wenn ihr Unterhalt ihnen nicht ſchon aus den anderen Abgaben angewieſen iſt, erhalten werden.

Alle dieſe unerhörten Laſten ruhen übrigens blos auf den Bauergütern — perſönlich ſind die Bauern frei, und können ihre Habe innerhalb des Kloſtergebietes einzeln veräußern — veräußern ſie alles, ſo müſſen ſie ein gewiſſes Abzugsgeld

1) Die Einwohner von S. Germano gaben die Zoſte als Mühlmetze — und ſie genoßen vieler Freiheiten und waren Städter — wie viel mag der arme Landmann gegeben haben.

geben — zahlen ſie dies, oder laſſen ſie einen Theil ihrer Beſitzungen im Stiche, ſo können ſie gehen, wohin es ihnen beliebt. Sie ſind alſo bloße Schutzhörige.

Der ritterliche Dienſtmann iſt von allen dieſen [1]) perſönlichen und Fruchtleiſtungen frei [2]). Er leiſtet den Kriegsdienſt zu Pferd, aber durchaus nicht auf eigne Koſten, ſondern auf die des Kloſters [3]). Er hat freie Jagd [4]) und freie Fiſcherei.

Die Grundzüge der bäuerlichen Verhältniſſe ſind alſo folgende:

a) Der Bauer frohnt mit Hand, Fuß, Waffen und Spannvieh.

b) Der Bauer giebt einen Theil des rohen Ertrages an Feldfrüchten.

c) Der Bauer giebt einen Theil ſeiner Schaf- und Schweineheerden für die Weide hin.

d) Dabei iſt der Bauer perſönlich frei [5]), und kann hin

1) Er hatte andere Naturalleiſtungen von ſeinen Gütern und Ehrendienſte zu leiſten, wovon weiter unten.

2) Gattola l. c. p. 331 giebt Bernhard, Abt von Montecaſino, in einem Diplom vom Jahre 1273 als Kennzeichen ritterlicher Berechtigung an, die Befreiung von den rusticanis servitiis und vom terratico, worunter wohl überhaupt Fruchtabgaben, alſo auch das aquaticum, herbaticum und glandaticum zu verſtehen ſind. Namentlich geben die Ritter auch keine salutes; cf. Gattola l. c. p. 261 eine Urkunde vom Jahre 1162.

3) Das servitium equi als Leiſtung der Ritter wird in dem eben angeführten Diplom erwähnt. Daß der Adel nur auf Koſten des Kloſters dient, ſieht man aus der inquisitio in castro S. Petri in fine bei Gattola l. c. p. 316 ss.

4) Cf. die eben angeführte inquisitio und eine Urkunde des Abt Reinfrid vom Jahre 1195. Bei Gattola l. c. p. 276: „vos milites, qui hactenus habuistis, habeatis similiter et anteriorationes et piscationes aut aucupia sicut habuistis.“

5) Recht deutlich fällt dieſe perſönliche Freiheit bei Erbfällen in die Augen. In einem Diplom, welches genau die Rechte und Pflich-

gehen, wohin er will, wenn er es nicht mehr glaubt aushalten zu können.

Es fragt sich nun: zu welcher Zeit sind diese Verhältnisse entstanden? Daß sie nicht erst in der Zeit entstanden sind, in welcher sie aufgeschrieben werden, dafür zeugt zunächst, daß die Leute, welche sie angeben, sich ihrer als althergebracht erinnern — aber sie gehen noch weiter, den Hauptzügen nach bis auf die Völkerwanderung, zurück.

Daß sie aus einer Zeit herrühren, wo Italien fast seinem ganzen Umfange nach eine Umgestaltung erlitt, dafür spricht schon, daß diese selben Verhältnisse, nur mit Aufhebung der Frohnen und des mittelbaren Eigenthumsrechtes in den meisten Staaten, jetzt noch in einer Ausdehnung bestehen vom Canton Tessin [1]) an bis nach dem Königreich Neapel. Daß sie

---

ten des castri Cervarii festsetzt, mit durchgängiger Rücksicht auf die früher erwähnte Inquisition, also auf Gewohnheitsrecht, steht folgender Satz, der in der speciellen Inquisition wahrscheinlich nicht erwähnt war, weil er allgemeines Gewohnheitsrecht enthält (bei Gattola l. c. p. 339):

„Item si post mortem alicujus angararii (Frohnbauer, Aufpänner), superstitibus filiis, filii veniant ad divisionem et aliquis praedictorum filiorum renuntiet parti suae, nolens partem de praedictis bonis paternis, quia forte tenimentum patris modicum est vel alia de causa, tunc ille qui renunciat non compellitur ad praedictum servitium quod faciebat pater, sed tantum illi qui dividunt inter se tenimentum praedictum."

1) „In einigen Landschaften des Canton Tessine sind die Landleute Eigenthümer des Bodens, den sie bebauen; in anderen Masari oder Lehnleute und Pächter der Grundeigenthümer, die keine Pacht in Gelde entrichten, sondern dafür einen bestimmten Theil des Ertrages an die Gutsherren abgeben." Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Balbi, Hassel, Cannabich und Gutsmuths 1ste Abtheilung 6ter Band, S. 197. — Im oberen Italien ist in der Regel das terraticum und herbaticum bei weitem drückender und größer, als wir es im Gebiet von Montecassino haben kennen lernen. In der Lombardei, im Venezianischen

schon im zehnten Jahrhundert so bestanden haben, zeigt uns die Chronik des Klosters von Montecassino. Um die Mitte nämlich des genannten Jahrhunderts fanden sich mehre Gegenden des Klostergebietes ganz von Bauern verlassen, so daß der Abt sich gezwungen sah, um wieder Anbauer zu bekommen, den Schutzhörigen, welche die verlassenen Gegenden beziehen würden, ganz besonders milde Bedingungen zuzugestehen. Hieraus sehen wir schon, daß es damals freizügige, also persönlich freie Menschen geben mußte, welche den Landbau trieben. Außerdem wird noch das terraticum angegeben, der 7te Theil des Getreides und der Hülsenfrüchte, der 3te des Mostes [1]), welches wir im 13ten Jahrhundert als die gewöhnliche Norm sehen, woraus sich schließen läßt, daß auch die übrigen Leistungen schon im zehnten Jahrhundert ziemlich eben dieselben waren.

Wie die Verhältnisse in den übrigen Theilen des ehemaligen Herzogthumes Benevent waren, läßt sich aus obigen recht wohl abnehmen. Daß in dem Bewirthschaftungssystem selbst eine Verschiedenheit statt gefunden habe, läßt durchaus nichts vermuthen. Aber ein so reiches Kloster wie Montecassino

und in der Romagna geben die Bauern die Hälfte des rohen Ertrages an Feldfrüchten und Wein, und zahlen die Hälfte der Abgaben — in anderen Gegenden, wie im Ferraresischen, geben sie allen Wein und zwei Drittheil des rohen Ertrages an Feldfrüchten und zahlen dafür keine Abgaben. Als Pachtgeld für das Vieh, welches nicht ihr eigen ist, und für die Weide geben sie entweder ein bestimmtes in Geld, oder hie und da auch die Hälfte des Ertrages vom Vieh, so daß sie nur die Hälfte der Nutzungen für ihre Arbeit behalten. — Cf. meine Entwickelung der Verfassung der Lombardischen Städte S. 20.

1) Gattola l. c. p. 71: „placita tam cum eis quos ibi invenerat, quam cum eis quos ipse conduxerat, libellari statuto, ut de tribus totius ejusdem terrae redditibus, hoc est tritici et ordei ac milii partem septimam, de vino autem tertiam annualiter monasterio darent."

brauchte natürlich dem einzelnen Unterthan bei weitem kleinere Laſten aufzulegen, als Beſitzer kleinerer Strecken, die von dem Ertrag derſelben dennoch mit Familie und mit Bequemlichkeit ein ritterliches Leben führen wollten. Schon daß wir ſpäter den früher der Anlockung von Anſiedlern wegen gemachten Anſatz des terratici — des 7ten nämlich des Getreides, des 3ten des Moſtes — im dreizehnten Jahrhundert als den höchſten Anſatz für die Schutzhörigen von Montecaſino ſehen, würde uns zu dem Schluß berechtigen, daß auch in Italien unterm Krummſtab einſt gut wohnen war. Dies alſo werden wir annehmen müſſen, daß die meiſten anderen Schutzhörigen, früher wenigſtens, einen bei weitem höheren Anſatz hatten, und zwar einen bei Feldfrüchten und Wein gleichen, den 3ten Theil nämlich [1]) — der dann bei den Feldfrüchten ermäßigt wurde [2]), beim Wein blieb. Später mochte die Möglichkeit auf Kirchen-

1) Daher werden dieſe Schutzhörigen früher auch tertiatores genannt, ſo z. B. in der Friedensurkunde des Fürſten Sico von Benevent mit Neapel; aus dieſer lernen wir zugleich die Stellung der Schutzhörigen zu Anfang des neunten Jahrhunderts kennen. „De tertiatoribus vero hoc statuit (heißt es im 14ten Artikel bei Camiani I. p. 269. c. 1) ut nulla nova eis a parte reipublicae imponatur, excepto antiqua consuetudine hoc responsaticum solum et angarias et calcarias; simul et ad dominos suos angarias et pensiones secundum antiquam consuetudinem nec non et exenium ad invicem unum simul in anno, quod fuit prisca consuetudo“ etc.

2) Dieſe ſpätere Ermäßigung, die weder überall zu gleicher Zeit, noch aus denſelben Urſachen ſtatt fand, macht auch die große Verſchiedenheit der Getreidequoten begreiflich, während die Meßquote faſt durchgehends gleich iſt, nämlich das ſchon von den Longobarden eingeführte Drittheil. Unter den Urſachen zur Ermäßigung der Getreidequote können vor allen genannt werden das Bedürfniß an arbeitenden Händen von Seiten des directen Grundeigenthümers, der dann gegen jährliche Frohndienſte die Quote herabſetzte — und das Bedürfniß an Bebauern der Meiereien, wenn Krieg, Seuchen, Unzufriedenheit u. ſ. w. irgend eine Gegend entvölkert hatte, wo man dann durch geringe Quoten Anbauer herbeizulocken ſuchte.

boden beſſere Bedingungen erhalten zu können, auch die Unterthanen des weltlichen Adels beſſer ſtellen.

Andere Beweiſe, daß adeliche Güter auf ähnliche Weiſe bewirthſchaftet wurden wie die von Montecaſino, liefern die früheren Schenkungen an dieſes Kloſter. So ſchenkt Rocca die Tochter des Grafen Drogo zu Normanniſcher Zeit dem Kloſter Montecaſino drei und funfzig Männer mit ihren Familien und Ländereien — offenbar Schutzhörige, wie ich glaube daraus ſchließen zu können, daß Feld und Weinberg als in einem gewiſſen Sinne ihnen gehörig angeſehen wurden, und daraus, daß mehrere andere, die mit ihnen gleichgeſtellt werden, ihre Beſitzungen verlaſſen hatten, was ſie als Leibeigne nicht würden gekonnt haben [1]).

Einige andere Schenkungen vom Ende des eilften Jahrhunderts von Roger, Roberts des Normannen Sohne, ſind ganz ähnlich; nach der erſten derſelben bewohnen aber die ſo geſchenkten Perſonen eine Stadt, in deren Flur ihre Beſitzungen liegen [2]). Das Bewohnen einer Stadt iſt zwar für jene Zeit kein ganz unbeſtreitbarer Beweis, daß man perſönlich frei geweſen, aber wahrſcheinlich macht es doch, daß an nichts als an ein Verhältniß ſchutzhöriger Leute gedacht werden dürfe, wie es oben beſchrieben worden iſt.

1) Gattola l. c. p. 213. „Interea Rocca, filia Drogoni Comitis, ut loquitur Petrus Diaconus, cap. XX, obtulit quadraginta et sex homines in viro Sellectano et in Castelbione septem homines cum omnibus rebus eorum stabilibus vel mobilibus et filiis eorum, et alios cum reversi fuerint, qui exiverant de ipsis terris;“ — Gattola führt dann auch die Urkunden der Schenkung ſelbſt an, in deren einer es namentlich heißt: cum familiis et terris et vineis eorum, et cum omnibus, quae ab ipsis pertinent.

2) Gattola l. c. p. 204. — „insuper etiam decem homines in praedicta civitate Tropea cum omnibus familiis et

Mit der perſönlichen Freiheit, welche bei der Schutzhörigkeit ſtatt fand, und welche darin beſtand, daß der Schutzhörige ſein Anrecht auf Haus, Feld und Garten (welches kein eigentliches Eigenthumsrecht [1]), ſondern nur eine Art Erbpacht war) verkaufen und auswandern konnte, war übrigens, wie wir ſchon aus den oben angeführten Inquiſitionen geſehen haben, eine temporäre Unfreiheit verbunden — es mußten in der Regel nicht blos Frucht und Ertragsabgaben gegeben, ſondern auch perſönliche Dienſte geleiſtet werden.

Daß dieſe Frohndienſte mit perſönlicher Freiheit verbunden ſchon alt ſind, ſehen wir ebenfalls aus mehreren Urkunden. So aus einer vom dritten Jahr Sico's von Benevent, alſo circa 820 nach Chriſto, wo Freigelaſſene dem Kloſter geſchenkt und zu monatlichen Frohnen verpflichtet werden [2]); und aus einer zweiten noch älteren, aus der Zeit, wo Tomichis Abt von Benevent war, alſo zwiſchen 761 und 771, die

---

possessionibus ac substantiis eorum, tam in mobilibus, quam in immobilibus" etc.

1) Daß der Schutzhörige nicht als Eigenthümer des Bodens den er baut angeſehen werden kann, geht vor allen daraus hervor, daß er mit ſammt ſeinem Feld und Garten und Haus und mit allen ſeinen Leiſtungen verſchenkt oder verkauft werden konnte, — verſteht ſich nur unter der Bedingung, daß der neue Eigenthümer ihn in ſeinen Rechten auf Benutzung des Bodens ungekränkt laſſen, und ohne ſeine Einwilligung weder die Naturalleiſtungen noch die Frohnen vermehren durfte. Der Schutzhörige ſtand alſo in dieſer Hinſicht dem Römiſchen Colonen einigermaßen gleich, von welchem Herr von Savigny in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über den römiſchen Colonat S. 9 ſagt: „es war dem Herren nicht erlaubt den Colonen vom Gute zu trennen. Zwar mit dem Grundſtück konnte er ihn unbedingt veräußern, aber ohne daſſelbe durchaus nicht."

2) Gattola l. c. p. 31. — „Alia quidem statuo, ut omnes servi mei, qui cartula libertatis a me facti sunt omnes in loco quo habitant, salva libertate tres per mensem opere in rebus nominati monasterii faciant."

ganz ähnlichen Inhalts iſt [1]), und noch die Beſtimmung enthält, daß ein auf dieſe Weiſe freier aber zu gewiſſen Dienſten verpflichteter ſein Gut an niemand veräußern ſoll, außer an ſolche, die unter den nämlichen Bedingungen der Freiheit genießen.

Nach dieſer vorläufigen Unterſuchung glauben wir berechtigt zu ſein folgendes über die bäuerlichen Verhältniſſe im ehemaligen Longobardiſchen Herzogthum Benevent ausſprechen zu dürfen:

a) Die ſogenannte Meierwirthſchaft, welche darin beſteht, daß Erbpachter, Meier, Masari das Feld und den Weinberg bauen und das Vieh pflegen und Quoten des reben Ertrages an den Grundeigenthümer abgeben, beſtand ſchon unter den Longobardiſchen Herzogen.

---

1) Gattola l. c. p. 11. — „servos vero et ancillas omnes liberas constituo, qui per cartulas manus meae scriptas liberi esse videntur, in tali vero ratione, ut nec puerum nec puellam ad manum alieni tribuant ad serviendum, operas vero per menses quatuor per singulos, ubi visum fuerit, vel in loco quo manserint, res vero suas vel substantias nulli liceat donare vel vendere seu alienare nisi ad conlibertos suos et si pervenerit datum a suprascriptis monachis requiratur." (Dies Datum ſcheint eine Abgabe zu ſein, welche der Schutzherr bei Verkauf des Schutzgutes als Urkunde erhielt, wie wir S. 213. Note, die tertiaria kennen lernen werden). Daß mit der Freilaſſung bei den Longobarden nicht immer die Erhaltung voller perſönlicher Freiheit verbunden war, ſieht man aus den Geſetzen des Königs Rotharis; cf. l. CCXXIX. „Omnes liberti, qui a dominis suis Longobardis libertatem meruerunt, legibus dominorum suorum vivere debeant; secundum qualiter a suis dominis propriis concessum fuerit." Das Veräußerungsrecht der Colonen und Fiscalinen war auch durch Karls des Großen Geſetze dahin beſchränkt, daß ſie nur an ſolche verkaufen oder verſchenken konnten, welche mit ihnen im gleichen Verhältniß der Hörigkeit ſtanden; cf. Canciani l. p. 132. leg. 25. „Ut nemo colonus nec fiscalinus possit alibi foras mixtos traditionem facere."

b) Sie wurde ſpäter ausgebreiteter, da mehr Güter in den Händen von Klöſtern, Geiſtlichen und Adelichen zuſammenkamen, und alſo Freilaſſungen leichter ſtatt finden konnten, und nothwendig ſtatt fanden, da die Meierwirthſchaft bequemer iſt als die eigne Bewirthſchaftung.

c) In der früheren Zeit waren die Quoten größer, die Frohnen häufiger (nach den zuletzt angeführten Diplomen monatlich mehrere Tage).

d) In großen Beſitzungen war der Anſatz der Quote und der Frohne milder.

e) Neben dieſer Meierwirthſchaft beſtand, beſonders früher ſehr ausgebreitet, leibeigne Knechtſchaft, wie man ſchon aus den erwähnten Freilaſſungen ſieht. Dieſe Leibeigenſchaft mußte ſich beſonders auf den kleineren Beſitzungen, die der Eigenthümer, ohne ſelbſt zu arbeiten, doch ſelbſt bewirthſchaftete, lange erhalten.

Es gab der Leibeignen beſonders in früherer Zeit mehrere Gattungen, je nachdem ſie unfreier oder mehr berechtigt waren — Unterſchiede, die nur privatrechtliches Intereſſe haben, die Geſchichte wenig oder gar nicht berühren.

Freiheit oder Unfreiheit, ſo wie unter den perſönlich freien Dienſtleuten wieder ritterlicher Stand und Schutzhörigkeit hingen zunächſt von der Geburt ab, und allgemein und durch dieſe ganze Zeit galt in jenen Gegenden bei Ehen der Grundſatz, daß das Kind dem Stande des Vaters folgte [1]).

Ver-

1) Ein Beweis dafür iſt a) eine Urkunde bei Cattola l. c. p. 16; b) eine Urkunde ebendaſ. S. 331. — So viel ich weiß, ſind es die Schweden allein von allen germaniſchen Nationen, bei denen die Kinder der beſſeren Hand unbedingt folgten, und frei wurden, wenn nur eines der Aeltern freier Abkunft war. Ruhs Geſchichte von Schweden 1ſtes Buch §. 16 und Kolderup-Roſenvinge's Däniſche Rechtsgeſchichte, überſ. von Homeyer S. 17. Not. b, wo der alte Rechtsſatz gangin barn a bätra halvo angeführt iſt.

Vergleichen wir dieſen Zuſtand, wie wir ihn bis ins achte Jahrhundert zurück verfolgt haben — wie er, wenigſtens was die Meierwirthſchaft anbetrifft, in Italien noch heutiges Tages beſteht, mit den Nachrichten, die wir über die Geſtaltung der Verhältniſſe bei der Longobardiſchen Eroberung, alſo bei einer nur zweihundert Jahre früher liegenden Begebenheit haben, ſo werden wir uns leicht überzeugen, daß die Grundanlage zu den ſpäteren Verhältniſſen ſchon damals gegeben ward, und daß das ſpätere nur eine ſehr langſam fortſchreitende Entwickelung der Verhältniſſe des Beſitzes und der Landwirthſchaft war, wie ſie ſich zur Zeit der Völkerwanderung geſtalteten.

Durch die Völkerwanderung traten in Italien Deutſche (Longobarden) und Römer mit einander in Verbindung, und zwar ſo, daß die Deutſchen die einwandernden Eroberer, die Römer die eingebornen Landesbewohner waren. Es war natürlich, daß wie die Verhältniſſe des öffentlichen Lebens am meiſten von den Eroberern beſtimmt wurden, ſo die Verhältniſſe der Landwirthſchaft von den alten Bebauern des Bodens; und in der That ward der unter den Kaiſern in dem Römiſchen Reiche ſo verbreitete Colonat die Grundlage des ſpäteren Verhältniſſes der Maſari. Auch die Colonen waren Meier, welche ein Anrecht, aber kein Eigenthum an Feld und Garten und Haus, worin ſie ihre Meierwirthſchaft trieben, hatten, und dafür dem Grundeigenthümer eine beſtimmte Fruchtabgabe leiſteten, einen ſogenannten Canon [1]). Einen Unterſchied zwiſchen dem Colonen und dem ſpäteren Schutzhörigen conſtituiren beſonders zwei Eigenſchaften des Colonen: a) Obgleich er kein Sclave und alſo perſönlich frei war, durfte er doch das Gut, welches er bewirthſchaftete, nicht willkührlich

1) Annuae functiones; cf. die ſchon angeführte Abhandlung von Savignys über den Colonat S. 12

verlaſſen [1]); auch durfte er ſein anderweitiges Eigenthum nicht ohne Einwilligung des Grundherren veräußern [2]). b) Die Colonen leiſteten wahrſcheinlich keine Frohndienſte, ſondern blos Naturalabgaben [3]).

Bei der Einwanderung der Longobarden wurden wahrſcheinlich nur die ehemaligen Sclaven eigentlich leibeigen — im Allgemeinen aber ließ man die ſchon durch den Colonat begründete Meierwirthſchaft ſtehen, und nur die Grundherren verwandelten ſich, indem die bisherigen Römiſchen Grundbeſitzer durch Krieg, Seuchen und (weil ſie immer gefährliche Unterthanen [4]) und im Stande waren der niederen Bevölkerung als Vereinigungspuncte bei Unternehmungen gegen die in Herzogthümer zerfallende Longobardiſche Macht zu dienen) abſichtlich ausgerottet wurden, und an ihre Stelle Longobardiſche Herren traten [5]).

Dieſe Umwandlung geht klar aus Pauls Warnefrieds Worten hervor [6]). Daß man da, wo die alten Grundbeſitzer nicht

---

1) Cf. von Savigny l. c. p. 9.

2) Cf. von Savigny l. c. p. 13.

3) Cf. von Savigny l. c. p. 18.

4) Sie allein hatten ja verloren, die Colonen und Sclaven wechſelten nur die Herren, und die Colonen erhielten mildere Verhältniſſe, da jetzt die unter dem Römiſchen Reich ſtatt findende Kopfſteuer wegfiel. Die früher von mir (Entwickelung der Lomb. Städteverf. S. 19) ausgeſprochene Meinung, daß die Colonen größtentheils leibeigen geworden, habe ich dahin geändert, daß ſie Schutzhörige oder Meier im angegebenen Sinne geworden.

5) In welches Verhältniß in Italien nach der Longobardiſchen Einwanderung die Reſte der Gothen traten, ob in das der beſiegten Römer, oder in das der ſiegenden Deutſchen Stämme, weiß ich nicht zu ſagen. Ueber dieſe Reſte ſiehe unter andern Memorie e documenti per servire all' istoria del principato Lucchese I. p. 23.

6) „Populi aggravati per Longobardos hospites partiuntur." (Paul. W. III. 16.) Dieſe populi aggravati ſind doch wohl nur die niederen, landbauenden Bewohner, welche mit Grunde

ren ſelbſt in den Stand des gemeinen Volkes herabſanken, aus Gier nach ihrem Beſitzthum (ob cupiditatem) zu Einrichtungen ſeine Zuflucht nahm und alſo in vielen den Longobarden unterworfenen Gegenden Italiens die freien Römiſchen Grundeigenthümer im eigentlichſten Sinne ausrottete, indem man ſie entweder umbrachte, oder die Furcht vor ähnlichem Schickſal ſie zur Flucht vermochte, ſagt Paul ebenfalls, ſo wie, daß die übrigen, alſo die Colonen (und wo es an ſolchen fehlte, vielleicht auch mancher freie der in dies Verhältniß genöthigt ward) in Meier oder Schutzhörige (tributarii) verwandelt worden ſeien und als Abgabe den 3ten Theil des reben Ertrages gegeben hatten [1]). In den Longobardiſchen Geſetzen iſt nirgends auch nur ein Gedanke daran, daß irgend ein Verhältniß mit einem vollkommen freien Römer ſtatt finden könne.

und Boden vertheilt werden. Die Stellen aus Gregors des Großen Briefen und Homilien, wo dieſer von den Verwüſtungen der Longobarden kurz nach ihrem Eindringen in Italien ſpricht, finden ſich zuſammengeſtellt in Memorie e documenti per servire all' istoria del principato Lucchese. Tom. I. p. 26. not. 3. Aus der 10ten Homilie über Ezechiel wird unter andern folgende Stelle in Beziehung auf die fortwährenden Feindſeligkeiten der Longobarden gegen die Römer angeführt: „undique gladiis circumfusi sumus, undique innumeros mortis periculum imminet. Alii detruncati ad nos manibus redeunt; alii capti, alii interemti nuntiantur."

1) „His diebus (als nämlich das Longobardiſche Reich in 36 Herzogthümer zerfallen war) multi nobilium Romanorum ob cupiditatem interfecti sunt; reliqui vero per hostes divisi, ut tertiam partem suarum frugum Longobardis persolverent, tributarii efficiuntur." (Paul. VI. 32.) Wenn ſich auch der Name tributarius, welchen der Colone erhielt, zunächſt auf die Kopfſteuer, welche an den Staat bezahlt ward, bezog, ſo mag er doch ſo gewöhnlich und in Gerichten ſpäter ſo betrachtet geweſen ſein, daß man ihn auch zu Longobardiſcher Zeit, ohngeachtet die Kopfſteuer nicht mehr beſtand, ſchlechthin zur Bezeichnung eines Meiers gebrauchte.

Dieſe Quote, welche wir in den Meiereien des Kloſters Montecaſino als die gewöhnliche vom Moſt kennen lernten, war alſo urſprünglich die allgemeine, und vielleicht ließe ſich daraus der Schluß machen, daß das Hinzukommen der Frohnen, wenn wirklich mit dem Colonat keine ſolchen verbunden waren, die Folge freier Uebereinkunft zwiſchen dem Grundeigenthümer und ſeinen Meiern war, indem er ihnen eine geringere Getreidequote anſetzte und dafür mit Hand-, Spann- und Botendienſten einen Erſatz erhielt. Viele Frohndienſte entſtanden ohnſtreitig dadurch, daß die Longobarden bei ihren Freilaſſungen, wodurch ſie bisherige leibeigene Knechte in freie Meier verwandelten, ſich beſtimmte Hand- und Spanndienſte vorbehielten, um durch das Losgeben der Knechte in der eignen Wirthſchaft ſich nicht ganz von hülfeleiſtenden Händen zu entblößen. Daß Freilaſſungen unter dieſen Bedingungen ſtatt fanden, haben wir oben [1]) ſchon geſehen [2]).

Das Verbot das Meiergut zu verlaſſen oder ſeine übrige Habe zu veräußern ohne Einwilligung des Herrn hatte ſeinen Grund in der fruberen Verödung vieler Provinzen des Römiſchen Reiches, welche es nothwendig machen mochte die Feldbauer auf jede Weiſe feſtzuhalten. Jetzt, wo die Kopfſteuer wegfiel, wo Italien wieder angebauter und bevölkerter war, wo andere beſſere Verhältniſſe nirgends ſich dem Auge des Colonen boten, mochte es kaum mehr nöthig ſein ihm ſeine perſönliche Freiheit zu ſchmälern. Wenn er das Gut im Stiche ließ, oder ſein Anrecht daran an einen anderen, alle damit verbundenen Verpflichtungen übernehmenden ver-

1) Cf. oben S. 218 Note 2 und S. 239 Note.

2) Uebrigens ſind in Italien viele Frohndienſte auch durch Misbrauch richterlicher Gewalt perſönlich ganz freien Perſonen aufgelegt worden, wie das Geſetz Kaiſer Ludwigs II gegen dieſen Misbrauch vermuthen läßt; cf Canciani I. legg. Lud. II addit. II. c. 32. p. 220. col. 2

kaufte, mochte er hingehen, wohin es ihm beliebte. Nur in so fern hatte es eine Folge für den Grundbesitzer, daß wenn der schutzhörige Meier mit Hinterlassung seiner Habe davon ging, er das Anrecht desselben verkaufen und von dem Erlös, selbst wenn Erben vorhanden waren, eine Quote für sich behalten konnte, und daß eine gleiche Quote von dem austretenden Schutzhörigen, der sein Anrecht und seine übrige unbewegliche Habe verkaufte, an den Grundeigenthümer abgegeben werden mußte [1]).

Die ganze Entwickelung der bäuerlichen Verhältnisse in dem Bereich des Longobardischen Herzogthums Benevent von der Völkerwanderung bis auf den Untergang des Hohenstaufischen Geschlechtes wäre obigem zu Folge nun übersichtlich folgende:

1. Kurz vor der Völkerwanderung war der Colonat, eine Art Meierwirthschaft, welche den Landbauer an sein Gut fesselte, ihm aber persönlich frei ließ, und keine Frohnen aufbürdete, sehr ausgebreitet.

2. Die Völkerwanderung änderte dies Verhältniß zunächst

---

1) Cf. die Inquisitionen bei Gattola l. c. p. 311 und 318. Die Abzugstaxe wird daselbst testatio genannt. Aehnliches fand in Deutschland statt: cf. Niklas Kindlinger Geschichte der Deutschen Hörigkeit S. 15. „Wählten die Schutzhörigen ohne andere Hörigkeit oder einen anderen Schutz, so waren sie eine Urkunde, d. i. einige Pfennige für die Entlassung oder für den Leschein zu geben verpflichtet." Auch in dem Bereich des ehemaligen Herzogthums Benevent war diese Urkunde oft sehr gering, so z. B. in einem Castell des Gebietes von Montecassino zufolge einer Urkunde vom Jahr 1162 nur ein Romanatus; cf. Gattola l. c. p. 361. Aus dieser Urkunde sehen wir auch, daß wenn ein Schutzhöriger ohne Leibeserben (sine legitimo haerede) verstarb, das Kloster ihn beerbte; als haeredes legitimi der Schutzhörigen oder servitiales wurden die Blutsverwandten bis zum dritten Geschlecht angesehen; cf. Gattola l. c. p. 281 eine Urkunde vom Jahre 1207: „et hos servitialibus usque ad tertiam generationem conservetur." Die servitiales werden den homicis entgegengesetzt, deren Erbrecht mit keinem Geschlecht aufhörte.

nur zum Beſten der Landbauer, indem ſie unter den Longobarden keine Kopfſteuer mehr zahlten, und die Gebundenheit an die Scholle (die zum Theil der Stetigkeit der Steuerrolle wegen ſtatt gefunden hatte) für ſie aufhörte.

3. In den nächſtfolgenden Jahrhunderten wurde der Fruchtcanon des Meiers oft ermäßigt, zuweilen jedoch nur gegen Uebernahme von regelmäßigen perſönlichen Dienſten, von Frohndienſten. Ebenſo wurden die aus dem Stande der Leibeigenen in den Meierſtand eintretenden in der Regel zu Frohndienſten [1]) verpflichtet.

4. Zu den Frohndienſten brachte die Noth der Zeiten auch die Waffenfrohnen oder den gezwungenen Kriegsdienſt hinzu. Daß dieſe Verpflichtung der Schutzhörigen nicht aus Reichsgeſetzen und nicht aus dem Bedürfniß des Reiches hervorgegangen war, ſieht man aus der Beſchränkung des Kriegsdienſtes auf das Gebiet der Gutsherrſchaft [2]).

5. Endlich legten Zeitverhältniſſe dem Landbauer auch Reiſeſteuern, Kriegsſteuern ꝛc. auf. Wo größere Gebiete ſich bildeten, deren Verwaltung Beamten nöthig machte, hatten ſie dieſe zu erhalten. Wenn ein neuer Abt gewählt ward, überhaupt ein neuer Schutzherr an des verſtorbenen Stelle trat, hatten ſie eine Lehne als Urkunde zu entrichten, und beim Verkauf ihrer Grundſtücke ebenfalls.

6. Dabei blieben ſie ohne beſondere Erlaubniß von der

---

1) Zuweilen fand bei der Schutzhörigkeit der Meier ein Dienſtzwang ſtatt; ſ. oben die Schenkung S. 239 Note, wo es heißt: nec puerum nec puellam ad mansum alicui tributandum ad serviendum, d. h. doch offenbar, die Kinder ſollen auf fremden Gütern keine Dienſte ſuchen, ſondern dem Schutzherrn, und natürlich um ein gar Geringes, vielleicht um bloße Koſt und Kleidung, dienen.

2) Eine Verpflichtung zu Folge und Landbuth hatten auch die Deutſchen Bauern des Mittelalters; cf. Kindlinger Geſchichte der Deutſchen Hörigkeit S. 130 Not. o.

Benutzung der Jagd und Fischerei ausgeschlossen [1]), und waren einer Art Mühlbann unterworfen.

## 2. Bürgerliche Verhältnisse.

Es ist vielleicht nirgends schwerer bäuerliche und bürgerliche Verhältnisse scharf zu scheiden als in den Gegenden, welche zu dem Herzogthum Benevent gehörten, und zwar innerhalb des bezeichneten Zeitraumes. Ein Unterschied der Beschäftigung und des Lebens fand eigentlich erst in den größeren Städten, in Benevent z. B. selbst, statt, und da nur zum Theil; sonst lebten fast alle von der Landwirthschaft, und in Städten wie auf dem Lande gab es Schutzhörige, die die Meierwirthschaft trieben, und Grundeigenthümer. Ueberdies ist das Herzogthum von dem Apennin durchschnitten, von dessen Seitenästen nach allen Seiten hin in Thäler getrennt, Communication und Handel waren also erschwert, und wie die Gegenden Unter-Italiens durch Gebirge, so waren dessen Bewohner durch einander fremde Volksart vielfach zerrissen. Griechen, Araber und andere Italiener grenzten mit den Longobardischen Herzogen, und feindliche Einbrüche von der See- wie von der Landseite, so wie durch das Terrain begünstigtes Räubergesindel waren Plagen die immer von neuem das Land druckten. Feindliche Einfalle sowohl als Räuberschaaren zwangen selbst die Landbewohner ihre Ortschaften mit festen Mauern zu umgeben, und sie, um allenfalls eine kleine Belagerung darin aushalten zu können, auf die Berner, Kanten und Ecken des Gebirgs oder wenigstens auf die Höhen der Hügel zu verlegen. Daher noch jener Character

1) Es kommen einzelne befreite Orte vor, welche Jagd und Fischerei innerhalb ihrer Flur, in der Regel als Belohnung für tüchtige Gegenwehr, wenn der Feind im Lande war, erhalten.

der Abruzzi, wo faſt jedes Dorf eine kleine Feſtung zu ſein ſcheint, Treppen und Leitern ſtatt der Straßen zwiſchen den eng auf einander geſetzten Häuſern hindurchführen, und bald Römiſche Geſichter mit der ſchön gebogenen Naſe und dem ruhigen Auge, bald Saraceniſche mit Adlernaſe, wildem Blick, hohem Kinn und vorſtehendem Gebiß und Backenknochen dem Reiſenden begegnen.

Beſchäftigung der Einwohner und Bauart des Ortes ſind es alſo nicht, welche uns einen allgemeinen Unterſchied hergeben können zwiſchen Stadt und Dorf [1]) — allenfalls könnte die Größe angeführt werden und die höhere Berechtigung. Einen kleinen Ort nennt man eine Rocca, einen größeren ein Caſtell, einen noch größeren eine Città. Die Berechtigungen wachſen ohngefähr in demſelben Verhältniß, doch finden ſich vielleicht Caſtelle, die weniger berechtigt ſind als einzelne Rocchen, und wieder andere die berechtigter ſind als manche Città. Im allgemeinen kann man noch den Satz aufſtellen, daß Ortſchaften, welche einem Unterthan der ehemaligen Herzoge unterthan waren, in ihren Verhältniſſen ſich mehr den bäuerlichen anſchließen, daß hingegen die Hauptſtädte, die Reſidenzen der ehemaligen Herzoge, Fürſten und einiger Grafen wenigſtens die Elemente eines eigenthümlichen Städtelebens haben, wenn es auch nie zu deſſen Entwickelung gekommen iſt. Wir wollen von beiden abgeſondert handeln, und jene Landſtädte, dieſe Hauptſtädte nennen.

### a) Die Landſtädte.

Die genaueſte Kenntniß von dieſen erhalten wir ebenfalls wieder durch die Urkunden des Kloſters von Montecaſino, ſo

1) Daſſelbe findet auch in Sicilien ſtatt, wo ebenfalls faſt alle Ortſchaften mit Mauern geſchloſſen und deshalb nur Städte, aber faſt gar keine Dörfer ſind.

wie ja überhaupt die Klöster es waren, die uns die meisten urkundlichen Zeugnisse von den Zuständen des Landes, abgesehen von geschichtlichen Begebenheiten, erhalten haben.

Im Gebiete des Klosters von Montecasino lagen einige größere Ortschaften, wie z. B. S. Germano, Pontecorvo, Atino; andere dem Umfange nach zwar kleinere aber doch so berechtigte, daß man sie mit jenen recht wohl zusammenstellen kann, z. B. das Castell Fella.

Die Fluren dieser Landstädte, wie die der Rocchen und kleineren Castelle, zerfielen in Bauerguter und Ritterguter, oder, wie sie in den Urkunden genannt werden, in *tenimenta de servitio* und *tenimenta sine servitio* [1]), und diesem zufolge zerfielen die Einwohner in Meier [2]) und Ritter. Die Ritter bildeten eine eigne Genossenschaft (Constaffel in den Deutschen Städten genannt), welche einen Anführer oder Vorsteher hatte, den Contestabile oder Comesstabilis [3]). Sie waren blos ihrem Lehensherren unterworfen. Die Meier hingegen standen in zwiefacher Beziehung; ihrer Arbeit und ihren Abgaben nach hingen sie von dem Eigenthümer ihrer Meierei ab; Recht und Gericht hatten sie aber zufolge ihrer persönlichen Freiheit in den angeordneten Orts- und Landgerichten. Eigenthümer der Meiereien waren theils die Glieder der Ritterschaft, theils die Ortsgeistlichkeit, welche daher einen einflußreichen Stand auch in der Stadt bildete, theils endlich der Herr des Ortes, also z. B. das Kloster Montecasino.

---

1) Cf. Gattola l. c. p. 267 in einer Urkunde vom Jahre 1190.

2) Die schon oben (S. 237. Not. 2) angeführten Meier in civitate Tropea abgerechnet, werden auch die rusticana servitia, nämlich terraticum, salutes und Frohnen in fast allen Castellen des Klosters Montecasino, terraticum und salutes so wie Spannfrohnen namentlich auch in S. Germano erwähnt.

3) Cf. Gattola l. c. in einer Urkunde vom Jahre 1267, ihr Anfang steht p. 301, sie nimmt aber gedruckt mehrere Folioseiten ein.

Von der Einrichtung der Gerichte und der Landesverwaltung und in wie fern die verschiedenen Stände daran Theil hatten, wird weiter unten die Rede sein. Hier nur von den besonderen Rechten und Zusicherungen, welche die Landstädte allmälig von ihrem Herrn bekommen hatten.

Es lag in der Natur der Sache, daß wenn auch die persönliche Freiheit der Meier oder Schutzhörigen rechtlich anerkannt war, sie doch zu arm und schwach waren sich gegen Unbill von Seiten willkührlicher Richter und harter Grundherren zu schützen. Man sieht aus Urkunden, welchen Plackereien diese Leute unterworfen waren; ohne Ursache bekamen sie oft von den Rittern Prügel, ihre Weiber und Töchter wurden beschlafen, sie wurden ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt und vor fremde Gerichte geschleppt [1]). Auf dem Lande, in den kleineren Rocchen, war dagegen wenig anzufangen, allenfalls mit dem Dolch zu verfahren — in den größeren Ortschaften aber lag in dem Zusammenleben vieler persönlich freier, wenn auch armer Schutzhörigen selbst ein Schutz gegen den Schutzherrn, und so sehen wir denn in den Freibriefen dieser Orte die persönliche Freiheit aller Einwohner nach allen Seiten gewährt. Ohne Urtheil und Recht soll keiner gefangen gesetzt werden [2]); es soll keiner vor auswärtige Gerichte geschleppt

1) Wollte man das Register dieser Plackereien aus den in den Urkunden vorkommenden Verboten vergrößern, so müßte man auch noch aufzählen, daß ein Meier von einem Ritter zuweilen Prügel bekam, weil der Herr des Meiers einen Meier jenes Ritters geprügelt hatte; daß die Schutzhörigen für ihren Herrn Bürgschaft leisten, die Strafgelder für dessen Missethaten bezahlen, des Ritters Fräulein Töchter ausstatten, und seinem Jungen ein Geschenk geben mußten, wenn er Ritter ward; — da dies letztere weder durch Recht noch Gewohnheit begründet war, so sieht man, wie brutal oft gefordert und gelitten ward.

2) Cf. unter anderen Gattola l. c. p. 267 in dem Freibrief für Pontecorvo: nullus capiatur sine judicio; p. 276 in dem Frei-

werden, er weigere ſich denn daheim zu Recht zu ſtehen, oder im Fall einer Appellation an ein höheres Gericht [1]). Der Ortsrichter ſoll ein Eingeborner des Ortes ſein [2]), und es ſoll, mit Vorbehalt der Herrendienſte und Gutslaſten, Freiheit bei teſtamentariſchen Verfügungen ſtatt finden [3]). Wo Lehnserben vorhanden ſind, ſoll bei ritterlichen Familien eine unbeſchränkte Succeſſion in die Güter ſtatt finden, bei den Familien der Schutzhörigen dieſelbe wenigſtens bis zum dritten Geſchlecht zugeſichert ſein [4]).

Bei dem Schutz der perſönlichen Freiheit und der daraus hervorgehenden Rechte blieb man aber nicht ſtehen und konnte

---

brief für Aime: ut personae vestrae non capiantur absque justo judicio et ratione; p. 284 in dem Freibrief für Zeitz: nemo vestrum capiatur in persona aut rebus suis sine certa vel judicata causa.

1) In dem Freibrief für Pentecerve: nullus vestrum ducatur ad justitiam faciendam extra terram vestram, nisi forte per vestrorum Pontiscorvi justitiam facere noluerit; in dem Freibrief für Zeitz: nullus vestrum rogatur ad nos venire pro quaestionibus quae inter vos versantur, nisi pro his quae pertinent ad regalia, aut quando ad nos fuerit appellatum, aut si aliquis vestrum in praesentia Primis distringi noluerit.

2) Freibrief für Pentecerve: et habere judicem et notarium et viscomitem de terra vestra, und anderwärts, namentlich im Freibrief für S. Germano bei Gattola l. c. p. 304 „et magistrum judicem, nec alios judices nec balivum extraneum constituemus."

3) Freibrief für Pentecerve: Si quis non habet legitimos filios, instituat sibi haeredem de hominibus S. Benedicti quem velit, salvo servitio domini sui, — und anderwärts.

4) Freibrief für Zeitz: „Item quicunque decesserit, succedat frater et soror fratri et sorori, filius patri et matri, pater et mater filio et filiabus, et hoc servitialibus usque ad tertium generationem conservetur, francis vero hominibus in perpetuum." Der Freibrief von S. Germano giebt Erbrecht bis ins 7te Glied.

nicht ſtehen bleiben; was half alle perſönliche Freiheit, wenn nun die Plackereien auf eine andere Weiſe ſtatt finden konnten; das nächſte was man thun mußte, war, daß man die Arbeit und den Erwerb vor willkührlichen und gewaltſamen Störungen ſicherte. Es ſollte demnach niemandes Vieh genommen und zum Nutzen und zur Arbeit des Herren verwendet werden [1]), oder wenn es geſchah und das Vieh dadurch Schaden litt, ſollte der Meier aller Leiſtungen ledig ſein bis ſein Herr ihm Erſatz gegeben [2]). Auch ſollte niemand zu gröſseren Frohndienſten vermocht werden, oder wo es geſchah, ſollte die unmittelbare Folge die Befreiung vom terraticum ſein, welches in dieſem Falle auf einen der Kirche zu gebenden Zehnten herabgeſetzt ward [3]). Ferner ſollte hinſichtlich des Verkaufs der Erzeugniſſe des Bodens keine Beſchränkung ſtatt finden auſser in Hungerjahren [4]). Endlich ſollte, damit um ſo weniger eine Kränkung dieſer Freiheiten zu befürchten ſein möge, der Bailli, welcher neben dem Ortsrichter (der die Criminaljuſtiz und Proceſſe über Freiheit der Perſon und des

---

1) Freibrief für Jella: Somerii vestri non capiantur pro servitio curiae, nisi vestra spontanea voluntate — und anderwärts.

2) Freibrief für S. Germano. Item concedimus et confirmamus vobis, qui nobis et monasterio nostro cum equis servire debetis (es iſt nicht von Ritter- ſondern von Spanndienſten die Rede), si aliqua necessitate contingente vobis quinque ipsos equos abstulerimus aut ubicumque pro nostro servitio mortui fuerint, ut terraticum non detis nec servitium faciatis, sed rationes ad ipsum servitium pertinentes recipiatis et habeatis, donec curia equos vobis restituat.

3) Freibrief für Jella. Item quicumque vestrum laboravit de demanio curiae nostrae non tenetur reddere nobis nisi decimam sine terratico.

4) Freibrief für Pontecervo. Frumentum, vinum et merces suas uicuique vendere et dare liceat, ubi voluerit, nisi emergente necessitate.

Eigenthumes und überhaupt alle bedeutenderen Civilsachen hatte) eingesetzt war und über Forst-, Feld-, Vieh- und Wasserfrevel richtete, so wie überhaupt über alle Vergehen gegen die Rechte des Inhabers der Regalien [1] — dieser sollte ein Ortseingeborner sein [2].

Außer diesen wesentlichen Rechten, welche sich die größeren Orte zu erwerben gewußt hatten, kommen noch besondere Gnadenbewilligungen vor; z. B. dem Castell Fella wurde die Hälfte der bisherigen Frohnen, die Hälfte des terraticum, die salutes, das herbaticum und das glandaticum erlassen, und außerdem bewilligt, daß für einen Losschein bei Verkäufen von hörigen Gütern nur ein denarius gezahlt werden solle; desgleichen wurde die Hälfte des Waldes in der Flur der Gemeinde von Fella überlassen [3]. Die Einwohner von Pontecorvo erhielten freie Jagd und Fischerei und Befreiung von gemeinen Steuern. Dies alles, wie gesagt, sind im Ganzen unwesentliche Gnadenbewilligungen.

Es fragt sich nun aber, wann sind diese Gnadenbewilligungen und Rechte erlangt — hierauf muß geantwortet werden, daß sie sehr jung, fast alle erst aus dem 13ten oder aus der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts sind. Das Zeitalter der Hohenstaufen, kann man sagen, hat sie geschaffen; wenn auch einige wenige früher oder später ertheilt sind, so ist der größte Theil doch nur in diese Zeiten zu setzen.

Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß früher die Einwohner der größeren Ortschaften gar keine Rechte gehabt hatten, aber sie hatten die, welche sie besaßen, nicht als Ein

1) Der Baiulus war seit der Normannischen Zeit überall an die Stelle des Vicecomes getreten, wo dieser Vicecomes keinen Blutbann hatte.

2) Freibrief für Atina. Bajulus de terra vestra constituatur Atinalicus wird S. Germano bewilligt.

3) Zur Nutzung, non ad destructionem

wohner des Ortes, und es waren dieſelben nicht durch das Zuſammenhalten der Gemeinde garantirt, ſondern der Clerus hatte ſeine Rechte und die Ritterbürtigen die ihrigen und die Meier die ihrigen ohne daß ein Stand zu dem anderen Stand eine andere Beziehung gehabt hätte als das zufällige Zuſammenwohnen an einem Orte. Es gab keine ſtädtiſchen Gemeinden. Die ſo unruhigen und wechſelvollen Zeiten des 12ten und 13ten Jahrhunderts, wo nicht nur Heere vielfach im unteren Italien mit einander ſchlugen, ſondern auch ritterliche und unritterliche, befugte und unbefugte Freibeuter aller Art ihr Weſen trieben, brachten den verſchiedenen Ortseinwohnern zuerſt ein innigeres Intereſſe an einander bei, und da ſich die Gelegenheiten, ſich durch tapfere Vertheidigung des Ortes des Lehensherrn Gnade zu erwerben, oft boten, war es im Ganzen leicht die oben erwähnten Rechte zu erwerben. Aber auch dieſe Rechte machten die verſchiedenen Stände, welche den Ort bewohnten, nicht eigentlich zu einer Gemeinde [1]), da nirgends durch dieſelben Gemeindeobrigkeiten erlangt wurden. Der Ortsrichter ſollte zwar aus dem Orte ſelbſt ſein, ſo wie der Notarius, früher der Vicecomes und ſpäter der an ſeine Stelle tretende Bailli, aber alle dieſe Behörden waren demohnerachtet

1) In den Urkunden aus Normanniſcher Zeit werden in dieſen Städten die einzelnen Stände noch immer beſonders, nie alle Stände als Stadtgemeinde aufgeführt. So in einer Urkunde vom Jahre 1110 in Tauleri memorie istoriche dell'antica città d'Atina, p. 92. „Igitur eodem rege existente in munitione praefata, universitas propterea clericorum, militum et aliorum hominum eorum eodem rege astitit reverenter.“ — Atino oder Atina, wie es auch genannt wird, kann recht als Beweis gelten, daß ſich von dem Zuſtand der verſchiedenen Stände im Gebiet des Kloſters von Montecaſino ein vollgültiger Schluß auf den Zuſtand der Einwohner dieſer Gegenden im allgemeinen machen läßt, denn obwohl es erſt ſpät an das Kloſter gekommen iſt (1191), zeigt ſich doch in dieſem Ort keine weſentliche Verſchiedenheit irgend eines Verhältniſſes.

nicht ſtadtiſche, ſondern königliche oder herrſchaftliche, und begründeten keine ſtadtiſche Verfaſſung. Die einzige Weiſe, wie die Gemeinde Theil nahm an öffentlichen Geſchäften, war das Schöffengericht, von welchem der Ortsrichter [1]) Vorſitzer war; allein dieſes ward nur aus der Claſſe der Schöffenbarfreien, der Ritterbürtigen beſetzt, und auch deſſen Glieder, die Schöffen [2]), nicht von der Stadtgemeinde, ſondern von einem herrſchaftlichen oder königlichen Beamten ernannt [3]).

Als Grundlage der Berechtigung der Perſonen kann man ihre Abſtammung anſehen, ſo nämlich daß die Ritterbürtigen und Freien im Ganzen von den früheren freien Longobarden, die Schutzhörigen von den Römiſchen Provinzialen abſtammten, weshalb auch beide Longobardiſches ſowohl als Römiſches Recht, durch dieſen ganzen Zeitraum hindurch in den Gerichten vorkamen, wovon weiter unten die Rede ſein wird. Doch darf man durchaus nicht glauben, beide Stände hätten ſich unvermiſcht neben einander erhalten — denn abgeſehen von der größeren Nichtachtung ſolcher blos natürlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich auf allen Blättern der Italieniſchen Geſchichte zeigt und alſo ein Zug im Charakter des Volkes zu ſein ſcheint, war auch den perſönlich vollkommen freien Schutzhörigen überall, wenn ſie viel Geld oder die Gnade der Fürſten und Herren ſich zu erwerben wußten, der Weg eröffnet unter

1) Im dreizehnten Jahrhundert magister judex genannt.

2) Judices legitime jurati.

3) Im Gebiet des Kloſters von Montecaſino ſcheint der jedesmalige Ortsrichter die Schöffen ernannt und ſie als Commiſſionare angeſehen zu haben, die mit der Unterſuchung und Gutachtung beauftragt waren. In Fella war der Prior des Kloſters zugleich Ortsrichter und alſo Vorſitzer im Schöffengericht, daher heißt es im Freibrief für Fella, es ſolle nicht nach der Strenge des Geſetzes, ſondern mit Erbarmen das Recht gehandhabt werden, secundum providentiam bonorum hominum Fellae, quibus Prior commiserit.

die Ritterburtigen einzutreten. Ja später, in den verwirrten Zeiten des 13ten Jahrhunderts, gelang es sogar eine Zeit lang sich zum Ritterbürtigen und seinen Meierhof in ein Rittergut durch Adoption zu verwandeln — wenn nämlich ein Ritter einen Schutzhörigen adoptirte und ihm seine Tochter zur Frau gab, betrachtete sich der Schutzhörige fortan als Ritter. Da die Grundeigenthümer aber dadurch die Einkünfte ihrer Meiereien verloren, ward dieser Misbrauch bald gehoben.

Eben so leicht wie der Schritt aus dem Stande eines Schutzhörigen in den eines Ritters war, und noch leichter, war der aus dem Stande eines freien Longobarden oder Ritters in den des Schutzhörigen. Die Longobarden konnten unmöglich alle reich bleiben; im Verlaufe der Zeit zertheilte sich in kinderreichen Familien Grundeigenthum und Mobiliarvermögen — ein außerordentlicher Unglücksfall konnte ein Darlehn wünschenswerth machen, — um Gottes willen ist zu aller Zeit wenig dargeliehen worden und Geldzinsen hatte die Kirche verboten — das einfachste Mittel um Geld zu bekommen war also, daß man sein freies Gut in ein Meiergut verwandelte, dadurch ein Anrecht und einen Theil der Nutzung sich und seiner Familie erhielt, und das terraticum hingab gewissermaßen als Zins für die geliehene Summe, die nun nicht zurück bezahlt zu werden brauchte, da der Darleiher das Eigenthumsrecht des Meierguts dadurch erworben hatte.

Man glaube ja nicht, daß hier der Stolz der Stände zu sehr im Wege gestanden als daß dies oft hätte vorkommen sollen; ein armer ritterlicher Dienstmann oder armer freier Longobarde wußte von dem Naserümpfen des Adels, wie es im 17ten und 18ten Jahrhundert Sitte ward, schwerlich etwas — und durch den Eintritt in den Meierstand gefährdete er seine persönliche Freiheit durchaus nicht, nicht einmal sein Volksrecht gab er auf. Man konnte recht gut terraticum geben, im Fall einer evidens culpa von seinem Grundherrn ge-

prü

prügelt werden und dennoch nach Longobardischem Rechte leben [1]).

Der Zustand der Bewohner der Landstädte vor dem 12ten Jahrhundert kann hier nicht untersucht werden. Er war entweder der Zustand der Schutzhörigen, dann ist schon von demselben gesprochen worden — oder der freien Longobarden, dann wird bei den Hauptstädten von ihm die Rede sein — oder der ritterlichen Dienstleute, dann wird seiner bei der Darstellung der adelichen Verhältnisse gedacht werden.

### b) Die Hauptstädte.

Zunächst unterschieden sich diese von den Landstädten durch den größeren Umfang, sodann durch die größere Mannigfaltigkeit des Lebens in ihnen, endlich dadurch daß sie Sitz irgend einer mächtigeren Regierungsbehörde (wie der Grafen oder Gastalden), wenn nicht der Regierung selbst (also der Herzoge und Fürsten) waren.

Jeder dieser drei angegebenen Unterschiede hatte seine besonderen Folgen, von denen besonders gehandelt werden soll. Was zuerst den größeren Umfang anbetrifft, so entstand dieser in der Regel nicht erst nach der Longobardischen Eroberung, sondern schon vorher, und die Longobarden wählten nur (ganz entgegengesetzt als andere Deutsche Völkerstämme) die größeren Städte zu ihren Hauptsitzen. Sie konnten dies recht gut, denn größere Städte mußten nothwendig von besser bebautem Lande, von mehr Meiereien umgeben sein als kleinere; da nun die Longobarden vorzüglich den Grundbesitz an sich brachten und vom Ertrag der Meiereien lebten, so folgte dar-

1) So wird den Einwohnern von S. Germano im Jahre 1267 noch das Longobardische Recht und die Achtung ihres Herkommens zugesichert, während sie offenbar terraticum geben; cf. den Freibrief für S. Germano Gattola l. c. p. 304 ss.

aus von ſelbſt, daß die größeren Städte auch bei weitem mehr freie Longobarden aufnehmen konnten als die kleineren.

Die Longobardiſche Verfaſſung war, wie ich anderwärts dargethan habe [1]), auf militäriſche Eintheilungen in Zehnten, Hunderte u. ſ. w. berechnet. An der Spitze der größeren Abtheilungen ſtanden Herzoge, urſprünglich wahrſcheinlich die Führer eines Großtauſend [2]), was dann aber wohl nicht immer

1) Cf. meine Entwickelung der Verfaſſung der Lombardiſchen Städte S. 15. Not. 1.

2) Daß die Longobarden gleich anderen Germaniſchen Völkerſtämmen bei ihrem Zählen jene Miſchung des Decimal- und Duodecimalſyſtemes anwendeten, wie ſie lange noch im Scandinaviſchen Norden beſtand, wo man nach Großtauſenden *) (1200), Großhunderten (120) und Großzehnten (12) zählte, geht aus der Symmetrie der Verfaſſungstheile hervor. Auch die gerichtliche Friſt bei den Longobarden von 12 Nachten zeugt dafür: lex Ludovici pii 3 bei Canciani I. 181 in der formula vetus. Im Norden war überall die Eintheilung in 12 Diſtricte (ſo z. B. in Island, welches in vier Viertel und jedes in drei Thinge getheilt ward — nur Localverhältniſſe erzwangen ein dreizehntes Thing); cf. das Isländerbuch des Prieſter Are des Weiſen cap. 3 bei Dahlmann, I. 469; 12 Prieſter gehörten zu einem Opfer; Sachſen war ebenfalls in 12 Diſtricte getheilt, jeder dieſer Diſtricte ſchickte nach den drei verſchiedenen Ständen drei Abgeordnete zum Allthing bei Marklo an der Weſer; 36 Abgeordnete bildeten alſo den Sächſiſchen Landtag, und 36 Herzoge hatten die den Sachſen ſo nahe verwandten Longobarden; cf. Paul. Warn. II. c. 32. Correſpondirend einem

*) Cf. Archenholz Geſchichte Guſtav Waſa's I. 87. „Die alten Schweden zählten bei ihren Ausrechnungen nicht ſo, wie faſt alle Völker mit der zehnten Zahl. Statt bei dieſer arithmetiſch bequemen Zahl ſtehen zu bleiben und mit derſelben ihre größeren Zahlen zuſammenzuſetzen, gingen ſie bis zwölf und fingen dann erſt ihre Zuſammenſetzungen an. Dieſe unbequeme Zählungsart hörte nach und nach auf, aber noch heut zu Tage, macht das gemeine Volk in Schweden einen Unterſchied zwiſchen Tauſend und Großtauſend." Auch bei den Monaten trat in Schweden dieſe Miſchung des Decimal- und Duodecimalſyſtemes ein: 6 Tage machten eine Woche, 5 Wochen einen Monat.

pedantisch runde Zahl blieb, sondern bald etwas mehr, bald etwas weniger war. Unter den Herzogen standen die Schultheißen, vielleicht die Führer von Großhunderten [1]), unter diesen die Zehnhäupter oder Decane, deren Name schon darauf deutet, daß sie Führer von Großzehnten waren.

Die Decane erhielten später den allgemeinen Namen Judex, und noch später waren es in diesen Gegenden des unteren Italiens (zum Unterschied der Schöffen, welche auch judices hießen) die magistri judices, welche an die Stelle dieser Decane traten, und, wenigstens bei der großen Ausdehnung des Longobardischen Herzogthumes Benevent, welches mehr eine Art Unterkönigreich war, in der Regel einem kleineren Ort, einem Castell, einer Landstadt vorstanden. Schultheißen, denen ursprünglich zehn Großzehnte mit ihren Zehnhäuptern untergeordnet sein mochten, werden vorzugsweise nur in den Hauptstädten der einzelnen Districte des Herzogthumes Benevent genannt, z. B. in Benevent selbst [2]), in Salerno [3]), in Capua [4]), in Sulmona [5]). Im nördlichen Italien mögen sie häufiger vorgekommen sein.

---

ducum suam civitatem obtinebat: Zaban Ticinum, Waltari Bergamum, Alachis Brixiam, Evin Tridentum, Gisulfus Forum Julii, sed et alii extra hos in suis urbibus triginta duces fuerunt. Ueber das Zählen nach Dutzenden bei den alten Schweden cf. auch Rühs Geschichte von Schweden 1tes Buch §. 19.

1) Cf. meine Entwickelung der Verfassung der Lombardischen Städte S. 18.

2) Cf. Borgia memorie di Benevento II. 63. 89.

3) Cf. de Blasio series principum qui Longobard. tempore Salerni imperarunt p. CLXIV in einer Urkunde vom Jahre 851.

4) Cf. Granata storia civile di Capua p. 433, freilich nur in einer sehr allgemeinen Urkundenformel.

5) Cf. di Pietro memorie di Sulmona in einer Urkunde vom Jahre 872 im append. d. docum. p. 1.

Von dem Umfang der Amtsgewalt der Schultheißen wird weiter unten die Rede sein — hier nur dies, daß sie die regelmäßige Obrigkeit der freien Longobarden waren, und daß in Städten, wo sie genannt werden, durchaus das Vorhandensein einer freien Longobardischen Gemeinde angenommen werden muß. Die Gemeinde schmolz später theils durch die Einführung der Fränkischen sehr ausgebreiteten Lehensverhältnisse, theils durch Verarmung der Longobardischen Familien und deren Uebertreten in den Gewerbs- oder Meierstand sehr zusammen; was davon übrig blieb, kam dann unter die Obrigkeiten anderer Gemeinden des Adels oder der Schutzhörigen, und nur in den bedeutendsten Städten mag sich die Longobardische Gemeinde fort und fort erhalten und nur deren Obrigkeit den Namen gewechselt haben. Bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts werden die Schultheißen noch in fast allen Urkunden von Privilegien und Immunitäten als Beamtete genannt, deren weiteres Eingreifen in den Kreis ertheilter Berechtigungen untersagt wird; doch mag auch schon in dieser Zeit der Name der Schultheißen größtentheils nur der Vollständigkeit der Formel wegen noch genannt worden sein — in einigen Urkunden fehlt er [1]), in andern wird er so corrupt geschrieben, daß man sieht, er lebt nur noch in vager Erinnerung, und die Schreiber wissen selbst nicht mehr recht, was er bedeuten soll [2]). Bald nach Anfang des zwölften Jahrhunderts verschwindet der Name ganz, und in den Formeln, in welchen er sonst vorzukommen pflegte, erscheinen andere Obrigkeiten genannt [3]).

---

1) Z. B. in einem Privilegium Roberts I Fürsten von Capua vom Jahre 1107, bei Gattola l. c. p. 227.

2) Die Schreibweisen Sculdahius, Sculdarius und Sculdalius finden sich abwechselnd zu Anfange des zwölften Jahrhunderts.

3) In einem Diplom Heinrichs VI vom Jahre 1195 werden genannt:

Die Longobardischen Gemeinden dieser Subitalienischen Städte heißen in früherer Zeit schlechthin Longobardi (omnes Longobardi) [1]), boni homines, cives. Später, als der Lehnsadel daneben bestand, und die Glieder desselben ebensowohl zu den „guten Männern" gehörten als die freien Longobarden, hießen sie alii boni homines [2]), oder auch noch schlechthin boni homines, und ihre Gemeinde populus. In Städten, wo die Longobardischen Gemeinden sich erhalten hatten, war deshalb auch der populus politisch bedeutend [3]), während er in den Landstädten von gar keiner Bedeutung ist.

Der zuerst angegebene Unterschied der Hauptstädte von den Landstädten hatte zur Folge, daß in jenen größere Longobardische Gemeinden mit Schultheißen an ihrer Spitze zu finden waren, in diesen nur eine geringere Anzahl Longobarden und

dux, marchio, princeps, comes, justitiarius, castellanus aut bajulus — man kann wohl im allgemeinen annehmen, daß sich die Schultheißen in die Justitiarien, die Decane in die Castellane und die Gastalden in die Bajulis verwandelten — doch hüte ich dies nicht so zu verstehen, als ob diese sich dies um eine bloße Namensänderung: die Leute hatten ganz verschiedene Stellungen, und ich meine nur, daß die Aemter der früheren und die der späteren Zeit auf diese Weise correspondiren.

1) Noch im Jahre 851 wurde im Herzogthum Benevent eine Longobardische Landesgemeinde gehalten, bei der natürlich auch die Burger Longobardischer Herkunft erschienen; die Chronik von Monteeassino sagt in Beziehung auf dieselbe: „Mosque idem imperator convocatis omnibus Longobardis" etc; cf. Granata storia civile di Capua p. 313.

2) „Ego stephanus scultahis cum magno coetu Beneventanorum nobilium et aliorum bonorum hominum"; cf. Borgia memorie di Benevento II. 89.

3) „Et populus hujus urbis in tali homo proposito assensum praebere." Dies war in Benevent; cf. Borgia l. c. p. 90.

Decane. Der zweite Unterſchied, die größere Mannigfaltigkeit des Lebens in jenen, hatte zur Folge, daß die Hauptſtädte zugleich der Sitz von Gaſtalden wurden.

Ich habe ſchon anderwärts weitläuftiger von den Gaſtalden gehandelt, und gezeigt, daß ſie diejenigen Beamteten waren, welche des Königs Kammergüter und Kammereinkünfte verwalteten [1]). In dem Herzogthum Benevent, was, wie geſagt, eine Art Unterkönigreich bildete, ſcheinen die Gaſtalden auch keinesweges Beamtete für die Kammer des Königs geweſen zu ſein, ſondern Beamtete des Herzogs von Benevent [2]); und deſſen Kammer trat alſo hier an die Stelle der königlichen. Auch das habe ich ſchon zu zeigen geſucht, daß alle die Provincialen, die in keiner Beziehung zu Grund und Boden ſtanden, alſo namentlich alle Handwerker und Kaufleute, höchſt wahrſcheinlich zinspflichtig wurden, und daß ihr Zins zu Ausſtattung des Königs und der Herzoge benutzt ward [3]). Im Herzogthum Benevent, dem entfernteſten, faſt von allen Seiten abgeſchnittenen und mit Feinden umgebenen Theile des Longobardiſchen Reiches, mußte der Herzog natürlich beſſer bedacht und unabhängiger geſtellt ſein als in anderen Gegenden, daher ſcheint der König hier wenig Einkünfte gehabt zu haben. Ueberdies waren die Herzoge von Benevent ſehr oft mit ihren Königen ſelbſt in Kriege verwickelt.

---

1) Cf. meine Entwickelung der Verfaſſung der Lombardiſchen Städte S. 21.

2) Ich bitte dies nicht ſo mißzuverſtehn, als ſei ich der Meinung, anderwärts hätten die Gaſtalden nicht unter den Herzogen, ſondern unmittelbar unter dem Könige geſtanden. Sie waren überall den Herzogen untergeordnet: cf. Memorie e documenti per servire all' istoria del principato Lucchese Tom. I. p. 47. Aber nicht überall floſſen die Einkünfte, die ſie verwalteten, in des Herzogs Kaſſe.

3) Cf. meine Entwickelung der Verfaſſung der Lombardiſchen Städte S. 21.

Die Gastalden waren also im Herzogthum Benevent wahrscheinlich die Richter und Behörden für die dem Herzog auf seinen Gütern schutzhörigen, in seinen Städten zinspflichtigen Leute. Dafür daß unter den Gastalden blos Provincialen und ihre Nachkommen, oder höchstens Longobarden, die in ähnliche Verhältnisse mit den Provincialen getreten waren, standen, spricht unter andern das wahrscheinliche Zusammentreffen der Gastaldenbezirke mit den katholischen Kirchensprengeln [1]).

Es leuchtet nun von selbst ein, warum die Gastalden im Herzogthum Benevent so außerordentlich bedeutende Männer waren, während sie im oberen Italien oft höchst untergeordnet daſtehen. Das Herzogthum Benevent war die späteſte Eroberung der Longobarden, es ließen ſich deshalb hier verhältnißmäßig am wenigſten Longobarden nieder, und als die Römiſchen Grundeigenthümer in Maſſe ihres Eigenthums beraubt, und entweder ermordet, oder vertrieben, oder zu Schutzhörigen, tributären Meiern gemacht wurden, bekam alſo der Herzog von Benevent, da es nur wenige Longobarden zu bedenken gab, im Verhältniß zu den anderen Herzogen am meiſten. Es ſcheint ferner nicht, als wenn der Herzog von Bene-

1) Cf. di Pietro memorie di Salerno p. 33. Es erklärt ſich nun auch der Name der Gaſtalden ſehr einfach. Gaſt bezeichnet durch alle Germaniſchen Mundarten und im Deutſchen ſelbſt bis ans Ende des Mittelalters daſſelbe was hostis in der alten Bedeutung, nämlich „einen Fremdling", einen der von anderem Stamme iſt. Die Gaſtalden ſind alſo die Richter der nicht Germaniſchen Einwohner Italiens, der Provincialen. Offenbar ſind übrigens das germaniſche Gaſt und das Römiſche host-is ein und daſſelbe Wort. — In Beziehung auf die Römiſchen Einwohner werden auch die Longobardiſchen Einwanderer Gäſte genannt. Daher ſagt Paul Warnefrieds: die Römiſche Bevölkerung ſei per hostes vertheilt worden, oder wie eine andere beſſere Lesart iſt, per hospites. Hospes wird hier ganz in dem Sinn genommen, wie Hartmann von Aue z. B. den armen Heinrich „einen gaſt ze Salerne" nennt.

vent gleich den anderen Herzogen die Hälfte ſeiner Beſitzungen zur Ausſtattung des Königs hergegeben hätte, denn ich habe trotz alles Suchens nirgend eine Spur bedeutender königlicher Beſitzungen im Herzogthum Benevent finden können; hätte eine ſolche Uebergabe auch in Benevent ſtatt gefunden, ſo müßten ſich alſo die Herzoge ſpäter wenigſtens wieder in Beſitz der königlichen Güter und Einkünfte geſetzt haben. Während alſo die Herzoge anderer Diſtricte nur eine geringere Anzahl Schutzhöriger und Zinspflichtiger erhielten, und von dieſer geringeren Anzahl wieder nur die Hälfte unter die königlichen Gaſtalden kam — wurden im Herzogthum Benevent die Gaſtalden die Obrigkeit der ganzen Römiſchen Bevölkerung, ſo weit dieſe nicht einzelnen Longobarden ſchutzhörig, und dann von dieſen im Longobardiſchen Thing vertreten, und unter deren Richter Decanen und Schultheißen geſtellt ward.

Gaſtalden kommen in allen bedeutenderen Städten des Herzogthums Benevent vor, und es braucht dafür gar nicht einmal ein beſonderer Beweis geliefert zu werden, da jedes Urkundenbuch, das ſich auf jene Gegenden bezieht, der Beweiſe in Menge enthält.

Die bedeutendſten unter den Gaſtalden nehmen allmälig den ſonſt im Longobardiſchen Reiche nicht ſehr gewöhnlichen Titel „Grafen", comites, an. So nannten ſich die Gaſtalden von Capua ſchon früh Grafen [1]). Später wenigſtens, nachdem die Franken Italien an ſich gebracht und ihre Staatseinrichtungen zum Theil übertragen hatten, ſcheint der Name Comes ein Ehrentitel geworden zu ſein, den die Fürſten ihren Gaſtalden und Lehenleuten in der Weiſe verliehen, wie

1) Cf. Paul Warnefr. V. 16; di Pietro memorie di Sulmona p. 52 et 96. Granata storia civile di Capua p. 272 et 306. In Capua werden abwechſelnd alle Beamtete Grafen und Gaſtalden, aber ſo genannt, daß man ſieht, es iſt ein und dieſelbe Behörde gemeint.

man in neuerer Zeit Orden austheilt [1]). Noch später scheint diese Titelertheilung so häufig die vornehmen Familien getroffen zu haben, daß der Grafentitel in vielen adelichen Familien erblich ward [2]).

Ein eignes Schicksal hatte das Gastaldenamt, nachdem die mächtigeren Gastalden den Grafentitel angenommen hatten, an den Orten, wo damit von Anfang an geringerer Einfluß oder ein kleinerer Amtssprengel verknüpft und dieser später noch geschmälert worden war.

In dem älteren Deutschen Gerichtsverfahren waren nämlich die Vorsitzer im Schöffengericht, welche das Urtheil, was die Schöffen gefunden hatten, aussprachen, zugleich dessen Executoren; in Criminalfällen vollzog der Kläger die Strafe an dem Beklagten selbst in Beisein des Richters [3]). In solchen

1) Cf. hierüber Tria memorie della città e diocesi di Larino, p. 106 ss., wo von einem „dignitate comes, minore castaldus" gesprochen wird; cf. auch Grimaldi istoria delle leggi e magistrati del regno di Napoli l. II. §. 63.

2) Man braucht sich nur aus den bei Gattola vorkommenden Urkunden vom Ende des zehnten Jahrhunderts die Stammregister auszuziehen, um sich zu überzeugen, daß nicht alle die Grafen dieser Grafschaften haben konnten, oder mit anderen Worten, daß Graf in diesen Gegenden ein bloßer Titel war. z. B.

Graf von Aquino

| | | |
|---|---|---|
| Adenulf | Landulf | Lando |
| Graf von | Graf von | Graf von |
| Aquino | Aquino | Aquino |
| Adenulf | Johannes | Petrus |
| Graf von | Graf von | Graf von |
| Aquino | Aquino | Aquino |

3) Cf. Maurer Geschichte des altgermanischen und namentlich altbairischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens S. 63. „War jemand zum Tode verurtheilt worden, so ward der Verurtheilte wahrscheinlich auf gleiche Weise, wie ihn sein Ankläger vor Gericht bringen konnte, an den Richtplatz geführt, und daselbst, wie ich

Fällen nun, wo der Herzog selbst den Kläger machte, hatte der Gastald in seinem Gericht die Vollziehung des Urtheiles als Beamteter des Herzogs und als Richter zu besorgen, und wenn in den größeren Gastaldaten oder sogenannten Grafschaften die Grafen dies durch ihre Leute besorgen ließen, so blieb dies Geschäft doch gewiß den minder bedeutenden Gastalden selbst. Als dann der Geschäftskreis dieser letzteren immer mehr durch Vergebungen an Adel und Geistlichkeit geschmälert, und zuletzt unter den Normannischen Fürsten, was noch von ihrem Amte übrig war, den Baillis übertragen ward, blieb vom Gastaldat nichts übrig als das Geschäft des Gerichtsdieners. Als solche wurden dann die Gastalden die Diener der Baillis [1]).

Besonders gering mußte von Anfang an der Einfluß der Gastalden in solchen Orten sein, welche erst längere Zeit nach Gründung des Longobardischen Reiches und durch Capitulation in die Hände der Herzoge von Benevent fielen, denn hier wurden die Einwohner schwerlich ihrer Rechte als Grundeigenthümer beraubt, und der Gastald ward also blos eingesetzt um unbedeutendere Einkünfte und Gerechtsame des Herzogs wahrzunehmen.

---

schon bemerkt habe, von ihm höchst eigenhändig gehängt." Aehnlich scheint es im Norden gewesen zu sein; cf. Kolderup-Rosenvinge's Dänische Rechtsgeschichte übers. von Hemever §. 79 in fine.

1) So heißt es in den Statuten von Gaeta, bei Gattola l. c. p. 152. „Solent etiam esse duo in civitate Cajetae qui dicuntur Castaldi, seu Centrami aut nuntii curiae, ut unus ipsorum debet esse Tubicta (Stadttrompeter?), et eorum officium est servire curiae civili, facere mandata, citationes et executiones ad mandatum dominorum bajuli et judicum et vendere bona et alia in publica subhastatione et emittere banna de mandato domini capitanei et dominorum judicum in opportunis et in omnibus servire ipsis judicibus et ipsi universitati Cajetae."

Um nun endlich des dritten Unterſchiedes der Hauptſtädte von den Landſtädten, nämlich des Umſtandes zu gedenken, daß in ihnen der Sitz irgend einer höheren Regierungsbehörde war, ſo hatte das die doppelte Folge, einmal daß die Einwohner derſelben überhaupt reicher, alſo auch mit Freiheiten beſſer bedacht wurden (denn wer Geld einzuſetzen hat, wird immer leichter Gerechtſame erwerben) — ſodann daß die Einwohner mehr und oft nicht auf die friedlichſte Weiſe an dem Schickſal des Landesherren und der Regierungsbehörden Antheil nahmen, daß alſo, um es mit einem Worte zu ſagen, in ihnen ein höheres Selbſtgefühl ſich erzeugte als in den Einwohnern unbedeutender Ortſchaften.

Was zuerſt den Reichthum dieſer Städte anbetrifft, ſo gründete er ſich darauf, daß in der Nähe der Höfe dieſer Herzoge, Fürſten und Grafen mehr Geld in Umlauf geſetzt ward, eine größere Maſſe von Producten und Menſchen zuſtrömte, als anderwärts, und zwar eine Maſſe von Producten aus zum Theil ſehr entfernten Gegenden. An dieſe Reſidenzſtädte, die nicht blos wegen ihrer Größe einen größeren Handelsbetrieb erzeugten [1]), ſondern in mancher Hinſicht auch zu Wechſel- und Speditions-Geſchäften ſich mehr eigneten als kleinere Orte, wo gemünztes Geld ſeltener und die Sicherheit geringer war, knüpfte ſich eine Zeit lang vorzugsweiſe der Han

1) Von der Lebendigkeit des Handels in dieſen Gegenden zeugt auch die Rückſicht, die früh ſchon auf denſelben in Friedensſchlüſſen zwiſchen den Longobardiſchen Fürſten und den Griechiſchen Städten dieſer Gegenden genommen ward, z. B. in dem Friedensſchluß des Fürſten Sichard von Benevent mit Neapel (bei Canciani I. 266 ss), wo es im 3ten Artikel heißt: „De negotiatoribus amborum partium statit, ut liceat per fines nostros principatus nostri Beneventani negotium suum peragere et pro quovis accessu, quod inter partes pervenerit, non debeantur laedi vel detineri, aut pignorari, sed illaesi absque aliquo damno ad propria revertantur" etc.

del des weſtlichen Europa mit Aegypten [1]), mit Syrien, mit dem Byzantiniſchen Reiche [2]), oder, um es mit einem Worte zu ſagen, mit der Levante. Es war zwar eine eigentlich nicht zum Herzogthum Benevent gehörige Stadt, Amalfi nämlich, welche den Mittelpunct dieſes Handels bildete, allein zwiſchen Amalfi und Salerno und zwiſchen Salerno, Capua und Benevent fand der lebhafteſte Verkehr [3]) ſtatt.

1) Der Handel aus dieſen Gegenden nach Aegypten ward vorzüglich mit Cairo, oder, wie es damals gewöhnlicher hieß, Babylon, betrieben. So heißt es in einer Urkunde bei de Blasio (series princip. qui Longob. aetate Salerni imper.) p. CXXXVII: „dum dictus Leo Amae vir ad navigandum in Babylonem perrexerat" — und viele andere Spuren eines lebhaften Verkehrs zwiſchen Amalfi und Cairo finden ſich ſonſt. Ueber die Selbigkeit Babylons und Cairos in dieſen Zeiten cf. Venecke Anmerkungen zu Wigalois Vers 7808. Die aus de Blasio angeführte Urkunde betrifft Verhältniſſe zwiſchen Amalfitaniſchen und Salernitaniſchen Privatleuten und iſt vom Jahre 973.

2) Als Beleg einer ſehr lebhaften Communication zwiſchen dieſen Gegenden und Conſtantinopel kann ich anführen, daß der Abt von Montecaſino Kirchthüren in Conſtantinopel machen ließ; cf. Gattola l. c. p. 172. Dieß geſchah im eilften Jahrhundert. Ueberhaupt läßt ſich das zehnte und das eilfte Jahrhundert angeben als die Zeit, in welcher beſonders der Handel Unteritaliens blühte; ſpäter bemächtigten ſich die norditalieniſchen See- und Handelsſtädte des Levantehandels zu ſehr. Die Amalfitaner hatten im Byzantiniſchen Reiche ſolches Anſehen durch ihre Kunde der Handels- und Schiffahrtsverhältniſſe gewonnen, daß ihnen Streitſachen, die nach Seerecht entſchieden werden mußten, von Conſtantinopel aus zur Beurtheilung vorgelegt worden ſein ſollen; cf. Meyer leges maritimae medii aevi p. 21.

3) Von dem Handelsverkehr in jener ganzen Gegend iſt ein Beweis die Wechſelbank, die ſogar in einem ſo kleinen Ort wie S. Germano bedeutend genug war, daß der Abt ſich dieſelbe durch kaiſerliche Privilegien ſicherſtellen ließ, und die Könige von Sicilien Einkünfte durch dieſelbe hatten; cf. Gattola l. c. p. 279 in einem Diplom Heinrichs VI vom Jahre 1193: „si quid aliquando de cambio mensae publicae quod in S. Germano exercetur, a regibus Siciliae consuevit requiri." —

Für die Theilnahme der Einwohner der Hauptſtadte an dem Schickſal ihrer Fürſten und Regenten, laſſen ſich eine Menge von Belegen anführen; beſonders aus der vorgermanniſchen Zeit. So bewahrten die in dieſen Städten ſo zahlreichen Einwohner Longobardiſcher Herkunft noch längere Zeit ihr altes Recht, bei der Wahl ihrer Fürſten einen gewiſſen Einfluß zu üben [1]). Den von ihnen gewählten ſchützten

1) Man hat oft die Stelle des Tacitus von den Germanen: „reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt" ſo mißverſtanden, als hätte man ganz gemeine Leute, vorausgeſetzt daß ſie tapfer zuſchlugen, zu Herzogen erwählt. Gewiß fand die Wahl nur unter den angeſehenern Familien ſtatt, und in ſofern ex virtute, als man unter den angeſehenern den tüchtigſten nahm. Bei den alten Sachſen fand ein ſtrenger Erbadel ſtatt, wie bei den Longobarden. An der Spitze der zwölf Sächſiſchen Thingſprengel ſtanden Edle aus prieſterlichen Familien, Jarle, Earle, Ealderman, und wenn ein Herzog zu wählen war, ward er aus den zwölf Aldermännern durchs Loos gewählt; cf Bedae venerab. Hist. eccles. gentis Anglorum ed. Smithii p. 192. „Qui venientes in provinciam, intraverunt hospitium cujusdam villici (umgereſa) petieruntque ab eo, ut transmitteretur ad Satrapam (ealdormen) qui super eum erat, eo quod haberent aliquid legationis et causae utilis quod deberent ad illum perferre. Non enim habent regem iidem antiqui Saxones (ealdSeaxan), sed Satrapas plurimos suae genti praepositos, qui ingruente belli articulo mittunt aequalitèr sortes, et quemcumque sors ostenderit, hunc tempore belli ducem (herretoga) omnes sequuntur, huic obtemperant; peracto autem bello rursum aequalis potentiae omnes sunt Satrapae." So hatten die Longobarden Herzoge, welche ſie Könige nannten, ſo lange ſie ein herumziehend erobernd Kriegsheer waren. Auf kurze Zeit machten ſie einen Verſuch in Italien ihre republikaniſche Friedensverfaſſung herzuſtellen, und blos unter Aldermännern, die ſie Herzoge nannten, zu leben — allein ſie waren von Feinden umringt, mußten im Kriegszuſtande verharren, von neuem einen König wählen, und die Verfaſſung eines Kriegsheeres dann bis zuletzt beibehalten: cf. meine Entwickelung der Verfaſſung der Lombardiſchen Städte S. 13. Not. 1. An die Stelle des alten prieſterlichen Adels trat bei den Longobarden, wie bei anderen Germaniſchen Völ

ſie öfters gegen Partheiungen des Adels [1]). Bei der Wahl ſcheinen übrigens die Söhne ein gewiſſes Recht auf die Succeſſion in das Amt des Vaters gehabt zu haben, ſo daß nur wenn mehrere Söhne vorhanden waren, unter ihnen eine Wahl ſtatt fand, woraus ſich denn ganz folgerecht die Sitte der Väter entwickelte ihre Söhne bei Lebzeiten zu Mitregenten anzunehmen. Wenn keine Söhne vorhanden waren, wählte man wohl immer einen Gaſindius, wie z. B. nach Grimoalds III Tode den Storeſeiz Grimoald IV. Die Kinder der Gaſinde, und ſolange die Herzoge von Benevent noch in ihrem urſprünglichen Verhältniſſe zum Longobardiſchen Reiche waren, alle männlichen Glieder der herzoglichen Familie ſcheinen geborne Gaſinde geweſen zu ſein.

Ebenſo gut wie die Fürſten von Benevent in den edlen und freien Einwohnern ihrer Hauptſtädte eine bedeutende Stüze hatten, konnten ſie aber auch gerade durch ſie ihren Untergang finden, wenn ſie ihre fürſtliche Gewalt zu tyranniſcher Herrſchaft misbrauchen wollten [2]).

Dies unmittelbare Verhältniß der Bürger zu ihren Fürſten änderte ſich ganz durch die Normanniſche Eroberung, denn dieſe ward begleitet von der Einführung eines ſtrengen Feudalſyſtemes und umfaßte zugleich Länder von ſolchem Umfang und Völkerſtämme von ſolcher Verſchiedenheit, daß das

---

kern, der Geleitsadel; cf. meine Entwickelung S. 25. Gaſinde traten an die Stelle der alten Adalinge oder Jarle, aber wie bei den Jarlen das Volk unter den verſchiedenen männlichen Gliedern der Familie eine Wahl gehabt zu haben ſcheint, welcher der Aldermann werden ſolle (dies läßt wenigſtens die Analogie mit der Succeſſionsordnung der Germaniſchen Könige ſchließen), ſo mochte es jetzt unter dem Geſindeadel ſich ſeinen Herzog wählen und der König ihn beſtätigen.

1) Cf. Lebret Geſchichte von Italien B. I. S. 281. §. 239.

2) Lebret Geſchichte von Italien B. I. S. 293. §. 274.

gewaltſame Handeln einer Burgerſchaft ohne bedeutenden Einfluß war, und die Rechte der Nachkommen der alten Longobarden bei der Beſetzung des erledigten Herrſcherthrones hörten natürlich auf.

Faſſen wir nun die ganze ſtädtiſche Entwickelung in jenen Gegenden, ſo weit wir dieſelben kennen, noch einmal in ihren Reſultaten zuſammen, ſo ſind es folgende:

a) Kurz nach der Longobardiſchen Einwanderung, wo die verſchiedenen Elemente der Bevölkerung noch ſchroff neben einander ſtehen, können nur die Hauptſtädte Städte genannt werden. In ihnen ſind freie Longobardiſche Gemeinden unter Schultheißen, und den Herzogen zinspflichtige und ſchutzhörige Gemeinden unter Gaſtalden. Die kleineren Orte ſind in ihren Verhältniſſen ganz den Dörfern gleich zu ſetzen.

b) Die Longobardiſchen Gemeinden ſchmelzen allmälig zuſammen, indem ein Theil ihrer Glieder unter die Gaſtaldengerichte tritt, ein anderer Theil nach der Verwandlung der Gaſinde in Fränkiſchen Lehnsadel ſich dieſem anſchließt. Eine andere Gerichtsverfaſſung zu Normanniſcher Zeit verdrängt die Schultheißen allmälig ganz und ſtellt Juſtiziarien an ihre Stelle. In derſelben Zeit, wo ſo die Longobardiſchen Gemeinden ihre alten Richter verlieren, verlieren ſie auch ihre Beziehung zu ihren Fürſten, welche nun nicht mehr ihre Volksfürſten, ſondern fremde Eroberer ſind.

c) Die Gaſtalden in den Städten verſchwinden zum Theil ganz und werden zu Baillis oder Gerichtsdienern, zum Theil werden ſie Grafen und bringen als ſolche (wo ſie zugleich den mächtigſten und angeſehenſten Theil des Adels bilden) einen Theil ihres ehemaligen Amtsſprengels als erbliche Lehen an ſich.

d) In der unruhevollen Hohenſtaufiſchen Zeit erheben ſich endlich auch kleinere Orte ſo weit, daß (nachdem die Schroffheit der volksthümlichen Abſtammung durch die weite Verbreitung des Fränkiſchen Miniſterialweſens und die Leichtigkeit

in dieſen Stand einzutreten beſiegt worden iſt) die Ortseinwohner zuſammen eine Gewähr ihrer Rechte bilden, und in dieſer Einheit Gnaden und Freiheiten erwerben.

## 3. Adeliche Verhältniſſe.

Wenn die Verhältniſſe der Landbauern diejenigen ſind, welche durch einen Wechſel der Herrſchaft am geringſten umgeſtellt zu werden pflegen, ſo ſind hingegen die des Adels fortwährend von der Stellung des Hofes abhängig, und werden durch das Schickſal der Fürſten faſt wie ein Schiff durch das Steuer regiert.

Die Deutſchen Stämme, denen die Longobarden ihrer Art nach am nächſten verwandt geweſen zu ſein ſcheinen, die Sachſen nämlich und Scandinavier, ſtanden unter einer prieſterlichen Adelsherrſchaft, die das monarchiſche Princip nur in den Zeiten der Noth und des Krieges anerkannte.

Als ein kriegeriſcher Haufe zu leben wurden die Longobarden durch die Umſtände ſo lange gezwungen, daß dadurch allmälig die urſprüngliche Ariſtokratie ganz bei Seite geſetzt ward und eine Feldherrnmonarchie entſtand.

Die alten Herrſchergeſchlechter nennt Paul Warnefrieds Kuninge und Adalinge [1]). Die Herrſchaft der Adalinge, aus deren Geſchlecht noch eine Zeitlang die Heerkönige waren, ſcheint mit Waltari aufgehört, und Audoin, Alboins Vater, zu den Adalingen der Longobarden in einem ähnlichen Verhältniſſe geſtanden zu haben wie Pipin in Franken zu den Merowingen.

Die Heerkönige aller Germaniſchen Stämme der Völkerwanderung erſcheinen mit einem Geleit tapferer Genoſſen, mit

Hird-

1) Paul Warn. I. 21.

Hirdmännern [1]), mit Gasinden umgeben. In diese Gasindehaufen konnte jeder freigeborne, jeder zu den Waffen geborne eintreten; aber auch Königssöhne mußten sich zuerst in einem Königsgasinde die Ritterwaffen erkämpft haben, ehe sie selbst als Könige gelten konnten [2]). Wenn nun in den durch die Völkerwanderung neu gegründeten Germanischen Staaten die Gasinde den neuen Adel bildeten, so war sehr leicht möglich, daß unter denselben auch mancher Abkömmling des alten Adels sich befand; allein er galt demohnerachtet nur als Gasinde, und seine Abstammung aus altpriesterlichem Geschlecht ward nach der Annahme des Christenthums und nach der Trennung von der Väter Heimath mehr und mehr als etwas unbedeutendes, zufälliges betrachtet.

Die Gasinde bildeten theils die nächste Umgebung des Heerkönniges, seinen Hofstaat, zu dem sein Schildpor, sein Marpahis gehörten, theils waren sie die Führer der einzelnen Heeresabtheilungen, die Herzoge, Schultheißen, Zehnhäupter, oder wie sie heißen mochten. Diese Adelsverfassung ging mit der Longobardischen Verfassung überhaupt zuerst auf das Herzogthum Benevent über. Der Herzog von Benevent und alle dessen Unterbeamten, sein Marpahis, seine Gastalden, seine Schultheißen waren Longobardische Gasinde, und gehörten dem in der Völkerwanderung entstandenen Dienstadel an [3]).

Dieser Dienstadel kann in einer Beziehung nicht erblich ge-

---

1) Dieser Name (hirdmanns) blieb in Dänemark dem Adel auch noch im späteren Mittelalter, wie das Jütische Gesetz zeigt; cf. Kolderup-Rosenvinge's Dän. Rechtsgesch. übersetzt von Homeyer §. 91. Not. b.

2) Der beste Beleg dazu, außer der Analogie der Sitten der folgenden ritterlichen Zeit, ist Alboins Geschichte; cf. Paul Warnefr. I. 23.

3) Ueber diesen Dienstadel bei den Longobarden cf. meine Entwickelung der Verfassung der Lombard. Städte S. 26.

nannt werden; es war nämlich durchaus nicht nöthig, daß das Amt des Vaters auf den Sohn überging, ja der König hatte offenbar das Recht einzelne Gasinde aus aller Beziehung zu ihm zu stellen. Endlich konnte höchst wahrscheinlich auch fortwährend noch jeder zu den Waffen geborne Longobarde in dies Verhältniß der Gasinde treten, und die Gasinde waren also kein an die Geburt geknüpfter Stand. Allein ein Umstand brachte doch eine große Neigung zu der Abrundung des Gasindestandes in einen Adelsstand hervor. Es war nämlich natürlich, daß die Gasinde bei der Vertheilung des eroberten Landes nicht blos hinsichtlich ihrer Aemter, sondern auch persönlich bedeutender ausgestattet wurden als blos freie Leute. Sie waren ja dem König die nächsten, im Heere die mächtigsten.

Der erste Herzog von Benevent, muß man also annehmen, bedachte sich, außer den Rechten und Einkünften, die er als Herzog in Anspruch nahm, auch noch sonst mit einem ansehnlichen Privatbesitz. Er ward wenn nicht der reichste, doch einer der reichsten Grundeigenthümer des Herzogthumes. Wollte man nach seinem Tode seinem Sohn die Herzogswürde nicht geben, so war nun erstens die Frage, was ist des Herzogs? was des Privaten? — die Succession in des Vaters Privatvermögen ließ sich nicht absprechen — die Sonderung mochte aber außerordentlichen Schwierigkeiten unterliegen, die man alle vermied sobald man dem Sohne, ohnehin dem reichsten Mann der Provinz, das Amt des Vaters ließ. Starb ja eine Familie aus, oder waren überwiegende Gründe für die Ausschließung des Sohnes trotz aller Schwierigkeiten, so konnte man natürlich nur wieder einen der reichsten Grundeigenthümer, also wieder einen Gasinde zum Herzog wählen, denn das Leben hatte sich nun schon so gestaltet, daß neben der herzoglichen Ausstattung auf ein bedeutendes Vermögen gerechnet war. Aehnliches, obgleich in minderem Grade, fand denn auch

bei den anderen Aemtern ſtatt, und ſo war alſo die Hinneigung zur Erblichkeit der Aemter und zum Hinüberziehen der Amtseinkünfte in das Familiengut von ſelbſt gegeben. Am meiſten war es immer bei den Herzogsämtern ſelbſt der Fall. Dieſe Neigung zur Erblichkeit ward noch vergrößert durch das Anerkennungs- oder wie man es auch genannt hat, Wahl-Recht des Volkes, d. h. der Longobarden, welche dem zu ernennenden Gaſinde (ſei er Herzog, ſei er Gaſtald oder was er ſonſt möge) untergeben ſein ſollten [1]). Es konnte nun nämlich jeder Vater für ſeinen Sohn bei ſeinen Lebzeiten durch Bewerbungen, Empfehlungen, Verſprechungen, Vergabungen u. ſ. w. ſorgen, und gewiß mislangen dieſe Verſuche der Väter ſelten. Gegen das Ende des Longobardiſchen Reiches läßt ſich faſt bei allen Aemtern, deren Geſchichte wir einigermaßen kennen, die Erblichkeit beobachten.

Die Verbindung, in welche ſpäter das Longobardiſche Reich mit dem Fränkiſchen trat, war in Beziehung auf das Herzogthum von geringerer Bedeutung als für andere Theile des Reiches, änderte aber im allgemeinen das Verhältniß des Dienſtadels nur dahin, daß er ſich ſtrenger ausbildete und ſchloß. Außerdem ſahen ſich die Fürſten durch die gefahrvollere Lage, in welche ſie wegen der Trennung des Beneventaniſchen Gebietes in mehre Herrſchaften und wegen der ſteten Zwiſtigkeiten und Kämpfe mit Arabern und Byzantinern kamen, gezwungen, ihre Dienſtmannſchaften zu mehren, da die Longobardiſchen freien Gemeinden immer mehr zuſammenſchmolzen, oder ſich auch zu vielen Unternehmungen ſchwierig zeigen mochten.

1) Cf. die Note zu S. 269. Ueber die Wahl der Herzoge von Benevent durch die Beneventaniſchen Longobarden cf. Borgia memorie di Benevento I. p. 133. — Ueber die Wahl der Gaſtalden von Capua durch die Capuaniſchen Longobarden cf. Granata storia civile di Capua p. 307. Was da geſagt iſt, bezieht ſich freilich auf Zeiten, wo ſchon die Franken Einfluß hatten.

Wo daher in dieſer Fränkiſch-Longobardiſchen Zeit irgend Beamtete genannt werden, gehören ſie immer (mit einziger Ausnahme der Schöffen, die doch eigentlich nicht Beamtete zu nennen ſind) dem Stande des Dienſtadels an [1]).

Was der Adel des Herzogthumes Benevent in dieſer eigenthümliches in ſeiner äußeren Erſcheinung zeigt, ſind Annäherungen an Byzantiniſche und Arabiſche Verhältniſſe und Sitten. So erſcheint, wie ich ſchon oben beiläufig erwähnte, in dieſer Zeit der Titel Comes ganz in der Art wie die Byzantiniſchen Hoftitel; er iſt nicht nothwendig mit einem beſtimmten Amte verbunden; Gaſtalden führen ihn zwar am häufigſten, doch auch Schultheißen [2]) und bloße Judices [3]); eben ſo wenig iſt er aber ſchon erblich; denn es findet ſich, daß der Vater ihn hat und der Sohn nicht, oder daß zwei Brüder ihn haben und der dritte nicht. Es iſt ein bloßer Hoftitel, wie es zu unſerer Zeit Kammerherren giebt, und dieſe Erſcheinung kann nur dem vielfachen Verkehr mit dem Griechiſchen Reiche beigemeſſen werden.

Den Arabern ſcheint ſich der Beneventaniſche Adel weni-

1) Wenigſtens geben alle vorkommenden Standesbezeichnungen nur den Adel an. In einem Gericht des Fürſten Giſulf von Salerno vom Jahre 947 werden als Beiſitzer genannt „Lando Gastaldeus, Moncola Judex et alii nobiles;“ cf. de Blasio series princip. qui Long. temp. Sal. imper. p. XXIII. — Die judices in Capua werden nobilissimi genannt im Jahre 932. Granata storia civile di Capua p. 111. — Ein Verwandter der Fürſten von Capua iſt judex, einer Urkunde aus den 1030er Jahren zufolge; cf. Granata l. c. 133. — Ein judex wird fidelis, alſo Vaſall des Fürſten genannt im Jahre 1012; cf. de Blasio l. c. p. L. und ſo unzählige andere Male.

2) Z. B. bei de Blasio l. c. in einer Urkunde, welche p. LXI beginnt, wird aus früheren Urkunden öfter erwähnt Truppoalt Scolsaiz et Comes.

3) Z. B. bei de Blasio l. c. p. XXVIII. „ante me Siconem, comitem et judicem.“

ger in Instituten des Lebens als vielmehr blos in Sitten angenähert zu haben; namentlich scheint die morgenländische großsprechende Weise die Namen aller Vorfahren so weit dieselben bekannt sind mit anzuführen auf den Adel des Herzogthumes Benevent übergegangen zu sein, wie sie ja auch in Spanien Eingang gefunden hatte. So findet man zum Beispiel in einem Diplom den Namen: „Ich Johannes, der Sohn des verstorbenen Leo des Johannes des Constantin des Luxinus des Constantin eines Sohnes des Grafen Leo“ [1]).

Alles aber was sich in diesen Gegenden durch das Zusammentreffen von Orient und Occident eigenthümliches gestalten wollte, ward zerstört durch die Befestigung der Normannischen Herrschaft [2]), einer rein abendländischen, ritterlichen, deren Häupter die Ausbildung, welche indeß das Lehenwesen in Frankreich und England erhalten hatte, kannten, und von dessen Einrichtungen übertrugen was sich übertragen ließ.

Seit die Normannen Herren sind, hören die alten Adelstitel auf Amtstitel zu sein, der Titel Comes wird in einzelnen und zwar in vielen Familien ein erblicher Adelstitel, die Titel der Gastalden und Schultheiße verschwinden, und an der

1) Cf. de Blasio l. c. p. XLIV.

2) Daß die Normannen im Grunde so leicht sich der Saracenischen Territorien bemächtigten, war vorzüglich die Folge davon, daß die edleren und reicheren Saracenen wegen der Zerrüttung aller allgemeinen Verhältnisse in Sicilien diese Insel schon im October 1068 verließen. Novairi erzählt dies in seiner Sicilischen Chronik folgender Gestalt: — — „Tunc rerum potitus fuit Ajub Ben Taninn. Sed cum inde inter ejus milites et populum urbis (Palermo) seditiones gravissimae intercessissent, quin tot mala et dissensiones pergerent, Ajub et frater suus (Ali, welcher Agrigent besetzt hatte) in Africam cum classe rediere anno 1061, iisque comitem se addidit maxima et praestantior pars Siculorum, nec ullus reliquus fuit qui Francis obsisteret.“ Nämlich kein bedeutender Mann. Wenige Jahre nachher fiel Palermo in die Hände der Normannen

Stelle der Gastalden, so weit nämlich diese wirklich noch ein Richteramt verwalteten, erscheinen Baillis, welche in Sachen, welche die Hoheitsrechte und die fürstlichen Einkünfte angehen, das Recht sprechen und die Verwaltung haben; an der Stelle der Schultheißen und Ortsrichter Justitiarien und Castellane. Von der Bedeutung aller dieser Behörden wird weiter unten die Rede sein.

Für die Adelsverfassung hatte dies eine höchst wichtige Folge — früher nämlich hatte der Adel und die Regierung sich ganz verschmolzen, es würde sehr schwer sein bei dem Longobardischen Dienstadel bis auf die Normannische Zeit zu sondern was des Adels und was des Dienstes gewesen ist. Von nun an aber bildeten die Baillis, die Castellane, die Justitiarien ꝛc. und an ihrer Spitze der Fürst ein festes Regierungssystem, dem gegenüber das Volk und im Volke als ein besonderer Stand der Adel mit seinen Rechten erscheint. Früher hatten wohl einzelne Adeliche ein Interesse gegen die Regierung, oder der Adel überhaupt ein Interesse gegen den einzelnen Fürsten haben können, aber nie war eine Trennung zwischen dem Adel als Stand und der Regierung als einer Behörde möglich gewesen. Die Trennung war nun constituirt. Die begüterten Longobardischen Familien, die früher die Gastalden und Schultheißenämter an sich gebracht hatten, und fast alle den Grafentitel führten [1]), so wie die in Folge der

1) In dem Bezirke des Herzogthumes Benevent waren nicht weniger als 33 Grafschaften, d. h. adeliche Besitzthümer, deren Eigenthümer den Grafentitel führten; cf. bei Tria memorie della città e diocesi di Larino p. 106. Herr von Raumer (Hohenstaufen III. S. 191) führt die Grafen und Barone so an, als hätten die Barone unter den Grafen gestanden. Dem Range nach ist dies allerdings wahr; der Stellung nach nicht immer, es kommen auch Barone vor, welche unmittelbar unter dem Könige standen, und die daher auch bei Parlamenten eine unabhängige Stimme führten. Grafen und Barone als Stand zusammengefaßt heißen immer Barone.

Normanniſchen Eroberungen im Normanniſchen Reiche mit Leben ausgeſtatteten Franzöſiſchen Ritter [1]) bildeten den Stand der Barone, deren Name von nun an in der Geſchichte Neapels erſcheint. Die ritterbürtigen Vaſallen dieſer Barone und der hohen Geiſtlichkeit bildeten einen niederen Adelsſtand, den Ritterſtand. An der Spitze der Reichsbarone ſtand der Reichsconnetable; an der Spitze der Ritter einzelne Barone, oder, wo ſie unter geiſtlichen Herren ſtanden, beſondere Connetables der einzelnen Ort und Landſchaften.

Die Longobardiſchen Fürſten im Herzogthum Benevent hatten erfahren, was die ganz natürliche Folge erblicher Staatsämter iſt, nämlich daß der Fürſt bald von dem guten Willen ſeiner durch gleiches Intereſſe unter ſich und gegen ihn verbundenen Beamteten abhängt, und dieſen guten Willen bei jeder einzelnen Gelegenheit theuer erkaufen muß. So vertheilt er die Rechte der oberſten Gewalt an eine Ariſtokratie, die er zuletzt ſelbſt nicht mehr bezwingt, und welche alles mit Druck und Unruhe erfüllt.

Die Staatsleiſtungen des Adels zur Normanniſchen Zeit beſtanden im Ritterdienſt unter gewiſſen Bedingungen und gegen Sold. Von ſeinen Gütern gab er nur den Kirchenzehnten, und ich zweifle, ob dieſen überall [2]); Belege kenne ich nur für die in geiſtlichen Territorien gelegenen Leben. Dage-

1) Ueber den rechtlichen Unterſchied der Longobardiſchen und der Normanniſchen Leben hinſichtlich der Vererbung cf. v. Raumer Hohenſtaufen III. 177.

2) Cf. Constit. regn. Sic. lib. I. tit. 7. Hinſichtlich des Betrages der Zehnten beſtimmt Friedrich II: „Subjectis etiam nostris indiximus, ut decimas, quas de feudis et bonis suis antecessores eorum praedicti regis Guilielmi tempore praestiterunt, venerabilibus locis, quibus decimae ipsae debentur, cum integritate persolvant.“

gen hatte er überall freie Jagd, Fischfang und Vogelfang, und war von allen bäuerlichen Lasten und Abgaben frei.

Ueberblicken wir die Verhältnisse des Adels nun nochmals in ihrer ganzen Entwickelung, so bleiben uns folgende Resultate:

1) Ursprünglich ist der Longobardische Dienstadel von den freien Longobarden nur durch das höhere Amt, nicht durch Abstammung geschieden.

2) Hieraus folgte von selbst, daß bei der Eroberung der Dienstadel zugleich der reichere Theil der Nation ward; und da sich gewisse Familien so ziemlich in dem Besitz der öffentlichen Aemter zu erhalten wußten, und dadurch auch fortwährend die reicheren blieben (weil sich die Privatbesitzungen versplitterten und unter sämmtliche Kinder vertheilten, das Amt aber Einem blieb und ihm so Mittel ward seine Familie zu halten und zu bereichern), entstand allmälig ein Adelsstand auch als der Herkunft nach abgesonderter Stand.

3) Dieser Stand ward in seiner Bildung fester gestellt durch seine Berührung mit dem Fränkischen Reiche, und war eben im Begriff sich durch den Verkehr mit Griechischen und Arabischen Vornehmen in eigenthümlicher Weise auszubilden, als

4) die Normannen kamen und die Französische Lehensverfassung übertrugen, wobei aber für die Longobardischen Leben noch das mildere Longobardische Erbrecht, welches die Theilung unter alle Kinder bestimmte, in Geltung blieb.

## 4. Verhältnisse der Geistlichkeit.

Die Longobarden gehörten gleich den Sachsen und Nordländern zu den Verehrern Odins, doch mag ihre religiöse Bildung durch ihr eroberndes, herumziehendes Leben mancherlei Mischung erhalten haben. Daß sie eine Religion nicht rein

aufzufaſſen im Stande waren, daß wenigſtens das Volk im Ganzen dies nicht im Stande war, wenn es auch einzelne vermochten, dafür iſt der beſte Beweis ihr Hangen an heidniſchen Opfern und Gebräuchen, nachdem ſie ſchon Chriſten und in Italien angelangt waren [1]). Ihr Gottesdienſt war alſo mehr eine Sammlung zauberhafter Ceremonien, die ſie theils aus dem Odinsdienſt beibehalten, theils gewiß auch aus anderen heidniſchen Opferweiſen entlehnt und wozu ſie endlich auch das Chriſtenthum angenommen hatten. Der längere Aufenthalt in Italien mußte jener trüben Miſchung allmälig ein Ende machen und das chriſtliche Intereſſe zu dem hauptſächlichſten religiöſen Intereſſe erheben. Die Longobardiſchen Geſetze kamen bei Unterdrückung des alten Zauberweſens mit harten Strafen zu Hülfe [2]).

In Italien trafen die Longobarden auf ein von dem ihrigen verſchiedenes Chriſtenthum, welcher religiöſe Gegenſatz ſie beſonders zu Gewaltthätigkeiten bei der Eroberung fortgeriſſen zu haben ſcheint, da ſie in der Gleichheit des Glaubens ihrer neuen Unterthanen mit den Byzantiniſchen Römern und mit dem Biſchof zu Rom ein Band erkannten, was immer wieder zu feindlichen Planen benutzt werden konnte und benutzt ward. Der Streit mit den katholiſchen Provincialen hatte nicht blos religiöſes, er hatte zugleich politiſches Intereſſe, und erſt als die Führer der Longobarden ſich überzeugten, daß mit Härte gegen die Katholiken nichts zu gewinnen ſei, trat ein duldſameres Verhältniß ein. Arianiſche und ka-

1) Cf. Lebret Geſchichte von Italien 1ſter Theil S. 279. Mone Geſchichte des Heidenthumes im nördlichen Europa 2ter B. S. 199. Noch Rönig Liutprand verbietet das Anbeten der Bäume, der Quellen und das Befragen der Wahrſager aufs ſtrengſte: cf. ed. Lindp. VI. 30.

2) Cf. Mone Geſchichte des Heidenthumes im nördlichen Europa 2ter B. S. 193 f.

tholiſche Gemeinden und Geiſtliche beſtanden nun neben einander [1]), und auch die Katholiken, ſtatt fruchtlos ihre Augen nach Byzanz zu kehren, dachten nun lieber auf die Mittel ihre neuen Herren der katholiſchen Kirche zu verbinden. Dem Eifer der katholiſchen Prieſter gelang dies um ſo leichter, da die Longobarden immer mehr die Sprache und geiſtige Bildung, alſo auch das ganze Denk- und Abſtractionsſyſtem der Provincialen annahmen, und ohne ſelbſt es zu wiſſen ihren Bekehrern dadurch in die Hände arbeiteten [2]).

Es konnte den Longobarden nicht ſchwer werden, ſich in die chriſtliche Kirchenverfaſſung, wie ſie ſie in Italien trafen, zu finden; auch das Nordiſche Heidenthum ſcheint Abgaben an Kirchen [3]) und ſogar Klöſter [4]) gekannt zu haben; daher trägt die kirchliche Verfaſſung des Longobardiſchen Reiches und des Herzogthumes Benevent zunächſt durchaus nichts auffallendes an ſich — ſie iſt die bekannte katholiſche jener Zeiten.

Die Berührung des Fränkiſchen Reiches mit dem Longobardiſchen brachte dann auch in das Herzogthum Benevent die Sitte den Klöſtern und Kathedralen Immunitäten zu ertheilen; doch finde ich nirgends einen Beweis, daß in dieſen Gegenden bis zu den Zeiten der Hohenſtaufen irgend einer Kirche der Blutbann übertragen worden wäre [5]). Hieraus,

---

1) Cf. di Pietro memorie di Sulmona p. 69.

2) Ueber das allmälige Bekehren der Longobarden im Herzogthum Benevent cf. di Pietro memorie di Sulmona p. 71 u. 72.

3) Cf. Aubs Geſch. von Schweden B. I. §. 10.

4) Cf. Mone a. a. O. 1ſter B. S. 237.

5) Gattola (l. c. p. 353) iſt zwar der Meinung, Gisulf der jüngere, der nach Gottſchalk Herzog von Benevent war, habe dem Kloſter von Montecaſino ſchon den Blutbann verliehen. Allein dies widerlegt ſich ſchon daraus, daß vor der Herrſchaft der Franken in Italien, ſo viel ich weiß, gar keine Uebertragung weltlicher Gerichtsbarkeit an Geiſtliche ſtatt findet. Leo von Oſtia, auf den ſich

daß die Vicecomites der Bischöfe und Klöster in diesen Gegenden weder über freie Volksgemeinden noch in Sachen die an Hals und Hand gingen richteten, sondern blos Civilbehörden für die ritterlichen Dienstleute und Schutzhörigen der Kirchen waren (also für die Geistlichkeit der früheren Zeit ziemlich dasselbe, was später die Baillis für König und Geistlichkeit), erklärt es sich nun natürlich, warum in diesen unteren Gegenden Italiens nicht auch wie im nördlichen und mittleren unter dem Schutze der Geistlichkeit mächtige Freistädte emporblühten. Die Städte der Geistlichkeit hatten in sich keine Behörde, durch die ihre Einwohner zu Stadtgemeinden vereinigt werden konnten.

Eine merkwürdige Erscheinung finde ich noch in diesen Gegenden, die recht als Beweis angesehen werden kann, wie in diesen südlichen Gegenden immer wie heute die Persönlichkeit einzelner das Leben mehr bestimmt hat als feststehende Verhältnisse [1]). Es sind nämlich die Bischöfe zuweilen zugleich Fürsten, und zwar nicht Fürsten in dem Sinn, wie es auch

---

Gattola beruft, giebt die alten Grenzen des Gebietes der Abtei an, und sagt, Ghinli habe sie so bestimmt — er meint dabei, Leo müsse das Diplom doch gesehen haben, wenn er dessen Inhalt so genau angebe: dies ist schon eine starke Zumuthung an die Gläubigkeit des Lesers — sodann aber giebt Leo nur die Grenze der Besitzungen an, und daß dabei eine Gerichtsbarkeit auch statt gefunden habe, vermuthet Gattola blos, weil Leo andere Regale als geschenkt erwähnt, nämlich Mühlen, Wasser, Kirchen, Burgen u. s. w. Von einer Mühle bis zum Blutbann ist aber ein gewaltiger Sprung. Der Blutbann des Klosters von Montecasino wird sich schwerlich vor dem Jahre 1195 nachweisen lassen, wo ihn Heinrich VI durch eine Urkunde (bei Gattola l. c. p. 279) ertheilte. Karl von Anjou nahm denselben als königliches Vorrecht zurück im Jahre 1262.

1) Ein schlagender Beweis dafür ist auch das 12te Capitel im Capitulare des Fürsten Arichis von Benevent bei Camciani I p. 3[illegible] col. 1.

anderwärts in der Christenheit vorkömmt, daß das geistliche Amt mit einem weltlichen Fürstenthum verbunden ist, sondern so, daß Fürsten- und Bischofswürden nur zufällig in ein und derselben Person zusammen treffen, und nach deren Tode wieder an verschiedene Individuen aus einander fallen [1]). Wie wenn im alten Griechenland ein Priester eine Tyrannis gegründet hätte.

Das wilde Leben in diesen südlichen Gebirgsländern, der Verkehr mit Griechen und Saracenen brachte eine höchst weltliche Richtung auch in der Geistlichkeit zu Wege, und persönliche Kraft, Muth und Verstand bemächtigten sich auf welche Weise sie immer nur mochten alles dessen sie habhaft werden konnten.

Das Kloster von Montecasino wie andere Klöster bildeten geistliche Republiken, die Bisthümer geistliche Monarchien, von deren Beschaffenheit im Einzelnen hier nicht weiter die Rede sein kann, da ihre Verfassung in kirchlicher Hinsicht nichts eigenthümliches enthält, und in weltlicher Hinsicht der Zustand der einzelnen Stände aus denen ihre Unterthanen bestanden schon dargestellt ist.

## 5. Gerichtsverfassung.

Untersuchungen über die Gerichtsverfassung der in der Völkerwanderung auftretenden Germanischen Völker sind bei wei-

1) So kömmt im neunten Jahrhundert ein Bischof von Capua vor, der denn zugleich Herr der Stadt wird (was schon sein Vater und seine Brüder vor ihm gewesen waren ohne Bischöfe zu sein); nach dessen Tode treten seine Neffen an seine Stelle; cf. Lebret Geschichte von Italien I. S. 301. Aehnliches kömmt zwar nicht das ich wüßte im Herzogthum Benevent, aber im übrigen Unteritalien öfter vor: z. B. in Neapel riß der Bischof Athanasius auf die schlechteste Weise das herzogliche Amt an sich, um seine Herrschsucht zu befriedigen, schloß Bündnisse mit Saracenen ꝛc.

tem wichtiger und für die Geſchichte nothwendiger als bei Völkern anderer Zeiten und von anderer Eigenthümlichkeit.

Die Völker, welche die Provinzen des ehemaligen Römiſchen Reiches an ſich riſſen, waren Heere, hatten wenigſtens eine durchaus militäriſche Verfaſſung, und dieſe Verfaſſung mußte wegen der Einfachheit der Menſchen und Verhältniſſe für alle Beziehungen ausreichen. Ueber die Gerichte haben wir nun zwar nicht hinreichende aber doch noch die ausführlichſte Kunde; da die Perſonen, die in den Gerichten auftreten, überhaupt die leitenden und ordnenden ſind, ſo geben uns die Gerichte im allgemeinen ein Bild des Lebens jener Zeit.

Ein allgemeiner Grundſatz der Germaniſchen Welt, der hier nicht bewieſen zu werden braucht, weil dies längſt von anderen geſchehen iſt, war die Anerkennung der Verſchiedenheit des Rechtes bei Perſonen verſchiedener Abſtammung, die Anerkennung der Volksrechte. In einem und demſelben Lande ward der Abkömmling von Franken nach Fränkiſchem, der von Longobarden nach Longobardiſchem, der von Römern nach Römiſchem Rechte gerichtet, bis ſich allmälig die natürlichen Unterſchiede der Abſtammung durch Vermiſchung verloren und ein Reſt jener früheren Rechtsverſchiedenheit in den Rechten verſchiedener Stände übrig blieb.

Unſere Unterſuchung zerfällt demnach in drei Theile: 1) welches war die Gerichtsverfaſſung der Leute Longobardiſcher Herkunft? 2) welches war die Gerichtsverfaſſung der Einwohner Römiſcher Abſtammung? und endlich 3) wie bildete ſich dieſe frühere Gerichtsverfaſſung ſpäter weiter aus?

### a) Gerichtsverfaſſung der Longobarden.

Es iſt ſchon weiter oben darauf aufmerkſam gemacht worden, wie in der Verfaſſung der Völker Sächſiſchen und Scandinaviſchen Stammes die Zwölfzahl oder die ſogenannte Großzehnt von außerordentlicher Bedeutung ſei. In Schweden, in

Island, im ganzen Norden iſt die Zahl zwölf, in den Gerichten die immer wiederkehrende [1]).

Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die Verfaſſung der Stadt Benevent; in ihr war in den Gegenden des unteren Italiens die ſtärkſte Longobardiſche Gemeinde, und weil der Herzogsſitz in dieſer Stadt war, hielt ſich die Longobardiſche Verfaſſung fortwährend am unvermiſchteſten — und während dann die übrigen Reſte Longobardiſcher Verfaſſung in dem neuen Normanniſchen Königreich aufgingen, erhielt ſich Benevent ganz in der alten Weiſe dadurch, daß es nicht Unterthan der Könige von Neapel, ſondern des Pabſtes, alſo eines entfernteren und der Lage der Dinge zufolge zu ohnmächtigen Fürſten ward als daß er hätte gewaltſam die hergebrachte Verfaſſung umſtoßen können. Benevent iſt demnach eine Art Verſteinerung der Longobardiſchen Verfaſſung, welche alle Longobardiſchen Staaten überdauerte, und auch in der Verfaſſung von Benevent iſt die Zwölfzahl wunderbar durchgreifend [2]).

---

1) Zuſammenhängend mit religiöſen Einrichtungen ſcheint auch die noch weit ſpäter vorkommende Gewohnheit in Italien zu ſein unter Bäumen Gericht zu halten. Ein Gericht, wobei Arimannen als Richter erwähnt werden und Caſtalden als Kläger erſcheinen — welches alſo ohngeachtet der Anweſenheit eines Vativus und mehrer Einwohner von Imola wenigſtens zur Hälfte ein Fränkiſch-Longobardiſches geweſen zu ſein ſcheint — wird im Jahre 1005 in der Nähe von Imola sub arbore vero (lies: bero) lubio (unter der Beerbaums-Laube) gehalten, Fantuzzi vol. V. dipl. XXXVII. Daher mag ſich denn in noch ſpäterer Zeit die Sitte geſchrieben haben die Gerichte in bedeckten Gängen innerhalb der Ortſchaften oder unter ſogenannten Lauben, Läuben zu halten; cf. Affò memorie di Parma vol. II. p. 323. dipl. XXII. „Dum in Dei nomine in loco, qui dicitur Spino Lamberti in laubio domnicola Bonifacio Ducis et Marchionis — — — jam dictus Bonifacius Dux et Marchio in judicio residebat" — —

2) Cf. v. Raumer Geſchichte der Hohenſtaufen B. III. S. 400. Borgia memorie di Benevento II. p. 171.

Ich glaube dies folgendermaßen erklären zu können. Die Volksgemeinde war ursprünglich durchaus in der Germanischen Welt im Besitz des Recht findens und Recht sprechens, und die Magistrate dieser Gemeinden waren nur Ordner, Vorsitzer und Executoren. Bei dem Entstehen großartigerer Verhälnisse, namentlich bei den Heerzügen konnten aber unmöglich alle Streitigkeiten vor eine Volksgemeinde gebracht werden; es traten also die kleineren Gemeinden an deren Stelle; zunächst für jeden war die Zehnt oder Großzehnt, zu welcher er gehörte, sein Gericht, und der Decan der Vorsteher des Gerichtes. Es folgten dann bei wichtigeren Dingen die Gemeinden der Hunderte unter den Schultheißen; da aber hundert Richter zu unbequem gefunden wurden, trat aus ihrer Mitte wieder eine Zehnt (vielleicht die Gesamtheit der Decane in einem Großhundert) zusammen und bildete einen engeren richtenden Ausschuß; so endlich bildeten vielleicht die Schultheißen, welche unter einem Herzog standen, oder andere ausgewählte Männer eine neue Zehnt, in welcher der Herzog selbst den Vorsitz hatte, wenn eine große Landesgemeinde zusammengerufen ward.

Ich kann für diese Darstellung keinen anderen Beweis anführen, als die Natur der Sache und analoge Verhältnisse bei anderen Germanischen Völkern. Gewiß ist, daß die Schultheißen die Richter und Vorsteher größerer Longobardischer Gemeinden, wie zum Beispiel der Stadtgemeinde von Benevent, waren [1]) — ferner ist gewiß, daß das Gericht der Herzoge und Fürsten nicht wie das der Ortsrichter oder Decane blos aus „guten Leuten" besetzt war, sondern aus anderen Beamteten und Richtern [2]), welches der Vermuthung einer früheren

---

1) Borgia memorie di Benevento II. p. 65. 89. de Blasio series princ. qui Long. temp. Salerni imp. p. CLXIV

2) Landulf II hält im Jahre 915 ein Gericht; unterschrieben sind sechs — im Text sind ihre Namen nicht alle zu lesen, sie werden

militärischen Einrichtung und Abstufung der ganzen Verfassung wenigstens nicht im Wege steht [1]).

Die Schultheißen erscheinen ganz wie andere Volksrichter bei Germanischen Nationen; sie können nirgends willkührliche Gewalt üben, und sind an den Willen der Gemeinde, welcher sie vorstehen, deren Organ sie sind, gewiesen.

In keinem Gericht, vor welchem Longobarden zu erscheinen hatten, konnten andere Richter oder Urtheilsfinder sitzen als solche die vollkommen freier, Longobardischer Herkunft oder mit anderen Worten, Heermänner (Arimannen), Heergenossen, zu den Waffen geboren waren. Es ist dies ein Zug, der sich bei allen Germanischen Völkern wiederfindet, daß niemand von einem schlechteren gerichtet werden kann. Die Beisitzer der Longobardischen Gerichte, selbst der kleineren Ortsgerichte, heißen deshalb immer idonei homines [2]), boni homines [3]), oder sie sind nobiles (Gasinde, Beamtete) und sind dann den idoneis hominibus gleich.

Die Gesetze, nach welchen in diesen Gerichten gerichtet ward, waren die Longobardischen, eigenthümlichen — die theils ur-

alt-

aber Gastalden und Richter genannt. Borgia memorie di Benevento III. p. 23. Sisulf hält im Jahre 947 in Salerno ein Gericht, zugegen sind ein Gastald, ein Richter und mehre Edle. de Blasio l. c. p. XXIII.

1) Ueber die ganz ähnliche Abstufung der Gerichtsgemeinden bei den Angelsachsen, wo Zehntgerichte, Hundredesgemote, Shires- und Buragerichte, endlich Königsgerichte statt fanden, cf. Phillips Angelsach. Rechtsgesch. §. 31.

2) Idonei homines und zwar secundum legem Longobardorum bei de Blasio p. l.. In dem kleinen Ort Mitiliano bei Salerno ein Ortsrichter und idonei homines bei de Blasio p. XCVI.

3) Boni homines im Jahre 851 bei de Blasio CLXIII, sonst noch bei de Blasio p. CIX und an vielen anderen Stellen. Ueber die boni homines bei den Longobarden cf. Liutpr. leg. II. 2.

altbergebrachte Rechtsgewohnheit, theils in den Edicten der einzelnen Longobardiſchen Könige und Fürſten enthalten waren. Dies Longobardiſche Volksrecht behielt zum Theil noch Geltung ſelbſt als die Normannen und Hohenſtaufen ſchon längſt die alten Fürſtenthümer in Beſitz genommen hatten.

Bei Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit waren eigentliche Beiſitzer des Gerichtes natürlich nicht nöthig, ſondern nur Zeugen, da hier kein Urtheil zu finden war — und eben ſo bedurfte es keines beſonderen Vorſitzers des Gerichtes, ſondern nur eines rechtskundigen Mannes zu Abfaſſung der Urkunden und Zeugniſſe; — in den Urkunden, welche Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit überliefern, findet ſich deshalb immer nur ein Notarius und Zeugen [1]) unterſchrieben, obwohl der Notarius zugleich das Amt eines Gaſtalden oder Ortsrichters bekleiden und alſo deſſen Titel führen kann. Bei Ausübung der jurisdictio contentiosa hingegen kann nie der Richter zugleich als Notar thätig ſein, beide ſind dann verſchiedene Perſonen.

Frauen, wenn ſie eine rechtsgültige Handlung vornehmen wollen, bedürfen dazu immer der Einwilligung und des Beiſtandes ihrer beiden nächſten Blutsverwandten [2]). Geiſtliche treten mit ihrem Kirchen- oder Kloſtervogt vor Gericht [3]), wenn ſie in einem Longobardiſchen Gericht etwas zu ſuchen haben.

---

1) Dieſe Zeugen müſſen natürlich ebenfalls boni homines ſein.

2) Es iſt dies zum Theil noch das alte Longob. Recht, wie es von Liutprand gegeben war. Liutprand leg. IV. 1. Es centrabiren z. B. die beiden nächſten Verwandten für die Braut: cf. de Blasio l. c. p. CII a. 1027. Aber nicht blos bei einer noch unverheiratheten Perſon war dies der Fall, ſondern auch bei verheiratheten (cf. bei de Blasio die Urkunde Nr. 101) und bei verwitweten (cf. ebenfalls bei de Blasio Urkunde Nr. 97)

3) Cf. de Blasio l. c. p. XXIII. p. CIX.

Die Fränkiſche Gerichtsverfaſſung, die ihren Grundzügen nach der Longobardiſchen, wie allen Germaniſchen ähnlich war, hat gewiß auf die Gerichtsverfaſſung im Herzogthum Benevent faſt gar keinen Einfluß gehabt. Der Name der Scabinen iſt mir in keiner einzigen Longobardiſchen Urkunde vorgekommen, denn das Gericht, welches Ludwig II (a. 872) in der Grafſchaft Valva halten ließ, und worin ein Vicepfalzgraf den Vorſitz hatte und zwei Scabinen der kaiſerlichen Pfalz ſich unter den Beiſitzern befanden, kann nicht als ein Longobardiſches angeſehen werden, ſondern iſt ein kaiſerliches, alſo Fränkiſches Hofgericht [1]).

### b) Gerichtsverfaſſung der Römer.

Die Römer, wie oben ſchon erwähnt wurde, kamen unter die Fremdenrichter, die Gaſtalden [2]). In anderen Germaniſchen in Römiſchen Provinzen gegründeten Reichen finden ſich Provincialen ſelbſt an der Spitze der Römiſchen Gerichte, und der ganze Stand der Romani convivae regis und viele Romani possessores gingen allmälig in die Germaniſchen Stände über. In Italien gab es gar keine Romani convivae regis, und Eigenthümer Römiſcher Herkunft waren gewiß ſo weit

1) Die Urkunden finden ſich bei di Pietro memorie di Sulmona append. di docum. p. 1 ss.

2) Gaſtald bezeichnet nicht ſowohl einen Richter über Fremde als vielmehr einen Vorgeſetzten der Fremden; ſo hatten auch Longobardiſche Privatperſonen ihre Gaſtalden, denen die Meier auf den Gütern (alſo die Provincialen) untergeben waren; ſpäter hießen denn auch die Perſonen, welche die Oekonomie in Kloſtergütern leiteten, überhaupt die Haushofmeiſter und Amtleute Gaſtalden; unter anderen cf. Grimaldi istoria delle leggi e magistrati del regno di Napoli lib. II. §. 63. In dieſem ſpäteren Sinn, wo es Gutsverwalter, Amtmann (Massarius) bezeichnet, wanderte der Name der Gaſtalden auch in die Diſtricte, die nie Longobarden unterthan waren, wie z. B. Roms Umgebung; cf. Marini papiri dipl. p. 67 in einer Urkunde vom Jahre 1018.

die Longobardiſche Herrſchaft reichte nur äußerſt wenige geblieben. Hier ſtanden alſo die Beamteten der königlichen der herzoglichen Kammer, die Gaſtalden, den Gerichten der provincialen vor. Die Folge davon war, daß die Gerichtsverfaſſung ganz germaniſirt und nur der Inhalt der Römiſchen Geſetze, ſo weit er ſich mit den Deutſchen Einrichtungen vertrug, beibehalten ward [1]). Merkwürdig iſt auch, daß in den Gerichten der Gaſtalden nicht nur boni homines, ſondern auch nobiles und provinciarum judices, alſo Longobarden Beiſitzer waren — nie kann ich mich erinnern in einem Gaſtaldengericht Perſonen als Beiſitzer erwähnt gefunden zu haben, auf deren Römiſche Abkunft zu ſchließen irgend etwas berechtigte; nur der Notarius mochte vielleicht Römiſcher Abkunft ſein [2]), ſo wie derſelbe ja auch aus den Römiſchen Gerichten in die Deutſchen überging, als man anfing Urkunden über gerichtliche Verhandlungen aufzunehmen [3]). Dieſe Erſcheinung Longo-

1) Viel blieb nicht, und das was blieb ward immer mehr als beſonderes Standesrecht zu einem bloßen Herkommen; cf. Grimaldi l. c. lib. V. §. 87. — „avenne ancora che quasi affatto si estinsero nella mente degli uomini le idee del Roman diritto; di cui solo alcune leggi più per consuetudine che per regola certa osservavansi dalla gente plebbea." — Grimaldi ſpricht hier zwar von den letzten Zeiten der Longobardiſchen Fürſtenthümer; es dauerte aber derſelbe Zuſtand ſchon lange.

2) Für die Proceſſe zwiſchen Gothen und Römern hatte früher eine ähnliche Einrichtung der Gerichte ſtatt gefunden, es ward nämlich zu einem Gothiſchen Grafengericht noch ein Römiſcher Rechtsgelehrter gezogen, natürlich der Rechtsbelehrung wegen; cf. v. Savigny Geſchichte des Röm. Rechts im Mittelalter I. S. 290.

3) Im Placitum des Grafen von Valva (die Richter in Sulmona welche der Grafſchaft Valva verſtanden, werden gleich denen in Capua bald Gaſtalden, bald Grafen genannt) im Jahre 1021 (freilich ſehr ſpät) erſcheinen Edle und provinciarum judices als Beiſitzer; cf. di Pietro memorie di Sulmona p. 109 und im append. d. doc. p. 3. In Capua werden ein Gaſtald Adenulf, nobilissimi judices und Cleriker (alſo offenbar ein Ge-

bardiſcher Beiſitzer in den Gaſtaldengerichten beſtätigt die Vermuthung des Herrn von Savigny, „daß die Gaſtalden in den größeren Domänen zugleich das Grafenamt über die Freien, die daſelbſt wohnten, hätten mit verwalten können.“ (Geſchichte des Römiſchen Rechts im Mittelalter B. I. S. 242.) Dieſe freien Longobarden konnten natürlich nicht von Richtern der unterjochten Nation Recht nehmen, wohl aber umgekehrt die Glieder der unterjochten Nation von den Siegern, welche über einzelne Beſtimmungen des Römiſchen Rechtes vom Clerus und von den Notaren ſich die nöthige Auskunft geben laſſen konnten [1]).

Anders mögen die Gaſtaldengerichte in den ſpäter durch Vertrag an Longobarden gekommenen Städten eingerichtet geweſen ſein, weil in dieſen die Einwohner Römiſcher Abkunft in ganz anderer Weiſe dageſtanden haben müſſen. Ich habe darüber keine weiteren Notizen auffinden können.

Außer den Schutzhörigen lebte auch die katholiſche Geiſtlichkeit nach Römiſchem Recht. Wie die Gerichte für die frühere Longobardiſche oder Arianiſche Geiſtlichkeit angeordnet waren, weiß ich nicht; vielleicht war dieſelbe den Longobardiſchen Volksgerichten unterworfen. Die katholiſche Geiſtlichkeit

---

richt für Leute die nach Römiſchem Recht lebten) erwähnt im Jahre 932; cf. Granata storia di Capua p. 111. — Daß das oben erwähnte Gericht des Grafen von Valva über Leute Römiſcher Abkunft richtete, läßt ſich auch daraus entnehmen, daß Schutzhörige darin erſcheinen.

1) Wo es der Fall war, daß freie Longobarden dem Gaſtald untergeben waren, hatte dieſer natürlich auch eine militäriſche Gewalt, da er der Führer derſelben im Kriege war; cf. unter andern Grimaldii storia delle leggi e magistrati del regno di Napoli l. II. §. 65. Als Anführer im Kriege wird unter andern auch ein Castaldio und die ihm untergebenen Kriegsleute Longobarden genannt von Anastasius Bibliothecarius bei Muratori scr. rr. lit. Tom. III. P. I. p. 153 in vita Gregorii II.

hatte ſpäter ihre beſonderen Immunitäten, und Biſchöfe und Aebte hatten die Jurisdiction nicht blos über die Schutzhörigen der Kirchen und Klöſter, ſondern auch über die ihnen zugetheilten Geiſtlichen. An der Spitze dieſer geiſtlichen Gerichte erſcheint ein Richter in ähnlicher Weiſe wie der Gaſtald, und wird gewöhnlich Vicedominus, ſeltner Viccomes (alſo: Vicegaſtald) genannt. Zuweilen alſo ſcheinen dieſe Vicedomini zugleich Ortsrichter über die freien Longobarden und alſo die Vorſteher zwei verſchiedener Gerichte geweſen zu ſein [1]). Zuweilen endlich ſcheint auch ein Theil der der Kirche oder dem Kloſter Dienſtpflichtigen und Schutzhörigen Longobardiſcher Abkunft, und dem zufolge das Gericht zum Theil mit Longobardiſchen Beiſitzern, oder, als die Stammunterſchiede ſchon verwiſchter waren, mit ritterbürtigen Beiſitzern beſetzt geweſen zu ſein [2]). Wo keine boni homines, keine ritterbürtigen, Longobardiſchen Männer im Gerichtsſprengel der Kirche wohnten, waren die Gerichte derſelben wahrſcheinlich blos mit Beamteten (Vicedomen, Vicegrafen, Vögten) und mit Clerikern beſetzt.

Ehe die katholiſche Kirche die herrſchende im Longobardenreiche ward, waren die Cleriker wahrſcheinlich ebenfalls den Gaſtalden unterworfen, und wurden von den Gaſtaldengerichten erſt allmälig durch die Ertheilung von Immunitäten, die ſie beſonders ſeit dem Einfluß der Fränkiſchen Regenten erhielten, befreit. Als ein Ueberbleibſel dieſer älteren Einrichtung kann die von Granata [3]) erwähnte Gerichtsverſamm-

1) Bei de Blasio in der 101ſten und 102ten Urkunde wird ein Vicedominus genannt als judex in einer Sache, welche offenbar Leute die nach Longobardiſchem Recht leben angeht.

2) In einem Bericht, welches geraume Zeit vor 1071 gehalten ward, werden ein Biſchof und ſein Vicedominus und dann Cleriker und boni homines genannt. Bei de Blasio p. CIX.

3) Granata storia civile di Capua p. 111.

lung angeſehen werden, in welcher ein Gaſtald, nobilissimi judices von Capua und Cleriker genannt werden.

### c) Spätere Schickſale der Gerichtsverfaſſung im Herzogthum Benevent.

Die Normannen änderten zunächſt ſehr wenig an den Longobardiſchen Inſtituten, welche ſie vorfanden; doch führten ſie ein ſtrengeres Lehenrecht, wie es ſich in Frankreich ausgebildet hatte, ein, und dieſem Lehenrecht wurden in mancher Hinſicht auch die früher ſchon vorhandenen Longobardiſchen Leben unterworfen; ſie wurden wenigſtens in das große Lehenbuch der Normanniſchen Fürſten eingetragen [1]). Alles, was nicht durch die Normanniſchen Lebensverhältniſſe eine andere Beſtimmung erhielt, blieb in alter Weiſe, und ward nach Longobardiſchem Rechte entſchieden; und wie den Longobarden ihr Recht blieb, ſo blieb auch den ehemals Griechiſchen Städten, welche in die Hände der Normannen fielen, ihr hergebrachtes Recht, ſo z. B. Neapel, Bari ꝛc., in welcher letzteren Stadt das Oſtrömiſche Recht jedoch eine ſtarke Beimiſchung von Longobardiſchem erfahren hatte [2]).

Es war dies das ganz natürliche, was die Normannen thaten, denn da das Königreich Neapel nur wenig Gegenden von größerem Umfang bietet, welche einen feſten und in ſich beſtimmten Charakter haben, ſondern vielmehr von Gebirgen durchſchnitten und in die mannigfaltigſten Landſchaften von verſchiedenem Charakter zerriſſen iſt, da ferner auch die Be-

1) Ueber die Lehensregiſter der Normanniſchen Fürſten oder die ſogenannten Defetari cf. Grimaldi l. c. lib. V. §. 87.

2) Grimaldi l. c. lib. V. §. 111. Daß die Griechiſchen Stratiſes an mehreren Orten noch nach der Eroberung blieben, zeigt eine Urkunde von Herzog Wilhelm zu Gunſten des Kloſters von Montecaſino bei Gattola l. c. p. 231. Namentlich blieben ſie in Meſſina und Taterne bis auf Friedrichs II Zeit; cf. constit. regni Siculi lib. I. tit. LXIX. comm. II.

völkerung eine Miſchung bald aus Longobarden und Römern, bald aus Griechen und Römern war, zu denen noch Normannen und Saracenen kamen, um die Menſchen und ihre Sprachen und Sitten eben ſo mannigfach verſchieden neben einander zu ſtellen, wie die Landſchaften, die ſie bewohnten, ſo blieb nichts übrig als entweder einen fürchterlichen Despotismus zu entwickeln, oder die Unterthanen bis auf einen gewiſſen Punct in ihrer Eigenthümlichkeit ungekränkt zu laſſen. Zu der Entwickelung eines die Volkseigenthümlichkeit zermalmenden Despotismus fehlte es den Normannen aber an Macht, ſo tapfer und kräftig ſie auch waren.

Sollte bei dieſer Lage der Dinge nicht das Ganze auseinander fallen, und der Gedanke und die Einheit der Normanniſchen Herrſchaft erhalten werden, ſo mußten über die ſo mannigfach nach volksthümlicher Weiſe hergebrachten Rechte und Gerichte Oberbeamten geſtellt werden, deren Ernennung von dem Normannenfürſten ausging, deren ganze Stellung ſie zu ſeinen Dienern machte.

Die Longobardiſchen Grafen und Gaſtalden, die ihre Beſitzungen faſt alle als erbliche Lehen an ſich gebracht hatten, konnten dieſe Stellung nicht einnehmen, und es iſt ſchon oben gezeigt worden, wie ſich aus dieſen mächtigeren Longobardiſchen Beamten zum Theil der Baronenſtand entwickelte. Auch die Schultheißen konnten nicht als Oberbeamte benutzt werden, da ihre Stellung eine volksthümlich zu ſehr beſtimmte, rein Longobardiſche, und ihr Amt in der letzten Zeit ein blos ſtädtiſches geworden war.

Roger, der zuerſt die Verhältniſſe des Normanniſchen Reiches ordnete, ſah ſich daher bewogen ganz neue und größtentheils aus Frankreich entlehnte Aemter einzuführen.

Zunächſt führte er Juſtitiarien [1]) und Baillis [2]) ein.

1) Grimaldi l. c. lib. V. §. 111.

2) Grimaldi l. c. lib. V. §. 116.

Jene waren eine Art Provincial-Juſtiz-Behörde, wie ſie in anderen Staaten gewöhnlich genannt worden ſind: Präſidenten; denen die Juſtiz in einem gewiſſen Bezirke untergeben war, die Verwaltung derſelben mochte auf Longobardiſche oder auf Römiſche Art eingerichtet ſein. Die Baillis waren dagegen eine ihrer Macht und ihrem Wirkungskreiſe nach geringere, obwohl mit Gerichtsbarkeit verſehene [1]) Kammerbehörde. Sie hatten über alle Vergehen und Frevel, deren Begehung den Regalien Abbruch that und deren Strafe nicht an Hals oder Hand ging [2]), zu richten, alſo über Verfälſchung von Maaß und Gewicht, über Beeinträchtigung der Zölle und Einkünfte des Hofes [3]) ꝛc. Wo der Fürſt, wie in einigen der größeren Städte bedeutendere Regalien hatte, war das Baillisamt ſehr bedeutend, während es in den Gegenden, wo die Barone oder Kirchen die Regalien faſt alle beſaßen, von ſehr untergeordnetem Einfluß war. Die großen Barone und reichen Klöſter, wie z. B. das von Montecaſino, hatten oft ihre eignen Baillis. Ueber den Baillis ſtand eine Zeit lang in jeder Provinz ein Kammermeiſter [4]), wie über den Gerichten ein Juſtitiarius; allein das Kammermeiſteramt ward im

---

1) Cf. constitutiones regni Siculi lib. I. tit. VIII. De cultu pacis et generali pace in regno servanda.

2) Cf. constitutiones regni Siculi lib. I. tit. LXIII. De officio bajuli.

3) Dem tit. XLI. lib. I der const. regni Sic. zufolge hatten die camerarii und bajuli überhaupt die Civiljurisdiction, welche nur da von Juſtitiarien mit übernommen ward, wo der camerarius oder bajulus ſeine Pflicht verabſäumte und in einer Sache nicht Recht ſprach. Ob dies ein Verhältniß iſt, was blos unter Friedrich ſtatt hatte, oder ob auch früher ſchon die Juſtitiarien blos Criminalrichter waren, weiß ich nicht. Näher wird der Wirkungskreis der Juſtitiarien tit. XLVIII, der der Kämmerer tit. LVII des erſten Buches der const. regni Siculi von Kaiſer Friedrich beſtimmt.

4) Grimaldi l. c. lib. V. §. 118.

Verlauf der Zeit bald wieder aufgehoben, und nur Secretäre blieben an ihrer Stelle, um zwischen den verschiedenen Baillis und den Ministerien die Communication zu erleichtern. Einzelne den Normannischen Fürsten unmittelbar unterworfene kleinere Ortschaften erhielten Castellane als Gerichts- und Verwaltungsbehörden.

Primirt von diesen Gerichten scheint die ganze Ritterschaft gewesen zu sein [1]); sie ward bald nach Vorbild der Französischen ein abgeschlossener Stand, in den man nur durch die Geburt oder die Gnade des Landesherrn eintreten konnte [2]), und sie erhielt eine besondere Standesverfassung; an der Spitze der Ritterschaft einzelner Districte standen die Comestabuli oder Connetables; an der Spitze der Ritterschaft im ganzen Königreich der Grosconnetable [3]). Eine Zeit lang standen noch freie, schöffenbare Bürger den Rittern gleich, und man findet in Normannischer Zeit milites und boni homines vermischt als Zeugen in Gerichten [4]); allein sobald die eben dargestellte ritterschaftliche Verfassung ihren Einfluß mehr entwickelte, mußte sich der Ritterstand ganz aussondern, und die boni homines traten entweder in den Ritterstand ein [5]) oder sie wurden den Baillis, Justitiarien oder gar den Baronen und Kirchen allmalig unterworfen, so daß die Schultheißen in den Städten nach und nach gänzlich verschwanden.

1) Unter Kaiser Friedrich kannten die Barone des Sicil. Reiches nur durch ihres Gleichen gerichtet werden; cf. const. regni Sicili lib. I. tit. XLIV; daß dies früher schon der Fall war unter Roger, geht wohl aus der Natur der Sache hervor.

2) Grimaldi l. c. lib. V. §. 136.

3) Grimaldi l. c. lib. V. §. 162.

4) Cf. die Urkunde bei Gattola l. c. p. 217.

5) Was bis auf Rogers Gesetze viele gethan zu haben scheinen, da er denen die als Ritter lebten (was ohne bedeutendes Vermögen, also als Meier, nicht möglich war) die Mitgliedschaft in der Ritterschaft nicht nehmen wollte, wenn sie gleich bürgerlicher Herkunft waren. Nur für die Zukunft verbietet er ähnliches. Grimaldi

Auf ähnliche Weiſe, wie alles dem Ritterſtand angehörige den Connetablen untergeben ward, ward eine Marine eingerichtet, und ein Großadmiral ſtand an der Spitze einer Reihe von Unterbeamten, die theils die Regalien wahrnahmen, theils in Beziehung auf Seeweſen, Schiffahrt und Handel richteten.

Die Mittelsperſon zwiſchen allen dieſen verſchiedenen Branchen der Juſtiz und Verwaltung auf der einen Seite und dem Souverän auf der anderen bildete der Großcanzler des Reiches — ein ebenfalls den Franzoſen nachgeahmter Beamter [1]). Andere Großwürdenträger des Reiches, wie der Großkämmerer, der Pronotarius, der Groß-Senneſchall hatten keinen oder doch nur unbedeutenden Einfluß auf die Gerichte. Dieſe behielten übrigens ihre alte Geſtalt und Zuſammenſetzung. — Unter die Normanniſchen Einrichtungen muß noch gezählt werden, daß niemand in den Hofgerichten Rechtsanwalt ſein durfte, der nicht von den Beiſitzern des Hofgerichtes geprüft war, und eben ſo daß in den den Juſtitiarien untergebenen Gerichten niemand Rechtsanwalt ſein durfte, der nicht von dieſen zu ſeinem Geſchäft autoriſirt worden war [2]).

---

l. c. lib. V. §. 136; constit. regni Sic. lib. III. tit. XXXIX. const. II.

1) Cf. Grimaldi l. c. lib. V. §. 164.

2) Grimaldi l. c. lib V. §. 124. Ich führe die Entwickelung der Gerichtsverfaſſung und Verwaltung im Königreich Neapel nicht über die Zeiten Rogers hinaus, weil das Folgende im Ganzen ähnliche Grundlagen behielt, und in Herrn von Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen klar und erſchöpfend dargeſtellt iſt.

Gedruckt bei A. W. Schade.

In demſelben Verlage iſt vor Kurzem erſchienen:

## J. Fenim. Cooper's
### Streifereien durch die Schweiz.

Nach dem Engliſchen von Dr. G. N. Bärmann. 2 Thle. gr. 12. geh. 3 Thlr.

Dieſe lebensfriſchen Schilderungen aus der berühmten Feder Cooper's breiten über das herrliche Land einen neuen, eigenthümlichen Reiz.

---

## Henriette Temple.
### Eine Liebesgeſchichte, vom Verfaſſer der Vivian Grey (d'Israeli).

Nach dem Engliſchen von Dr. G. N. Bärmann. 3 Bde. gr. 12. geh. 3½ Thlr.

Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der neueſten Engliſchen Literatur! — Der Verfaſſer führt den Leſer in die überraſchendſten Situationen, giebt ihm meiſterhaft entworfene Charakterſchilderungen und erfreut ihn durch den überaus blühenden Styl. — In London erſchien ſofort eine zweite Auflage.

## Auguſt Kopiſch
### Gedichte.

gr. 12. geh. 1½ Thlr.

Die Leſer der „Entdeckung der blauen Grotte" werden den reichen poetiſchen Schatz, den Kopiſch in ſeiner Sammlung von Gedichten darbietet, gern entgegen nehmen.

## Theodor Mügge.

### Die Vendéerin.

Ein Roman. 3 Bde. gr. 12. geh. 3⅓ Thlr.

Dieser in jeder Beziehung überaus anziehende Roman hat sich von allen Seiten der glänzendsten Anerkennung zu erfreuen.

---

## Die französische Revolution.

### Von 1789 bis 1836.

gr. 12. geh. ⅔ Thlr.

In so meisterhaft klarer und bestimmter Art ist dieser wichtigste Abschnitt der neuesten Geschichte nie behandelt; ein treueres, anschaulicheres Bild von der ganzen Entwickelung dieser Weltbegebenheit nirgends zu finden.

In einigen Wochen erscheint:

## F. Th. Erwin.

### Der letzte Wendenfurst.

Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins.

2 Thle. gr. 12.

# Italia.

Mit Beiträgen

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, E. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz.

Herausgegeben

von

**ALFRED REUMONT.**

Zweiter Jahrgang.

Mit einem Titelkupfer.

**Berlin, 1840.**
Verlag von Alexander Duncker.

KGEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

# Vorwort.

Indem ich einen neuen Band der Italia ans Licht treten lasse, kann ich nicht umhin, für die freundliche Unterstützung und geneigte Aufnahme, die dem ersten zu Theil wurde, aufrichtigen Dank zu sagen und den Wunsch auszusprechen, daß dies Unternehmen sich immer mehr zu dem gestalten möge, was es von Anfang an bezweckte: für solche Arbeiten und Mittheilungen über das Land, die von zu geringem Umfange sind, um als selbstständige Werke aufzutreten, einen Sammelplatz zu bilden.

Vieles ist in der neuesten Zeit für die Kunde Italiens, seiner Geschichte, Litteratur und Kunst, gewirkt worden. Während ausgezeichnete teutsche Gelehrte, wie Barthold, Gervinus, Leo, Meier, Ranke, Raumer, Stenzel u. A. einzelnen Perioden seiner Geschichte oder dem ganzen Verlaufe derselben mehr oder minder umfangreiche Arbeiten widmeten, im Lande

ſelbſt Manches anregend und dankend anerkannt; während Rumohr, Quandt, Hagen, E. Förſter, Kugler u. M. verdienſtliche Arbeiten über die Kunſthiſtorie zu Tage förderten, und mehrere Landsleute ſeit Jahren die Halbinſel bereiſen und in ihren Bibliotheken und Archiven forſchen: feiern die Italiener ſelber nicht.

Die Liebe zur vaterländiſchen Geſchichte, zu Allem, was ſich auf das Land bezieht, hat in Italien nie nachgelaſſen. Ihr verdanken wir in unſern Tagen die Werke des Grafen Ceſar Balbo, die von L. Sauli, L. Cibrario, Baudi de Veſmé, di San Quiatino, Muletti, Serra, Morbio, Cantu, von den beiden Sacchi, vom Grafen Irvia, von Vermiglioli, Coppi, de Ceſare, Bianchini u. v. A., nicht zu erwähnen die hiſtoriſchen Romane Roſini's, in denen eine Fülle hiſtoriſcher Gelehrſamkeit ſteckt, und der vielen Arbeiten über Kunſtgeſchichte, unter denen Roſini's kürzlich begonnene Geſchichte der Malerei und des Herzogs von Serra di Falco Buch über die mittelalterliche Architectur in Sicilien vornehmlich zu nennen ſind. Dieſer Vaterlandsliebe verdanken wir die Herausgabe halb vergeſſener oder ganz unbekannter Quellen und anderer Schätze der hiſtoriſchen Litteratur, die auf Befehl des Königs Carl Albert be-

gonnene große Turiner-Quellensammlung die durch Gino Capponi so musterhaft besorgte Auswahl aus den italienischen Documenten der Pariser Bibliotheken, die florentinische Chronik des Cavalcanti, die vor kurzem angefangene Bekanntmachung der venezianischen Gesandtschaftsberichte, die der Denkwürdigkeiten des Patrizio de' Rossi über Clemens VII. und vieler andern Materialien. Dieser Vaterlandsliebe endlich sind wir verpflichtet für die vortrefflichen Werke, welche sich mit einzelnen Staaten und Provinzen beschäftigen, wie das von Casalis über die Sardischen Staaten, von Bertolotti über Savoyen und Ligurien, von Della Marmora über Sardinien, von Molossi über Parma, von Zuccagni Orlandini und Repetti über Toscana, von Tartini über die Maremmen und die auf Befehl des Großherzogs Leopold dort unternommenen großen hydraulischen Arbeiten, von Ribby über die Campagna di Roma, endlich Zuccagni-Orlandini's colossale Corografia dell' Italia.

Wo so Vieles zur nämlichen Zeit geleistet wird, da sollte man, namentlich ferne stehend, nicht so rasche wie ungerechte Urtheile über Mangel an Thätigkeit fällen. Man sollte im Gegentheil bedenken, daß, wenn in einzelnen Litteraturzweigen geringere Bewegung herrscht als in andern Ländern, wenn die italienische

Litteratur unſerer Zeit gewiſſermaßen ihre Weltſtellung verloren hat, Verhältniſſe mancher Art obwalten, die nicht an Einzelnen liegen, oft nicht an der Nazion, in vielen Fällen eben ſo wenig an den Regierungen.

Was hier geboten wird, iſt wenig und Einzelnes. Aber man wird, hoffe ich, die gute Abſicht der Geber nicht verkennen.

Rom, am 15. Juni 1839.

**Alfr. Reumont.**

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Sclavin und Königin. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn | 1 |
| Lehr- und Wanderjahre des Raphael Santi von Urbino. Maler-Novelle von C. Fr. von Rumohr | 41 |
| Der Stumme. Novelle von Franz Freiherrn Gaudy | 71 |
| Die Herzogin von San Giuliano. Mitgetheilt von Alfr. Reumont | 111 |
| Die Geschichte des Templers von Brindisi, Rogers von Flor, letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien, durch F. W. Barthold | 149 |
| Giacomo Leopardi. Sein Leben und seine Schriften. Von Heinrich Wilhelm Schulz | 235 |
| Die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Von Dr. Gaye | 271 |
| Toscanische Volkslieder. Mitgetheilt von Alfr. Reumont | 307 |

# Inhalt des erſten Jahrganges.

Das Mädchen von Albano. (Zum Titelkupfer.) Von Em. Geibel.

Schönheit ein Traum. Novelle von C. Fr. von Rumohr.

Orpheus. Ein dramatiſches Feſtſpiel des Angelo Poliziano, von Auguſt Hagen.

Beatrice. Aus Dante's Jugendleben. Von Alfr. Reumont.

Ueber den Minnegeſang und das Volkslied in Italien. Zwei Abhandlungen von Karl Witte.

Entdeckung der blauen Grotte auf der Inſel Capri. Von Auguſt Kopiſch.

Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmannes.

Zur Geſchichte der Verfaſſung in den zum Longobardiſchen Herzogthum Benevent gehörigen Ländern, von der Einwanderung der Longobarden bis zum Jahre 1268. Von Heinrich Lee.

# Sclavin und Königin

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Kommt her zu mir, Ihr Kronenträgerinnen,
Auf meine Frage gebt mir Antwort treu:
Warum könnt Ihr die Freiheit nicht gewinnen?
Warum liegt bei der Krone Sclaverei?
Bei jeder Krone, die Ihr noch getragen,
Nicht blos beim Reif, der von Juwelen glänzt —
In Fesseln iſt jedwedes Weib geſchlagen,
Wenngleich ein Lichtſtrahl ſeine Stirne kränzt.
Maria Stuart, Sappho, Heloiſe,
Ihr Ewig-Holden, Lieblichen, gemacht
Zu Typen aus dem Schönheits-Paradieſe,
Was hat Euch Eure Herrlichkeit gebracht?
Den herben Tod auf dem Schaffot und Schande,
Den ſelbſtgewählten Tod im kühlen Meer,
Des Kloſters und des Nonnenſchleiers Bande:
Wog Euer Glück und Euer Glanz ſo ſchwer?
Und hättet Ihr nicht gern die falſchen Gaben,
Die Krone und die Schönheit und den Geiſt,
In frühe, ſtille Dunkelheit begraben,
Da ihre Macht Euch in den Abgrund reißt?
Vielleicht! vielleicht auch nicht! ſich durchzuleben
Durch alle Qual des Seins und alle Luſt —
Das iſt ein unwillkürlich ſüßes Streben
Für die mit großen Gaben in der Bruſt

Sie wollen doch die Glorie ſich erringen.
Die Blumen pflücken, die für ſie erblühn,
Und denken nicht an jene feſten Schlingen,
Die um ihr Herz ſich leis, doch ſicher ziehn.
Ihr Herz! das iſt's! das lockt aus goldnem Frieden,
Aus goldner Freiheit ſie in Sclaverei;
Des Looſes Schattenſeite iſt's hienieden,
Und davon ſpricht kein Gott, kein Menſch ſie frei.
Und doch — wohl ihnen, wenn an dieſer Feſſel
Der Geiſt, die Kraft, das Glück zu Grunde gehn!
Denn wo am Herzen nicht — wird's an der Neſſel,
Der böſen Pflanze Eitelkeit geſchehn;
Die gährt im Blut mit üppigem Behagen,
Die reizt den Sinn zu arger Lüge an,
Die lehrt geſchickt der Falſchheit Larve tragen; —
Das Herz thut Lüg' und Falſchheit in den Bann!
Doch nicht des Herzens und der Thorheit Klippen
Bedroh'n allein Gefahr und Untergang;
Die Welt mit böſen Händen, Augen, Lippen
Behauptet wenigſtens den gleichen Rang.
Die Hände klammern ſich an jede Größe,
Um ſich an deren Macht emporzuziehn,
Die Augen ſpäh'n nach der geringſten Blöße,
Indeß die Lippen Schmeichelreden ſprüh'n.
Und haben ihre Zwecke ſie vollendet,
So hebt die Hand ſich auch zum Schlage ſchon,
So wird das Aug' ſchon heuchelnd abgewendet,
So ſpricht auch ſchon die Lippe giftig Hohn.
Und wehrlos, ſchutzlos, ohne jene Mauer,
Womit ſich Schuld und Heuchelei umgiebt,
Steht dann die Herrin da und ſieht voll Schauer
Sich Sclavin, wo ſie Königsmacht geübt.

Erniedrigt in dem Glauben spät'rer Tage,
Im Angesichte ihrer Zeit befleckt,
Getroffen von dem unsichtbaren Schlage
Der Meinung, die sich wie die Nehm versteckt:
So muß ihr Bild dann in der Zukunft leben,
Der angebornen Herrlichkeit beraubt,
Und nur der arme Dichter sagt mit Beben,
Daß er dem Licht mehr als dem Schatten glaubt.

---

Im Castell Nuovo herrschet tiefes Schweigen.
Neapels Markt und Hafen braust umher
In lärmender Beweglichkeit, die eigen
Dem Volk von jeher war; das Schloß scheint leer!
Denn schreiten ernsthaft auch die Söldnerwachen
An Thor und Thüren schweigsam auf und ab,
So mehren sie den Schauer nur; sie machen
In einem Kerker gar dies weite Grab.
Hier lebte feindlich in des Grolles Stille
Neapels blühend junges Königspaar,
Das früh verbunden hat des Ahnherrn Wille,
Als Jedes noch in tiefster Kindheit war,
Und das selbstständig jetzt und frei entfaltet
Verschieden ist an Gaben, Sinn und Geist,
So daß die inn're Richtung scharf sie spaltet,
Indeß die äuß're sie vereinigt weis't.
Andreas hat den Hoffnungen gelogen,
Die König Robert einst gehegt! obzwar
Sorgfältig an Neapels Hof erzogen,
Blieb er doch stets der Ung'rische Barbar.
Der volle Becher, Würfelspiel und Jagden
Mit seinen Ungarn tödten ihm die Zeit;
Zu würdigen Beschäftigungen machten
Ihn Rohheit, Stumpfsinn, Trägheit nie bereit.

Und dennoch kränkt es ihn, daß er nicht König,
Nur Herzog iſt; daß ſie die Krone trägt
— Ihr frühes Erbtheil — ſie, für die er wenig
Gefühl der Liebe und der Achtung hegt,
In der er nur das ſchöne Weib zu Zeiten
Und wieder dann des Thrones Herrin ſieht,
Die er mit wilder Gier ſucht zu erbeuten,
Indeß verzweifelnd ſie vor ihm entflieht.
Doch kränkt es ihn! denn lockend iſt die Krone,
Und unumſchränkter Herr zu ſein iſt ſüß,
Beſonders dem, der ohne Einſicht, ohne
Gefühl für innre Schranken, nie ſich ſtieß
Mit Schmerzen an dem engen Menſchenwillen,
Der auch im König kleinen Spielraum hat,
Auch unterm Purpur zeigt: wie das Erfüllen
So wenig ſich dem ſtärkſten Wollen naht.
Doch von Andreas blieben ferne dieſe
Gedanken, er will ja der Herr nur ſein,
Der Herrſcher, der Tyrann, ein ſtarker Rieſe,
Und ihm zu Füßen Alle, zitternd, klein,
Die ſtolzen Prinzen, und das Weib, das immer
Gehorſam unterworfen ſich ihm zeigt,
Und wenn er als Gemahl befiehlt, ſich immer
Mit ſtolzem Schweigen ſeinem Rechte beugt.
Das, was Andreas alſo ehrſuchtstrunken
Gemacht, iſt nicht Bewußtſein eigner Kraft,
Die zwiſchen Holz und Aſche gleicht dem Funken
Und aus den todten Maſſen Feuer ſchafft!
O nein! er war ein ſchwacher Menſch; er hörte
Auf ſeine herrſchaftgier'gen Ungarn hin;
Was ſein Erzieher, Bruder Robert, lehrte,
Das grub und prägte er ſich in den Sinn.

Die Ungarn wünschten, daß durch ihren Fürsten
Sie mächtig werden mögten in dem Land,
Und Bruder Roberts Sinn und Seel' erdürsten
Des Königs Lenkung dann am Gängelband;
An ihre eignen Zwecke denken Alle,
Indeß ihr Wort ihn schmeichlerisch umschlingt;
Andreas ging getrost in ihre Falle,
Ahnt nicht, daß er für sie nach Herrschaft ringt.
Die Prinzen vom Geblüte zogen stille
In ihre Ländereien sich zurück,
Und warteten, ob sich die Zeit enthülle
In einem bessern, günst'gern Augenblick.
Sie wollen nicht mit diesen Ungarn ringen,
Sie scheuen deren rohe Uebermacht;
Und ach, die Königin kann sie nicht zwingen,
Fast wird sie als Gefangne selbst bewacht.
Drum herrscht im Castell Nuovo finstres Schweigen,
Die Frucht von Unmuth, Zorn, von Furcht und Scheu;
Vereinsamt muß die Königin sich beugen
In die verhaßte Ungarnsclaverei.
O, Königin zu sein und sich zu fühlen
In voller Kraft, und doch gebunden, weil
Die Mittel fehlen — solche Schmerzen wühlen
Sich in den Busen wie ein gift'ger Pfeil!
Sie saß gedankenvoll in ihrem Zimmer
Und blickte trübe auf die weite See;
Sie war ganz schön, ganz blaß; der Mondenschimmer
Entfärbte sie und tiefes Seelenweh;
Auf ihrem jungen, zarten Antlitz lagen
Die Spuren von Gedanken und von Leid,
Die deutlicher als alle Worte sagen,
Daß diese Jugend nur ein äußres Kleid;

Daß in der weichen Form ſchon feſt und mächtig
Die ſtarke Seele liegt — wie man denn auch
Gebirgeszacken, roſig, golden, prächtig,
In dem erkennt, was ſchien ein Wolkenhauch. —
Sie ſaß im Lehnſtuhl und mit ſchweren Falten
Umfloß ſie reich ein purpurnes Gewand,
Der Kopf, von dem lichtbraune Haare wallten,
War ohne Schmuck, geſtützt auf ihre Hand.
Mit goldnem Schnitzwerk rahmt des Seſſels Lehne
Sie ein, und unbeweglich wie ein Bild
Verharrt ſie lang', bis endlich eine Thräne
Ganz ſchwer und langſam ihrem Aug' entquillt.
„Was weint mein Töchterlein? —" ſo hub halbleiſe
Und ſchmeichelnd eine Mutterſtimme an.
Johanna blieb in ihrer alten Weiſe,
Indeß die Thräne von der Wimper rann.
„Was weint mein Töchterlein? —" Erklang die Frage
Noch einmal; „ſage, was dein Auge näßt!
Iſt es ein Vorwurf, iſt es eine Klage?
Hat Dir der Herzog dieſe Thrän' erpreßt? —"
„Der Herzog! — ſprach Johanna — liebe Alte,
Im Zorn und aus Verachtung wein' ich nicht!
Nur wenn ich meine Zukunft mir geſtalte,
So kommt die Pein, woran mein Herz zerbricht.
Denn alle Güter, die des Himmels Gnade
Mir zugewendet, ſind ein Fluch für mich .... —"
„Nicht alle, Töchterlein, das wäre ſchade!
Die Liebe und die Schönheit ſegnen Dich. —"
„O ſchweig', Filippa, rief mit tiefem Wehe
Die Königin, o ſchweig' und hör' mich an!
Ja, Kron' und Reich ſind mein, allein ich ſehe
Nicht, wie ich dieſes Reich beglücken kann

Ich ſehe nicht, wie ich der Ahnen Krone,
Ich, die Gefangne, jemand ehren ſoll!
Mein Name trägt ſie — doch das iſt zum Hohne!
Das Volk verſagt mit Recht der Ehrfurcht Zoll.
Vergiftet iſt die Herrſchaft und die Hoheit,
Mir fehlt ihr Glück: ich kann nicht Gutes thun!
Und ſuch' ich Troſt als Weib, ſo find' ich Rohheit
Bei dem Gemahl! und meine Liebe .... —" „Nun?
Und Deine Liebe, Töchterlein, iſt Liebe,
Die Dich beglücken kann und ſoll und muß!
Wenn nur Prinz Ludwig immer bei Dir bliebe —
Das wär' ein Gegengift für den Verdruß!
Er iſt ſo ſchön und kühn, ein ächter Ritter,
Ganz Deiner würdig, halb von Gold, halb Stahl,
So ſtolz, ſo tüchtig — nirgends leerer Flitter .... —"
„Filippe, ſchweig'! er iſt nicht mein Gemahl!
Ich lieb' und ehr' ihn, wie des Weibes Seele
Dem Heißgeliebten huldigt, und die Glut
Muß ich verbergen in des Buſens Höhle
Ganz ſcheu und ſtill! — weißt Du, wie weh das thut?
Ich zittre vor dem Mann, den ich verachte,
Weil ich für einen Andern zitternd bin,
Denn wenn Andreas Eiferſucht erwachte,
So fiel' mit Ludwigs Tod mein Leben hin. —"
„O Töchterlein, Dein ſüßes, holdes Leben!
Was knüpfſt Du es ſo feſt an einen Mann?
Mag es nicht Andre, die Dich lieben, geben? —"
„Er iſt der Eine, den ich lieben kann. —"
„Nun, ſprach die Alte dann nach kurzem Schweigen,
Wenn er der Eine iſt, ſo ſei beglückt
In ſeinem Arm! ... wir ſind Dir treu zu eigen,
Wir ſorgen, daß der Herzog nichts erblickt. —"

„Filippe, ſprach die Königin mit Kälte,
Du warſt des Vaters Amme, liebſt mich ſehr,
Biſt alt — das ſchützt Dich heut! doch künftig ſchelte
Ich ſtrenge ſolch ein Wort! — Davon nichts mehr! —"
„Mein Töchterlein, ſoll ich denn nicht voll Trauer
Dein ſüßes Leben ſo verblühen ſehn?
Soll ich den Mann nicht haſſen, den mit Schauer
Gemahl Du nennſt? Du biſt für ihn zu ſchön.
Zu Deinem eignen Glücke mögt' ich ſparen
Die Schönheit, die Dich ziert mit Wunderpracht!
Was ſoll ſie einem trunkenen Barbaren?
Der Liebſte wird durch ſie zum Gott gemacht. —"
Und eh' Johanna Antwort noch gefunden,
Erhob der Thüre Vorhang leiſe ſich.
Ein Mann trat ein und ſprach: „Auf drei Secunden,
Wenn es die Königin erlaubt, komm' ich. —"
Johanna wollte freudig ſich erheben
Und ſeinen Namen jubeln und die Hand
Ihm reichen; — doch des Herzens Wonnebeben
Hielt ſie in ihrem Seſſel wie gebannt.
Sie fand kein Wort zum freundlichen Willkommen,
Doch ihre ganze Seele ward ein Blick
Der Liebe. Ludwig folgt dem Wink beklommen,
Filippa ging ins Vorgemach zurück. — —
„O Mutter, flüſtert es ihr hier entgegen,
Hältſt Du denn alſo Dein Verſprechen mir?
Zu meinen Gunſten willſt Du ſie bewegen,
Und jetzt — ich hört' es deutlich — ſprachſt Du für .... —"
„Den Prinzen, Söhnchen! ja! ſei doch geſchenter!
Sie liebt ihn, liebt zum erſten Mal; ſie muß
Ihm angehören; doch dann geht man weiter,
Und dem Beſitze folgt der Ueberdruß.

Auf neue Leidenſchaft wird man begierig.
Die alte nutzt ſich ab wie ſcharfer Stahl
Durch den Gebrauch; dann iſt's nicht allzu ſchwierig
Auf Dich zu lenken ihre neue Wahl.
Bis dahin mußt Du nur dem Prinzen dienen
Und ihr, ſo treu, wie Du es thateſt ſchon;
Gewiß, die Leidenſchaft verkühlt bei ihnen,
Und dann wird der Geduld der Liebe Lohn. —"

„Ja, flöſſe Waſſer ſo in meinen Adern
Wie in den Deinen — ja! dann wär' es gut!
Dann würd' ich warten ohne viel zu hadern,
Bis ſie nicht mehr in andern Armen ruht.
Doch jetzt, da ich ſeit ihren Kinderjahren
In immer neue Gluthen mich getaucht,
Und nie der Flamme Linderung erfahren,
Jetzt, Mutter, iſt mir die Geduld verraucht. —"

„So gehe denn und wirf Dich ihr zu Füßen,
Bekenn' ihr Deine Liebe und ſie wird
Mit holdem Blick und Kuß den Mund Dir ſchließen,
Der ſo verführeriſch von Liebe girrt. —"
„Es wäre wohl am Beſten das zu wagen,
Doch ach, ich fürchte ihren Haß und Zorn!
Dagegen iſt der Zweifel zu ertragen,
Bei dem die Hoffnung ſteht, als Roſ' beim Dorn. —"

„So recht, mein liebes Söhnchen! —" ſprach die Alte
Und ſtreichelte mit ihrer dürren Hand
Ubertos Stirn, von der die tiefe Falte
Der Schmerzen nicht bei der Berührung ſchwand;
Im Gegentheil, er wurde finſtrer, trüber,
Er warf in einen Seſſel ſich zurück:
„Die Gegenwart voll Wonne wär' mir lieber,
Rief er, als Dein geträumtes Zukunftsglück. —"

„Wenn ich Dein Vater wär', würd' ich nicht glauben,
Daß Du mein Sohn biſt, ſprach die Mutter kalt;
Du ſprichſt, als wolle ich ein Glück Dir rauben .... —
Ich ſinne ihm zu geben feſten Halt.
Die Luſt der Liebe rauſchet ſchnell von hinnen,
Die Luſt der Herrſchaft mehrt ſich jeden Tag;
Du mußt die Königin nicht blos gewinnen —
Mußt ſie beherrſchen! ſie iſt jung und ſchwach! —"
„Und kann der Prinz nicht ſeinerſeits drauf ſinnen? —"
„Mag er! zur Uebung fehlt Gelegenheit!
Ein Schäferſtündchen reicht nur hin zum Minnen,
Erreichung großer Zwecke fordert Zeit. —"
Uberto knirſchte mit den weißen Zähnen
Und ſchüttelte ſein röthlich Lockenhaar.
Er folgt der Mutter, aber all ſein Sehnen
Lag fern von dem, was ihre Sehnſucht war. — — —
„Was bringt Ihr mir, mein Vetter? —" ſprach verſtohlen
Und ſanft Johanna, als Filippa fort. —
„Ich bringe nichts; ich komme, um zu holen
Mein Glück, mein Leben — Euer holdes Wort. —"
Er kniete nieder auf dem Purpurkiſſen,
Das ihre Füße trug; aufs Schwert gelehnt,
Sah er ſie an. Sie ſagte hingeriſſen:
„O, lange hab' ich mich nach Dir geſehnt. —"
Um ſeinen Hals legt ſanft ſie ihre Arme,
Sanft ihre Wange auf ſein ernſtes Haupt:
„Sieh, meine Tage ſind geweiht dem Harme
Und meine Nächte ſind der Ruh beraubt.
Andreas ſteht wie ein Geſpenſt zuweilen
Vor meinem Blick, iſt er im Raum auch fern,
Und droht, wenn die Gedanken zu Dir eilen,
Zu Dir, o Ludwig, Du mein Morgenſtern!

Den Gram der Königin muß ich verbergen,
Den Gram der Liebe hüll' ich bange ein.
Der Königin und Liebenden ſtehn Schergen
Genüber! .... werde ich nie glücklich ſein?
O, zitternd leben, Ludwig, iſt kein Leben
Und zitternd ſterben iſt ein ſchlechter Tod!
Und dennoch muß ich täglich, ſtündlich beben,
Denn Tod und Leben ſind von Angſt umdroht
O dürft' ich einmal, meine ſchöne Krone
In voller Glorie tragen, frei und kühn,
Beglückend kräftig — und auf meinem Throne
Vor Dir, der ihn verdient, mit Wonne knien
O dürft' ich einmal nicht mein Glück verhehlen,
Mich einmal als das zeigen, was ich bin,
Nur einmal die Beſtimmung nicht verfehlen —
Dann ſtreckt' ich friedlich mich im Grabe hin —"
Er ſchloß in ſeine Arme ſie: „Johanne,
Die Zeit wird kommen, Süße, zweifle nicht!
O wir ſind Alle wachſam! nur ermanne
Zu alter Kraft Dich, die Dir jetzt gebricht. —"
„Woher ſoll denn die alte Kraft mir kommen?
Beugt ſich nicht immer mehr mein Volk, mein Reich
Vor dieſem rohen Fremdling ſcheu, beklommen,
Und hab' ich eine Stütze denn an Euch? —"
„Johanna! —" rief der Prinz und ſprang betroffen
Empor. — „Dies Wort, Geliebter, gilt nicht Dir!
Doch Deine Brüder, Deine Vettern hoffen
Vielleicht für ihren Schutz zu viel von mir. —"
„Laß die Durazzos hoffen! meine Brüder
Sind Dir ergeben, feſt und treu wie ich.
Nur die Gelegenheit .... wir ſtrecken nieder
Die Herrſchaft, die tyranniſch uns beſchlich

Und frei auf Deinem Throne sollst Du Schöne
Die Königin der Welt, der Herzen sein,
Und jede Klage, jede stille Thräne
Webt um die Krone Dir den Heil'genschein! —"
Und wieder warf er sich zu ihren Füßen
Und sprach: „Johanna, jetzo muß ich gehn.
Neapels Mauer darf mich nicht umschließen —
Ich bin beglückt, ich habe Dich gesehn. —"
Doch statt zu gehen, nahm er ihre Hände
Und preßte sie an Wange, Stirn und Mund.
„So geh' denn! —" sprach sie. — „O Johanna, wende
Dein Auge ab! es thut: o bleibe! kund. —"
„Du haßt vorhin ein Wort von mir begehret,
Was kümmert Dich mein Blick? —" „Stimmt er nicht klar
Mit dem zusammen, was Dein Wort mich lehret,
So sind, o Süße, Wort und Blick nicht wahr. —"
Und um den Augenblick hinauszuschieben,
Der Trennung drohet, greifen sie zum Scherz,
Und hüllen in sein leichtes Kleid ihr Lieben,
Ihr Sehnen, Wünschen .... o, ihr ganzes Herz.
Vergessen sind die drohenden Gefahren
Von Spähern, Lauschern — von der Möglichkeit
Entdeckt zu werden — ach, der Hölle Schaaren
Sind scheinbar stets vom Liebeshimmel weit.
Und als nun Beider Seele scherzesmüde,
Fragt Ludwig: „Soll ich also gehn? kein Kuß
Verbürget mir, daß zwischen uns ist Friede,
Wenn auch die Welt in Kriegen leben muß? —"
Da, unwillkürlich, wendet sie die Augen,
Ach, nicht zu ihm! nein, ringsum im Gemach;
Wenn Liebende zusammen reden, taugen
Nicht Zeugen, und ist hier ein Feind nicht wach?

Es rauſcht der Purpurvorhang an der Pforte,
Es taucht ein Kopf hinein ganz bleich und ſtumm,
Er droht mit Zeichen wild, doch ohne Worte,
Der Purpur fließt wie Blut um ihn herum.
Die Königin wirft ſich mit wildem Schrecken
In Ludwigs Arm. Sein wird ein ſüßer Kuß!
Dann erſt blickt er umher, um zu entdecken,
Wer ſie geängſtigt, wen er ſtrafen muß.
„Uberto iſt's, er harret auf der Schwelle, —"
So ſpricht er ſanft. Sie ächzt: „Was bringſt Du mir? —"
Uberto ruft: „Der Herzog naht zur Stelle,
In wenig Augenblicken iſt er hier. —"
Und ehe die Secunde noch verflogen
Iſt ſchon Johanna im Gemach allein;
Filippe hat den Prinzen fortgezogen,
Uberto führt Andreas raſch herein.
Ein blaſſer Jüngling von kaum neunzehn Jahren,
Lang vor der Zeit in Schwelgerei verblüht,
In dem die Kräfte matt erſtorben waren,
Wenn nicht die Kraft des Weines ihn durchglüht ...
Wie eben jetzt. Er nahet ſtolz Johannen
Und übermüthig ſagt er: „Wünſch' mir Glück. —"
„Wozu? —" fragt ſie geängſtigt. Kaum ermannen
Kann ſie vom Schreck ſich in dem Augenblick.
Zur Königskrone! —" ſpricht er höhniſch weiter.
„Recht gern! —" verſetzt ſie, die ihn trunken glaubt,
„So ſind' ich, ruft er, wirklich keine Neider,
Und ungeſtört ſetz' ich ſie mir aufs Haupt?
So hat doch Bruder Robert Recht, der ſagte,
Es werde Niemand mir entgegen ſein,
Wenn ich nur kräftig aufzutreten wagte —
Jetzt vollends, da des Papſtes Bulle mein. —"

„Mein Herzog, sprach Johanna kalt, ein Fieber
Packt Euch zuweilen an, ich weiß es wohl;
Laßt diesen bösen Anfall erst vorüber,
Jetzt klinget sinnlos, was Ihr sagt, und hohl
Auf morgen früh. —" Sie stand von ihrem Sitze
Mit Ruhe auf. Da faßt er ihre Hand
Und rief mit einem wilden Augenblitze:
„Ich bin jetzt König in Neapels Land! —"

„Nach König Roberts Wunsch sind wir verbunden,
Sein Wille aber macht zum Herzog Euch
Calabriens .... —" „Der Papst hat jetzt gefunden,
Mir zieme mehr als Dir das Königreich.
Der Ungarnkönig hat sich stark verwendet
Zu meiner Gunst, der gute Bruder, der!
Allendlich hat der Papst die Bull' entsendet:
Lehnsträger bin ich zu Sanct Peters Ehr'.

Heut' ist sie angekommen, und ich habe
Mit meinen Ungarn mich beim Fest ergötzt,
Das Du stets fliehst .... doch süße Minnegabe
Wirst Du dem Könige gewähren jetzt,
Die Du dem Herzog oftmals abgeschlagen. —"
Er wollte ihr mit Liebkosungen nah'n.
Sie sagte streng: „Das darf der Papst nicht wagen! —"
Und trat zurück. Er rief: „Er hat's gethan.

Wie sollt' er nicht? Ich bin ein Königssprosse,
Verwandtlich nah Neapels Herrscherhaus,
Und Dein Gemahl! warum denn nicht Genosse
Des Thrones? Böslich schloß mich Robert aus.
Und dieses hat der gute, heil'ge Vater
Nun eingesehn; er hält mich lieb und werth
— Schreibt mir mein Bruder, der sein treuer Rather —
Und giebt die Krone dem, dem sie gehört. —

„O, rief Johanna, ich bin die Gekrönte,
Ich weiche nicht, wenn auch der Papſt befiehlt;
Und glaubt mir, Herzog, daß er Euch verhöhnte
Und wie mit einem Knaben mit Euch ſpielt;
Denn ohne Zuſtimmung der Reichsbarone,
Die nie ſie geben werden, nie und nie!
Iſt null und nichtig Schenkung meiner Krone .... —"
„Nun, holde Königin, wir theilen ſie!
Du biſt ſo ſchön — ich ſehe Dich ſo ſelten,
Und doch gehörſt Du mir, doch biſt Du mein ....
Wenn Du befehlen willſt — Dein Wort ſoll gelten,
Nur allzu ſpröde mußt Du mir nicht ſein!
Was werde ich mich um die Krone kümmern,
Was um den Scepter — beide ſind ſo ſchwer!
Dein Auge, Deine ſüßen Lippen ſchimmern
Weit lockender ... o komm' doch zu mir her. —"
Sie hob zum Himmel zürnend ihre Hände,
Warf dann von ihrer Stirn zurück ihr Haar,
Und ſagte ſtolz und hoch: „Andreas, ende
Doch den Bericht! iſt er denn wirklich wahr? —"
„So wahr, daß, wie die Ungarn mir verſprochen,
Die immer Mittel finden und zur Zeit
Schon ſehr beſchäftigt ſind — in wenig Wochen
Zur Krönungsfeier Alles iſt bereit.
Doch laß das jetzt! —" Er nahte zärtlich wieder,
Nur etwas ſchwankend; — „laß das; liebe mich .... —"
Sie ſchmetterte mit Blick und Wort ihn nieder:
„Du biſt unwürdig! ich verachte Dich. —"
„Ha! Du verachteſt mich! — rief er mit Wüthen —
So warte nur! ich bin jetzt König bald,
Dann werd' ich andre Dinge Dir gebieten,
Dann biſt Du ganz in meiner Allgewalt. —"

Er ſtürmte fort. Sie ſank in einen Seſſel,
Sie fühlte ſich gedemüthigt, beſchämt,
Ein wunder Kämpfer, dem man eine Feſſel
Anlegt, und der es duldet, wie gelähmt.
Von ihm, den ſie verachtet, tief gekränket
In Allem, was die Seele heilig hält,
Und ach! ſobald ſie nicht an Ludwig denket,
Ganz einſam, ganz verlaſſen auf der Welt!
Das Sinnen über ihres Gatten Worte
Verſchlingt den Gram: wie beugt man nur ihm vor?...
Da öffnet ſcheu ſich die geheime Pforte,
Des Prinzen liebe Stimme trifft ihr Ohr.
Als wäre ſie aus der Gefahr errettet,
Sobald er naht — im ächten Liebeswahn —
Fliegt ſie entgegen ihm; ihr Arm umkettet
So feſt den ſeinen, wie ſie nie gethan.
„Du hörteſt? —“ rief ſie athemlos. „Ich hörte,
Verſetzt er zürnend, Alles .... o, zu viel. —“
„Ja, ich bin elend!“ ſagte ſie und kehrte
Ihr Antlitz weg im tiefſten Schamgefühl.
„Und unvorſichtig! — ſagte drauf Filippe,
Die hinter Ludwig eingetreten war —
Du ſcheiterſt immer an des Stolzes Klippe,
Mein Töchterlein, iſt Dir denn das nicht klar?
Du kannſt den Herzog wahrlich beſſer lenken,
Als Bruder Robert thut, wenn Du Dich nur
Entſchließen wollteſt, Dich herab zu ſenken
Zu ſeiner ſchweren, gierigen Natur.
Du brauchteſt wahrlich keinen Schritt entgegen
Zu thun, denn das ſtimmt alle Männer kalt!
Nur finden muß er Dich auf ſeinen Wegen .... —
Wenn Du das thuſt, beherrſcheſt Du ihn bald.

Hab' ich nicht Recht, mein edler Prinz? — ſo kehrte
Sie ſich zu Ludwig mit verſtecktem Hohn. —
Ja, Töchterlein, fuhr ſie dann fort, ich ſtörte
Den Prinzen, der mit ſeinem Schwerte ſchon
Eindringen wollte und den Herzog morden .... —"
„Nicht morden wollt' ich ihn, nur Dich befrein!"
Rief Ludwig. — „Und was wäre draus geworden?
Könnt Ihr ihn hindern der Gemahl zu ſein?
Wollt Ihr's? verſucht's! Ihr ſeid ein tapfrer Ritter.
Der Herzog iſt ein Dieb, er ſinnt auf Raub,
Die Königin bebt hinter Schloß und Gitter,
O werft den Tieger vor Euch in den Staub. —"
„Filippe! rief Johanna, ſchweige, ſchweige!
Du meinſt es gut, doch dies verſtehſt Du nicht! —
Mein Vetter, Ihr wart dieſer Scene Zeuge —
Verdient der Herzog nicht ein ſtreng Gericht?
Soll er denn wirklich tragen meine Krone,
Die er entehrt? Und wird mein ganzes Land,
Die Prinzen meines Hauſes, Volk, Barone,
Nicht zürnend ſich erheben, wenn bekannt
Die Abſicht wird? —" „Ja, Königin, ſie werden!
— Ruft Ludwig ſtolz und legt die Hand an's Schwert —
Nach Ungarns Wäldern treiben wir die Heerden,
Die unſre Heimath ſchon ſo lang verheert.
Ich eile jetzt zurück, und meine Brüder
Empfangen dieſe Botſchaft! und ein Heer
Verſammeln wir, und ſchmettern dann ihn nieder,
Verſucht er auch verzweifelt Gegenwehr. —"
Enteilend küßte er Johannas Hände.
Sie brach in Thränen aus und rief ihm nach:
„O Mutter Gottes, ſchütze uns und wende
Von ſeinem Haupt Gefahr, von mir die Schmach! —"

„Befiehlt die Königin nicht ihre Frauen?
— Sprach nun Uberto — es iſt ſchon gar ſpät!
Im Oſten ſehe ich des Tages Grauen,
Worin der Morgenſtern zur Ruhe geht. —"
„Nein, nein, Uberto! ſeine Ruhe findet
Er nicht, — verſetzt ſie melancholiſch ſtill —
Denn wenn er auch vor unſerm Blick entſchwindet,
Er kommt doch nicht dahin, wohin er will! —"
„Und wohin kann der Morgenſtern denn wollen?
— Fragt er beglückt, weil er ihr nahe iſt —
Die Sterne haben Frieden, denn ſie rollen
In ihrer Bahn, die Gott für ſie ermißt. —"
„O glaub' es nicht, Uberto! — ſprach ſie trübe —
Der Morgenſtern hat gar ein traurig Loos!
Er ſchmachtet nach verbotner, ferner Liebe,
Er ſtrebet ewig nach der Sonne Schooß.
Und ewig ſtreift er nur an ihrem Kleide
Dahin und ſchaut ſie an aus weiter Fern';
Sie aber ahnet nichts von ſeinem Leide!
Das iſt doch hart!.... der arme Morgenſtern! —"
Sie ſeufzet tief. Er fragt mit Angſt und Wonne:
— Er glaubt Unglaubliches, ihm bebt das Hirn —
„Wer iſt der Morgenſtern und wer die Sonne?
Die Königin ſpricht nicht von dem Geſtirn? —"
„Du guter Menſch! — verſetzt Johanna milde —
Wohl Dir, dem meine Rede ſinnlos däucht!
Du ahneſt nichts von dieſem trüben Bilde;
Denn das, was Du begehrſt, erringſt Du leicht.
Doch wir, Uberto, wir, die Kronen tragen
Und Großes wollen — ach! wir gehn in Nacht,
Wir ſehn uns gleichſam ſelbſt in Zukunft tagen,
In jener, die in unſrer Seele wacht.

Wir gehen durch das Dunkel unſrer Zeiten,
Bald ungekannt und bald gequält; und Herrn
Nennt man uns thöricht, weil voran wir ſchreiten
Den Uebrigen, wie dort der Morgenſtern.
O dürften wir uns in der Sonne trunken
Der Zukunft baden! Aber wenn ſie tagt,
Sind wir in die Vergangenheit verſunken
Und Sehnſucht hat die Gegenwart zernagt.
Wenn ich den Morgenſtern nur nennen höre,
Nur ihn erblicke — thut mir's Herz ſchon weh!
Es iſt, als ob ich mich in andrer Sphäre,
Doch traurig ſtets und unbefriedigt ſeh'.
Geh', mein Uberto, geh', und wolle wenig,
Und wünſche mäßig: dann trifft Dich kein Spott!
Wer viel will — iſt ein Bettler, wenn auch König;
Wer Alles will — ein Thor .... oder ein Gott. —"
Als ihre Worte ſchwermuthsvoll verhallen,
Geht ſie an's Fenſter, um den Stern zu ſehn
Uberto iſt in Schmerz zurückgefallen,
Denn nimmer, nimmer wird ſie ihn verſtehn.
Er lehnte bebend ſich an eine Säule,
Indeß ſein Blick magnetiſch an ihr hing.
Sie wendete ſich um nach einer Weile
Und ſagte: „Geh! —" Er zitterte und ging.
Er ging. Allein in ſeiner Mutter Zimmer
Warf er verzweifelnd auf die Erde ſich,
Und rief: „Mein armer Kopf geht mir in Trümmer,
Ich leide, Mutter, leide fürchterlich. —"
Sie ſprach: „Wie ſich's gebührt für einen Thoren! —"
Wild fuhr er auf: „Und zwar durch Deine Schuld! —"
Sie fragte ſpöttiſch: „Weil ich Dich geboren? —"
„Nein! weil Du falſch mir predigſt die Geduld!

Weil Du mir zusagst, was ich nie erlange! —"
„So leg' auf meine Worte kein Gewicht!
Und was ist denn geschehn? was macht Dich bange? —"
„Sie ahnt, sie kennt, sie weiß .... sie liebt mich nicht! —"
„Die Männer allesammt sind große Narren,
Stets übereilt und ohne Maaß und wild,
Und nur das Weib weiß klüglich auszuharren,
Weshalb man oft es eigensinnig schilt.
Ich, Söhnchen, habe mich, so lang ich lebe,
Stets treu bemüht mein Fädchen so zu drehn,
Daß ich mit ihm den festen Aufzug webe,
Der da dem Einschlag Andrer giebt Bestehn.
Und meinst Du, schnell sei das geglückt? Mit nichten!
Das Fädchen riß durch fremd' und eigne Schuld,
Ich mußt' es glatter spinnen, Knoten schlichten —
Jetzt geht's zur Noth .... ich dreh' es mit Geduld.
Die mußt Du lernen, Kind! mit beiden Füßen
Springt nur der Dummkopf in das Glück hinein;
Der Kluge läßt sich keine Müh' verdrießen,
Von dessen Dauer überzeugt zu sein. —"
So redete sie viel. Uberto störte
Sie darum nicht in ihrem Schlangengang
Des Sinns und Wortes, weil sein Geist nicht hörte,
Was an sein Ohr mit dieser Sprache drang.
Denn hören und verstehen sind zwei Dinge,
Von fern einander ähnlich, wie das Kind
Vom Hause und der Bastard, die geringe
Sich ähneln und doch *eines* Vaters sind. —
Die Mutter wollte herrschen; seine Sinne
Sind so von fieberhaftem Rausch durchbebt,
Daß in Verlangensglut er mitten inne
Als Salamander in den Flammen lebt.

Sie leihn dem Daſein Nahrung; ſie beſeelen
Ihn, wie das Fieber ſtarke Kräfte giebt;
Er würde, wenn ſie je ihm ſollten fehlen,
Ein Häufchen Aſche ſein, das leicht zerſtiebt.
Die Mutter intriguirt; er will genießen ....
Sein Glück, das eine, langerſehnte Glück,
Durch das des Lebens Nectarſtröme fließen; —
Sie will die Zukunft; er den Augenblick.
Sie iſt doch alt, er jung! .... ja, darum eben!
Sie hat die Kraft nicht, die dazu gehört,
Um in dem Augenblick das ganze Leben
Heiß, übermächtig, brauſend, unerhört
An Seligkeiten, jauchzend zu verſchwenden,
Wie man es glaubt und hofft beim erſten Kuß.
Sie hat Erfahrung, weiß, wenn jene enden,
Kommt eine Zeit, die man ausfüllen muß.

---

Die erſten Tage, wenn wir etwa hoffen
Auf einen fernen Zeitpunkt, ſind ganz leicht;
Wir haben unſre Einrichtung getroffen,
Wir wiſſen, daß die Zeit nicht ſchnell verſtreicht,
Sobald wir warten, und wir ſind entſchloſſen
Sie muthig durchzuleben und gefaßt.
Doch ach! mit jedem Tage, der verfloſſen,
Iſt unſer Faſſungsvorſatz mehr erblaßt!
Denn jeder Tag und jede Stunde wickelt
Uns in den Bleimantel des Wartens ein,
Der die Gedanken lähmt, den Sinn zerſtückelt
Und uns zermalmt in ſtummer Folterpein,
Der auf den Schultern drückt, auf Stirn und Füßen,
In Herz und Blut die Lebenskräfte drängt,
So daß durch unſre Adern Wellen ſchießen
Und jeder Herzſchlag faſt den Buſen ſprengt.

So lebt Johanna; ſo vergehn die Tage
Im Harren, nach der wild bewegten Nacht;
Und keiner hat Erleicht'rung ihrer Lage,
Ach! keiner Ludwigs Botſchaft noch gebracht.
Andreas ſah ſie wenig; er vermehrte,
Wenn er ihr nahte, ihren tiefen Gram,
So daß ſie gerne jedem Zwieſprach wehrte
Und fremder noch ſich gegen ihn benahm.
Und er fängt an aufrichtig ſie zu haſſen,
Weil ſie, die er wie eine Sclavin hält,
Nach deren Krone ſeine Hände faſſen,
Als Königin ſich ihm genüber ſtellt
Und durch ihr Schweigen ſpricht: Wie Du auch ringeſt,
In mir iſt etwas, was Dein Eiſen ſtumpf
Und ſchartig macht, und was Du nie bezwingeſt! —
Dies ſagt er ſich nicht klar, doch fühlt er's dumpf.
Johanna hatte ihre treuen Späher:
Filippe und Uberto brachten ihr
Tagtäglich Nachricht, daß die Krönung näher
Und näher rücke, daß das Volk mit Gier
Die frohen Feſte und die Luſtbarkeiten
Erharre, daß ſich für die Königin
Kein Mitleid, keine Theilnahme von weiten
Nur zeige in dem wechſeldurſt'gen Sinn.
Sie zürnte ihrem leichten Volk. Filippe
Verſetzte: „Töchterlein, bedenke doch!
Die Fürſten ſcheiterten an dieſer Klippe
Der Treue, und vom Volk willſt Du ſie noch?
Und Jene zogeſt Du mit aller Liebe,
Aufmerkſamkeit und Sorgfalt Dir heran —
Ob von dem Ueberfluſſe etwas bliebe
Für dieſes — dachteſt Du denn ſchon daran? —"

„Du bist vom Volk, Filippe Catanese, —
Entgegnete die Königin gekränkt
Und stolz — und Deiner Treue Fessel löse
Ich hiemit auf; Dein Dienst ist Dir geschenkt. —"
„Vom Volke! — rief Uberto mit Entsetzen —
O, ich bin auch vom Volk! und all mein Blut
Verspritze ich mit wonnigem Ergötzen,
Weil es der Königin leibeignes Gut. —"
Filippe sagte ruhig: „Woll' bedenken,
Mein Töchterlein, daß ich Dich stets geliebt;
Wie würde ich Dich jetzo grade kränken,
Da sich Dein lichter Lebenshimmel trübt. —"
„Vergieb, Filippe! — sprach Johanna linde —
Sieh, ich bin elend, weiß nicht, wem vertraun,
Weiß nicht, ob ich im Freund den Feind nicht finde,
Weiß nicht, ob wahr ist, was die Augen schaun.
Die Prinzen haben, scheint's, mich aufgegeben ... —"
„Unmöglich! — rief Uberto — laßt mich ziehn,
Ich will zu raschem Entschluß sie beleben,
Sie zaudern nur; gewiß! sie müssen glühn,
Ihr Leben für die Königin zu wagen .... —"
„So gehe, sprach die Königin gerührt —
Und wolle sie in meinem Namen fragen,
Zu welchem Ziel des Reichs Gefahr sie führt. —"
„Nun gehe! — sprach Filippe zu dem Sohne,
Dem sie in's Vorgemach gefolgt — nun geh'!
Sie sieht jetzt ein, wie wenig die Barone
Ihr zugethan, und wird aus ihrer Näh'
Sie künftig immer mehr und mehr verbannen,
Und dankbar horchen, folgen unserm Rath;
Und auch Prinz Ludwig, glaub' mir, zieht von dannen,
Er, der ihr schlecht sein Wort gehalten hat. —"

Wol war es in Johannas herben Schmerzen
Der herbſte, daß auch der Geliebte log,
Daß ihre Rettung ſelbſt in ſeinem Herzen
Nicht jede andre Rückſicht überwog.
Wenn der Geliebte für die Liebſte zittert
Und in der Ferne bleibt, verzagt und ſcheu,
So iſt nicht bloß ihr Stab wie Rohr zerſplittert —
O nein! er bohrt ihr noch die Hand entzwei.
Und dankbar reichet dieſe Hand, die wunde,
Johanna den zwei treuen Dienern hin;
Sie ahnet nicht, daß dieſe auch im Bunde
Sind wider ſie; daß ſie auch den Gewinn
Für eigne Rechnung ſuchen; daß das Leben
Ein Wechſeltiſch iſt, wo man ſchlechtes Erz
Für reines Gold geſchickt ſucht auszugeben;
Sie ahnt es nicht, — das junge, ſtolze Herz!
Geduld! Geduld! die Einſicht wird ſchon kommen.
Nur wenig Jahre der Erfahrung — dann
Hat ſie im Urtheil ihren Platz genommen,
Indeß die Jugendzuverſicht zerrann —
Dann wird der Seelenhimmel immer lichter,
Der Träume Wolken ziehen allgemach
Am Horizont herab — zuletzt verſpricht er
Ganz klar, ganz kalt, den ſchönſten Wintertag!
Doch mehr noch als Johanna qualzerriſſen
Iſt Ludwig, deſſen Brüder nicht wie er
Zum kriegeriſchen Aufſtand ſich entſchließen
Und nur Verſchwörer ſammeln um ſich her.
Und dieſe Anſicht haben auch die Vetter.
Sie wollen nicht gewaffnet, kühn und frei
Andreas ſtürzen, als des Landes Retter
Auftreten, weil zu viel Gefahr dabei.

Der Papſt hat dieſem Ungarn Recht gegeben;
Neapel, leider! iſt Sanct Peters Lehn;
Im Hohenſtaufen-Sturz ſehn ſie mit Beben
Die Lehre, nicht dem Papſt zu widerſtehn;
Man kann den Namen, Hab' und Gut verlieren,
Geächtet werden, unter Henkers Hand
Gerathen, und doch nicht zum Ziele führen,
Was man gewollt; — drum ſtiller Widerſtand!
Drum die Verſchwörung, die im Dunkeln lauert,
Ein ſcheues Raubthier in des Waldes Schooß,
Das vor dem Schritt des kecken Jägers ſchauert
Und auf das Wild ſich ſtürzt mit raſchem Stoß.
Drum nicht das Schwert mit fremdem Schwert gemeſſen,
Drum nicht das Recht dem Unrecht abgedroht; —
Nein! Unterwerfung, ſcheinbares Vergeſſen
Und Huldigung; — ſo lautet das Gebot.
Dann endlich kommt die Klugheit doch zu Gute!
Denn iſt Andreas König, ſo gewinnt
Er Zuverſicht im rohen Uebermuthe
Und zeigt den Prinzen holder ſich geſinnt,
Darf nicht allein mit ſeinen Ungarn leben,
An deren Schilde jede Waffe bricht,
Muß Jenen auch den Zutritt bei ſich geben ...
Dann kann ein Dolch ihn treffen — jetzo nicht. —
„Und ſoll die Königin die Schmach erdulden,
Daß dieſer Bube ihre Krone ſtiehlt?
Und daß, abhängig von des Papſtes Hulden,
Ihr Reich dem zufällt, dem er's anbefiehlt?
— Rief Ludwig wüthend — Können wir es leiden?
Und dürfen wir es ohne ew'ge Schmach?
Daran, o Brüder, wird der Papſt ſich weiden —
Was fragt er dieſem Ungarnknaben nach!

Durch dieſe Handlung nehmen wir im Stillen
Das Recht dazu auf ſeiner Seite an.
Wir dürfen's nicht! nicht einmal unſertwillen ...
Wenn wir es feige auch für ſie gethan. —"
„Ha! — rief erbittert Philipp, wer von feige
Hier redet, ſei's mein Bruder, iſt nicht werth ...."
„Halt ein! — rief Carl Durazzo — halt! ſo zeige
Uns Ludwig denn die Kraft von ſeinem Schwert.
Kann er Andreas dumpfes Hirn zerſpalten,
Um deſto beſſer! die Verſchwörung ſtirbt
Im Keim dann hin! wo nicht — ſo bleibt's beim Alten,
Wenn uns ſein Zorn nur nicht Verräther wirbt. —"
Stolz ſagte Ludwig: „Carl, mein Schwert wird zeigen,
Was es vermag in ehrenhafter Schlacht,
Von dem, was Ihr hier brütet, werd' ich ſchweigen,
Doch zum Verſchwornen bin ich nicht gemacht.
Ich bin, merkt auf! nicht von den Euren worden,
Ihr Brüder und Ihr Vettern, und wenn Ihr
Nichts Beſſer's wißt, als den Andreas morden,
So ſeid Ihr ſo wie er verächtlich mir! —"
Er ging, und hielt ſich fern von ihren Plänen
Seit dieſem Tag, aus Stolz, aus Zorn und Scham;
Doch oft netzt ſich ſein Aug' in Flammenthränen,
Wenn ihr Bild traurig fragend zu ihm kam.
Wenn bittend, zagend ihre liebe Stimme
Zu ihm um Rettung fleht, und wenn ſie dann
Sich zweifelnd wendet .... o, mit wildem Grimme
Klagt er den Erdkreis ihrer Schmerzen an.
O, eine Frau kann weinen, klagen, beten
Für den Geliebten! .... o, die hat es gut!
Allein den Mann, den Mann! den will es tödten,
Wenn er nicht etwas für die Liebſte thut.

Darum — ſtatt vor Johannen zu erſcheinen
Und ihr zu ſagen: Sieh', ich kann nichts thun,
Die Prinzen wollen ſich mit mir nicht einen,
Allein bin ich zu ſchwach, mein Arm muß ruhn!
Darum — ſtatt ihr den ſüßen Troſt zu bringen:
Des Liebſten Anblick, der die Frau erhebt
Und ſtärkt, als trüg' ein Aar auf ſeinen Schwingen
Sie von der Welt, die unter ihr erbebt —
Darum blieb Ludwig fern. „Sie wird nicht wagen
Mein Herz je zu bezweifeln — ſprach beſchämt
Er zu ſich ſelbſt — doch ein gerecht Verzagen
An meiner Kraft, vom Widerſtand gelähmt,
Das wird, das kann, das muß ſie überfallen,
Wie ſie auch ſtrebt! .... und wird ſie dann den Knecht
Des Feindes, einen zitternden Vaſallen
Noch lieben? .... O, ſie hat zum Haß ein Recht! "
So traf Uberto ihn. — „Geh' zu den Fürſten
Durazzos und Tarents und frage ſie,
— Sprach Ludwig — ich weiß nichts; ſie aber dürſten
Nach der Gelegenheit, die, ſcheint es, nie
Gelegen iſt, weil ſie nicht redlich wollen
Und immer ſpielen ein verſtecktes Spiel.
Ich weiß nicht, ob und wie die Kugeln rollen,
Nicht, welche Hand ſie wirft, nicht, wo das Ziel. —"
Zu Carl Durazzo ließ er drauf ihn führen
Als ſichern Boten von der Königin,
Mit dem man das Geheimſte dürf' berühren,
Weil er ſich treu bewährt in Seel' und Sinn.
Durazzo heißt Uberto ſehr willkommen,
Denn ſolchen Boten wünſchet er ſchon lang;
Sobald die Königin hat Theil genommen
An der Verſchwörung — iſt ihm nicht mehr bang.

Und was in Zukunft möge auch geſchehen,
Mit ihrem Namen wird es dreiſt bedeckt,
Und wer zu tief und zu genau will ſpähen,
Dadurch von ſeiner Forſchung abgeſchreckt.
Drum ſagte Carl vertraulich zum Geſandten:
„Sprich! iſt die Königin auch wohl ſo feſt
Mit unſrer guten Abſicht einverſtanden,
Daß ſie uns freie Hand in Allem läßt? —"
Da ſie nicht Eure Abſicht kennt — verſetzte
Uberto — ſo vertraut ſie mir; genau
Bericht' ich ſie .... —" „Doch wenn es ſie verletzte?
Ein zart' Gewiſſen hat doch eine Frau. —"
„So ſprecht! was ſoll ich ſagen, was verſchweigen? —"
„So meinſt Du auch, daß Schweigen beſſer iſt? —"
„Ich meine nichts, mein Fürſt! Ihr müßt Euch zeigen,
Wenn ich verſtehn ſoll, ohne alle Liſt. —"
„Und wer wird mir für Deine Treue ſtehen?"
„Für meine? — rief Uberto, blickte ihn
Trüb lächelnd an — ein Wunder wird geſchehen
Sie zu bewähren! laßt das Mißtraun fliehn. —"
„Uberto, biſt Du wirklich ganz der Feſte
Und Treue, der Du ſcheinſt, ſo thue jetzt
Das Einzige, ich ſage nicht das Beſte,
Was dienlich unſerm Zwecke wir geſchätzt. —"
„Ich thue Alles .... gehe durch die Hölle
Und kämpfe mit dem Teufel .... doch für ſie
Alleinzig! nicht für Euch! drum ſagt mir ſchnelle,
Was Ihr begehrt; ich thu's! doch nur für ſie. —"
„Uberto, von Andreas ſie erlöſen
Iſt eine Wohlthat, die, das ſiehſt Du ein,
Für ſie die größte iſt. Du kennſt den böſen
Gemahl! er wird's noch mehr als König ſein.

Er wird noch mehr das Land und Volk bedrücken,
Die Königin mißhandeln als Barbar,
Und doppelt wird sie leiden, denn beglücken
Will sie dies Reich, das einst ihr Erbe war.
Darum muß man vom Herzog sie befreien.
Die Zeit ist schlimm; das Volk ist schlaff und matt;
Wir dürfen uns nicht mit dem Papst entzweien,
Der für Andreas sich erkläret hat.
Das heißt: wir dürfen's öffentlich nicht wagen.
Doch wenn Andreas stirbt, so muß den Schlag
Der Papst als eine Himmelsschickung tragen ....
Und ist er todt, so forscht man nicht viel nach. —"
„O, ich verstehe! sagt bei Eurer Ehre
Als Ritter und als Fürst: ist dieser Plan
Der einzige, der auszuführen wäre,
Und ist's mit diesem .... Morde denn gethan? —"
„Nur dieser Plan kann einzig Alle retten,
Auf einmal Land und Volk und Kön'gin;
Urplötzlich sprengt er die verhaßten Ketten,
Die Ungarn stürzen mit dem Herzog hin. —"
„Und könnt Ihr schwören, daß der Königin Ehre
Getrübt nicht wird durch des Gemahles Tod? —"
„Der Haß des Landes tödtet ihn! ich schwöre,
Daß nicht ein Schatten von Verdacht ihr droht. —"
„Genug! ich thue Alles! wollt nur sorgen,
Daß in Neapel Ihr sogleich erscheint,
Wenn ich's gethan. Der Hof geht übermorgen
Fort nach Aversa, und ich bin gemeint,
Je schneller ich die Königin befreie,
Um desto besser ist's! sie härmt sich ab,
Mein edler Fürst, und wär' nicht meine Treue —
Die Eure .... gönnte sie wohl gar dem Grab. "

Ein brauchbarer Geſell! — ſprach Carl ganz leiſe,
Nachdem Uberto fort — wie der ſich ſchickt
Zu jeder That, zu jeder Höllenreiſe
Für die Gebieterin, ganz ſtolz beglückt!
Ob ſie ihn wol mit ihren ſchönen Augen
Bezaubert hat? mit Gold? mit Gunſt?.... gleichviel!
Das iſt der Weiber ſüßes Recht: ſie ſaugen
Uns Blut und Hirn aus, ſo .... zu ihrem Spiel.
Der ſtürzt uns wahrlich nicht in das Verderben,
Der nimmt auf ſich allein die ganze That
Und iſt zuletzt beglückt für ſie zu ſterben!
Nein, nein! von dem beſorg' ich nicht Verrath. —"
Uberto eilte heimwärts, feſt entſchieden,
Das, was er übernommen, ſchnell zu thun.
Sie muß nichts ahnen. Nichts darf ihren Frieden
Zerſtören. Auf ein Mährchen ſann er nun.
Und weil er hofft, die Gunſt des Zufalls werde
Ihm in Averſa leihn, was er bedarf,
So klang die Botſchaft, als er ſich vom Pferde
Erſchöpft der Königin zu Füßen warf:
„Indeſſen hier die Krönungsfeſtlichkeiten
Betrieben werden und der Hof fern iſt,
Verſammeln ſich die Prinzen hier und deuten
Dem Volk den Frevel und des Herzogs Liſt.
Es iſt leicht zu entflammen, zu erregen,
So bald es nur der Wahrheit Stimme hört;
Dann ſtemmet es den Ungarn ſich entgegen
Und wird für ſeine Königin bewehrt;
Und eh' Andreas Nachricht noch erhalten,
Iſt hier der große Umſturz ſchon geſchehn —
Dann wird ſich anders ſein Geſchick geſtalten
Und ſeine Tyrannei zu Ende gehn.

„Dank Dir für Deine Nachricht, mein Getreuer!“
Entgegnete die Königin und bot
Ihm huldreich ihre Hand; es flog ein scheuer
Und heißer Kuß darüber; — tiefes Roth
Bedeckt Ubertos sonst so bleiche Wange,
Es brennet seine Hand in Fieberglut. —
„Geh'! — sprach sie — Du bist müde, ruhe lange!
Es schläft sich nach vollbrachter Pflicht so gut. —“
„Noch hab' ich nichts vollbracht!“ — rief er und eilte
Zu seiner Mutter, und Johanna sprach
Für sich, als sanft ihr Auge auf ihm weilte:
„In Dir ist eine seltne Treue wach. — — —“
„Nun, rief Filippe, Söhnchen! was beschließen
Die Fürsten? —“ „Mutter, schreckt Dich wohl ein Wort? —“
„Laß hören, Söhnchen! —“ „Junges Blut wird fließen ... —“
„Ich ahnte es! er ist bequem .... der Mord.
Wer führt den Dolch? —“ „Ich, Mutter! —“ und Filippe
Stieß einen Angstschrei aus: „Weshalb denn Du!
Denn Du! denn Du! —“ rief sie mit bleicher Lippe.
„Ich bot mich dazu an —“ sprach er mit Ruh.
„Was sagt die Königin? —“ „Sie darf nichts wissen. —“
„Sie soll es wissen .... —“ „Nein, und wieder nein!
Dies eine Mal wirst Du mir folgen müssen,
Die Königin soll nicht geängstigt sein. —“
„Und wenn sie nach der That sich von Dir wenden?
Die Fürsten sind so falsch .... wer bürgt für sie? —“
„Nichts, Mutter! doch Johannas Qual soll enden,
Und was ich wage, wagt ein Andrer nie. —“
„Und wenn's gelingt, so wirst Du Dir gewinnen
Den höchsten Platz auf einer lichten Bahn; ....
Doch wenn's mißlingt, — sprach sie in tiefem Sinnen —
So geb' ich sie als die Mitschuld'ge an. —

Ein ſtilles Kloſter hebt jetzt ſeine Mauer
Empor, wo einſt das Schloß Averſas ſtand,
Doch Zell' und Kreuzgang wehren nicht dem Schauer,
Den eine Frevelthat hierher gebannt.
Denn iſt zu Staub und Aſche auch vernichtet
Der Stein, der Zeuge, der hier Alles ſah,
Und hat die Zeit auch Aerg'res mild gerichtet —
Erinn'rung bleibt als ſtummer Kläger da.

Erinnerung! wer bebt bei dieſem Worte
Nicht in ſich ſelbſt zuſammen, und wer fährt
Nicht plötzlich auf, wie wenn an ſeine Pforte
Ein Finger klopft, der ihn im Schlafe ſtört?
Und ſeltſam! — der Beſucher kehrt ſich nimmer
An: Bleibe draußen! oder: Komm' herein!
Er kommt — wie in den Wald der Mondenſchimmer,
Wie in den Kerkerſpalt der Sonnenſchein. —

So gleitet er zur Seele, die ihr Lager
Noch nicht verließ, ſich nicht vertheid'gen kann,
Und ſpricht als leiſer, unbarmherz'ger Frager:
Weißt Du wol noch?.... Gedenkſt Du noch daran?....
Und ſei's an Schmerzen, ſei's an Seligkeiten —
Allewig herb iſt die Erinnerung:
Die alten Schmerzen drohen noch von weiten,
Die alten Freuden werden nicht mehr jung.

O, fort Erinnerung von Weh und Wonne!
Fort, bange Luſt! entfliehe, ſüßes Leid! —
Alltäglich hebt ſich neu die ſtarke Sonne,
Die Zukunft hat die friſche Ewigkeit!
O, dieſes Zukunftsſchmachten, dies Erbleichen
Der Gegenwart, und dieſer Blumenſtrauß,
Den die Erinnerungen falbe reichen —
Sie machen ja den Traum des Lebens aus! — — —

Aversas Schloß empfing die hohen Gäste.
Die Königin war ernst. Andreas sprach
Mit Kinderlust von seinem Krönungsfeste;
Sie zählte angstvoll jede Stunde nach.
Wenn eine Thür aufging, fuhr sie zusammen:
Wird das die Botschaft sein? — Wenn ihr Gemahl
Sie ansah, stand ihr Angesicht in Flammen,
Es traf sein Blick sie wie ein kalter Stahl.
Sie war wie Jemand, dem man anvertrauet,
Daß eine Mine plötzlich springen wird:
Indeß er ängstlich in die Ferne schauet,
Ist er von ihren Trümmern schon umschwirrt. —
Andreas, der den guten Rath empfangen
Von Bruder Robert, mit der Königin
Zu leidlichem Verhältniß zu gelangen,
Schöpft aus dem Rausch des Weines Liebessinn
Und als Johanna ihre Frau'n entlassen
Und auf und ab im stillen Zimmer schritt,
Nicht denkend sich dem Schlaf zu überlassen —
Da schreckte sie des Herzogs naher Tritt.
Die Seel' ist wachsam, hat getreue Späher,
Die Sinne sind in ihrem Dienst geübt
Und bringen Leid- und Freudenbotschaft eher,
Als Ueberlegung ihr Verständniß giebt.
Uberto, der im Vorgemach verweilte
Wie immer, kündete des Herzogs Nahn.
„Ich schlafe längst! — rief sie; er aber theilte
Die Thüren rasch; sie sah ihn zürnend an.
Andreas trat herein; als sich die Pforte
Still hinter ihm verschloß, sah er sich um
Fast unbehaglich an dem fremden Orte.
Die Königin betrachtete ihn stumm.

Uberto dachte draußen: Ha! ein kühner,
Gewägter Streich, ſo iſt es abgemacht!
Hier iſt er jetzt allein, und ſeine Diener
Erwarten ihn wol nicht in dieſer Nacht. —
„Was führt Euch her zu ungewohnter Stunde? —“
Begann Johanna und blieb vor ihm ſtehn. —
Der Herzog ſprach: „In Deinem holden Munde
Klingt dieſer Liebesvorwurf doppelt ſchön. —“
Faſt lächelte Johanna, als ſie ſagte:
„Den mach' ich nicht. —“ „Weshalb? Warum denn nicht?
Biſt Du ſo ſtolz, daß, was die Lippe klagte,
Dein Wort zum Scheine jetzt nur widerſpricht? —“
Sie ſagte kalt und hoch: „Glaubt mir, vom Klagen
Und Widerſprechen halte ich nicht viel.
Ein Jeder thue, und die That wird ſagen,
Mehr als das Wort, ſein innerſtes Gefühl. —“
Er wähnte in dem Ausſpruch das zu finden,
Was er zu finden feſt entſchloſſen war;
Er wußte nicht Johanna zu ergründen,
Er hielt an dem, was ſeinen Sinnen klar.
So kniete er denn zärtlich vor ihr nieder
Und ſprach, wie nur der liebſte Mund es darf,
Weil jedes Wort dem Herzen bringet wieder,
Was aus dem Herzen quillt. Sie ſagte ſcharf:
„Ihr wagt es mir von Liebe vorzureden,
Und handelt gegen mich als bittrer Feind
Mit ſtiller Kränkung und mit offnen Fehden!
Ihr nehmt mir Kron' und Freiheit, und Ihr meint
Mit Eurem Schmeichelwort mich zu verſöhnen,
Das Ihr anwendet, wie's Euch grade nützt!
Geht! ich verzeih' Euch, daß Ihr konntet wähnen
Ich ſei von keinem Selbſtgefühl geſchützt. —“

Andreas ſprach ernüchtert: „Hör' Johanne,
Wenn ich um Liebe bat, ſo danke mir!
Haſt Du vergeſſen, daß Du Deinem Manne
Genüber ſtehſt, der den Gehorſam Dir
Befehlen kann, kraft ſeines Rechts, wenn Bitte
Um Liebesgunſt Dir zu vermeſſen däucht? —"
Sie ſagte feſt und kühl: „Das iſt nicht Sitte! —"
Doch ihre Wange war zu Schnee erbleicht.
„Und iſt Dein Trotz denn Sitte? — rief erbittert
Der Herzog — Iſt das Frauenart? — Wohlan!
Wenn Wunſch und Bitte nicht Dein Herz erſchüttert,
Will ich doch ſehn, ob mein Befehl es kann. —"
Noch kälter, bleicher ſprach ſie: „Ich erwarte,
Was mir der Herzog, mein Gemahl, befiehlt. —"
Er fragte höhniſch: „Bangt Dir nicht, Du Zarte,
Vor dieſem Wort? Hat ſich Dein Zorn gekühlt?
„Andreas — rief ſie außer ſich — erbarme
Dich! .... geh'!" — „Ich bin gekommen!" — ſprach er kalt
Und ſchlang den Arm um ſie; doch dieſem Arme
Entwand ſie ſich wie eine Luftgeſtalt
Und trat genüber ihm mit einem Blicke,
Worin Verzweiflung bei dem Haſſe lag.
Doch er trat zürnend näher, nicht zurücke;
Er ſtützt ſich auf ſein Recht, er giebt nicht nach.
Als ſie das ſieht, ſpricht ſie, in ſich zerbrochen:
„Ich bin die Sclavin und der Herr ſeid Ihr!
Verzeiht, daß ich's vergaß. —" Doch unterbrochen
Ward das Geſpräch; man klopfte an die Thür.
Der Herzog rief voll Zorn: „Wer ſtört uns immer? —"
„Ein Bote, den Euch Bruder Robert ſchickt, —"
Erſcholl Uberto's Antwort. Aus dem Zimmer
Ging Jener ſchnell. — — — Der Frevel war geglückt.

Johanna ſah ihm nach, wie wenn die Kette,
Die an die Folter ſchmiedet, plötzlich bricht,
Mit Dankgebet; dann ſank ſie auf ihr Bette,
Nicht ahnend, was der Morgen ihr verſpricht;
Denn nicht kann ſie den bangen Sinnen trauen,
Als ſie von einem Mordgeſchrei erwacht.
„Was iſt geſchehn! —“ ruft ſie zu ihren Frauen. —
„Der Herzog ward ermordet über Nacht. —“

Sie war vernichtet, und die Ungarn drangen
Mit wilder Wuth ſich ein in ihr Gemach,
Und ſchrien, indem ſie ihre Waffen ſchwangen:
„O, Rache! Rache! forſcht den Mördern nach. —“
Sie blieb vernichtet, kann die That nicht faſſen,
Und daß ſie grad' in dieſer Nacht geſchah,
Als kaum Andreas ihr Gemach verlaſſen ....
Wie eine Leiche ſtand ſie ſelber da.

Und alle Blicke hingen ſcharf, wie Pfeile
In einem Schild, an ihrem Angeſicht.
Da ſagte ſie gefaßt nach einer Weile:
„Fort! in Neapel halte ich Gericht. —“
Die Menge wich und ging. Sie preßt erſchüttert
Die Hand aufs Herz. „Das hat ein Freund gethan,
Doch wer? doch wer?“ — ächzt ſie. Die Seele zittert
Vor Angſt .... ſo langt ſie in Neapel an.

Verſammelt fand ſie dort des Reichs Barone,
Die gleich den Ungarn nach dem Mörder ſchrien,
Und keine Unterſuchung wollten, ohne
Zuerſt Johanna vor Gericht zu ziehn.
Andreas war erwürgt gefunden worden
Im Graben, der vor ihren Fenſtern lag;
Nur ihre Diener konnten ihn ermorden,
Sie hatten Zutritt, ſie nur waren wach

Sie ſagte ruhig: „Muß es dahin kommen? —"
„Nein! — rief in tiefem Zorn Uberto — nein! —"
„Wie willſt Du's hindern? —" fragte ſie beklommen. —
„Ich will geſtehn! Ich würgte ihn allein. —"
Die Königin in Thränen rang die Hände:
„O meine Ahnung! doch — von Freundes Hand! —"
Uberto aber macht ein ſchnelles Ende
Und hat die Wahrheit vor Gericht bekannt.

Und todtenblaß, im Auge keine Thräne,
Trat jetzt Filippe vor Johanna ſtill,
Halb ſcheu, halb drohend, ſo wie die Hyäne,
Die ihrer Beute ſicher werden will:
„Mein Töchterlein, — ſpricht ſie — in ſein Verderben
Nennt doch Uberto nicht? Du retteſt ihn?
Nicht wahr, er wird um dieſe That nicht ſterben? ... —"
„O arme Mutter, Niemand rettet ihn. —"

„Mein Töchterlein, Du mußt, Du mußt ihn retten!
Beſinne Dich, er iſt mein einzig Kind!
Ein Wort von Dir zerſprenget ſeine Ketten ....
Du mußt es thun — ſonſt thue ich geſchwind,
Was Dir mißfallen könnte! Sieh, geboren
Hab' ich den einen einzigen lieben Sohn,
Mein Stolz, mein Glück ... —" „Weh Dir, er iſt verloren. —"
„So biſt Du es mit ihm! —" rief ſie voll Hohn.

Johanna ſtarrt ſie an. „In dieſer Stunde
Sag' ich, daß er, Dich liebend, Deinem Wink
Gehorchte, und aus Deinem ſüßen Munde
Befehl zu dieſer Miſſethat empfing. —"
„Ich ehre Deinen Schmerz! doch dieſe Lüge .... —"
„Lügt nicht ſo ganz! Er liebte Dich mit Glut,
Beſinne Dich! .... O, tauſend kleine Züge
Verriethen's Dir .... Er hat ein heißes Blut;

Er ſah Dich elend, traurig; Deine Augen,
Wenn nicht Dein Mund, beſchwor'n um Rettung ihn!
Und jetzt ſoll dieſe Liebe dazu taugen,
Um in den Todesabgrund ihn zu ziehn? —"
„O, ich bin unglückſelig! — rief Johanna; —
Er liebte mich und Du .... Du haſſeſt mich!
Tod und Verderben bringe ich dem Manne,
Der für mich frevelte — wie fürchterlich! —"
„Du kannſt ihn retten. —" „Nein, die Richter ſprechen
Sein Urtheil .... —" „Gnade liegt in Deiner Hand ... —"
„Für Andre, nicht für ihn! —" „So werd' ich rächen
Die Treue, die nicht Anerkennung fand. —"
„Mit Schmähung willſt Du meinen Namen nennen? —"
„Ich will Dich zwingen ihn zu retten und
Dein Heil von ſeinem Heile nicht zu trennen. —"
„So geh', und mache Deine Lüge kund. —"
Filippe that's. Allein Uberto ſagte
Gefaßt zu ihr: „O Mutter, lüge nicht!
Was Viele wünſchten, Keiner that, das wagte
Ich freudig — es gelang; und das Gericht
Muß mich verdammen; aber mein gedenken
Wird ſtets die Königin, ſo lang ſie lebt,
Sie wird dem Treuen eine Thräne ſchenken,
Der ihrethalb nicht vor der Hölle bebt." — — —
Johanna betete, von Schmerz vernichtet.
Da flog die Thür auf, Ludwig trat herein:
„Uberto Catanese iſt gerichtet
Und Du biſt rein und frei! —" „Und ich bin Dein,
Geliebter, ſprach ſie ernſt; vor meinen Feinden
Beſchützt mich Deine Liebe, Deine Macht!
Doch vor den falſchen und den treuen Freunden
Bin ich geſchützt, nur wenn mich Gott bewacht. —"

# Lehr- und Wanderjahre

des

# Raphael Santi von Urbino.

Mater-Novelle

von

C. Fr. von Rumohr.

Unter jenem luftigen Bogen am nordöſtlichen Seitenthore der Hügelſtadt Aſſiſi, malte der Meiſter Andrea, den man auch den Jugegno nennt, auf dem naſſen Mauerbewurfe. Das Madonnenbild, welches er in Arbeit hatte, glich in den äuſseren Zügen denen ſeines früheren Lehrers, des Niccolo Alunno, zeigte jedoch mehr Derbheit und Fülle. Er malte daran ſchon ſeit einigen Wochen, verglich daher, ein wenig anhaltend und an den Fingern zählend, ſeinen nicht eben reichlichen Lohn mit der Zeit, die's bisher gekoſtet hatte, als hinter ihm ein leiſes Geräuſch entſtand und ihn veranlaßte, ſich umzuſehn. Ein Jüngling, dem Knabenalter kaum entwachſen, in ſtaubigen Reiſekleidern, durch Luft und Sonne gebräunt, war die Leiter zu ſeinem Gerüſte hinangeſtiegen und betrachtete das kaum halb aufgetrocknete, noch fleckige Mauergemälde mit aufmerkſamen, gleichſam kenneriſchen Blicken.

Andrea war leicht zu ſtören, blieb jedoch für das Mal bei guter Laune, denn er ſah dem Fremden ermunternd ins Auge und ſprach: Seid gegrüßt, Herr Gradeaus! Blickt Ihr nicht auf mein armes Bild, als gehöret Ihr zur Kunſt? und, ſo jung Ihr zu ſein ſcheint, würde ich doch Eurem Urtheil wohl trauen, wenn Ihr's nur frei herausſagen wollt. Ihr habt Euch gar nicht zu ſcheuen, weil ich nicht großen Anſpruch mache und mir's genügen

laſſe, wenn man die Arbeit meines Pinſels für gut und preiswürdig erklärt. Die zarten, lieblichen Köpfe der Art, als ſie der Niccolo, der Alunno drunten in Foligno, alltäglich malt, die wollen mir nun einmal nicht gelingen. Ich mache mir zu mancherlei Geſchäft, das mit der Malerei nichts gemein hat und doch ebenfalls geſchehen muß. Meine Brüder wollen auch nicht die Hand erheben, das viele Gut zu wahren, ſo von unſern Eltern her auf uns gekommen iſt. Ja, ſogar bei den Sachen der Stadt muß ich aushelfen, als wenn unter den vielen Leuten nur ich allein die Fähigkeit habe, die einlaufenden Gelder nachzuzählen und deren Empfang zu beſcheinigen.

Von dieſen Worten vernahm der Jüngling kaum die Hälfte, denn er vermochte ſeine Gedanken nicht abzulenken von dem Madonnenkopfe, der vor ihm auf die Mauer gemalt, und, als der älteſte Theil des Gemäldes ſchon hinreichend aufgetrocknet war, daher bereits ſehr gut ins Auge fiel. Ein Etwas lag in dieſen derben, allein nicht unſchönen Zügen, das, wie durch ſchnellen Zauber, eine Beengung zertheilte und löſ'te, die bereits ſeit Jahr und Tag ihn gequält hatte. Ingegno betrieb die Malerei mit der Läſſigkeit eines bloßen Kunſtfreundes, enthielt ſich daher ganz unbewußt der Gewohnheitszüge, welche den Malern jener Zeit durch die Schule tief eingeprägt wurden, und in der Folge, durch gegenſeitiges Zugeſtändniß, oder nur durch Gebrauch und Sitte, ſich unter ihnen zu erhalten pflegten. Züge der Art, wie jene damals übliche, etwas kümmerliche Verkrüppelung der Naſenflügel, der Mundwinkel und anderer die Geſichtsbildung bezeichnenden Theile, finden ſich auch bei dem früheſten Lehrer unſeres jungen Malers, dem Luca Signorelli von Cortona, deſſen eigenthümliche Zeichnungsart der fähige

Knabe, ſo lange er ihm nahe ſtand, wohl nicht eigentlich nachgeahmt, allein doch zu begreifen und feſtzuhalten geſucht. Indeß blieb darin gar Vieles in ſtillem Widerſpruch mit ſeiner eigenen Art die Dinge zu gewahren, wogegen offen ſich aufzulehnen er nicht gewagt hatte, bis nun hier zuerſt des Jugegno breit und einfach angedeutete Formen ihm den Muth gaben, die lang verborgenen, geheimen Zweifel ſich ſelbſt deutlich einzugeſtehn.

Mit ſüßem Ton und bezaubernd ſchlichter Miene ſprach er: In Eurer Arbeit da, werther Meiſter, iſt ein Etwas, das mir ſchon deßhalb gefallen würde, weil es mir neu iſt. Wohl möchtet Ihr bisweilen das rechte Antlitz und Weſen der Sachen, welche Ihr ausdrücken wollt, nicht völlig erreichen. Allein die Bildung Eurer Köpfe ſcheint mir der natürlichen Geſtalt viel näher zu kommen, als das Meiſte, was ich bisher geſehen. Eure Umriſſe haben eine liebliche Rundung, Eure Formen eine gewiſſe Fülle. Davon möchte ich Einiges Euch ablauſchen. Denn ich bin allerdings ein Maler, wenn mir's geziemt, mich einen Maler zu nennen, während ich doch mein ſechzehntes Jahr noch nicht vollendet habe. Allein, ſo jung ich bin, ſuche ich doch gern den älteren Männern mich zuzugeſellen, in der Hoffnung, daß mein beſcheidenes Andringen von ihnen nicht abgewieſen werde.

Nicht ſonderlich gefielen dem Meiſter ſo zierliche, ringsum bedingte Redeweiſen. In ſeiner freien Bereitwilligkeit, allen Leuten auszuhelfen, pflegte er alljährlich gegen kleine Entgeltung ſogar die Wappen der neu erwählten Rathsherrn an die Mauer des Stadthauſes zu malen. So hatte denn nach ſeiner Art und Meinung ein wandernder Malerlehrling, gleich dem, der hinter ihm an dem Gerüſte ſtand, nur die zwei Fragen zu thun: Habt

Ihr Quartier für die Nacht? Habt Ihr Arbeit für die nächsten Monate? Allein gar bald verscheuchte den leichten Anflug von Unmuth ein zweiter Blick auf den jungen Fremdling, dessen Antlitz nur Sanftmuth und Güte der Seele abspiegelte, dazu in dem warmen Abendlichte so malerisch glänzte und leuchtete, daß für den künstlerisch trägen, doch für die Kunst begeisterten Andrea auch darin etwas Einnehmendes lag. Mit Neigung also reichte er ihm die Hand, lud ihn, daheim bei sich und seinen Brüdern ein Kämmerlein mit reinlichem Bette zu beziehen und an seinem Tische mit guter Hausmannskost vorlieb zu nehmen. Er möge weilen, so lang es ihm gelieben werde, und bei den Arbeiten Hülfe leisten, die vorkommen sollten. Freilich, setzte er hinzu, ist dieser Ort nur arm, das reiche Kloster aber zum heiligen Franz schon überher bemalt. Ich verschmähe daher keine Arbeit, so klein und gering sie sei. Denn wo's an Gelegenheit zu großen Werken fehlt, ist Jegliches erwünscht, woran man sich üben kann, damit die nöthige Entschlossenheit und Fertigkeit nicht verloren gehe.

Während dieser Worte hatte Andrea die Malerschürze abgenommen und jenem gesagt, daß er hinuntersteigen möge. Er folgte ihm, obwohl mit geringerer Behendigkeit; denn er war, wenn auch schlank und hager, doch schon ein Vierziger, oder darüber; worauf er die Leiter in das Vorhaus eines nahe wohnenden Bürgers brachte und den Heimweg einschlug.

Seine Wohnung lag hoch, in der Nähe des Domes, an einem traulichen Dreieck, das thalwärts von niedrigen Häusern, an der Bergseite aber von hohen Gartenmauern umschlossen war. Ueber diesen zeigten Lorbeern, Granaten, einige alte Oelbäume, sogar eine mäßig hohe Cy-

preſſe, ihre Spitzen. Nichts konnte beſcheidener ſein als der Eingang in das alte, unſcheinbare Haus. Allein, nachdem man hineingetreten war und den engen, düſteren Flur im Rücken hatte, eröffnete ſich aus dem halb offenen Bogengange (der zwar an der Bergſeite mit der Hausthür auf gleichem Plane lag, doch gegen den Abhang hoch im dritten Stockwerke des Hauſes) ein wahrhaft entzückender Ueberblick der Ebene von Foligno. Zur Linken erſtreckte ſich der lang gedehnte Bergzug bis gegen Spoleto. Beinahe zum Gipfel ſtiegen die Oelwälder daran hinauf, oberhalb der vielen Ortſchaften, welche dem Anſchein nach ohne beſtimmte Grenze waren und in einander überfloſſen. Die weite, reich bepflanzte Ebene ſchimmerte noch im Abendlichte, während nach Weſten hin die Thürme des hochbelegenen Montefalcone ſchon im Dunkel lagen und gegen den leuchtenden Himmel mit Beſtimmtheit ſich abzeichneten. Nach einer beſchwerlichen Tageswanderung über dürre, geſtaltloſe Berge hatte der herrliche Ausblick für den Ankömmling einen zwiefachen Reiz. Er lehnte ſich auf die Brüſtung und gab ohne klare Gedanken dem friedlichen Genuſſe ſich hin, während Andrea durch eine Seitenthüre verſchwand und den neuen Gaſt für einige Minuten ſeinem eigenen Beginnen überließ.

Dazumal war es unter den Malern hergebracht und üblich, die Gaſtfreundſchaft ihrer Zunftgenoſſen frei in Anſpruch zu nehmen, die von den angeſeſſenen Meiſtern gemeiniglich ohn' Widerſtreben zugeſtanden ward. Doch lag in der Einladung und Aufnahme des Andrea etwas eigenthümlich Herziges, das bei dem jungen Maler ſogleich Vertrauen und Neigung erweckte, ihm heimathliche Gefühle einflößte und in ruhigem Behagen ihn ſtimmte

Er ward daher nicht eher wiederum sich deutlicher bewußt, daß er in einem neuen Hause, unter fremden Leuten sich befinde, als nachdem aus der Seitenthüre, die tiefer in das Haus führte, der älteste Bruder des Andrea, ein früh erblindeter Chorherr des nahen Domes, an den Pfosten umhertastend, in den Bogengang eintrat.

Er rief im Hereinkommen: Tretet näher, lieber Fremdling und Gast, ich wünsche Euch kennen zu lernen. Der Jüngling näherte sich langsam und ehrerbietig, worauf der Chorherr ihn bei der Hand ergriff und seine hageren Finger mit der Kennerschaft eines Bildners wiederholt über des Knaben feines Antlitz kreisen ließ. Ey, ey! sagte er darauf sehr verwundert, Du bist noch ein junges Blut. Wie haben nur Deine Eltern schon so früh Dich aus dem Hause entlassen mögen? Sie leben nicht mehr, entgegnete der Jüngling; ich habe keine Beschützer mehr, als die, welche Gott mir sendet. Der Chorherr rückte an seinem Mützchen und sprach: Gebenedeyet sei, wer solchem Schutze vertraut. Und wie heißest Du, mein liebes Kind? Raphael, antwortete der Malerjunge, und mein Vater nannte sich Johannes Santi, und war in Urbino wohl angesehn. Was da nicht Alles zusammentrifft, sprach der Blinde. Der Name und das Antlitz eines Engels und ein heilig Geschlecht! Wahrlich hast Du Dich anzustrengen, damit Du solchen Vorzeichen Ehre machest. Doch nun zu den andern Dingen. Ich muß Dir sagen, daß Du allein daran schuld bist, daß wir noch nicht zu Tische sitzen. Mein Bruder dachte, man solle Dir zum ersten Imbiß etwas mehr als das Gewöhnliche vorsetzen. Er meint, Du müssest hungrig sein, weil Du jung und auf der Wanderung bist. Nun folge mir, denn man hat schon aufgetragen.

Der Blinde ging darauf mit der Zuverſicht, welche die lange Gewohnheit des Ortes ihm gab, obwohl nicht ohne Anſtoß, voran durch einige Zimmer, die wüſt lagen und zur Aufbehaltung eines Mancherlei von nothwendigen Dingen beſtimmt waren. Darauf traten ſie, denn Raphael folgte ihm auf dem Fuße, in die geräumige Küche, an deren Ende in einer Vertiefung der frei ſtehende, niedrige, von Bänken rings umgebene Heerd belegen war. An dieſem erzeigte ſich Meiſter Andrea ſehr geſchäftig. Mehr gegen die Mitte, doch nicht zu weit vom Heerde entfernt, ſtand eine ſtark gezimmerte, alterthümliche Tafel, am einen Ende mit grobem, doch bunt geränderetem Linnen gedeckt und durch eine ſchwere Lampe auf hohem Geſtelle zur Nothdurft erleuchtet. Eine mächtige Schüſſel voll ſaftiger Trauben und lockender Feigen war ſeitwärts aufgeſtellt, daneben der thönerne Weinkrug und zu dem friſch angeſchnittenen Waizenbrote ein würzig duftender Salat, die unerläßliche Eingangsſpeiſe. Der Chorherr ſetzte ſich ſchnell ans obere Ende der Bank, wo für ihn ein Kiſſen bereit lag, winkte dem Knaben, ſich bei ihm niederzulaſſen, und bat ihn, nur zuzulangen, da Andrea bald fertig ſein und ſodann ſchon ihnen nacheilen werde.

Dieſe gaſtliche Bewirthung war dem Wanderer gar nicht unwillkommen. Allein weder Hunger, noch Durſt vermochten ſo viel über ihn, daß er haſtiger, als ziemlich, zugelangt hätte; denn Zucht und Sitte blieben in jedem Verhältniß ihm treue Gefährten. Halb unwillig ſah der Meiſter, der nun auch ſich zu Tiſche geſetzt hatte, auf den beſcheidenen Eſſer hin, wiederholt die Frage unterdrückend: ob es ihm denn nicht recht ſchmecke?

Man hatte die Tafel abgeräumt, nur den Wein ſtehen laſſen; der Chorherr ſaß behaglich angelehnt, das gute

Mahl, den neuen, ihm zusagenden Gast, die nahe Ruhestunde überdenkend. Da langte Raphael in die Tasche, zog ein Buch mit hartem, farbig grundirtem Papier daraus hervor, löfete den stark abgestumpften Silberstift, ein Erbstück, um die festen, ruhigen Züge des Blinden leichthin sich anzumerken. Er hielt das Büchlein unterhalb des Tischrandes und glaubte ungesehen zu zeichnen. Allein sein Nachbar zur Linken, Andrea, schielte über die Achsel und folgte seinem Treiben. Verwundert sah er den Knaben in wenig Zügen eine hinreichende Aehnlichkeit und, was ihm merkwürdiger zu sein schien, den Charakter sorgloser Blindheit, das Nicht-Wahrnehmen äußerer Dinge, das ruhevolle Fortleben in den inneren Gedanken und Empfindungen, so gar anschaulich darstellen, daß er den eigenen Augen nicht zu trauen wagte. Die Schule, in welcher Andrea sich gebildet hatte, ohne doch ihre Weise jemals so ganz sich anzumessen, verstand allerdings die dunkle Sehnsucht schwärmerischer Seelen, oder die stillen Leiden eines bewußt und willig sich hingebenden Erlösers mit wunderbarem Ausdruck darzustellen; hingegen wurden ihre Genossen nur oberflächlich berührt von den mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, deren Bedeutung und Schönheit ohne Erfolg und Wirkung an ihnen vorüberging. Sie studirten, wie man sagt, die Natur, um über irgend eine der häufigen Verlegenheiten hinauszukommen, welche den Künstler ohne sichere Kenntniß bei jedem Schritte zu hemmen pflegen. Raphael hingegen schon in so früher Jugend, weil die Erscheinungen des Lebens nicht bloß ihn belehrten, nein auch nicht selten auf das lebhafteste ihn anregten. Die Natur, das Leben zeigte ihm bisweilen die Heiterkeit der Unschuld, die ruhige Ergebung innig frommer Gemüther, die Seligkeit eines

ungetrübten Bewußtſeins; niemals jedoch jenen, damals den Malern beliebten Ausdruck weſenloſer, träumeriſcher Sehnſucht, deſſen gänzliche Abweſenheit die Jugendarbeiten Raphaels auffallend genug von den Gemälden ſeiner ihm äußerlich ähnelnden Schulgenoſſen unterſcheidet.

Andrea murmelte für ſich hin: Wie doch ein gutes Eiſen ſich bei Zeiten bieget! Der Knabe macht, was ich bisher noch keinen Meiſter habe machen ſehn. Mit ſo wenig Zügen, ſo leicht und ſpielend hat er den geiſtlichen Herrn auf das Papier gebracht, daß er darauf lebendiger ausſieht, als das Leben ſelbſt. Habt Ihr, ſprach er lauter, noch mehr ſolcher Köpfe und Sachen, mein Raphaelchen? Zeigt mir das Buch einmal her. Mit ſittigem Zögern reichte es ihm der beſcheidene Lehrling. Es fand ſich darin vieles nach dem Leben, einiges nach fremden Meiſtern Gezeichnete; nur Weniges indeß war von der eigenen Art und Erfindung des jungen Künſtlers.

Wiederholt durchblätterte Andrea das Büchlein, meiſt ſchweigend, bisweilen mit halblauten Ausbrüchen der Verwunderung, und jedes Mal ſchien er am längſten bei einem Bildniß ſich aufzuhalten, dem Raphael durch geringe Nachhülfe das Anſehn einer Madonna zu geben geſucht. Wie nun, rief er zuletzt, indem er die Blätter vor ſich hinlegte, das Köpfchen da ſo ſchuldlos darein ſieht, als eine Jungfrau, und doch ſo liebevoll und zärtlich, wie die beſte Mutter! Das wird es ſein, was der Prior aus dem Kloſter immerfort begehrt, und ich ihm nie zu Dank mache, ſo viel ich mich bemühe und anſtrenge. Da ſagt er, daß ich die Natur ſolle gehn laſſen und nur den Gedanken feſthalten. Und während der Junge da ſich der Natur anſchmiegt, mehr, als wir andern Alle, drückt er

den ſubtilen Gedanken verſtändlicher und lieblicher aus, als wir mit unſerem Sinnen und Trachten. —

Seit jenem erſten Zuſammentreffen vergingen einige Wochen den beiden Malern unter genüglichem Ergötzen und freiem Austauſch ihrer Gedanken und Erfahrungen. Morgens indeß und Nachmittags bis zum ſpäten Abend arbeitete Raphael unverdroſſen an Jeglichem, was vorkam. Nicht gab es etwan ihm Anſtoß, wenn die Handwerker aller Art ihre Aushängeſchilder ihm zubrachten, bald, damit er ſie ganz neu bemale, bald auch nur zum Ausbeſſern. Im Gegentheil ergötzte es ihn, ſeine Erfindungsgabe an ſolchen Stücken zu verſuchen und zu üben. Jedem Gewerke malte er ſeinen Schutzheiligen, dem Hufſchmidt die Legende des heiligen Alo, und Anderen wiederum andere. Bisweilen auch erfüllte er den gegebenen Raum mit ſchönen Verſchlingungen, oder umgab ihn mit zierlichen Rändern. Der Meiſter Andrea ſoll, nach Raphaels Abzug, die meiſten dieſer Schilder und Wappen, weil er daran ſo großes Gefallen nahm, nicht ohne Zunuße von deren Inhabern wieder eingehandelt haben.

Indeß wurden dem Andrea nicht ſo gar ſelten auch ernſtlichere Aufträge ertheilt, bei denen Raphael, der bisher nur in Leimfarben gemalt hatte, Gelegenheit fand, die neue, ihm noch ganz fremde Manier in Oel, und die andere auf naſſem Bewurfe ſich anzueignen. In beiden war ſein Meiſter gewandt und wohlerfahren. Um nun demſelben darzulegen, wie gut er bereits die Malerei auf naſſer Mauer von ihm begriffen habe, bereitete Raphael im Stillen eine Arbeit vor, durch welche er den Andrea ergötzlich zu überraſchen hoffte.

Seit deſſen früheſter Jugend war jene Bogenhalle, die dem Hauſe zum Eingang diente, der Tummelplatz ſeines

allzeit rüſtigen Pinſels geweſen. Er hatte dort ohne Plan und Ordnung, bald nur ein Bruchſtück, bald auch ein abgeſchloſſenes Ganze auf die Mauer gemalt; wie denn noch immer Aehnliches in einigen alten Künſtlerwohnungen Italiens gezeigt wird. So lieb nun auch dem jungen Raphael, ſeit jenem Abend ſeiner Einführung in das Haus des Meiſters, eben dieſe Stelle geblieben war, ſo blickte er doch, ſo oft er ſie betrat, mit einem Gefühle der Störung und Beunruhigung auf das Gewirre von hin und wieder in den rohen, ſehr beſtaubten Anwurf verſtreueten Malerverſuchen. Auf einem Papier hatte er daher insgeheim ſich einen Entwurf gemacht, wie dieſe Stücke wohl zu einer wohlgeordneten Mauerverzierung ſich dürfen vereinigen laſſen. Als nun eines Tages der Meiſter Andrea in Geſchäften der Stadt über Land reiſete und viele Wochen lang ausbleiben ſollte, beſchloß er, ſeinen Entwurf, der ihm gelungen ſchien, durch ſchnellen Fleiß vor deſſen Rückkunft in Ausführung zu bringen.

An der Mauerfläche, welche der Thüre zum Inneren des Hauſes grade gegenüber lag, füllte er unter dem Bogen den weiten und meiſt leeren Raum, indem er in angemeſſener Größe das Wappenſchild des Meiſters malte, das von zwei gar lieblichen Genien gehalten ward. Zu beiden Seiten belebte er den Mauergrund, dem er einen gelinden und weichen Ton gegeben, durch wohlgebildete inſchriftliche Buchſtaben, worin das Jahr der Bemalung, der Name des Malers, aber auch der des Wappeninhabers, Alles in lateiniſchen Worten ausgedrückt war. Dieſe hatte der ungelehrte Knabe ohne Meldung des Zweckes vom Chorherrn gelegentlich erfragt. In demſelben Felde aber befand ſich ein kleines, ſchon damals alterthümlich laſſendes Madonnenbildchen, ein früheſter Jugendverſuch

des Andrea, welches auf keine Weise in die angegebene Ordnung sich wollte fügen lassen. Dem nun gab Raphael, der häufig die schönen bildnerischen Zierden am Schlosse des Herzogs von Urbino mit Bewunderung betrachtet, und wiederholt, und sehr fleißig sie nachgezeichnet hatte, eine gar artige Einfassung mit ihren Schatten, Lichtern und Schlagschatten, daß es von der Mauer sich abzuheben und darauf angebracht zu sein schien, gleich den Madonnenbildern, die man dazumal in allen Häusern aufzuhängen pflegte. Den Abschnitt aber, der unterhalb jenes Halbrundes bis zum Boden hinabreichte, ordnete er auf Weise einer hölzernen Wandbekleidung mit ihren Karniesen, Gesimschen und Pfeilern. Nach damaliger Sitte pflegte man eine gewisse Anzahl regelmäßig vertheilter Oeffnungen, oder Luken, anzubringen, aus welchen sodann entweder Gemälde auf der Mauer, oder auch einige artige Stücke in Oel oder in Leimfarben hervorsahen. In Nachahmung dieser Weise brachte Raphael in seiner freilich nur gemalten Holzverkleidung gewisse gleichförmige Oeffnungen an die Stellen, wo des Andrea Versuche und Malereien auf der Mauer standen. Allein da sie nicht überall den Raum dieser Oeffnungen ausfüllten, so fügte er, bald nach oben, bald nach unten, bald wiederum zu den Seiten, irgend etwas daran, hier ein Unterbildchen, dort ein artig Geflechte, ein Gesimschen, oder Anderes. Er hatte sich beeilt, auch, bei dem minder Wesentlichen, oft mit der flüchtigsten Andeutung begnügt, so daß, als Jngegno zu Hause erwartet wurde, vom Ganzen schon so viel beendigt war, als hinreichte, zu zeigen, wie's werden sollte.

Jm Heimkehren war Meister Andrea bei seinem Gütchen in der Ebene abgesessen, hatte die Maulthiere in

den Ort hinaufgesendet, um den kurzen, noch übrigen Weg zu Fuße abzumachen. Er fand den Bauern im Begriffe hinauf zu gehen in die Stadt mit Eiern und anderem Hausbedarf. Da schien es ihm unnöthig, um kleines Bedürfniß den rüstigen Mann die Tagesarbeit unterbrechen zu lassen, weßhalb er von ihm ein Schurzfell entlehnte, hineinthat, was Jener an Gemüsen und anderem Gute hatte hinauftragen wollen, und damit sich auf den Weg machte. So beladen langte er in der Bogenhalle an, ging anfänglich, ohne sich umzusehn, der Hausthüre zu. Allein da Raphael, der noch beim Malen war und sich still verhielt, um noch um eine Spanne weiter zu kommen, hier unversehens an ein Brett seines leicht aufgezimmerten Gestelles mit dem Fuße stieß und das grobe Stück Holz mit Geprassel zu Boden fiel, erschrak der Meister, wendete schnell sich um, und ließ vor Verwunderung über des Knaben schnelle Arbeit den Zipfel der Schürze fahren. Auch fiel es ihm nicht weiter auf, daß auf dem Boden die Eier zerbrochen lagen und die Aepfel umherkollerten. Denn er hatte nur für Raphaels Arbeit noch Augen. Wie das Zufällige er habe zum Ganzen einigen, das Verworrene ordnen, Alles dabei so schnell vollbringen können, erschien ihm wie Zauber. Was dann im Einzelnen Zierliches dabei ans Licht gekommen war, blieb damals, wie bis in sein spätestes Alter, für ihn eine Quelle der unerschöpflichsten Lust.

Mit kluger Schonung bemühete sich Jugegno, obwohl nicht selten vergebens, die Bewunderung, ja die Ehrfurcht zu verbergen, mit welcher Raphaels gesammtes Wesen ihn erfüllte. Hingegen rannte er in Assisi, wie nicht minder in den benachbarten Städten Foligno und Perugia, bald diesem, bald jenem Anderen ins Ohr, daß er einen Lehr-

ling habe, wie Gold, der, wenn nicht Alles Täuschung sei, bald in der Malerei das Unglaubliche leisten werde. Besonders die Nonnen zu San Antonio in Perugia, bei denen er eine Muhme hatte, wußte er für Raphael einzunehmen und es dahin zu bringen, daß sie, nach manchem Bedenken, wegen übergroßer Jugend, ihm eine Altartafel auftrugen; doch unter der Bedingung, dem Christuskindlein ein Hemde anzuthun, weßhalb denn ein solches mit rothen Fäden zierlich gesticktes nach Assisi dem Maler zugesendet ward. Es hatte bisher einem wächsernen Jesuskindlein zur Bekleidung gedient, dem Gegenstande großer Andacht der guten Frauen, dem jedoch, während der Abwesenheit des geschmückteren, ein gemeineres Hemdchen angezogen ward.

Dieses Bild war das erste von größerem Umfang, das Raphael bis dahin unternommen hatte. Die Madonna auf einem Throne, vier Heilige an dessen Sockel, unter diesen Sanct Peter und Paul, deren antiker Typus schon damals ihm bekannt war. Die Figuren geriethen ein wenig lang und steif; dafür beseelte und beseligte er die Köpfe so herrlich, hielt er die Farben so tief und kräftig, daß zu Perugia von diesem Stücke viel Aufhebens gemacht und der Künstler aufgefordert ward, herüber zu kommen, um an der Stelle Lob zu erndten und fernere Arbeit zu gewinnen.

Ein anderer Umstand zeitigte den schweren Entschluß, aus dem befreundeten Assisi früher zu scheiden, als anfänglich in seinem Absehn lag. Der Meister Pietro Vannucchi von Castel della Pieve, welchem die Stadt Perugia unlängst ihr Bürgerrecht verliehen hatte, entschied sich eben damals nach einem mehr als zwanzigjährigen Wanderleben in dieser gesund und lustig belegenen, bevölkerten

und wohlgebauten Stadt seinen festen und dauernden Wohnsitz aufzuschlagen. Von weit und breit kamen daher arbeitslustige Gesellen oder Lehrlinge herbei, welche des Perugino (so ward der Meister von nun an genannt) überall gepriesene Kunstweise zu lernen wünschten. An Gelegenheit und Beschäftigung fehlte es nicht, da bis an die äußerste Grenze Italiens keine Stadt war, die nicht ein Gemälde des Pietro Perugino, auch wol verschiedene zu besitzen trachtete. Denn voralters setzten die Städte, in löblichem Wetteifer, ihre größte Ehre in den Besitz vortrefflicher Kunstwerke, durch welche sie Kirchen, Stadthäuser und öffentliche Gebäude jeglicher Art erfreulich zu beleben suchten.

Unter so begünstigenden Umständen war ein anstelliger Gehülfe dem unternehmenden Meister stets willkommen, also auch Raphael, der bereits sich bewährt hatte. Doch wußte der Perugino besser, als damals Andrea, zu verbergen, daß er Werth lege auf den Eintritt des hoffnungsvollen Jünglings in seine Werkstätte. Ueberhaupt liebte er es, durch sein äußeres Bezeigen auszudrücken, daß in Rom Sixtus der Vierte und andere Päbste, in Florenz die Mediceer ihn geehrt und beschäftigt hatten. Zu Rom gehörten seine Arbeiten in der sixtinischen Capelle, zu Florenz die in der Klosterkirche San Gallo, oder im Capitelsaale der Cisterzienser und anderes mehr zu den gepriesensten Malereien Italiens. Wohlverdienter Ruhm, ansehnlicher Wohlstand, Gewöhnung, mit den Großen dieser Welt auf einem sicheren Fuße zu leben, viel kluge Berechnung des eigenen Vortheils, das Alles gab dem Meister Pietro sehr abgemessene, kalte, bisweilen selbst ablehnende und zurückweisende Manieren. Dafür gewährte es einigen Ersatz, daß in allen Geschäftsver-

handlungen er klar, besonnen, zwar karg, aber doch nicht kleinlich war, und dabei streng an seinem Worte hielt.

Auch in dieses neue Verhältniß fügte sich Raphael mit auffallender Leichtigkeit. Indem er der Abgemessenheit Ruhe, den Ansprüchen eine billige Anerkennung entgegensetzte, schien er sich selbst nie das Mindeste zu vergeben.

Für den Zwang, den in den ersten Monaten das ungewohnte Gesellenverhältniß ihm auflegte, entschädigte den Jüngling das Zusammenleben und gemeinschaftliche Wirken mit so vielen und mannigfaltig gearteten Lehrlingen und Gesellen, als dazumal die Werkstätte des Perugino vereinigte. Bis jetzt hatte er nur an ältere Männer sich angeschlossen, die mit sich selbst schon einig waren, ihr Ziel schon erreicht hatten. Nunmehr aber eröffnete sich ihm eine neue Welt, oft der Schwankung und Unsicherheit, allein auch der Hoffnung, des Voranstrebens, der Ahnung höherer, noch möglicher Leistung. Denn bereits raunte die Künstlerjugend sich Mancherlei ins Ohr von Umwandlungen, die Lionardo da Vinci und der ungestüme Buonaroti der Malerei durch bisher unerhörte Anstrengungen vorbereiten. Laut durfte man nicht davon reden, weil es dem Meister kein süßer Laut war. Er hatte sein funfzigstes Jahr in ehrenwerthem Streben erreicht, war nun Jahrzehnde lang mit allem Recht als der feinste und edelste aller Maler, auch wohl als der kunstgerechteste anerkannt. Gleich so viel Anderen wünschte auch er nunmehr auf seinen Lorbeern auszuruhen und seines Leibes zu pflegen.

Dem jungen Raphael hatte der Meister schon seit den ersten Wochen nach seinem Eintritt in die Werkstätte (um das Jahr 1500) eine größere Aufmerksamkeit zugewendet,

als den übrigen allen. Die leichte und zugleich feſte Hand, die ſtets gleichmäßig gute Arbeit des Jünglings verſprach ihm ſicheren Gewinn, weßhalb er beſchloß, ſtatt auf Taglohn, vielmehr auf verdungene Arbeit ihn für ſich malen zu laſſen. Er entfernte ihn daher aus dem Hauſe und richtete ihm eine eigene Malerſtube ein. Auch verzieh, oder überſah er, daß Raphael bisweilen ſeine längſt entworfenen, feſtſtehenden Figuren, bei deren Uebertragung auf das Holz, mit dem Leben verglich und, bald in den Geſichtszügen, bald in den Händen und in der allgemeinen Haltung des Körpers, ſie weſentlich verbeſſerte. In dieſer Weiſe nachhelfend fiel es dem jungen Künſtler weniger beſchwerlich, nach des Meiſters alten Entwürfen zu malen. Doch nicht ohne ein wenig ſchwerer aufzuathmen, ſchrieb er zuletzt auf die Bilder, die mehr als zur Hälfte ſchon die ſeinigen waren, das lügenhafte: Petrus de Perusia fecit.

Freilich begann ſchon damals unter dem Ruhme des Meiſter Pietro, ungeachtet des lebhafteſten Geſchäftsdranges um ihn her, der Boden ſehr bemerklich zu wanken. Raphael indeß, der überhaupt ganz unbilligen Beurtheilungen ſein Ohr verſchloß, ließ von dem Gerede nicht ſich irre machen. War nun auch unleugbar, als er zuerſt ihm näher trat, der alternde Meiſter bereits zu beſchwerlicher Feiſtigkeit gediehen, in ſeinen Gefühlen gleichgültiger, in ſeiner Thätigkeit matter geworden; ſo bezeugte doch ein unermeßlicher Schatz der ſchönſten Entwürfe und Studien, den ſeinen Schülern er gern zur Einſicht und Nachahmung eröffnete, wie hoch er in früheren Jahren unter ſeinen damaligen, wie unerreicht er noch immer unter ſeinen jetzigen Zeitgenoſſen ſtand. Vornehmlich indeß bewunderte und ſtudirte Raphael des Perugino Wahl und

seinen Geschmack in der Vertheilung und Anordnung der Figuren, die selbst im dichtesten Gedränge nie sich verwirren, noch in der weitesten Verstreuung jemals den Eindruck von Dürftigkeit erregen.

Den geübteren unter seinen Schülern pflegte Pietro, wenn er die Ausführung irgend eines Werkes ihnen übertrug, nur mündliche Anweisungen zu geben, oder auch durch Hindeutung auf seine alten Entwürfe desselben Gegenstandes ihnen gewisse Schranken zu setzen. In seinen Büchern waren unter so viel anderen auch die Studien zu der berühmten Grablegung bei den Nonnen zu Santa Clara in Florenz beinahe vollständig, zu dem Wandgemälde bei den Cisterziensern derselben Stadt größerentheils noch vorhanden; von welchen gegenwärtig nur vereinzelte Blätter übrig sind. An Stücken dieser Art zeigte Raphael seinen Schulgenossen das Tiefe, Edle und künstlerisch Feine ihres Meisters, erwärmte er sie zu neuer Bewunderung seines hohen Werthes. Allein auch den Meister selbst erhielt er bei günstiger Stimmung, indem er ihn fühlen ließ, wie hoch er ihn halte; woher entstand, daß Pietro manchen, allgemach selbst nach Perugia sich verbreitenden Neuerungen ihren Lauf gewährte, sie zwar nicht begünstigte, doch auch nicht hemmte und aufhielt.

Raphael hatte bereits eine längere Zeit im Lohne des Perugino gearbeitet und, ungeachtet der Kargheit seines Brotherrn, durch Fleiß und Sparsamkeit Einiges erübrigt, als er, schon im neunzehnten Jahre stehend, beschloß, sein bisheriges Gesellenverhältniß aufzugeben und fernerhin auf eigene Rechnung zu malen. Bald, nachdem er in dieser Absicht eine umfassendere Bestellung angenommen hatte, drei Altarbilder für verschiedene Kirchen der nahen Stadt Castello, traf Bernardino Pinturicchio zu Perugia

ein, um in der Werkstätte des Pietro einige Gehülfen sich anzuwerben. Pius der Dritte, der neulich erwählte Pabst, wollte eben damals die wichtigsten Lebensereignisse seines Ohmes, Pabst Pius II. Piccolomini, in jener von dem Letzten um funfzig Jahre früher errichteten Halle, neben dem Dome von Siena, auf die Mauer malen lassen, und hatte diese umfassende Arbeit dem Pinturicchio zu schneller Beendigung aufgetragen.

In seinem früheren Alter gehörte Bernardino zu den feinsten und lieblichsten Malern seiner Zeit. Er hatte die Manier und Richtung des Niccolo Alunno befolgt, allein diesen Meister besonders in der Tafel zu San Anas, in den Vorstädten von Perugia, weit übertroffen. Doch in der Folge entsagte er dem minder einträglichen Bestreben nach dem Vortrefflichen und erfand sich eine leichtere Manier, die mehr als die frühere geeignet war, die Begierden und Launen seiner Gönner schnell und wohlfeil zu befriedigen. Hierdurch gab er, obwohl zum Nachtheil des Kunstwerthes in Leistungen, die erste Veranlassung zu der Sitte, Paläste, ja sogar gemeinere Häuser durch Malereien auf der Mauer zu verzieren; was denn wiederum neue Gegenstände begehrte und eine ansehnliche Ausdehnung des Kunstgebietes zur Folge hatte. Denn neben den geistlichen Darstellungen wurden nunmehr auch historische, allegorische, mythologische, ja sogar landschaftliche unternommen.

Eine freiere Aufgabe dieser Art war das schon erwähnte Leben des Aeneas Sylvius, nachmaligen Pabstes Pius II. Er stammte aus einem edlen, aber verarmten Geschlechte, weßhalb man darauf Bedacht genommen, seine geistigen Anlagen sorgfältig auszubilden und ihn zeitig an Thätigkeit zu gewöhnen. Seine Jugendem-

wickelung, seine treuen Dienste, Gesandtschaften und Reiseabenteuer; dann, wie der Kaiser durch einen Dichterkranz ihn geehrt, und später die Kirche durch den Cardinalshut; seine Erhebung auf den päbstlichen Thron und, wie in dieser neuen Stellung er versucht, die Christenheit gegen deren Erbfeind zu einigen, auch Selige heilig gesprochen; das Alles sollte in einer langen Reihe von Bildern gezeigt werden. Zu dieser Folge nun zeichnete Raphael, dessen Erfindungsgabe Pinturicchio schnell erkannt hatte, mit anderen Sachen, den Aufbruch zu einer Gesandtschaftsreise über Land und Meer, wo unter dem Gefolge er sich selbst zu Pferde und über die Schulter zurücksehend abbildete. Doch blieb es bei diesen Entwürfen, von denen zwei sehr zierlich ausgetuschte noch vorhanden sind. Denn Raphael hatte schon vor Ankunft des Pinturicchio sich gegen die Bürger der Stadt Castello verbindlich gemacht, die bestellten drei Altargemälde binnen Jahresfrist vollendet abzuliefern, konnte daher für jetzt nicht mit jenem nach Siena gehn und bei der malerischen Ausführung seiner Entwürfe selbst die Hand anlegen.

Beide beschlossen, da sie doch einmal scheiden mußten, an demselben Tage Perugia zu verlassen, zugleich den übrigen Künstlern zum Abschied ein Fest zu geben, von welchem indeß Bernardino sich vorbehielt, die Anordnung zu beschaffen und die Unkosten allein zu tragen. Unweit der Stadt, im Grunde, da, wo die Wege nach Cortona und Castello sich scheiden, lag eine Schenke, die mehr durch gute Bewirthung, als durch ihre Lage sich auszeichnete. Indeß war die Gegend umher sehr kühl und schattig, ein Rasenfleckchen unter den Ulmen in dieser Frühlingszeit noch anmuthig frisch und grasig. Dort nun hatten einige vom Pinturicchio dahin vorausgesen-

deten Gefährten die nöthigen Bänke und Tiſche mit künſtleriſcher Anſtelligkeit raſch aufgezimmert aus dem, was eben ſich darbot. Auch war die Tafel bereits gedeckt und aufgetragen, als die Gäſte herbeikamen, ſo daß man Zeit gewann, bei Speiſ' und Trank die wehmüthige Vorempfindung des nahen Scheidens allmälig zu halber Freude heranzuſteigern. In ſolcher Stimmung nahm Meiſter Bernardino das Wort und ſprach: Angeſichts ſo vielen jungen Volkes müßte ich von Stein ſein, wenn ich nicht meiner eignen Jugend mich erinnern wollte. So wohlgemuth, ſorglos, voll guter Hoffnung, als Ihr alleſammt, war in Eurem Alter auch ich. Mein Streben, etwas recht Gutes hervorzubringen, war ernſtlich; doch wollte das, was ich machte, mir ſelbſt nicht jederzeit recht gefallen. Stellenweis gelang es; um ſo geringer nahm das Uebrige ſich aus. Erſt, als ich ins Geſchrei kam und man zu ſtreiten anfing, wer unter uns den Vorzug verdiene, ob Pietro, ob nicht eher ich ſelbſt; da ward ich allmälich von einem beruhigenden Gefühle meines eigenen Werthes beſchlichen. War es doch nichts Kleines, einem ſolchen Meiſter vergleichbar zu ſein, ſtände er denn auch, wie mirs ſchien und noch immer ſcheint, um einige Stufen über mir. In einer Sache freilich darf ich wohl mich ihm gleichſtellen, das iſt in der Kunſt, aus einem guten Rufe Vortheil und Gewinn zu machen. Allein Pietro, der mehr Ehrgeiz hatte, ließ deſthalb ſeine Kunſtbemühung nicht ſinken, während ich, den Nachruhm verachtend, mich auf eine bequeme leichtfertige Kunſtart verlegte, welche mir nicht allein größere Vortheile, nein ſogar mehr Beifall erwarb, als meine früheren und beſſeren Arbeiten. Konnte ich nun doch viel ſchneller die Wünſche und Befehle meiner vornehmen Gönner befriedigen, worauf es denſelben gemeiniglich beſonders

anzukommen pflegt. Denn große Herren finden so leicht nicht die nöthige Zeit, an einem Kunstwerke alle Härchen und Federn aufzulesen, wollen hingegen ihre Launen schnell erfüllt sehen, ehe das Gelüste ihnen vergangen ist, oder sie ganz vergessen haben, wovon die Rede gewesen. In dieser meiner leichten Weise habe ich mir bereits so viel verdient, daß ich die Hände nunmehr in den Schooß legen könnte und eigentlich nur fortmale, um mir die Langeweile zu vertreiben. Niemand jedoch unter Euch jungem Volke möge sich's einbilden, daß auf besagte Weise noch immer Glück und Ehre zu gewinnen sei. Denn über kurz oder lang wird es mit solchem lockeren Kunstbetriebe ganz aus sein, weil die Leute schon anfangen, die Ohren zu spitzen und Brillen aufzusetzen, weil Ihr einer Zeit entgegengeht, in welcher das Alltägliche nicht mehr gefallen wird.

Raphael, der bisher ihm aufmerksam zugehört, unterbrach ihn jetzt, indem er sagte: Der Gegenstand, den Ihr da berührt, werther Meister, kam bereits mehr als ein Mal unter uns Anderen zur Sprache. Recht deutlich ist er indeß weder mir selbst, noch den übrigen Allen. Es flimmert uns nur so [illegible] den Augen, bewegt, oder beklemmt uns das Herz, nach Art eines Jeden. Ihr aber, der so weit umher gekommen ist, solltet uns darüber so genau und umständlich belehren können, als kein Anderer.

Zweierlei, sprach Bernardino, drohet in unseren Tagen der Malerei einen gewissen Nachdruck, eine neue Kraft zu geben, der unter uns nicht Alle gewachsen sein werden, am wenigsten aber wir Alten, die wir in unseren Sünden schon ganz verstockt sind. Das Erste, daß nunmehr die Werke der alten Bildhauer auch bei denen in Achtung kommen, welche von der Kunst doch eigentlich nichts ver-

ſtehen. Vormals ſprachen nur die Bildhauer und Baumeiſter von demjenigen, was man antik nennt. Die Maler aber, von denen man nur Heilige begehrte, gaben auf die alten, zerbrochenen Marmorſtücke nicht gar viel Acht. Heut zu Tag aber, wenn man einen Saal, einen Gang oder Anderes der Art mir zum bemalen anträgt, fragt man ſogleich, ob ich nicht etwan eine Fabel darin malen wolle, oder Faunen und Nymphen und ſolches mehr. Der Heiligen, ſagt man, ſehe ein Jeder zu Genüge in den Kirchen und Klöſtern. Einiges der Art habe ich in meinen Büchern mir angemerkt und bringe es gern in den Seitenſtücken und Füllungen an, nach welchen die groſſen Herrn, ſogar die Prälaten, gern zu ſchielen pflegen, während ich die Hauptbilder ihnen zeige und deren Inhalt auseinanderſetze. Ein groſſes Werk aus ſolchen Dingen zu machen, habe ich indeß bisher nicht gewagt, weil ich fühle, daß mir dazu das Beſte fehlt. Auch haben die alten Bildwerke dieſen Nachtheil, daß ſie die Augen derer verwöhnen, die nicht von der Kunſt ſind. Solche Perſonen fragen mich nicht ſelten: Allein, wertheſter Meiſter, wie kommt es, daß Ihr neuen Maler den Figuren ſo dicke Gelenke, ſo hohle Lenden und ſchiefes Gebein gebet? Könnten ſie nicht auch ſo friſch und geſund und ſchön dargeſtellt werden, als jene Antiken ſich bezeigen, die man in allen Theilen der Stadt Rom ſieht? — Was ſoll man darauf antworten? Im Grunde haben die Leute Recht. Kürzlich malte ich für den jüngſt verſtorbenen Pabſt, meinen groſſen Gönner, was man auch ſonſt von ihm ſagen möge, die neuen Zimmer im Vatican und im Belvedere. Da ſuchte ich die Vorwitzigen durch ſchöne Landſchaften und vieles Gold zu ſtillen. Ich brachte darin Gebände aus geformtem Gypſe an, die nach der

Hand dick vergoldet wurden. Welche Pracht! riefen die Herren, wie das glänzt! — Denn jene halberhabenen Gesimschen und Kränze warfen die Lichtstrahlen nach allen Seiten zurück. Auch ward ich gut bezahlt, wie stets, wenn ich viel Gold anbrachte. Bald indeß kamen auch solche, welche die Achseln zuckten und sagten: Das Alles ist eitel Tand, bloße Augenverblendung ohn' allen Gehalt.

Das größte Unheil indeß wird Euch aus Florenz kommen. Dort hausen zwei Männer, ein junger, ein alter, der Lionardo, der Michelangelo. Diese beiden drohen uns Perugineru und Allen, die noch mit uns halten, früh oder spät einen gänzlichen Untergang durch ihre ungemeine Kenntniß der Muskeln und Knochen des menschlichen Leibes. Ohne genau zu wissen, sagen sie, was unter der Haut liege, könne man keine Figur gehörig zeichnen. Es sei nicht genug, das Leben im Ganzen aufzufassen, man müsse es auch in seinen Theilen kennen. Ich kann dem nicht entgegen sein, bin aber schon zu steif und alt, um meine Kunst noch ein Mal von Grund aus anzufangen. Ihr aber nehmt Euch zusammen und erlernet, was Ihr bei Eurer großen Jugend noch wohl erlernen könnt. Ich habe meine Zeit genützt, und kann gegenwärtig den Sachen ruhig zusehn. Das Werk in Siena aber, das ich jetzt vorhabe, möchte leichtlich das letzte sein, das in solcher Art mir wird aufgetragen werden. Auch Meister Pietro, der noch immer nicht an eine allgemeine Aenderung glauben will, dürfte allmählich seine hohen Ansprüche einschränken sollen. Er ist in guter Lage und sollte, gleich mir, die neue Wendung der Dinge ohne Mißgunst sich ansehn können. In Zukunft wird man doch irgend einmal einlenken und dann uns zugestehen müssen, daß unsere Köpfe viel Ausdruck haben, und daß

heilige Sachen uns beſſer gelungen ſind, als denen, die nach uns kamen. Denn auf dem neuen Wege möchte man wohl dahin gelangen können, daß mancher, der einen ſchönen Rumpf zu machen gelernt, dazu das paßliche Haupt nicht zu finden wüßte.

Das Erſte, ſprach hier Raphael, welches der Kenner, wie der Unkundige, von einem Gemälde fordert, oder doch fordern ſollte, iſt, daß es ſeinen Gegenſtand richtig ausdrücke. Daraus ſcheint mir zu folgen, daß es den Malern faſt unmöglich ſei, das Antlitz zu vernachläſſigen, in welchem die menſchliche Seele ſich lebhafter ausſpricht, als in der Haltung, Stellung und Bewegung der übrigen Theile der Geſtalt.

Du mußt Dir nicht einbilden, mein Raphael, antwortete Pinturicchio, daß die Sachen, weil ſie geſchehen ſollten, nun auch jedesmal geſchehen müſſen. Im Gegentheil, es liegt uns Malern nur gar zu nahe, mit dem, das uns die größte Mühe gemacht, ein wenig zu prahlen und groß zu thun.

Nun denn, ſagte Raphael mit einiger Wärme, wer ſeine Müh' und Arbeit nicht zurückzudrängen, wer in ſeinen Bildern ſie nicht gänzlich zu verbergen weiß, vielmehr den Leuten ſtatt der Sachen, welche darzuſtellen er ſich vornimmt, vielmehr ſeine Bemühungen vor Augen ſtellt, der möge immerhin darauf verfallen können, über das Mühevollere das Weſentliche zu vernachläſſigen. Ich indeß werde nie aufhören, die Züge des Geſichtes vor allem Andern im Auge zu behalten. Freilich iſt auch die Geſtalt in ihren mannichfaltigen Bewegungen und Lagen voll von einem gewiſſen Reiz und Ausdruck, der in den Werken unſerer Maler häufig nicht recht zum Vorſchein kommt, weil ſie damit nicht umzugehen wiſſen, da-

her gar leicht in wiederkehrliche und seltsame Wendungen verfallen, welche die Figuren in den Bildern erscheinen machen, als wären sie durch einen Zauberspruch an ihre Stelle gebannt. Als ich bei Meister Pietro eintrat, bewunderte ich die Mannichfaltigkeit in der Stellung seiner Figuren; er schien mir in diesem Stücke fast unübertrefflich zu sein. Allein der lange Umgang mit seinen Studien, Entwürfen und Bildern leitete mich allgemach auf die Frage hin, welche denn, wenn seine Figuren sich fortbewegen, oder eine andere Stellung annehmen sollten, diejenige sein müsse, welche auf die dargestellte werde folgen müssen? Gar selten habe ich diese Frage mir beantworten können und häufig mir gestehen sollen, daß sie, wie festgebannt, dastehn und auseinander fallen dürften, wenn man daran rütteln wollte. Ich habe daher mir vorgesetzt, fernerhin keine Figur zu malen, deren gegenwärtige Stellung nicht aus einer vorangehenden sich erklären ließe. Denn in solchem Falle wird auch die nachfolgende nicht mehr zweifelhaft sein. Um aber dahin zu gelangen, bediene ich mich fleißig der Natur. Meine lieben Mitgesellen dort, der Domenico Alfani und der schwarzhäuptige Spanier Giovanni, haben zu den meisten Figuren in dem Bilde der Vermählung Mariens, das ich in Castello malen soll, auf eine freie und lebendige Weise Modell gestanden. Denn ich habe sie nicht in der gewöhnlichen Art in eine vorbedachte Position hineingezwängt, sondern sie mit einer gewissen Freiwilligkeit hinübergehn lassen in die Handlung, oder ruhige Stellung, an welcher mir jedesmal gelegen war. In diesem Bilde denke ich die schöne Anordnung beizubehalten, die Meister Pietro dem Gegenstande gegeben hat. Allein den einzelnen Figuren hoffe ich mehr Ungezwungenheit und Leben mitzutheilen.

Nur voran, mein Raphael! rief Meiſter Bernardino. Scheint es doch, als könnteſt Du von der Bahn der Gradheit, welche Du eingeſchlagen, gar nicht mehr ausweichen. Um Dich her werden Alle, oder doch die Meiſten in irgend einer Sache es weiter bringen, als Du. Allein was liegt an dem Stückwerke? Man will ein Ebenmaß in allen Dingen; und Du allein wirſt aus einem Guſſe ſein, von Allem das Hinreichende gewinnen, in Allem das Genügende und Zutreffende vollbringen. —

Längſt ſchon waren die Saum- und Reitpferde mit dem Gepäcke der beiden Reiſenden angelangt und zerſtampften ganz in der Nähe, von den Fliegen gequält, voll Ungeduld den fetten Raſengrund. Der Aufbruch konnte nicht länger verzögert werden. Als nun Raphael, der bereits aufgeſeſſen war, nach den zurückbleibenden Gefährten noch ein Mal ſich umſah, blieb keiner ſo ganz ohne Rührung. Bernardino Pinturicchio ritt ſtill und ſchweigend mit ſeinen neuen Geſellen fort gen Cortona. Nur die gewöhnlichſten Handarbeiter hatten ihm ſich angeſchloſſen. Wäre Raphael nicht verhindert geweſen, mit ihm zu ziehen, würden die beſten der peruginiſchen Werkſtätte ihm nach Siena gefolgt ſein. Dieſe redeten auf dem Rückwege nach Perugia nur von Raphael. Es war ihnen nicht anders, als hätte ſie ein Schutzengel verlaſſen. Als in nicht langer Zeit die Schule des Perugino unaufhaltſam in geiſtloſe Handwerksmäßigkeit verſank, da ward es Allen deutlich, daß der einzige Raphael, ſo lange er in Perugia verweilte, ſie bei Schwung und Leben erhalten hatte, ihre Seele geweſen war.

# Der Stumme.

Novelle

von

Franz Freiherrn Gaudy.

Eine der älteſten Weinſtuben Berlins befindet ſich in einem weitläuftigen, verräucherten Eckhauſe der Königsſtraße. Die innere Einrichtung ſtammt noch aus den guten, alten Zeiten, wo das Weſen mehr galt als der Schein, wo man ſich noch nicht ſchämte in der Abendſtunde nach vollbrachter Tagesarbeit ſchlecht und recht zu Weine zu gehn, und ſich's mit ächten alten Freunden bei ächtem alten Gewächs wohl ſein zu laſſen. Wir ſind freilich längſt darüber hinaus, kennen ächte Weinhäuſer kaum noch dem Namen nach, betrachten die eleganten Reſtaurants, welche ſich an ihrer Stelle aufthaten, nur als Abſteigezimmer, um das läſtige Viertelſtündchen bis zum gegebnen Rendezvous unter Dach und Fach zu verbringen, ſtudiren hinter einem Achtelglaſe aufgelöſten Bleizuckers die franzöſiſche Zeitung oder die ellenlange Speiſekarte, ſtochern vornehm und iſolirt hinter dem ſpannbreiten Mahagonitiſchchen die Zähne und gähnen unſre blaſirte Phyſiognomie in den wandhohen Trumeaux an. Wer aber nach einer Weinſtube nach altem Schnitt verlangt, nach einem Wirth von rechtem Schrot und Korn, und nach einem Glaſe Wein, ſo alt und ächt als der Beſitzer ſelber, wer ſich gern einmal in die Zeit, wo der Großvater die Großmama nahm, zurückträumen möchte, dem empfehle ich mit gutem Gewiſſen das eben genannte Haus. Das ſchwarze Schild über der Hausthür

mag wohl vordem den Namen der Handlung verkündet haben; jetzt freilich sind die goldnen Lettern allzu verbräunt und verstaubt, als daß sie sich leichter als ein Herkulanisches Manuscript entziffern ließen. Doch an der Straßenecke schaukelt ja noch das Wahrzeichen des einstmals grün gewesenen, blechernen Weinkranzes im Winde — daran mag der Fremde sich halten.

Die Thürschwelle ist der Schlagbaum, welcher die Jetztwelt von der Vorzeit scheidet; sechzig Jahre liegen zwischen dem Zimmer und der Straße — ein Schritt trägt Dich um zwei Menschenalter zurück. An der Decke des hohen, räumigen Zimmers krümmen und winden sich wunderliche Schnörkel, verflechten sich fabelhafte Blumen von Stuck zu Guirlanden. Auf der Wachstuchtapete, welche die Wände auf halber Höhe bekleidet, präsentiren Chinesen höflichst den Thee in kleinen Schälchen und schmauchen aus langen Pfeifen dazu. Unter den Stammgästen sind sie die Einzigen, welchen diese Freiheit gestattet wird. Der alte Fritz guckt aus schwarzem Rahmen von Eichenholz mit scharfen, großen Augen hervor und faßt salutirend an den Dreimaster. Der Pendel der alten Bronze-Uhr schwenkt sich schläfrig tickend von dem Schäfer zur Schäferin, welche beide das Werk tragen. Wie viel verstohlne, bängliche Blicke mögen nicht schon von kreuztragenden Ehemännern auf die blauen Stahlnadeln des Zifferblattes in dem Jahrhundert, wo sie unerbittlich die Stunde der Heimkehr bezeichnen, geworfen worden sein! Ein kleiner Verschlag in der Ecke des Zimmers umfaßt das altvätrische Pult, auf welchem die schweren Rechnungsbücher ruhen. Und in der Thür dieses Kämmerchens steht der greise Wirth, wohl zur Ordnung sehend, mit lautlosem Blick die Diener anweisend, den alten, wohlbe-

kannten Kreis seiner Gäste überschauend, wie ein Patriarch unter den Seinigen. Vor einem Jeden lüftet er das schwarze Sammtkäppchen, welches die schneeweißen Locken beschützt; Jeden begrüßt er mit treuherzigem Druck der Hand. Alle kennt er ja, es kennt ein jeder Gast den andern; sind es doch langjährige Freunde, sind sie doch mit einander gealtert. Das abendliche Ausbleiben des Einen erregt das Befremden, die Besorgniß der Uebrigen. Sie mögen sich wohl Alle insgeheim sagen, wie schon so Mancher aus ihrer Mitte das Abendstündchen nicht einhielt und, einmal ausgeblieben, nie wiederkehrte, und dann mustern sie einander mit ernstem Blick, als wollten sie sich fragen, an wen nunmehr die Reihe stände, das liebe heimliche Stammgastplätzchen räumen und mit dem schaurigen Kirchhofplätzchen vertauschen zu müssen.

Als ich die Weinstube zum ersten Male besuchte, konnte ich in den fröstelnden Gesichtern der Anwesenden deutlich genug lesen, daß ein Zugvogel, ein jugendlicher zumal, nicht die willkommenste Erscheinung sei, und daß ich, um mein Noviziat in diesem Konvent antreten zu können, um dreißig Jahre mindestens zu leicht sei. Ich ließ mich nicht irren und bestellte beim Kellner, der noch keiner von den geschniegelten Tangenichtsen mit gebrannten, bauschenden Locken, sondern ein stämmiger, anstelliger Küferbursche mit steifem Schurzleder, Schabmesser und Schlegel im Gurt war, meine Flasche. Als er mir den verlangten Wein brachte und entsiegelte, flüsterte er mir ernsthaft, aber nicht unfreundlich, zu, ich möge es nicht übel deuten, den eingenommenen Platz aber müsse ich räumen; dort sei ein für alle Mal der Sitz des Stummen. — Des Stummen? Wer ist's — Ja, wir nennen ihn wenigstens so, weil wir den Namen nicht wissen, und

er keinen Laut von ſich giebt. Seit zwei und zwanzig Jahren beſucht er täglich um dieſe Stunde unſer Haus. In zwei Minuten muß er erſcheinen, ſetzte der Kellner noch mit einem Blick auf die Wanduhr hinzu; der Herr liebt es aber nicht, alte Kunden zu disjuſtiren. — Er hat nicht Unrecht. Wohlan, ſo weiſ't mir denn meinen Platz an. — Der Burſche ließ das Auge über die vakanten Sitze fliegen. Hier zur Rechten, wisperte er, iſt ſeit acht Tagen durch den Tod des Bibliothekars einer frei geworden. Wenn's gefällig wäre. — Ich ließ mir den Umzug gefallen, trat die Erbſchaft des Seligen an, und wollte mir von dem eben vorbeihuſchenden Küfer noch einige Erörterungen über die Anweſenden, die Jahre, welcher es hier zur Erwerbung eines legitimen Throns bedürfe, vor Allem aber über jenen zwei und zwanzigjährigen ſtummen Beſucher erbitten. Ein Blick des Befragten nach der eben aufgehenden Thür belehrte mich, daß der Gegenſtand meiner Neugierde eingetreten ſei.

Es war ein ältlicher, hagerer, hochgewachſener Mann. Die etwas gekrümmte Haltung des Körpers that ſeiner Größe Abbruch. Der Kopf war höchſt intereſſant, die Stirn hoch und kling, Naſe und Mund beſonders fein geſchnitten; die dunklen Augen ſprachen für Geiſt und innere Thätigkeit, die eingefallnen Wangen für körperliche oder geiſtige Leiden, welche ihn mehr noch als die Laſt der Jahre gebeugt haben mochten. Seine Tracht näherte ſich der eines katholiſchen Abbate, obwohl ſie jedes äußeren beſtimmten Kennzeichens eines Standes entbehrte; ſie war einfach ernſt, ohne jedoch eine gewiſſe wohlthuende Zierlichkeit auszuſchließen. Die halben, faſt gezwungenen Verbeugungen, mit denen der Stumme die Geſellſchaft durchſchritt, bezeugten hinlänglich, daß die jahrelange Be-

kanntſchaft eine unausgebildete, und nur auf das Auge beſchränkt geweſen ſei. Unaufgefordert ſetzte der Küfer eine kleine, ſtrohumflochtene Flaſche, Schalmandeln, Roſinen und getrocknete Feigen vor ihm auf den Tiſch. Der Stumme zog langſam und bedächtig den Wergſtöpſel aus dem dünnen Halſe und mit ihm das über dem Weine ſchwimmende Oel, ſchüttete die erſten Tropfen des Glaſes, einer Libation gleich, auf die Erde, und goß dann mit zitternden Händen den purpurdunklen, feurigen Aleatico ein. Er mußte ein Römer ſein, — die Art des Weineinſchenkens verrieth ihn.

Die übrigen Gäſte, ein kurzathmiger Nachtrab des vorigen Jahrhunderts, beſtanden, wie ich aus ihren Anreden und Geſprächen entnehmen konnte, aus penſionirten Staabsoffizieren, verknöcherten Beamten, verwitterten Schullenten und dem Schwamm-Geſchlecht der Rentiers. Die Weinſtube ſchien die Rumpelkammer der Hauptſtadt zu ſein. Die Konverſation galt der ſtattlichen Figur, welche der hochſelige König als Kronprinz zu Pferde gemacht, ging auf die Kantate des Herrn Rammler, welche der Herr Kapellmeiſter Graun komponirt, über, auf Anekdötchen aus den Zeiten der Tabacksregie und des einjährigen Krieges. Ich fühlte unwillkührlich nach dem Nacken — war's mir doch, als ſei mir der Zopf ſchon beim bloßen Zuhören hervorgeſchoſſen, und ſchwänzte zierlich hinüber und herüber. Eigentlich anſprechend von allen Erſcheinungen war nur die des weißlockigen Wirths, bedeutend allein der ſtumme Römer. In ſich gekehrt, faſt regungslos, ſaß er in ſeinem Winkel, die großen ſchwarzen Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet. Man hätte ihn mit ſeiner feinen, bleichen Geſichtsfarbe in den Pauſen zwiſchen dem Schlürfen des Glaſes für eine Wachsfigur halten

mögen. Keins der geführten Gespräche schien sein geistiges Ohr zu berühren — mochten diese sich nun in einem ihm fremden Ideenkreise bewegen, oder die Sprache ihn von den Uebrigen scheiden, oder das Gefühl der Ohnmacht sich mittheilen zu können ihn zu diesem freiwilligen Isolement bewegen. Nach Verlauf einer Stunde hatte er die Neige der Flasche in das Glas getröpfelt, die Zeche auf dem Tisch sorgsam abgezählt, und sich mit denselben halben, scheuen Komplimenten wieder entfernt. Keiner der Anwesenden besprach sein Kommen, Schweigen, Gehn. Für sie hatte die Zeit schon längst das anomale Gepräg der fremdartigen Münze abgeschliffen. Auch sie mochten sich wohl früherhin oft genug in Konjekturen über den stummen Gast erschöpft haben — es waren erfolglose geblieben, und nun waren sie schon seit Jahren gewohnt, das Räthsel als ein abgeschlossenes Ganze zu nehmen, und als solches unbeachtet liegen zu lassen.

Wenige Tage darauf führte ein günstiges Geschick mir unerwartet einen lieben Freund zu, an dessen Seite ich im vergangenen Jahre Italien durchwandert hatte. Das war von beiden Seiten eine gar freudige Ueberraschung, ein gar herzliches Willkommen. Hastige Fragen und Erkundigungen jagten einander, ohne der Antwort Zeit zu lassen, heranzuschleichen. Die freundschaftliche Ungeduld, von dem lang Entbehrten recht viel zu erfahren, ließ aber eben so wenig als der Lärm und das Gedränge der Straße ein Gespräch aufkommen. Beide fühlten wir das Bedürfniß, die Stunde des Wiedersehens in behaglicher Ruhe zu feiern, wenn sie in der Erinnerung nicht eine unerquickliche bleiben solle. Ich gedachte des Aleatico der alten Weinstube, welchen der Stumme sich so romanesk kredenzt hatte, und zog meinen Freund aus dem Ge-

dränge der wimmelnden Straßen nach dem nicht fernen Quell jenes edlen Opfertrankes. Das erſte Glas galt Italien, der in ewiger Jugendſchöne blühenden Göttin!

Die gewohnten Abendgäſte hatten ſich nach einander eingefunden. Im Geiſt an den Ufern des Tibers wallend, von den Klöſtern des Gianicolo auf das im Abendroth ſchwimmende Rom hinab ſchauend, ſchwärmend unter den Pinien der Villa Borgheſe, hatte das hyperboräiſche Philiſterium unbemerkt von uns ſeinen Einzug gefeiert. Zwiſchen den in der Erinnerung Schwelgenden waren die mit den ſüdlichen Bildern verwebten Klänge der italiſchen Sprache erſt einzeln, verſtreuten Schmetterlingen gleich, hin und her geflattert, bald aber voller und freier hervorgeſtrömt; in kurzer Zeit hatten ſie die heimathlichen Laute verdrängt. Ueber uns wölbte ſich wieder der ewig blaue Himmel Heſperiens. Fern von der holdſeligen Zauberin fühlten wir uns von ihrem Gewebe verſtrickt, und erkannten, daß wir nur Freigelaſſene, keine Freie ſeien, daß es nur eines Winkes der Gebieterin bedürfe, um uns zurückzulocken, und auf ewig in ihre Ketten zu ſchmieden. Ich ſchaute mich um. Mein Blick begegnete dem feſt auf mich gehefteten des Stummen. Das ſonſt regungsloſe Auge hatte ſich belebt und die ſüdliche Gluth ſchimmerte unter der Aſche der Jahre hervor, während die gramgefurchte Stirn vom Purpur der ſcheidenden Sonne angehaucht ſchien. Die lange nicht vernommnen weichen Klänge der Mutterſprache hatten ſein Ohr gefeſſelt, ſeine Seele folgte uns nach den Gefilden ſeiner Heimath, auf die Spielplätze ſeiner längſt verwehten Kinderjahre. Wie der Schweizer beim Ton des Kuhreigens, ſo wehte auch ihn aus den einſchmeichelnden Lauten der italiäniſchen Sprache, aus den flüchtig entworfnen Bildern des fernen

Vaterlandes der ſüßſchmerzliche Hauch des Heimwehs an. Mich ergriff der Anblick des tief bewegten Greiſes. Ich ergriff das Glas und rief, mich zu ihm wendend: Roma! Er ſchien eine Weile zu zaudern, er faßte dann auch das ſeinige, ſtieß leiſe klirrend an, und verließ tief erſchüttert das Zimmer.

Die Neugierde meines Freundes und Reiſegefährten, eines Novelliſten, Dichters und gehörigen Phantaſten, war durch die außergewöhnliche Geſtalt, durch die geheimnißvolle Begrüßung, das überraſchende Entfernen rege gemacht worden; die ſpärlichen Notizen, welche ich ihm zu geben vermochte, dienten aber nur, um ſeine Einbildungskraft zu entflammen. Er erklärte den Stummen grade zu für eine Callot-Hoffmann'ſche Figur, und glaubte, unter der Abbate-Maske einen, der Inquiſition entronnenen Flüchtling, einen Jünger Caglioſtros, zum mindeſten aber einen heimathlos umherirrenden Carbonari zu wittern. Weit entfernt, die excentriſchen Vermuthungen meines Freundes zu theilen, mochte ich in dem Armen nichts mehr als einen italiäniſchen Sprachmeiſter oder Buchhalter ſehn, der, wie ſo viele ſeiner Landsleute, über die Alpen gewandert war, um ſein Glück zu ſuchen, den hier das Unglück traf, die Sprache, vielleicht in Folge eines Schlagfluſſes, zu verlieren, der jetzt einſam unter der fremden, theilnahmsloſen Menge ſteht, ſeit langen Jahren vielleicht wieder ſeine Mutterſprache vernähme, und vor deſſen Augen ſeit vieljähriger Trennung zum erſten Mal die mit warmen, lebendigen Farben gemalten Bilder ſeiner ſchönen Heimath vorübergeführt würden. Mir wenigſtens erſchien das Loos des Greiſes ſchon unter dieſen einfachen Verhältniſſen tragiſch genug, als daß es erſt noch einer Steigerung ſeiner Unglücksfälle, eines romantiſchen Zu-

that bedürfe, um dem Verlaſſenen mein innigſtes Mitgefühl zuzuwenden. Der natürliche Wunſch, mich ihm freundlich und hülfreich zu erweiſen, ſtieg in mir auf, und ward wiederum durch die Scheu, die wunde Zärte eines Unglücklichen zu verletzen, niedergekämpft. Ich wußte nur zu wohl, wie ſchmerzlich ſolche gut gemeinten Troſtverſuche dem vom Schickſal Gebeugten ſind, wie jenes augenblickliche, unwillkührliche Aufwallen mir noch kein Recht gebe, den jahrelang ſorgfältig gehüteten Schleier zu lüften, wie ferner jede plötzliche Annäherung meinerſeits dem den Menſchen Entfremdeten nur als Zudringlichkeit erſcheinen müſſe, und ich ihn ſomit auch aus dem letzten Zufluchtsort verſcheuchen, ihn der wenigen, gramſtillenden Augenblicke berauben könne. Ich überließ es dem Fremden, ob er die freundlich gebotne Hand ergreifen wolle, und beſchloß nur, ihn der Gelegenheit dazu nicht zu berauben, und noch fernerhin die Stunde des gemeinſamen Eintreffens zu halten.

Der Stumme ſäumte nicht, am folgenden Abend zu erſcheinen. Er begrüßte mich mit kaum merklicher Neigung des Kopfes, ſchien aber nur noch ſcheuer als ſonſt, von meiner Seite ein Entgegenkommen mehr zu befürchten als zu hoffen, und es gewiſſermaßen zu bereuen, daß er ſich von ſeinem Gefühl zu jener Entgegnung habe hinreißen laſſen. — Meine häufigen und regelmäßig wiederholten Beſuche begannen allmählig mir eine Art von Ehrenbürgerrecht in dem fremden Kreiſe zu erwerben. Hier und da forderte mich der Blick eines Stammgaſtes auf, in den ſeinem bemooſten Hiſtörchen gezollten Beifall mit einzuſtimmen; ſpäter wurde ich ſogar mit einer oder der andren Frage beehrt. Die jedesmalige Anrede war „junger Herr," und als ſolcher fing ich an mich zu accli-

matiſiren. Ich blieb der junge Herr der Geſellſchaft und mußte als ſolcher die ſtumme Rolle des engliſchen Parlaments-Sprechers übernehmen, indem alle Stoßſeufzer über die elenden Zeiten, die Verderbniß der Welt, und die gottloſen Neuerungen nur unter meiner Adreſſe gingen, und von mir nur mit ehrerbietigem, ſchweigſamen Kopfnicken beantwortet werden durften. Oft ſchon hatte ich zeither bemerkt, daß der Stumme verſtohlene Blicke auf mich hefte; ſie wurden länger, bedeutender, fragender. Er ſchien eine neue Anſprache zu erwarten, aber mit der ihm eigenen Schüchternheit und Befangenheit zu kämpfen, und ſich zu ſcheuen ſelber die Veranlaſſung herbei zu führen.

So kam der Weihnachtsabend heran. Der Schnee fiel in großen, ſchmelzenden Flocken. Das abſcheuliche Wetter hatte den einen Theil der Geſellſchaft zu Hauſe gehalten, Einladungen in Familienkreiſe den andern. Ich war eine Weile allein, als der Stumme eintrat, den Schnee vom Hut ſchüttelte, und ſich fröſtelnd in ſeine Ecke drückte. Mit ungewohnter Haſt trank er das erſte Glas. Seine Blicke flogen unſtät im Zimmer umher — nur der am Ofen gähnende Kellner war außer uns zugegen. Das ganze Weſen des Greiſes zeugte von dem Kampf, den er zu beſtehen habe. Endlich aber riß er, wie von einem plötzlichen Entſchluß ergriffen, ein Blättchen aus dem Taſchenbuch, warf einige Worte aufs Papier und ſchob mir dieſes über den Tiſch zu.

Ihr ſeid in meinem Vaterlande geweſen, lauteten die italiäniſchen Zeilen, Ihr wißt ſo ſchön, ſo warm von meiner Heimath zu ſprechen. Wollt Ihr dem fremden Greiſe einige helle Augenblicke bereiten, ſo redet ihm von Italien, von Rom. Erzählt — aber thut keine Frage, ich

bitte Euch. Auch die ſchriftlichen müßte ich Euch ſchuldig bleiben. Denkt, Ihr ſprächet zu einem Marmorbilde, einem Leichenſtein.

Ich blickte auf. Der Ausdruck des ſchönen Greiſenkopfs war unausſprechlich rührend. Wie um ein Almoſen flehte er um die Töne ſeines Vaterlandes, um die welken Blüthen, die dieſem der Nordländer in der Erinnerung entführt hatte. Tief bewegt drückte ich die dargebotne, welke Hand. Ich begann von meiner Reiſe, von dem ewigen Rom, von dem Rom ſeiner Kindheit zu ſprechen; ich vermied es, des neuern, des allmählich vom Anhauch des Zeitgeiſtes verblaſſenden zu gedenken — ich hätte ihm nur weh gethan, das ihm eingeprägte, theure Bild nur getrübt.

So begann ſich ein ganz wunderbares Verhältniß zwiſchen uns zu geſtalten. Niemals unſre beiderſeitigen Perſönlichkeiten berührend blieben wir uns völlig fremd, und wußten nach Verlauf eines halben Jahres ſo wenig von einander als am erſten Tage. Aber grade dadurch, daß wir uns, ohne von konventionellen Rückſichten beengt zu ſein, rein menſchlich gaben und nahmen, gewann unſre Verbindung an Reinheit und Zärte. Ich mochte in ihm nur den verarmten Greis ſehen, und gefiel mich, mit kindlicher Pietät den Abend ſeines Lebens zu verſchönen, während er die Beweiſe von Zuneigung meinerſeits mehr als ein ihm gebrachtes Opfer betrachtete, und ſich um ſo mehr verpflichtet glaubte, je weniger er von dem fremden, um ſo viel jüngeren Manne ein ſolches vorausſetzen durfte, je ſpärlicher die Zeichen der Theilnahme ihm von der Außenwelt geworden waren, je mehr er die Unmöglichkeit fühlte, ſich der geglaubten Verbindlichkeit gegen mich entledigen zu können. Die übrigen Gäſte betrachte-

ten meinen Umgang mit dem Stummen mit deſto ungünſtigeren Augen, theils, weil ihnen an mir ein ehrfurchtsvoller Zuhörer abſpenſtig gemacht worden war, theils, weil es mir in ſo kurzer Zeit gelungen, die Aufmerkſamkeit des für unzugänglich Erachteten auf mich zu ziehn, und ſie durch mich der Löſung des veralteten Räthſels um keine Haarbreite näher rücken konnten. Die Zumuthung, zur Enthüllung jenes fatalen Incognito mitwirken zu wollen, hatte ich entſchieden abgelehnt. Außer in den beſtimmten Abendſtunden kam ich in keine Beziehung mit dem Römer; ich war ihm weder auf der Straße, noch an andern öffentlichen Orten jemals begegnet. Nur einmal hatte ich ihn außerhalb ſeines gewohnten Sitzes geſehn. Es war dies in dem engen, finſtern, von hohen Gebäuden umſtellten Hofe der Weinhandlung, an deſſen Wänden ſich die langen Reihen leerer und voller Tonnen hinzogen. Er ſtand bei einer der erſteren, pochte in gemeſſenen Pauſen mit dem Knopf ſeines Rohrſtocks an den Boden des Faſſes, und ſchien, tief in Gedanken verloren, dem hohlen Klang und deſſen Ausſummen zu lauſchen. Als er mich gewahr wurde, richtete er ſich verlegen auf und fuhr ſchnell mit der Hand über die Augen. Ich machte mir lebhafte Vorwürfe, ihn belauſcht zu haben, und auch er ſchien von dieſem Zuſammentreffen peinlich berührt; er blieb auch den Abend über befangen und ſtill.

Wenn Göthe einmal ſo ſchön als wahr ſagt, daß, wer Neapel und deſſen Umgebungen einmal geſehn, nie ganz unglücklich werden könne, ſo möchte ich dieſen Ausſpruch nicht nur auf ganz Italien ausdehnen, ſondern ihn ſogar umkehren und behaupten, daß, wer Heſperien einmal geſehn, nie wieder ganz glücklich werden könne, bis er da-

hin zurückgekehrt sei. Die Sehnsucht nach dieser meiner zweiten, geistigen Heimath, genährt und gesteigert noch durch den täglichen Umgang mit dem Römer, zehrte an meinem Leben. Die Unbehaglichkeit des nordischen Winters, das Drückende unsrer konventionellen Fesseln schien mir unleidlicher als jemals. Italien und die dort genossene Freiheit als Folie jedem der heimathlichen Verhältnisse unterlegend, konnte ich diese nur in ungünstigem Lichte betrachten. Der Gesichtspunkt war, ich räume es ein, ein schiefer, mein Zustand ein krankhafter, aber eben deshalb machte er mich um so intoleranter, ließ mir das Verlorne um so reizender erscheinen, und mich in der Ueberschreitung der Alpen den einzigen Weg zum Seelenfrieden sehn. Immer mehr gewöhnte ich mich daran, mich in der Heimath fremd zu fühlen, mein dortiges Leben nur als eine lästige Uebergangsperiode zu betrachten. Und so vermied ich es denn, neue Verbindungen zu knüpfen, ja sogar die früheren wieder aufzusuchen, in der Ueberzeugung, daß ihnen ja doch eine baldige Lösung bevorstehe, daß ich ein Zugvogel sei, der ungeduldig des Augenblicks harre, dem wärmeren Klima wieder zueilen zu dürfen. Endlich erschien dieser heiß ersehnte Moment. Nur eine Trennung ward mir schwer — die von dem Stummen. Je näher ich mich der Verwirklichung meiner Hoffnungen befand, um so wehmüthiger gedachte ich des Zurückbleibenden. Ward er doch dem Erblindeten gleich, welchem der Leiter durch die ewige, trostlose Nacht untreu wird.

Zu den peinlichsten Zuständen im Leben gehören die Stunden vor der Abreise. Während der Geist schon meilenfern vorauseilt, häkeln und klammern sich alle, das Dasein schon ohnehin verkümmernden Elendigkeiten an den

materiellen Halbſchied. Die geſammte Welt, der man den Rücken zuzuwenden im Begriff iſt, hängt ſich noch ein Mal mit ihrem ganzen Gewicht an den Flüchtling, um dem der Puppe entſchlüpfenden Schmetterling den Ausflug ſo ſauer als möglich zu machen. Verdrießlichkeiten und Verwirrungen wachſen wie die Drachenzähne des Cadmus aus dem Boden, und immer dichter, je näher der Augenblick der Abfahrt heranrückt. In den letzten drängt ſich noch das unvermeidliche Geſchlecht der ſogenannten guten Freunde hinzu, um dem Scheidenden ſein Glück brockenweis vorzuzählen, und ihn durch ein Spalier von Komplimentirenden und Küſſenden Spießruthen laufen zu laſſen. Spät erſt gelang es mir, mich von den Ueberläſtigen loszureißen und zu meinem Römer zu eilen. Mit ängſtlicher Spannung wartete er auf mich. Ein melancholiſches Lächeln überflog bei meiner Erſcheinung das bleiche Geſicht. Wir reichten uns die Hände. Die ſeinige zitterte vor innerlicher Bewegung. Heute verſtummte auch ich. Mein nach der Uhr gerichtetes Auge verkündete ihm, daß wir ſcheiden müßten. Er erhob ſich, reichte mir einen verſiegelten Brief mit der Aufſchrift: felicissimo viaggio! und entfernte ſich langſam. Nach einer Viertelſtunde rollte ich zum Thore hinaus.

Der Inhalt des Schreibens war folgender:

Mein junger Freund, ich nehme Abſchied von Euch auf lange, lange Zeit. Ich ſage Euch meinen Dank, den inniggefühlteſten für alle Liebe, die Ihr mir erwieſen habt. Der Segen des Greiſes geleite Euch auf Euren Wegen. Ihr werdet mir ſehr fehlen, ich weiß es. Laßt Euch dies Geſtändniß nicht betrüben. Eure treue Anhänglichkeit war eine unverhoffte Gunſt des Schickſals, ein letzter Sonnenblick, und ich ſage dem Himmel

auch für dieſen meinen gerührten Dank. Unſre Wege kreuzen ſich hier und trennen ſich weiter und weiter. Ihr ſteigt hoffnungsfreudig hinan, ich lebensmüde hinab. Ihr eilt mit jedem Schritt meinem ſchönen Vaterlande näher — ich dem Grabe. Wir werden uns nicht wiederſehn, diesſeits nicht; der innere Genius ſagt es mir laut. Und dieſe Ueberzeugung iſt es, welche mich ermuthigt, zum erſten Mal den Schleier von meinem vergangenen Leben zu ziehn, und in Eurer Bruſt das ein Menſchenalter hindurch bewahrte Geheimniß niederzulegen. Ich kann Euch meine Dankbarkeit nicht anders beweiſen, als dadurch, daß ich Euch vertraue, was ich gegen Jedermann, gegen mich ſelber verſchweigen möchte.

Ich bin auf einer Vigna des Grafen Badalupo dicht bei Rom geboren. Sie liegt auf dem Wege, welcher am Caſino Pabſtes Julius vorüber und durch die Port'oscura nach der Heilquelle von Aqua acetoſa führt. Mein Vater war Zeitpächter des Weinbergs; die Mutter ſtarb in den erſten Jahren meiner Kindheit — es iſt mir kein beſtimmtes Bild von ihr zurückgeblieben. Wir bewohnten den Erdgeſchoß des weitläuftigen Gartengebäudes. Es mochte im Mittelalter erbaut worden ſein, und in den Fehden der Colonna mit den Päbſten als Kaſtell gedient haben. Die dicken Mauern der viereckigen Thürme, die ſchießſchartenähnlichen Fenſter des untern Stockwerks zeugten noch von deſſen einſtiger kriegeriſcher Beſtimmung. In ſpäteren, friedlichen Jahrhunderten hatte ſich die ernſte Warte ihres drohenden Aeußern entkleidet, und wohnliche Gemächer, räumige Säle, heitre Loggien waren über und neben den alten Grundveſten emporgewachſen. Im Uebrigen theilte unſer Wohnhaus das Schickſal der meiſten italiäniſchen Paläſte und Villen. Schöpfung der Laune

eines Großen und von ihm mit Verschwendung errichtet und ausgeschmückt, war es von dem nächsten Erben wieder vernachlässigt worden, von Hand in Hand gegangen, ohne daß einer der späteren Besitzer es der Mühe werth gehalten hätte, den Verheerungen der Zeit Schranken zu setzen. Es stand verödet und zerfiel langsam. Der Conte liebte die Vigna nicht, und zog es vor, die Villeggiatur in Frascati zu verbringen. Nur ein Mal im Jahr, und zwar zur Zeit der Weinlese, verlebte er einen Nachmittag auf dem Weinberge, und dann ging ihm schon in den vorhergehenden Tagen ein mächtiger Schwarm galonirter Diener, welche mit gewaltigem Lärmen das Unterste zu oberst kehrten, voraus. Die monatlang verschlossenen Thüren der oberen Gemächer öffneten sich, Stühle und Kissen wurden ausgeklopft, Spinnweben zerstört, Silbergeräth und andre Anstalten zu einer Conversazione aus der Stadt heraus getragen. Dann durfte auch ich wohl einen verstohlenen Blick in jenes mir sonst verriegelte Eldorado werfen. Die geschliffnen, funkelnden Kronleuchter, die mit Blumen und Amorinen bemalten Spiegel, die verschoßnen Seidentapeten, die lackirten, seltsam ausgezackten Spieltische schienen mir der Gipfel irdischen Glanzes und Herrlichkeit. Am folgenden Tage fuhr eine Reihe schwerfälliger, mit bunten Wappenschildern dekorirter Kutschen bei dem steinernen Weinbergsportal vor. Von jedem Wagentritt sprang ein halbes Dutzend Diener mit dienstefriger Hast herab, um die Herrschaften aus ihrem vergoldeten Glaskasten zu helfen und hinauf zu geleiten. Ich stand furchtsam in die Myrtenhecken gedrückt und sah mit zurückgehaltenem Athem den gepuderten Grafen, einen ernsten, schönen Mann, mit Stahldegen und blitzenden Schuhschnallen, die Frau Gräfin im bauschenden Sei-

dengewand, die rothen Offiziere der päbſtlichen Garde, die Ritter vom goldnen Sporn und die höflichen Abbati an mir vorüber ziehn. Zuletzt kam auch die Wärterin, welche die kleine Conteſſa Benedetta, das einzige Kind unſrer Herrſchaft führte. Es mochte etwa drei Jahr jünger ſein als ich. Ich erinnere mich noch gar wohl des erſten Males, wo ich das holdſelige Fräulein ſah: es war als Schäferin gekleidet, ſein weißes Kleidchen mit bunten Bändern und Schleifen geſchmückt, und die blonden Locken hingen frei unter dem kleinen Strohhütchen über den Nacken herab. Es ſah recht aus wie ein Engel, der in der Kirche Maria del Popolo bei dem Jeſuskinde Wache hält. War der ganze Zug vorüber, dann ſchlüpfte ich wieder aus meinem Verſteck hervor, erkletterte einen hohen Maulbeerbaum und ſchaute nach den erleuchteten Gemächern hinüber, wo die Herrſchaften an den Spieltiſchen ſaßen, und die Bedienten auf Silbertellern Gefrornes präſentirend eifrig hin und her rannten. Dort lauſchte ich ſtill, und hoffte immer, die kleine Gräfin in dem vornehmen Schwarm ausfindig machen zu können. Ich weiß aber doch kaum, daß es mir ein Mal geglückt ſei, trotz dem ich auf meinem Sitz oft in die tiefe Nacht hinein wachte, bis die Geſellſchaft aufbrach und die Wagen mit den flackernden Windlichtern wieder durch die Port'oscura donnerten.

Am folgenden Morgen vergegenwärtigte ich mir den glänzenden Zug recht lebhaft, vor Allem aber das Bild der kleinen, goldlockigen Benedetta, und träumte dann von dem nächſten Jahrestage, wo ich ſie wieder ſehen werde, wo ich ihr dann einen Blumenſtrauß oder eine Apfelſine zuwerfen wolle, und wie ſie wohl erſt erſchrecken, dann aber herzlich auflachen werde. Mit ſolchen Träumereien

konnte ich ganze Stunden ſchweigſam und in mich gekehrt verbringen. Der Vater ſchalt mich oft einen blödſinnigen Dummkopf, der nirgends als ins Kloſter paſſe. Er war ein harter, rauher Mann, von dem mir niemals ein Zeichen der Liebe zu Theil geworden iſt; ich habe ihn immer nur fürchten lernen. Tags über ſchaffte er mit den Knechten im Weinberg, und nur von fern drang dann ſeine ſcheltende Stimme zu mir herauf. Abends aber ging er in die Oſterie und kehrte erſt tief in der Nacht wieder zurück. Die taube, alte Apollonia beſorgte unſre kleine Wirthſchaft; ſie kümmerte ſich auch eben nicht viel um mich, wußte, daß ich ein ſtilles Kind ſei und keinen Unfug treibe, und ließ mich meinen Weg gehn. Von Zeit zu Zeit kam der Pater Gregorio aus dem Auguſtinerkloſter von Maria del Popolo, lehrte mich die Litanei, und nahm mich dann und wann nach ſeinem Kloſter mit ſich. Unterweges hieß er mich vor dem Gitter des der Madonna del Arc' oscuro gewidmeten Kapellchens niederknieen und ein Ave ſprechen. Dann erzählte er mir, welche Wunder die Mutter Gottes zu Gunſten der andächtig an ſie Glaubenden gethan, und wie ſie ſich beſonders bei Räuberanfällen hülfreich und gnädig zu erweiſen pflege. Durfte ich den Pater auf ſeine ſtille, freundliche Zelle begleiten, ſo ſchenkte er mir dort einen Apfel oder ein buntes Heiligenbild, um es an die Kammerthür zu kleben, und hieß mich dann ſchnell wieder nach unſrer Vigna heimkehren, und den Umgang mit den wilden, nichtsnutzigen Buben meiden. So war ich denn neun Jahr alt geworden, ohne von Rom mehr als deſſen Schwelle, den Obelisken und die Fontainen auf der Piazza del Popolo geſehn zu haben, ohne einen andern Umgang als den der tauben Magd und des Mönches zu kennen. Ich wurde

immer ſtiller und träumeriſcher. Stundenlang mochte ich im Schatten einer Cypreſſe auf einem alten umgeſtürzten Marmorkapitäl ſitzen und nach den blauen Bergen, jenſeit der wüſten Campagna, hinüberſchaun, nach der rieſigen Peterskuppel, welche Häuſer und Gärten weit überragt, oder nach den hohen Paläſten, unter denen ich den, in welchem meine kleine, holde Gräfin wohnen mußte, ausfindig zu machen ſuchte. Dann kniete ich ein Mal wieder neben einer der vor dem Hauſe aufgethürmten leeren Tonnen hin, pochte mit einem Steinchen an den hohlen Boden, freute mich des bald helleren, bald dumpferen Tones, in dem das Faß mir auf meine Fragen Antwort gab, und wie der Klang leiſe ausdröhne. Ihr habt den Greis ein Mal im Hofe betroffen, wie er die Harmonika des Kindes berührte, und ſich auf den Schwingen jener Töne in die fernen, fernen Tage der Jugend zurücktragen ließ, in den letzten, den einzigen Lichtpunkten ſeines Lebens ſchwelgte. Seid nachſichtig, wenn er zu lange bei ihnen verweilte, wenn ihn die Erinnerung an die ſtillen Freuden ſeiner Kindheit zur Geſchwätzigkeit verleitete — er hat dieſe ſeither gebüßt, wahrlich ſchwer gebüßt.

Es war um die Weihnachtszeit, als raſche, heftige Schläge gegen das Eiſengitter des Gartens mich eines Abends aus dem erſten Schlaf weckten. Es währte lange Zeit, ehe ich mich mit der tauben Magd verſtändigen konnte, ehe dieſe den trübe glimmenden Docht der Lampe belebt, und ſich ermuthigt hatte, ein miſstrauiſches: chi è? aus dem Fenſter zu ſchicken. Fragt nicht lange, lautete die mit Verwünſchungen untermiſchte Antwort, und macht endlich auf ins Teufels Namen; wir bringen einen Todten! — Es war mein unglücklicher Vater. Er hatte in

der Osterie Händel gehabt, die Messer waren gezogen worden — von einem tödtlichen Stich getroffen war er augenblicklich, und ohne die heiligen Sterbesakramente empfangen zu haben, verschieden. Neugierige und Nachbarn drängten sich hinzu. Es war ein wildes, wüstes Durcheinanderwirren fremder, nie gesehner Menschen. Ich fiel schreiend über den blutenden Leichnam — ein roher Kerl stieß mich fort und hieß mich mit barschen Worten schweigen. Die vermummte Brüderschaft des Todes fand sich noch in derselben Nacht ein, um die Leiche nach ihrer Kapelle zu tragen. Die alte Magd kramte ihre Habseligkeiten zusammen, und verließ, ohne sich weiter um mich zu kümmern, das Haus. Verschüchtert saß ich in einem Winkel, und schluchzte leise und furchtsam, bis mir die Augen vor Müdigkeit zufielen.

Am folgenden Morgen fand ich mich im Hause allein. Die Erinnerung an das blutige Ereigniß, das bängliche Gefühl der Verlassenheit und der Hunger stürmten vereint auf mich ein. Ich brach in Thränen aus und rief wimmernd um Hülfe — keine Antwort ward mir als die des Echos. Dieser qualvolle Zustand währte bis gegen Mittag. Um diese Zeit hielt ein mit Mann, Frau, Kindern und Hausgeräth schwer bepackter Wagen vor dem Garten. Die Fremden drangen lärmend in das Haus, räumten unsre Habseligkeiten aus, warfen sie in einen wüsten Haufen vor die Thür, und zogen mit den ihrigen ein. Es war der neue Weinbergspächter mit seiner Familie. Eine Gerichtsperson schrieb die Tische und Stühle meines todten Vaters sorgfältig auf einen großen Bogen — um das trauernde Kind grämte sich aber Keiner. Endlich kam gegen Abend ein alter Diener des Conte. Es war der Hausverwalter, den ich schon öfters bei den Besuchen

der Herrschaft gesehn hatte. Er wechselte ein paar Worte mit den Ankömmlingen, musterte ihre Einrichtung und hieß mich ihm folgen. Es war dies der heilige Weihnachtsabend. Stumm und zagend schlich ich hinter ihm drein durch das Gewühl der nie betretenen Straßen. Alle hundert Schritt einmal wurde mein Führer von Bekannten angeredet; Jedem erzählte er laut und schonungslos meine Geschichte, und lenkte die Augen der Gaffer auf mich. Die Frauen riefen mir ein mitleidiges Poverello! nach, ein Schwarm von Straßenjungen schloß sich dem Zuge an — ich hätte vor Gram und Scham vergehn mögen. Endlich hielten wir vor einem weitläuftigen Palast in der Via de' Banllari, und stiegen die breiten, mit Marmorbildern geschmückten Treppen hinan. Der Verwalter zog mich durch eine Reihe hoher, hell erleuchteter Säle, deren Glanz und Pracht mich blendete. In einem der letzten Zimmer fand ich die Familie des Grafen Badalupo gereiht um ein herrliches Weihnachtskrippchen, welches für die kleine Benedetta errichtet worden war. Der Graf trat auf mich zu, strich mir wohlwollend die Locken aus der Stirn, und gab mir das Versprechen, wie er fortan für mich sorgen wolle, und ich einen gnädigen Beschützer an ihm haben werde, so lange ich gut und fromm bliebe. Das gelobte ich ihm auch mit kaum verhaltnen Thränen von ganzem Herzen. Hierauf kam die junge Gräfin gesprungen, und zog mich nach dem schönen, von Lampen und Wachskerzen strahlenden Presepio, zeigte mir das Jesuskind in der Wiege, und die zur Seite betende Madonna, den heiligen Joseph und all die niedlichen bemalten Püppchen von Schäfern und Schäferinnen, welche zur Adoration des Bambino herbeigekommen waren. Der Stern des Morgenlandes glitzerte und funkelte in den Wol-

ken; Schafe und Stiere ſtanden um ein Brünnchen gereiht; der Hund ſchien luſtig an dem Herrn empor zu ſpringen. Ein ſo herrliches Schauſpiel hatte ich noch nie erblickt. Hierauf traten die Hirten aus den Abruzzen mit Dudelſack und Schalmei ins Zimmer, bliesen das Jeſuskind an, und zogen dann reich beſchenkt nach dem nächſten Hauſe. Benedetta klatſchte ein Mal über das andere in die Händchen und hieß mich auch luſtig ſein. Wir hoben die kleinen Puppen herab, ſtellten ſie hin und wieder und ließen ſie zierliche Reden unter einander halten. Ueber das Spiel vergaß ich allmählig Kummer und Gram.

Den Morgen darauf führte mich der alte Hausverwalter im Auftrag des Grafen nach dem bei Santa Maria in Aquiro gelegnen Colleggio Salviati, jener vom heiligen Ignatius von Loyola für vater- und mutterloſe Waiſen geſtifteten Anſtalt, und übergab mich dem Pater Rektor. Ich wurde in die Zahl der Zöglinge eingetragen, und mit dem weißen Gewand, dem gleichfarbigen Gürtel und Hut bekleidet. Die neue Welt, welche ſich mir aufthat, war eine freudloſe. Unter den Hunderten der jüngeren und älteren Genoſſen war ich der ſchüchternſte, ungelenkſte, unwiſſendſte. Ich fühlte mich ſo unglücklich, als ſich ein neunjähriges Kind zu fühlen vermag — die klare Erkenntniß des Unglücks, das Feſthalten deſſelben iſt eins der traurigen Vorrechte des Alters. Es war nicht die Entbehrung der Liebe, welche mich niederbeugte — ſie war mir ja nie zu Theil geworden, vielleicht keinem der gleich mir verwaiſten Gefährten weniger. Ich bangte nach der ſtillen Einſamkeit der Vigna, nach der freien Luft, nach dem Anblick des fernen Gebirges. Die auf die Straße gehenden Fenſter des Kolleginms waren mit jenen hohen, ſchrägen Holzkaſten, welche nur von oben Licht einlaſſen, ver-

ſetzt; die übrigen ließen nur auf den finſtern, kahlen Hof ſehn. Sparſam nur wurden wir von den Abbati ins Freie geführt, und mußten dann paarweiſe, mit niedergeſchlagenen Augen und gleichmäßig verſchränkten Armen durch die Stadt nach einem der abgelegnen Plätze des alten Roms ziehn. Der Raum vor dem Kirchlein Santa Maria in Domenica mit dem Beinamen della Navicella auf dem Monte Celio war meiſtens das Ziel unſrer Wandrungen. Dort erklommen wir das kleine Marmorſchiffchen, welches vor dem Portal aufgeſtellt iſt, und rollten die Kugeln auf dem Boden hin. Der Gedanke, daß ich mich in jener Stunde für die ganze, lange Woche austummeln und ausjauchzen ſolle, verkümmerte mir alle Luſt daran. Ich ſah nur immer auf den Abbate, ob er nicht bald die Silberuhr hervorhaſpeln und dem Spiel ein Ende gebieten werde. Jene Furcht vor der letzten Minute ließ keine Freude in mir aufkommen. So wurden wir auch während des Karnevals ein Mal auf den Monte Pincio geführt, und in die Gärten der Auguſtiner, welche ſpäterhin in einen Spaziergang mit Treppen und Balkonen umgewandelt worden ſind. Mich machte das laute Gewühl auf der Piazza del Popolo, das Jauchzen der Masken, das Schnauben der Pferde, das Geſchrei der ungeduldigen Menge ſtumm und traurig. Ich ſah alle Menſchen froh und glücklich und konnte es nicht mit ſein. Von Zeit zu Zeit beſuchte mich der Pater Gregorio, prüfte meine Fortſchritte und belobte mich jederzeit — hatte ich doch, ohne Ruhmredigkeit geſagt, in einigen Jahren den guten Mönch im Wiſſen eingeholt, wohl gar noch überflügelt. Auch der Verwalter des Grafen fragte oft nach meinem Ergehn, überbrachte mir freundliche Worte von ſeiner Herrſchaft, und erzählte, wie Gräfin Benedetta

ſich in Penſion bei den Benediktinerinnen zu Torre de' Specchi befinde, und ein leibhaftiger Engel an Schönheit und Güte geworden ſei. Das Herz pochte mir mächtig bei jenen Berichten. Das Bild der lieblichen Kleinen ſchwebte mir deutlich vor; ich hatte ſie mir immer nur als Kind gedacht, jetzt ſtrebte ich ſie in der Phantaſie zur erblühten Jungfrau auszubilden, und bekleidete ſie mit den Reizen einer ſchönen Madonna aus der altlombardiſchen Schule, welche in der Kirche Santa Maria in Aquiro hing. Vor ihr verrichtete ich am liebſten meine Andacht. Immer feſter hatte der Entſchluß, in ein Kloſter zu gehn, bei mir gewurzelt. Mich graute vor dem ſtürmiſchen Treiben der Welt, vor der neuen Schule des Lebens, in welche ich, noch unwiſſender als einſtmals ins Kollegium, treten ſollte. Ich ſchwankte nur noch in der Wahl des Ordens — keiner ſchien mir ſtreng und abgeſchloſſen genug.

So hatte ich mein neunzehntes Jahr erreicht. Die Zeit meines Austritts aus der Anſtalt war längſt verſtrichen, und nur das Fürwort oder die Beiſteuer des Grafen hatte meinen längern Aufenthalt erwirkt. Eines Tages ließ er mich zu ſich rufen — es war das erſte Mal, ſeitdem ich das Kollegium betreten hatte. Unterweges erfuhr ich von dem geſchwätzigen Diener, daß Gräfin Benedetta aus der Penſion zurück ſei, und ſich nach dem Oſterfeſte mit dem alten, reichen Marcheſe de Ceſaris vermählen werde. Die Verbindung ſei ſchon ſeit Jahren beſchloſſen, jetzt aber erſt bekannt gemacht worden. Mir flirrte es vor den Augen, und ich fühlte mich einer Ohnmacht nah. Kaum daß ich noch einige verwirrte Worte von plötzlichem Unwohlſein gegen den befremdeten Bedienten hervorſtammeln konnte. Welches Gefühl aber mich ſo plötzlich überwältigte, konnte ich mir nicht ſagen, und nur daß mein Leben kein ähnli-

ches aufzuweiſen habe. Benedetta war Braut, war die Verlobte eines reichen Greiſes! Ich mochte mich immerhin befragen, was denn dabei ſo Außergewöhnliches ſei, ob es nicht das Herkommen mit ſich bringe, Töchter ſchon in der Wiege zu verloben, daß dem reichſten Freier allezeit der Vorzug gegeben werde, und vor Allem, wie es mich, der ich die Gräfin kaum kenne, ſo mächtig ergreifen könne? Die Löſung des Problems blieb ich mir ſchuldig. Ich ſtand vor dem Grafen. Das Wenigſte, was er mir ſagte, habe ich wohl verſtanden, noch weniger iſt mir davon erinnerlich geblieben. Ich glaube einige Belobigungen meiner bisherigen Führung vernommen zu haben, und wie das einſiedleriſche Leben im Kloſter mir nicht zuträglich ſei. Er wünſche vielmehr, daß ich, nach Empfang der Weihen, in ſein Haus ziehn und die Stelle eines Bibliothekars und vertrauten Sekretärs bei ihm übernehmen möge. Einwürfe zu machen war ich nicht im Stande. Ich verbeugte mich ſtumm, und ſchwankte bewußtlos nach Hauſe. Erſt auf meiner Zelle löſte ſich der Krampf, welcher meine Bruſt beengt hatte, in Thränenſtrömen auf. Ich ſollte nicht in der Abgeſchiedenheit der Zelle mein Leben beſchließen, ſollte mit ihr, wenn auch nur auf Monate, unter einem Dach wohnen — und ſie war Braut. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ich Benedetta wieder ſehn werde, und konnte ihn doch kaum erwarten. In dieſem Seelenkampf verwachte ich die Nacht, verträumte ich die folgenden Tage. Das einſame Leben, die Zurückgezogenheit von den Kreiſen meiner Geſpielen, allzu eifriges Studium, ein ſtetes Sinnen und Brüten hatten meine Nerven zerrüttet. Ich war kränker, als ich es ahnte. Wohl mochte der Graf Recht haben, wenn er mich für das Kloſterleben untauglich erachtete — kam aber nicht der Wechſel zu ſpät, war

ich denn nicht noch ungefüger geworden, in die Welt zu treten?

Als Abbate betrat ich wieder den Palaſt des Grafen. Jener gefürchtete und doch ſo erſehnte Moment erſchien. Bleich und zitternd lehnte ich mich in eine der Fenſterbrüſtungen, den Blicken der Uebrigen durch den ſchweren Seidenvorhang entzogen. Benedetta trat ein. Erlaßt mir die Schilderung ihrer Schönheit. Jedes Wort, jede Bezeichnung erſcheint mir ſchaal und nüchtern; mit Romanenphraſen das holdſelige Bild zu umſpinnen, wäre Entheiligung. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ſie mich anreden werde. Sie ward mich nicht gewahr, und ich pries den Himmel dafür. Fern von ihr, an dem unterſten Ende der Tafel lauſchte ich ſtumm der weichen, klangvollen Stimme, dem Organ der Milde und Engelsgüte. Mein Herz glich der Aeolsharfe und Benedetta's Worte zogen wie leiſe, ſchmeichelnde Lüfte durch ſeine zitternden Saiten. Ich ſaß ſtumm und antheilslos an der Umgebung und ihren Geſprächen, und ſtammelte erröthend unverſtändliche Worte bei jeder Anrede. Man legte es mir als klöſterliche Blödigkeit aus, und ſtörte mich nicht weiter mit Fragen. Es vergingen einige Tage, eh ich ihr vorgeſtellt wurde. Sie erinnerte ſich noch des verwaiſten Knaben, mit welchem ſie am Weihnachtsabend geſpielt habe — ſie war ſo hold, ſo gut. Ihr, Franceſco, ſeid ein Gelehrter geworden, ſetzte ſie hinzu; der Vater ſagt es, alle Leute rühmen Euer Wiſſen. Ihr ſollt mir nachhelfen — ich habe ſo vieles Verſäumte noch nachzuholen. Die frommen Mütter von Torre de' Specchi verdammten wohl allzu ſtreng die Werke unſrer göttlichen Dichter. Noch kenne ich nicht den Taſſo, nicht den Dante. Und jetzt ſoll ich in die Welt treten, und fühle nur zu ſehr, was mir

fehle. Nehmt mich zu Eurer Schülerin an, Ihr ſollt eine willige, aufmerkſame an mir finden. Macht mir die Freude, Francesco? — Sie ſtand vor mir, den ſchlanken Körper vorgebeugt, die Hände wie zur Bitte gefaltet — ich blickte in ihr dunkles, ſchwärmeriſches, von römiſchem Feuer glühendes Auge, ſah den ſchönen Kopf, um welchen die füllreichen, goldgelben Locken, das Erbtheil ihrer deutſchen Mutter, nach der Mode jener Zeit, welche ſich wiederum dem Alterthume näherte, frei wallten. Was ſoll ich Euch ferner ſagen? Die verzehrendſte Leidenſchaft, deren ein Jüngling, ein Schwärmer fähig iſt, hatte ſich meiner bemächtigt. — Die hoffnungsloſeſte, unſeligſte — die der vom Mitleid des Gönners abhängigen Waiſe, eines Nichts, des ſein Gelübde brechenden Geiſtlichen, zu der Tochter des Grafen, des Wohlthäters, zu der verlobten Braut. Nächte lang habe ich vor dem Bilde der Himmelskönigin gelegen, und ſie mit heißen Thränen um Rettung aus dieſem Elend angefleht, um den Tod, als die einzige Heilung für mein unglückliches Herz. Ich glaubte den Kelch ſchon geleert zu haben, und meine Lippen berührten erſt deſſen Rand.

Zu jener Zeit wehte das fränkiſche, dreifarbige Banner von der Engelsburg. Der heilige Vater war als Gefangner nach Valence fortgeführt, und das mit giftigem Spott zum Freiſtaat ernannte Land ſeufzte unter der eiſernen Ruthe des übermüthigen Siegers. Eine dumpfe Gährung herrſchte unter dem Volke; es glühte vor Begierde, die fremden Ketten zu ſprengen. Eine weitverzweigte Verſchwörung, deren Heerd in Neapel glimmte, hatte ſich gegen die Franzoſenherrſchaft gebildet. Die angeſehenſten Familien waren darin verflochten, Graf Radalupo einer der Häupter derſelben. Durch meine Hand

ging der Briefwechsel, ich war der unverdächtige Ueberbringer der geheimsten Botschaften. Der Graf hatte mir sein volles Vertrauen geschenkt; ich war an ihn durch zu innige Bande gekettet, als daß er meiner unverbrüchlichen Treue nicht hätte gewiß sein sollen.

So ward denn eine neue, bange Sorge auf mein schon ohnehin so hart bedrängtes Herz gewälzt. Ich erkannte das Gewagte des Unternehmens, sah sein Mißlingen vorher, und meinen Beschützer mit den Andern in den Abgrund stürzen. Benedetta ahnte in ihrer kindlichen Unbefangenheit von nichts. Waren die Nachmittagsstunden dem Gewebe jener düstern Fäden gewidmet, so waren es die des Vormittags, in denen ich vor ihr erschien und ihr die Dichterwerke unsers Parnasses erläutern durfte. Gefoltert von der wahnsinnigsten Leidenschaft, zerrissen von den widerstreitendsten Empfindungen, selig in der Nähe der heiß Geliebten, erdrückt von dem Bewußtsein meiner Strafbarkeit, waren jene Stunden mir Hölle und Himmel. Sie blieb allzeit freundlich und gütig gegen mich. Empfand sie für mich nur jene Liebe, mit der sie die gesammte Menschheit umfaßte, fühlte sie Mitleid mit meinem qualvollen Zustand, welcher sich allzu deutlich in meinem äußern Wesen abspiegelte, als daß er auch dem unbefangensten, kindlichsten Gemüth hätte entgehn können, hatte sie mit jenem weiblichen Scharfsinn, welcher auch die Reinste die für sie gehegte Leidenschaft errathen läßt, einen tiefern Blick in mein Herz gethan? Dies waren die Fragen, an deren Lösung ich verzweifelte. In der Verbindung mit dem Marchese, einem verglas'ten, frühzeitig gealterten Greise, schien sie nur die von ihrem Range bedingte Nothwendigkeit zu sehn, und allzu frühzeitig schon mit diesem Gedanken vertraut gemacht wor-

den zu ſein, als daß ſie ſich in ihm hätte unglücklich fühlen ſollen.

Der Karneval war heran gekommen. Er ward glänzender als jemals gefeiert. Die fremden Sieger glaubten ſich dem Volke zu nähern, indem ſie durch glänzende Feſte ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelten und deſſen Taumel zu theilen ſuchten, während die römiſchen Großen wiederum ihrerſeits die verhaßten Eindringlinge in Pracht und Verſchwendung zu übertreffen ſtrebten, und auch durch den Schein, ſich ausſchließlich den Karnevalsfreuden hinzugeben, die Wachſamkeit des Feindes einzuſchläfern und ihre Pläne nur ſo ſichrer zu vollführen hofften. Jener laute Jubel ſtand in zu ſchroffem Kontraſt zu meinen Seelenleiden, als daß ich ihn hätte theilen mögen. Ich war noch nicht auf dem Corſo erſchienen. Benedetta gab ſich den fantaſtiſchen Freuden der Woche mit der Begeiſterung der Jugend, der Römerin hin. Sie hatte ausdrücklich von mir verlangt, daß ich wenigſtens ein Mal dem bunten Schauſpiele beiwohnen ſolle, daß ich mich in Maske zeigen möge. Eines Morgens ward mir von ihrer Seite ein ſeidner Tabarro überreicht. Ich eilte, ihr meine Dankſagungen darzubringen. Sie ließ mich nicht zu Worte kommen, ermahnte mich, heiter ſcherzend, das Leben zu genießen, die hypochondriſchen Wolken, welche meinen Horizont verdüſterten, zu zerſtreuen, und griff dann zum Dante, um unſre gemeinſame Lektüre fortzuſetzen.

Es war der fünfte Geſang der Hölle. Die Schatten der Franceſca von Rimini und ihres Geliebten ſchwebten im trüben, gleichen Fluge heran. Der Dichter befragt ſie um ihre Schickſale, und wie ſich jene unſelige Leidenſchaft in ihr Herz geſchlichen habe. Sie erwiedert:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.

Die Wirklichkeit vergegenwärtigte die Dichtung. Sie war ja die reizende Francesca, ich der liebeglühende Paolo. Auch wir waren zum erſten Mal allein und unbelauſcht. Jedes der harmoniſchen Worte tönte wie aus meiner innerſten Seele. Mit hochklopfendem Herzen, mit bebender Stimme las ich weiter:

Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel che ci vinse.
Quando leggemmo il disïato riso
Esser baciato da cotanto amante:
Questi, che mai da me non fia diviso
La bocca mi baciò tutto tremante: — —

Das Buch entſank meinen Händen — vom Liebeswahnſinn ergriffen, fiel ich Benedetta um den Hals — meine durſtigen Lippen berührten ihre Wange, ſie riß ſich von dem Raſenden los, warf ihm einen zürnenden Blick zu und verſchwand. Ich war vernichtet. In einem Zuſtand bewußtloſer Erſtarrung blieb ich zuſammen geſunken mit der Stirn auf dem Tiſch liegen — wie lange, weiß ich nicht.

Da ſtürmte Aurelio, ein Hausgenoß und Verwandter des Grafen durch das Zimmer, ſah mich in meiner unbeweglichen Stellung, trat auf mich zu und brach in ein ſchallendes Gelächter aus: Nun fürwahr, rief er, das nenne ich mir eine rechte Faſchingstollheit, ſich überall ſuchen und vergeblich bei Tiſch erwarten zu laſſen, ſich in das Zimmer meiner Couſine zu verkriechen, um ſeine Rolle einzuſtudiren, und vor lauter Studium den Karne-

val ſelber zu verpaſſen. Hurtig, tummle Dich, Francesco, wirf Dich in Dein Koſtüm. Die Glocke des Kapitols hat ſchon geläutet, die Wache iſt durch den Corſo geritten, und aus allen Häuſern ſchlüpfen die niedlichſten Mäskchen hervor.

Er riß mich vom Seſſel auf und mit ſich fort. In dumpfer Betäubung ließ ich den Ungeduldigen ſchalten, meine Maske mir überwerfen, und in das wildeſte Gedränge der Thoren mit fortziehn. Wie ein Nachtwandler ſchritt ich durch den Tummelplatz des Muthwillens und der Ausgelaſſenheit, ohne den überall herabſprühenden Confetti-Regen zu fühlen, ohne Pulcinella's Gequäk, die Deklamation des Dottore zu vernehmen. Da tönte von allen Seiten der begeiſterte Ruf: O quanto è bella! in mein Ohr — ich blickte auf — ich ſah Benedetta ſtrahlend vor Schönheit und Freudigkeit in dem langſam vorüberziehenden Wagen ſtehn. Sie war ohne Geſichtsmaske; den ſchlanken Körper umſpannte das reizende Gewand eines mittelalterlichen Edelknaben; vom Sammtbarett nickte die Straußenfeder, und die goldnen Locken floſſen in feſſelloſen Ringen über den Nacken.

Ihr kennt jenen eigenthümlichſten Reiz der Römerinnen, den des zwiefachen Geſichts, welchem ſchon die Alten unter dem Symbol der doppelt blickenden Venus huldigten, die Ehrfurcht gebietende Würde, welche auf der Stirn unſrer Frauen thront, und die Vertraulichkeit des Fremden zurückſcheucht, — den Ernſt der Kirchgängerin, des an öffentlichen Orten ſich zeigenden Weibes. Seht ſie aber der Luſt des Tanzes ſich hingebend, dem Tummel des Karnevals, der Schwärmerei der Liebe, ſeht jenes ernſt blickende, dunkel glühende Auge von lodernder Gluth ſtrahlen, von feuchtem, zärtlichem Schimmer verklärt, ſeht

jenes ſüße, unwiderſtehliche Lächeln, welches um ihre Lippe erblüht, und Ihr werdet in der Einheit der ſchnell wechſelnden Geſichter irre werden. Die ſich meiner Raſerei entziehende Benedetta hatte mir jene junoniſche Würde des gekränkten Stolzes ſehen laſſen — jetzt ſchaute ich eine von Jugendfreudigkeit verklärte, entzückte und entzückende Armida.

Ich breitete die Arme nach dem bezaubernden Bilde aus, ich ſtimmte in den Jubelruf der Menge: Quanto è bella! mit ein. Benedetta wandte ſich um und warf mir mit dem holdſeligſten Lächeln einen vollen, duftenden Veilchenſtrauß zu. Ich fing die Blüthen auf, preßte ſie an meine Lippen, riß mich von meinem Begleiter los und taumelte neben dem Wagen: Benedetta dal cielo! jauchzend, bis mich ein neuer Maskenſchwarm abdrängte und die Geliebte in dem Gewühl meinen Blicken entſchwand. Sie hatte mich erkannt, ſie hatte mir vergeben!

Ich warf mich in eine Nebengaſſe. Das Herz war mir zu voll, um länger unter dem betäubenden Geſchwirr der ſchellenlauten Menge ausdauern zu können. Aber auch in den entfernteren Straßen zogen Maskenſchwärme hin und wieder, und trieben in dem freieren Raume ihre Thorheiten nur um ſo muthwilliger. Eine Schäferin vertrat mir mit den üblichen Maskenſcherzen den Weg. Zu wenig gewandt, um ihr mit gleicher Münze zu zahlen und ihr zu entſchlüpfen, blieb ich verlegen ſtehn. Sie hing ſich lachend an meinen Arm, machte die Maskenfreiheit geltend und zog mich dem Corſo zu. Ich fühlte mich von der Vertraulichkeit der Fremden peinlich bedrückt, um ſo mehr als ſie meine Verhältniſſe genau zu kennen ſchien, und ſich in beißenden Spott über ihren hölzernen Gefährten ergoß. Verſtummend ſchlich ich ihr zur Seite. Plötz-

lich ließ ſie, wie beleidigt von meinem geringſchätzigen Stillſchweigen, meinen Arm fahren und rief: Ich ſehe ſchon, eine Schäferin iſt für den Herrn Abbate zu gering, als daß er ſie ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen ſollte. Mit der ſchönen Grafentochter kann ſie freilich nicht in die Schranken treten, und dem ſchmachtenden Lehrmeiſter, der für ſeinen Unterricht ſo ſüßen Lohn empfängt, kann ich es freilich nicht verdenken, wenn er der reizenden Schülerin treu bleibt. — Wer hat Euch das verrathen? ſtammelte ich erſchrocken. — Ihr ſelber durch Euer Bekenntniß! lachte die Schäferin, und verſchwand mit neckendem Abſchiedsgruß unter dem nächſten Haufen.

Noch hatte ich mich nicht von meiner Beſtürzung erholt, als ich von einer andern, als Matroſe gekleideten Maske angeredet wurde. Sie ließ mich nicht lange in Ungewißheit, mit wem ich es zu thun habe, und gab ſich mir als einen einſtigen Schulgefährten zu erkennen. Er hieß Carlo und war lange Zeit mit mir im Colleggio Salviati geweſen. Damals hatte er den Ruf eines unruhigen, ränkevollen Buben. Er war mir immer fern geblieben — nach ſeinem Austritt aus der Schule hatte ich ihn aus den Augen verloren. Er hatte von meiner Stellung in dem gräflichen Hauſe gehört, pries mein gutes Glück, verklagte den ihn verfolgenden Unſtern, der ſeinem Fortkommen überall hinderlich ſei, nannte mir die ferneren Schickſale andrer Schulgenoſſen, und zog mich endlich, meines Widerſtrebens nicht achtend, nach einer nah gelegnen Fiaschetteria, um ungeſtört vom wilden Treiben bei einem Glaſe Orvieto ein Stündchen verplaudern, und uns der Erinnerung alter Zeiten freuen zu können.

Das Geſpräch nahm bald eine ernſtere Wendung und lenkte ſich auf die Verhältniſſe der gegenwärtigen Zeit.

Carlo ſprach unverhohlen ſeinen glühenden Haß gegen die Herrſchaft der Franken aus, ſehnte den Tag herbei, wo Italien das Joch der fremden Unterdrücker abwerfen werde, und verkündete ihn als einen nicht mehr fernen. Mit leiſer Stimme bat ich ihn, ſeine Heftigkeit zu zügeln; ich warnte ihn vor den überall ſich einniſtenden Spionen des Gouvernements. Er lachte wild trotzig vor ſich hin, muſterte mich dann mit einem ganz eignen, ſpottenden Blick und ſagte: Geberdeſt Du Dich doch harmlos und unwiſſend wie ein neugebornes Kind. Graf Badalupo konnte wahrlich keinen beſſern Vertrauten wählen. Wohl haſt Du Recht, mich zur Vorſicht zu mahnen, und über Dein Geheimniß den dichteſten Schleier zu werfen. Glaub' aber nicht, daß ich gegen einen Andern als Dich meine Gedanken ſo frei ausgeſprochen haben würde. Deiner bin ich ſicher, wie Du es meiner biſt. Mitſpieler dürfen die Masken ſchon gegen einander lüften. — Zu meinem größten Erſtaunen gab er mir das Bundeszeichen eines der geheimeren Grade, und ſich als Eingeweihten zu erkennen. Das Meiſte war ihm bekannt, von vielen unſrer Mitglieder und ihrem thätigen Eingreifen wußte er ſogar mehr als ich. Ueber manche Verhältniſſe war er dagegen im Irrthum, namentlich über die meines Grafen. Das gegebne Zeichen des Bruderbundes, und Carlo's genaue Mitwiſſenſchaft beſchwichtigte alle Bedenklichkeiten. Meine Lebensunkenntniß, die geiſtige Aufregung des Tages, vielleicht auch der ungewohnte Genuß des Weines löſte meine Zunge. Ich fühlte mich verpflichtet, das Falſche in Carlos Anſichten zu berichtigen, das wahre Sachverhältniß zu offenbaren, und beſonders den Grafen vor jeder Mißdeutung zu ſichern. Ich gab mich ganz offen, und ſprach mich ohne Rückhalt aus. Ihr werdet

mich meiner weibiſchen Plauderhaftigkeit, meiner unglaublichen Schwäche halber verachten. Ihr dürft es. Noch jetzt kann ich meine ungeheure Verblendung nicht faſſen. In ein und derſelben Stunde hatte ich das Geheimniß meines Herzens, das meines Gebieters preisgegeben, das Schickſal der Geliebten, ihres Vaters, das ſo vieler Tauſende von der Willkür eines Dritten abhängig gemacht. Ich ſchauderte, wenn ich mir die möglichen Folgen meines Leichtſinns vergegenwärtigte. Jener geiſtige Rauſch, der mich zum Schwätzer gemacht hatte, war verflogen. Ich verſtummte; keins der Schmeichelworte Carlo's wollte mehr verfangen. In einer entſetzlichen Beklemmung ſchied ich, gedachte mit Beben des Augenblicks, wo ich Benedetta und ihrem Vater, den ſchmählich Verrathnen, unter die Augen treten ſollte, und durchwachte die Nacht, gefoltert von den finſterſten Ahnungen.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne begannen eben zu dämmern, als ein verworrener Lärm mich ans Fenſter lockte. Eine Abtheilung franzöſiſcher Soldaten umringte den Palaſt und ſtieß klirrend die Kolben auf das Pflaſter; Gensdarmen ſchwangen ſich aus dem Sattel, pochten an das Thor und drangen ſtürmiſch ein. Schüchtern lauſchten die Nachbarn an den Fenſtern — Seufzer und Verwünſchungen tönten durch die Dämmerung. Nach wenigen Minuten ward der Graf im Nachtkleide aus dem Hauſe geſchleppt und auf einen bereit gehaltenen Karren geworfen. Noch einen Blick warf er nach dem Balkon, wo ſeine Gattin und Tochter verzweifelnd die Hände rangen — die Karabiniere ſprengten mit dem Wagen davon — das Wehgeſchrei Benedetta's klang in mein Ohr — von Entſetzen überwältigt ſank ich beſinnungslos zu Boden.

Ich erwachte in einer finstern, vergitterten Zelle, und sah mich auf einem Strohkissen liegend, bekleidet mit grober Zwillichjacke, und die Hände mit ihren langen Aermeln rückwärts gebunden. Ich konnte mich nicht bewegen. Durch das Gitter schaute der klare, blaue Himmel, und der vom Winde geschaukelte, fruchtschwere Zweig eines Feigenbaums. Wo war ich? Was war mit mir vorgegangen? Vergeblich strebte ich, mir über die Vergangenheit Rechenschaft zu geben. So oft ich zurück blickte, wirrte und wogte gewitterschwarzes Gewölk vor meinen Augen; dann und wann zuckte wieder ein flüchtiges Bewußtsein wie ein falber Blitz durch die Nacht, um spurlos wiedkr zu verlöschen. Langsam, langsam tauchten einzelne Erinnerungen vor meiner Seele auf. Ich gedachte des gräflichen Palastes, der Karnevals-Zeit; meine Gedanken reichten nur bis zum Winter — ich war im Sommer wieder erwacht, und im Kerker. Ich fühlte die Ohnmacht, das Unerklärliche zu erklären, und versank in stumpfe Resignation. Nach einer Weile öffnete sich die Thür. Ein Geistlicher trat ein, musterte mich schweigend, befühlte meinen Puls, vernahm meine Fragen und entfernte sich wieder, ohne mir Rede gestanden zu haben. Kurz darauf kamen andre Männer, befreiten mich von dem qualvollen Zwang und geleiteten mich in ein helles Zimmer. Laßt mich über die leisen, zögernden Uebergänge bis zur völligen Wiederkehr meines klaren Bewußtseins hinwegeilen. Wochen vergingen, eh ich es völlig erlangte, bis ich vernehmen konnte, daß ich, in Folge eines Nervenfiebers, in Wahnsinn verfallen und nach dem Ospedale de' Matti auf der Lungara gebracht worden sei. Ich hatte in Ketten gerast, und war von den Aerzten aufgegeben worden. Fünf Monate lang hatte jener trostlose Zustand gewährt.

Ich genas — der Tod wäre eine zu milde Strafe für meinen Fehltritt geweſen.

Ich eilte nach dem Palaſt des Grafen — er war verödet. Ein alter Bettler, einſt Diener des Hauſes, erzählte mir, wie der Graf als Verſchworner nach Frankreich abgeführt worden ſei, und Benedetta im Kloſter der adligen Fräulein von Domenico e Siſto den Schleier genommen habe. Carlo war ein Emiſſar der franzöſiſchen Machthaber geweſen, und hatte meine Unerfahrenheit benutzt, um Gewißheit über den ſchon längſt gegen den Grafen Badalupo genährten Verdacht zu erlangen. Der Marcheſe de Caſaris war zurückgetreten. Ob ihn zu dieſem Schritt die Scheu bewogen, ſich mit der Tochter eines Geächteten, deſſen Güter eingezogen waren, zu verbinden, ob jene Schäferin-Maske, welche mir mein Liebes-Geheimniß entriß, es veröffentlicht habe, blieb mir unbekannt. Mein Gewiſſen wälzte mir auch dieſe Schuld zu. Ich hatte das Lebensglück meines zweiten Vaters, meiner Geliebten gemordet. Für meinen Zuſtand giebt es keine Worte. Ohne Obdach, ohne Freunde, ohne Angehörige, unter der Laſt der Selbſtverachtung erliegend, war in Rom keines Bleibens mehr für mich. Ich ſchritt aus dem Thor, ohne zu wiſſen, wohin. Wie von den Furien gegeißelt, floh ich durch die Wüſtenei der Campagna. Erſt als die Kuppel des Petersdoms hinter den kahlen Hügeln verſchwunden war, hielt ich an, warf mich auf den Boden, raſte gegen mich ſelber, und flehte zu allen Heiligen, ohne Beruhigung im Gebet zu finden. Der Tod hatte mich verſchmäht. Ich gedachte in einem Kloſter mich den Augen der Menſchen zu verbergen — die fränkiſchen Uſurpatoren hatten die Zellen geſprengt, ihre frommen Bewohner in die Welt hinaus geſtoßen. Da war es, wo ich bei mir

das heilige Gelübde ablegte, auch ohne Kloſterzwang als Mönch, als Trappiſt mein Leben zu beſchließen, die Frevel meiner Zunge durch Entſagung der Sprache zu ſtrafen, auf immer zu verſtummen. Könnt Ihr es ahnen, wie ſchwer, wie ſchmerzlich es ſei, der Mittheilung entſagen zu müſſen, um wie viel fürchterlicher es noch ſei, freiwillig auf ſie zu verzichten, der ſtündlich, ja jeden Augenblick wiederkehrenden Verſuchung zu widerſtehn, den Gruß der Liebe — waren ihrer auch nur wenige — unbeantwortet zu laſſen? Ich habe den Kampf ſiegreich durchgekämpft, mein Gelübde gehalten. Ihr ſeid der erſte, der einzige Sterbliche, welcher von meinem Vergehn, von meiner auferlegten Buße eine Ahnung hat. —

Wenige Worte umfaſſen meine ferneren Schickſale. Ich irrte nach Civita-vecchia. Ein barmherziger Samariter — es war ein deutſcher Kaufmann — nahm ſich meiner an. Schriftlich erklärte ich auf ſeine Fragen, wie ich ein heimathloſer Flüchtling ſei. Er mochte den Glauben hegen, als habe ich die Rache der Franzoſen verwirkt — ich vermochte nicht, ihm ſeinen Wahn zu rauben. Er verſchaffte mir Mittel, nach Eurer Vaterſtadt zu wandern, und dort in der Verborgenheit mein Leben, wie Rouſſeau, durch Abſchreiben von Noten zu friſten. Weiteres habe ich Euch nicht zu berichten. Ich ſand Euch, ich ſcheide von Euch — mit thränenden Augen. Die Heiligen des Himmels mögen Euch leiten und ſchirmen! Lebt wohl! —

So weit die Bekenntniſſe des Römers. Als ich nach Jahresfriſt zurückkehrte, galt mein erſter Gang der alten Weinſtube, meine erſte Frage dem Stummen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Dem freiwillig Verſtummten hatte der Tod den Mund auf immer geſchloſſen.

# Die Herzogin von San Giuliano.

Mitgetheilt

von

**Alfr. Reumont.**

Es iſt eine entſetzliche Geſchichte, die ich Euch erzähle und die ihren Anfang nimmt in der Villa Salviati, auf einem der freundlichen Hügel gelegen, welche Florenz umringen. Es war der Abend des erſten Novembers im Jahre 1537, zur Zeit als Ferdinand II. von Medici über Toscana herrſchte. Eine Fee hätte die Villa Salviati zum Aufenthalt gewählt; Meſſer Lodovico Arioſto's göttlicher Geiſt hätte ſie nicht reizender zu erfinden vermocht. Ich will ſie nicht beſchreiben; es genügt mir zu ſagen, daß in einem der Gemächer ein Bett ſtand, mit einem Baldachin und Vorhängen von Damaſt mit blauen Palmen auf goldgelbem Felde, verziert mit Schnitzwerk und Vergoldung. Auf dieſem Lager lag ein Kind, ſchön von Formen, mit ſchwarzem Lockenhaar, mit langen ſeidnen Wimpern, Wange und Lippe geröthet. So ſchläft der Knabe mit dem Ego dormio sed cor meum vigilat auf dem Bilde des Bronzino. Mit der kleinen Hand wehrte er von Zeit zu Zeit eine Mücke ab, welche ihn beläſtigend zurückkehrte: ſein Schlummer war nur leicht, denn der Wind trug zu ihm herüber Gelächter und die Töne lauter Stimmen, wie wenn gegen das Ende des Banketts hin die Heiterkeit ſich Luft macht, nicht ſelten, ach! um die Tafel mit Blut zu beflecken.

Zur Feier des Tages Aller-Heiligen hatte Jakob Salviati, Herzog von San Giuliano, seine edeln Freunde zu einem festlichen Mahl geladen. Erschien er auch bisweilen zerstreut während des Banketts, so genügte er doch seinen Pflichten als Wirth, so wie es einem vollkommnen Cavalier geziemt. Und in Anmuth des Benehmens stand ihm keineswegs nach seine Gemahlin, die ehrenwerthe Frau Veronica Cybo, aus dem Hause der Fürsten von Massa, welche, hochmüthig und stolz mehr denn einer Frau geziemt, da, wo es darauf ankam, jene Freundlichkeit anzunehmen wußte, welche die Herzen zu gewinnen versteht. Damals, wie immer, gehörten die Salviati zu den Vornehmsten in Florenz, und waren mit dem Hause der Medici eng verbunden. Wahr ist's, Salviati und Medici hatten bisweilen offen und verdeckt gegen einander gespielt, und nach dem Fehlschlagen der berühmten Verschwörung der Pazzi sah das Florentiner Volk Messer Francesco Salviati, Erzbischof von Pisa, an einem der Fenster des Palastes der Signoren hängen, im Todeskampf die Brust seines Unglücksgefährten, Francesco Pazzi mit den Zähnen zerfleischend. So etwas störte aber weder die Verwandtschaft noch die Freundschaft zwischen beiden Familien. Zur Zeit, in welcher die gegenwärtige Geschichte spielt, war der Herr Jakob eine der ersten Personen am Hofe, und bald darauf wählte der Großherzog den Marchese Vincenz Salviati zu seinem vertrauten Minister.

Während des Gastmahls suchte der Herzog den Blick seiner Gemahlin zu vermeiden; diese, im Gegentheil, suchte den seinigen, und wenn sie einander begegneten, so war's, wie Wetterleuchten. Endlich kam der Augenblick, in welchem althergebrachte Sitte das Wohl der Tischgenossen

auszubringen heischt. Hastig ergriff der Herzog einen Becher und sprach laut: Madonna Veronica, ich trinke auf Euer Glück! Die Herzogin stand auf, bleich und zitternd nahm sie einen Becher in die Hand und erwiederte: Ja wohl, auf das Glück, das Ihr mir bereitet, Herr Jakob! Und eine plötzliche Röthe übergoß ihre Wangen in ihrem Auge blitzte eine Thräne, auf ihre Lippe drängte sich ein Seufzer: aber jene vertrocknete, dieser wurde erstickt durch unbeschreiblichen Groll. Einige unter den Gästen, welche die Bewegung Veronica's bemerkten und nicht wußten, welches Sturmes Anzeichen sie war, sagten unter einander, in ganz Florenz gäbe es kein schöneres, glücklicheres und liebevolleres Paar.

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Gäste theilten sich in Gruppen in der Halle. Ein Diener, dem der Herzog ein Zeichen gegeben, führte ein schönes Pferd zu den in den Garten hinabführenden Stufen. Jakob Salviati sagte zu den Zunächststehenden, der erlauchteste Herr Großherzog erwarte ihn, denn er habe versprochen, den Abend bei Hofe zuzubringen, und werde vielleicht erst spät in der Nacht heimkehren. Unterdessen möchten sie bleiben, und mit Nachsicht das hinnehmen, was sein armes Haus ihnen zu bieten vermöge; er empfehle sie der Donna Veronica, welche, stets voll Anmuth, keiner Schmeichelei bedürfe, um zu bleiben, was sie stets gewesen, die schönste Zierde der Häuser Cybo und Salviati. Und ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff er die Zügel, schwang sich in den Sattel und ließ dem Thiere freien Lauf. Entfernt genug, um den Blick und die Stimme der Herzogin mehr zu fürchten, wandte er sich um, und da er sah, wie Aller Augen ihm nachschauten, siegte die Eitelkeit einen Augenblick über sein großes Verlangen, bald

sich in Florenz zu finden, und er übte auf seinem trefflichen Pferde eine Menge jener Reiterkünste, die damals noch mehr Mode waren. Die Zuschauer drückten der Herzogin ihre Bewunderung aus; die Frauen ließen nicht ab, den gewandten Reiter zu preisen; und diese Lobeserhebungen und diese Bewunderung waren eben so viele Messerstiche für das Herz der Armen, welche auch Augen hatte, so vielen Reiz zu sehn, welche Sinn hatte, ihn zu schätzen, Seele ihn zu lieben, und welche jetzt sonnenklar sah, wie alles das ohne Rettung für sie verloren. Der Herzog verschwand in einer Staubwolke.

---

Die Thüre des Gemachs, in welchem der Knabe schlummerte, wurde mit Gewalt aufgerissen, und Veronica Cybo stürzte herein. Ohne darauf zu achten, ob man sie bemerke, eilte sie zum Balcone, und dort, die Ellenbogen auf das Eisengeländer gestützt, die Stirn mit beiden Händen drückend, schaute sie nach dem Herzoge, welcher sich im Galopp entfernte. Sie weinte, sie zerraufte sich das Haar, sie bebte wie eine Fieberkranke. Jakob, rief sie, gehe nicht! Jakob, kehre zurück! Jakob, rette mich aus der Versuchung des Teufels — entweder Dir, oder ihm gehört dies Herz. Wenn ich Dich je beleidigt, wenn ich Dich gekränkt, Jakob, ich bitte erst Dich um Verzeihung, dann Gott. Ich werde sanft sein — ich werde Dir nicht ein bitter Wort sagen — aber kehre zurück! Er entfernt sich immer mehr! Wende Dich, Herzog — um Deiner Abgeschiedenen willen, deren Tag morgen ist — zerreiße nicht das Herz einer Armen, das Herz Deiner Gattin, der Mutter Deiner Kinder! O Schmerz! kaum noch sehe ich ihn. — Und beide Arme zum Balcon hinausstreckend, rief sie: Friede, Salviati, Friede! Ich will, wenn Du's

verlangst, herabsteigen vom Range der Gattin, ich werde Deine Dienerin sein; liebe mich nicht mehr, aber liebe keine Andere. O Heiland, er ist verschwunden.... und in einer Stunde, in wenigen Augenblicken liegt er in den Armen einer Andern. —

Wie wahnsinnig verließ sie den Balcon und eilte im Zimmer auf und ab. Das Kind war erwacht, es saß auf im Bette und streckte die Arme entgegen der Herzogin mit den Worten: Meine Mutter! Und Veronica Cybo warf sich aufs Lager hin und drückte das Kind an sich und bedeckte es mit Küssen, bis der Kleine sagte: Mutter, Du thust mir wehe! Und sie: Laß mich, Du thust mir so wohl.

Es trat einige Ruhe ein nach so heftigem Sturme. Zu sich selber sprach die Herzogin: Was ist an dieser Catharina, daß sie mir das Herz des Gatten entreißt? Dem Pöbel angehörend, kann sie uns nicht begreifen. Warum muß Schönheit, der Engel Erbe, solchen Geschöpfen verliehen sein? Aber ist sie denn wirklich so schön? Ich muß von neuem ihr Bildniß ansehn! — Und in der Eile schob sie einen Tisch an den Balcon und stellte einen Spiegel drauf; sie setzte sich hin, sie ordnete Schleier und Locken, sie suchte ihren Zügen Frieden zu geben, auf ihre Lippen ein Lächeln zu rufen, dann öffnete sie ein geheimes Fach und nahm ein Miniaturbild heraus, auf das ihre Augen sich mit einem Ausdruck hefteten, für welchen der Menschen Sprache keine Bezeichnung findet. Das Bild stellte eine junge Frau dar, mit reichem, blonden Haar, mit sanften, blauen Augen, auf der Stirn und im Blick eine Reinheit, daß der Engel der Unschuld sie mit seinem Kusse hätte segnen mögen. Entsetzen hatte sich der Seele der unglücklichen Herzogin bemeistert. Sie fühlte sich geschla

gen — ſie wagte es nicht mehr in den Spiegel zu blicken, aber das Verhängniß zog ſie hin. Sie ſah ſich an: ein Schrei entfuhr ihr. Jene ſo jugendlich, ſie ſchon im Verblühn! Aber auch ich, dachte ſie, war friſch wie die Blüthe, da Du mich als Braut in die Arme ſchloſſeſt. Wenn meine Wange ihr Roth verlor, war es nicht, weil ich Dich beglückte in Deinen Kindern? Iſt denn das Herz einer Frau, einer Gattin, in des Gatten Hand gleich dem Schmetterling in den Fingern des muthwilligen Knaben, welcher ſeine Schönheit zerſtört, ihm die Flügel abreißt, und ihn dann lachend zertritt? — Jene ſo ruhig in ihrem Seelenfrieden, ſie aufgeregt durch wilde Leidenſchaft! — Auch ich war einmal heiter und froh, wie der Vogel im Lenz. Wer drückte mir den Stachel der Eiferſucht ins Herz? Wer verwandelte meine Seele in ein Schlangenneſt? O, lächelte mir die Hoffnung, mich lehnen zu können an den Buſen des Geliebten, würde mir ſeine ſchmeichelnde Liebkoſung zu Theil, kehrte dann nicht etwa das Lächeln auf dies bleiche Geſicht zurück? Würde dieſe Stirne nicht heiter werden und friedlich? — Jene kaum achtzehn, ſie über ihr ſechs und zwanzigſtes Jahr hinaus!

Das Bildniß entfiel ihren Händen — ihre Lippen bewegten ſich lautlos — ſie ſank zu Boden. Da rief das Kind: Mutter, wie häßlich wirſt Du! — Häßlich! ſchrie die Herzogin auf — auch Du willſt mich betrüben, Sohn und Enkel von Verräthern? Auch Du verwundeſt den Buſen, der Dich tränkte! Und ihrer nicht mehr bewußt, ſchlug ſie den Knaben. Sein Wehegeſchrei brachte ſie zur Beſinnung — mit der Hand griff ſie an die Stirne und rief vernichtet: Ich bin mir ſelber ein Gegenſtand des Abſcheus.

Entsetzliche Visionen quälten sie den ganzen Abend lang. Sie sann auf Rache an dem, der sie so elend gemacht, und ihre Wahl fiel auf das schauderhafteste Mittel. Wie einen Schatz verschloß sie es in ihre Seele, und mit heiserer Stimme sagte sie nichts als die Worte: Es ist entschieden.

In derselben Nacht trat Giomo Pelliccia genannt Marquitte, ein Vertrauter des Hauses Cybo, bis zu den Zähnen bewaffnet, auf Befehl der Frau Herzogin die Reise nach Massa an.

---

Bei der Kirche Sant' Ambrogio, am Ende der Via dei vilastri, liegt ein Haus, welches einst dem Justin Canacci, einem florentinischen Handelsmann, gehörte. Am Abend des ersten Novembers 1537 saß hier vor einem Tische, in einem großen, kalten Zimmer, neben einer Thüre eine junge Frau, dieselbe, deren Bildniß wir in den Händen der Herzogin von San Giuliano gesehn haben. Im ersten Augenblick hätte man glauben mögen, sie sei mit nichts Anderm als der Arbeit beschäftigt, die sie in der Hand hielt; wer aber die unstäte Bewegung der Nadel, das ängstliche Pochen des Busens, die Schweißtropfen bemerkt hätte, welche sie von Zeit zu Zeit abtrocknete, und das plötzliche Aufschrecken des blonden Lockenhauptes, der würde, auch wenn er wenig scharfsichtig, gesagt haben: In diesem Herzen wohnt der Friede nicht.

Eine heisere Stimme ließ sich aus der Kammer vernehmen, neben deren Eingange die schöne Frau saß: Caterina, es thut mir weh, Dich allein in dieser Eisgrube zu wissen. Warum kommst Du nicht in die Kammer?

In diesem Jahr ist die Kälte früher und schärfer als gewöhnlich uns über den Hals gekommen.

— Justin, sorgt nicht um mich. Das Licht würde Euch lästig sein, und das Geräusch bei der Arbeit würde Euch den Schlaf stören. Ruhet — sucht wenigstens diese Nacht zu schlafen.

— Es macht nichts, habe ich doch schon drei Viertel vom Lebensbrote aufgezehrt. Für einen Mann meines Alters ist jede Minute Sterbezeit. Komm, komm, Du wirst zu kalt haben.

Wenn Ihr Etwas bedürft, Justin, so redet, ich bin hier Euch zu dienen. Sagt Ihr es aber blos meinetwegen, so habet Dank. Ich friere nicht.

— So bleibe denn, Kind. Glücklich ist die Jugend!

Die junge Frau athmete tiefer. Von Zeit zu Zeit horchte sie an der Thüre, ob der Greis schlafe, und dann hob sie den Blick auf zu der ihr gegenüber befindlichen Wanduhr, und schien mit Zittern zu bemerken, wie der Zeiger sich einer verhängnißvollen Stunde nahe. Endlich vernahm sie einen Laut — ihr Herz täuschte sich nicht. Jeder Andere hätte ihn nicht vernommen; Liebe schärft die Sinne. Sie stand auf und ging mit leisem Schritt zur Thüre hin. Nicht geringere Sehnsucht schien den zu erfüllen, der draußen wartete. Kaum ging die Thüre auf, so ließ er den Mantel fallen und streckte die Arme aus nach Caterinen, welche an seine Brust sank.

Genießet! Geboren unter Hoffnungen, Sehnsucht, Befürchtungen, genährt durch Harren, durch Blicke, durch Umarmungen, hat Liebe Ermattung zur Folge, oft Reue, ja Gewissensbisse. Genießet! Eurer Liebe wird die Strafe nachfolgen, aber Niemand kann Euch diese Augenblicke rauben.' Nicht menschliche Macht, nicht göttliche würde

es dahin bringen, ſie ungeſchehn zu machen. Im Elend, das Euch umgeben wird wie eine ſternloſe Nacht, wird die Erinnerung an dieſe Momente Euch ein Sanct Elmsfeuer ſein. Nein, Erinnerung im Elende an ſelige Augenblicke iſt keine Qual. Die Freude, eilige Pilgerin der Seele, läßt ihr im Scheiden die Erinnerung, und dieſe bringt tiefer und dehnt ſich aus von Jahr zu Jahre, je ferner ihr Urſprung, wie auf des Waſſers Oberfläche der Kreis immer größer wird, je mehr er ſich vom Punkt der Bewegung entfernt. Erinnerung iſt ein Wiederhall der Freude, der vielleicht auch im Grabe nicht ſchweigt. Vom Lager des Kranken, aus dem Kerker der Gefangenen eilt ſie geflügelt auf weite Felder, ſie vereint ſich mit dem Morgenſtrahl der Sonne, ſie wiegt ſich auf den duftenden Blumenkelchen, ſie trinkt die Thräne der ihr Kind ſegnenden Mutter, ſie küßt die Lippe der Geliebten, ſie lehnt ſich an ihre Bruſt und vernimmt das Pochen eines Herzens, dem ſie ein letzter, geheimer, geheiligter Troſt war. So lange die Seele die Erinnerung bewahrt an das, was ihr das Liebſte, deckt der Engel der Hoffnung ſie mit ſeinen ſchützenden Flügeln.

Als die Liebenden die Sprache wiederfanden, ſagte Caterina: Komm her, Jakob, ruhe aus. Heilige Jungfrau, wie biſt Du durchnäßt! Und ſie nahm den Mantel. O, iſt denn das Wetter ſo toll?

— Wir werden eine Höllennacht haben.

— Ja ja, ſo muß es ſein, es iſt das Todten-Ungewitter.

Lächelnd den Kopf ſchüttelnd, ſetzte der junge Mann ſich auf das Lager hin und ſang, indem er ſeinen Arm um Caterinens Nacken ſchlang: Ei, was haben die Todten mit dem Unwetter zu ſchaffen?

— Was ſie damit zu ſchaffen haben, weiß ich ſelber nicht. Aber gewiß iſt's, in der Nacht vor Allerſeelen ſtürmt's jedes Mal. Ich erinnere mich, von frommen Frauen erzählen gehört zu haben, wie die göttliche Barmherzigkeit in dieſer Nacht den Seelen erlaube, die Orte zu beſuchen, von denen ſie geſchieden. Die einſt gut waren, bedienen ſich dieſer Gnade, ihre Geliebten wiederzuſehn, ihnen Glück oder Unglück zu künden, oder ihnen einen guten Rath zu geben. Die Böſen aber verbreiten ſich durch die Luft und bemächtigen ſich des Blitzes, des Donners und des Orcans. Dann ſtürzen ſie ſich herab aufs Meer, und am Morgen ſieht man am Strande eine Wittwe und eine Leiche, oder ſie eilen über Land, und tanzen als Irrlichter her vor dem Wandrer und ſtürzen ihn von der Felſenhöhe hinab in die Tiefe, wo ein Erdhügel mit einem Kreuz ſein Grab andeutet.

— Laß uns hoffen, unterbrach ſie Jakob, daß ſie uns den Beſuch erſparen werden, denn auch ein Todter wäre hier zu viel. Wir genügen uns allein — iſt's nicht ſo, Caterina? Sage mir, haſt Du meiner ſtets gedacht, Caterina, ſeit wir uns zum letzten Mal ſahen?

— Und Du meiner, Giapo?

— Immer, immer! Aber Du?

— Ich nicht — ich habe lange und viel an Andere gedacht.

— An Andere? Und Du wagſt es mir zu ſagen? So bald folgſt du Züchtige dem Beiſpiel der Andern?

Caterina aber zieht den zürnend Aufgeſtandenen mit trübem Lächeln auf ſeinen Sitz zurück. Ich habe an die Seele meiner Mutter gedacht.

— Du liebteſt ſie ſehr, dieſe Mutter?

— 'Ob ich ſie liebte! Aber doch noch nicht, wie ſie

verdiente Gott, welcher Blitz! Und hierbei machte ſie das Zeichen des Kreuzes. Himmel, es muß eingeſchlagen haben!

— Beinahe wären die Scheiben zertrümmert worden.

— Das kann nicht geſchehn, denn am Palmſonntage ſteckte ich mit eigner Hand den geweihten Oelzweig daran. Gewiß aber hat's in der Nachbarſchaft eingeſchlagen! Vielleicht in den Kirchthurm von Sant' Ambrogio — — Giapo, ich bitte Dich, ſchließe die Laden . . . aber ſachte, damit er nicht aufwache. Ich fürchte . . . .

Jakob ſtand leiſe auf, um ihre Bitte zu erfüllen.

— Caterina! ertönte auf einmal die Stimme des alten Juſtin — haſt Du Furcht gehabt?

— Ei, bin ich denn ein Kind? Habe ich's nicht etwa ſchon donnern gehört?

— Du biſt muthig! Aber um's Himmelswillen, wo mag der Baccio ſtecken? Er iſt ein Unſeliger, aber doch mein Blut.

— Wo wollt Ihr, daß er ſtecke, anders als in der Gartenſchenke? Ueberdies ſcheut er ſo ſehr das Waſſer, daß er gewiß irgendwo unter Dach iſt. — Alles dies zwang ſie ſich mit heitrer Stimme zu ſagen, aber ihre Bläſſe und Verſtörtheit ſtrafte ihre Worte Lügen.

Giapo ſetzte ſich wieder neben ſie hin, und lange währte ihr Schweigen. Das Gewitter tobte fort. Von Zeit zu Zeit ſchlug ein Hagelſchauer wider die Fenſter an, als wolle er ſie in tauſend Stücke zertrümmern. Caterina fuhr fort: Ob ich ſie liebte! Ob ſie Liebe verdiente! Meine arme Mutter! Höre, Giapo, höre aufmerkſam zu. Mein Vater war Kaufmann, und gehörte zur Seidenwirkerzunft. Im Wohlſtand hatte er Freunde, dann begann's ſchlecht zu gehn, und ich erinnere mich als kleines Mädchen ge-

hört zu haben, wie er nicht sein eignes, sondern das öffentliche Unglück beklagte. Toscana, sagte er, könne sich nie wieder erheben. Engländer und Holländer haben den Handel Spaniens und Portugals an sich gerissen; ihre Fabrikate machen die unsern überflüssig; Livorno fülle sich mit Ausländern; übelberechnete Vorkehrungen und Maßregeln zehren den Wohlstand des Volkes auf. Als er fallirt hatte und sich im Unglück befand, blieben die Freunde aus; der Mund der Rechtsgelehrten war stumm für einen zu unrechter Zeit rechtlichen Handelsmann. Mein Vater starb unter dem Gewicht des Elends und der Unehre. Meine Mutter, ohne Schutz und Hülfe auf der Welt, schränkte sich ein, so viel sie vermochte, bezog eine Dachkammer in diesem Hause, und konnte so einige Monde lang dem äußersten Elend entfliehn. Entschlüpfte ihr ein Wort der Klage oder des Verlangens, arme Mutter, so war's für mich. Wenn sie an Sonn- und Festtagen Frauen und Mädchen nach Sant' Ambrogio gehn sah, schön gekleidet, mit goldnen Spangen und Ketten, so sah sie mich an in meiner ärmlichen Kleidung und seufzte. Dann trat sie zu mir, ordnete mein Haar und rief, meine blonden Locken in der Hand wiegend: Solchen Schmuck verkauft kein Goldschmied! So lebten wir, in mancher bittern Noth, bis zum Mai 1630, wo die Pest, nachdem sie die Lombardei verwüstet, von Bologna her sich über Toscana verbreitete. Und im Geleite der Pest kam der Hunger. Denke Dir, welches Leben wir führten! Mit der entsetzlichsten Anstrengung, gestoßen, wiederstoßend, verletzt im Gesicht und an den Händen, getreten und halb ohnmächtig, gelang es meiner Mutter, in den vom Großherzoge für die Armen eröffneten Magazinen einige Lebensmittel zu erhalten. Eines Tages erwartete ich sie ver-

gebens; ſie kam erſt gegen Abend. Da ich am Tage zuvor nur ſpärliche Nahrung gehabt, marterte mich der Hunger; kaum vernahm ich ihren Schritt, ſo ſchrie ich ihr oben von der Treppe entgegen: Meine Mutter, ich ſterbe! Und ſie, meine Stimme hörend, ſtieg trotz ihrer Ermattung raſch herauf, keuchend kam ſie an, warf ein Stück Brot auf den Tiſch und ſank aufs Lager hin. Ich achtete nicht auf ſie: ich verzehrte das ganze Stück und frug dann, keine Sättigung ſpürend, ob ſie mehr gebracht. Die arme Mutter brach in Thränen aus, und ich begriff meine Härte und weinte vor Schmerz und Reue. Es wurde dunkel; meine Mutter wollte, ich ſolle mich niederlegen und tröſtete mich, indem ſie mich dem Herrn empfahl, mit der Ausſicht auf einen beſſern Morgen. Ich legte mich hin, und bat Jeſus und die Madonna, auf daß ſie mit Barmherzigkeit auf uns niederſähen. Meine Mutter zündete eine Lampe an, und ſetzte ſich hin zum Spinnen, aber ihre trocknen Lippen hatten nicht Feuchtigkeit genug, den Faden zu näſſen, die ſchwachen Finger hielten nicht mehr aus, mehrmals ſank das Haupt ihr auf die Bruſt. Plötzlich drohte das Licht zu verlöſchen. Sie ſtand auf und nahm das Oelfläſchlein: es war leer. Da ſetzte ſie ſich wieder hin, blickte in die ſterbende Flamme und ſprach: So wird morgen meine Caterina ſterben. Ich kann nicht mehr — ich habe heute keinen Biſſen gegeſſen, auf meinen Füßen werde ich dies Haus nimmer verlaſſen. Meine Sünden müſſen groß ſein, o Gott, denn deine Barmherzigkeit nährt den Sperling auf dem Dache, kleidet die Lilie im Thal, mildert die Kälte für das Lamm, dem man die Wolle geraubt, und läßt uns hier verſchmachten in ſolcher Noth! — Das Licht erloſch, bald darauf vernahm ich einen ſchweren Fall auf den Boden.

Ich ſprang vom Bette: meine Mutter lag da, kalt wie eine Leiche. Nicht wiſſend, was ich that, ſtürzte ich, halb bekleidet, wie ich war, hinaus mit dem Rufe: Sie iſt todt! Niemand zeigte ſich; die Furcht, es möge ein Peſtfall ſein, hielt alle Thüren verſchloſſen. Nur Juſtin kam hervor aus ſeiner Wohnung; er nahm eine Laterne, und kam, meine Mutter zu ſehn. Der gute Juſtin! In ſeinen Armen hob er ſie vom Boden auf, ohne ſich vor der Peſt zu fürchten, legte ſie aufs Bette, brachte ſie wieder zu ſich, unterſtützte uns, wollte mich.... Jeſus Marie! unterbrach Caterina ihre Erzählung, den Geliebten umklammernd und ihr Geſicht bergend an ſeinem Buſen — die Blitze haben dies Haus zu ihrer Zielſcheibe gewählt!

— Muth, du Furchtſame! Erinnere Dich der Verſe des Herrn Torquato, die wir erſt geſtern laſen:

„Zertrümm're Welt! Mir gehet nichts zu Herzen,
Als was zumeiſt Genuß und Lieb' ertheilet;
Denn werd' ich Erd' auch, war ich ja ſchon Erde."

Du thäteſt beſſer daran, Dich eines Gebetleins zu erinnern, ſagte Caterina, ihm den Mund mit der Hand verſchließend. Eine neue Stille folgte, nur unterbrochen von dem Anprallen des Regens. Träte jetzt, begann Caterina wieder in ernſter Stimmung, träte jetzt die Seele meiner Mutter vor mich hin, ſie, die ich bis zum vergangenen Jahre mit der brennendſten Sehnſucht anrief, und bat, ſich zu mir zu ſetzen, mit mir ſich zu unterhalten in traulicher Rede, mich nicht zu verlaſſen.... träte ſie jetzt vor mich hin, wo ſollte ich mein ſchamrothes Geſicht bergen?

— Caterina! Hier an meinem Buſen....

— So folgſt Du dem, was Deine Mutter Dich lehrte? So hältſt Du mein Andenken werth? So bewahrſt Du

den fleckenloſen Ruf, das einzige Erbe der Deinigen? Dies iſt Deine Erkenntlichkeit gegen den armen Greis, der Dich in ſein Haus aufnahm, der Dir den Namen Gattin gab, da er Dich nicht Tochter nennen konnte? Er rettete Dein Leben, Du vergiltſt ihm mit Schande. Glaubſt Du, der Himmel dulde dies? Glaubſt Du, das Verbrechen bringe Glück und Zufriedenheit? Nein — jeder Kern trägt ſeine Frucht — Deiner Schuld wartet hier Reue, jenſeits Hölle. O meine Mutter!

— Caterina, weßhalb quälſt Du Dich ſo? Schaffe Dir keine Trugbilder, Dich zu ängſtigen. Du übertreibſt die Wohlthat dieſes Alten. Was hat er gethan, was Andere nicht thun würden? Er verlangt das Opfer Deiner blühenden Jugend für einen Biſſen Brot. Er hat einen Schatz erobert, den er nicht genießen kann und auch Andere nicht genießen laſſen will.

— Du redeſt ſchön, mein Giapo, aber ſieh, Gott hat hier ein Bewußtſein hineingelegt, welches allen Trugſchlüſſen widerſteht. Vor Durſt ſterben, den Becher des Mitleids erflehn und ihn beflecken .... o, das iſt entſetzlich!

— Laß uns nur der Liebe denken, Caterina, ſagte der Jüngling; das Paradies iſt die Heimath der Liebenden ...

— Ja, derer, die die rechte Liebe verſtanden. Die Andern ſtürzt das Ungewitter in die Tiefe der Hölle.

— Wo iſt die Hölle?

Ein wildes Getöſe unterbrach ihn. Die Fenſterflügel wurden aufgeworfen. Die Scherben der Glasſcheiben klirrten umher an Boden und Wänden; die Rahmen ſchlugen zertrümmert ins Gemach. Eine Fluth von Regen und Hagel ſtürmte herein: Hausgeräth, Licht, Alles über und über — und dann die Stube erhellt durch das Himmels-

feuer, und ein Rollen des Donners, daß das Haus erbebte in seinen Grundpfosten. Entsetzen ergriff die Liebenden. Einander eng umschlungen haltend blickten sie scheu und verstört um sich. Da erblickten sie plötzlich ein Gespenst, eine lange weiße Gestalt, mit wild hängendem, grauen Haar, die Rechte aufhebend wie zum Fluche.

Nach einem Moment war überall Finsterniß.

Aber in dieser Finsterniß ließ sich, vom rollenden Donner begleitet, eine Stimme vernehmen, und zugleich fühlte Caterina ihre Stirne berühren. Caterina, tönten die Worte, weßhalb hast Du meine weißen Haare mit Schande besudelt? Wozu diese Eile? Wartetest Du einen Tag, so starb ich im Frieden. Jetzt steige ich ins Grab, ein Verzweifelnder, aber ohne Bitterkeit gegen Dich. Möge Dir Gott vergeben, wie ich Dir vergebe aus dem Innersten meiner Seele. Du aber, den ich nur im Leuchten des Himmelsfeuer gesehen, der Du meine letzte Stunde vergällst, liebst Du sie immer, machst Du sie glücklich, so vergebe ich auch Dir!

Gleich darauf hörte man unsichere Schritte ... und einen Fall.

Die Beiden zitterten heftig am ganzen Leibe, aber sie hatten noch Fassung genug, in das Zimmer der Diener zu laufen, um Licht zu holen. Als sie, von den Dienstboten begleitet, wieder in das große Gemach traten, machte der Wind die Lichter verlöschen; sie kehrten um und waren dies Mal vorsichtiger. Sie hoben den unglücklichen Canacci vom Boden auf und legten ihn aufs Bett. Ciapo trat mit dem Lichte zu ihm, und sah schaudernd in das bläulich gewordene Gesicht, die stieren Augen. Er bedarf des Priesters, sagte er, bei Seite tretend, da er den Anblick nicht zu ertragen vermochte. Caterina schien vom

Schlage gerührt. Neben dem Lager ſtand ſie regungslos: ſie weinte nicht, ſie ſprach nicht, ſelbſt ihr Buſen pochte nicht. Sie war wie vernichtet.

Ohne Hut und Mantel eilte Ciapo zur Kirche Sant' Ambrogio, einen Geiſtlichen zu holen. Der Vicar, mit dem Viaticum und dem geweihten Oel, kam bald mit ihm. An das Lager tretend legte er die Hand an die Füße des Kranken, und fand ſie wie Eis; ſeine Miene verkündete: Hier iſt's aus. Eilig legte er Chorhemd und Stola an, bog ſich über den Sterbenden und ſagte mit lauter Stimme zu ihm: Herr Juſtin, höret mich! Es iſt keine Zeit zu verlieren.

Und er gab ihm die letzte Oelung. Nachdem die lateiniſchen Gebete geendigt waren, ſagte der Geiſtliche: Jeſus, Maria und Joſeph empfehle ich Eure Seele an. Ein gebrochener Laut drang aus des Alten Kehle; er war verſchieden.

Caterina war immer leichenblaß und unbeweglich. Ciapo, an einen der Bettpfoſten gelehnt, hörte und ſah nichts von dem, was um ihn her vorging.

---

Bartolommeo Canacci, des verſtorbenen Juſtin Sohn aus erſter Ehe, hatte an demſelben Abend ſeine gewöhnliche Sitzung in der Oſterie gehalten. Er hatte ſich betrunken, hatte geſpielt und verloren, ſich dann mit ſeinen Gefährten gezankt und eine Schlägerei veranlaßt, wobei es umgeworfene Tiſche und Bänke, zerbrochene Gläſer, zerfetzte Geſichter und zerbläute Schädel in Menge abſetzte. Müdigkeit und der Wirth, welcher aus Friedensliebe mit einem dicken Knüttel auf Alle losſtaukte, hatten endlich die Kämpfenden beſänftigt; ſie ſetzten ſich wieder zum Trinken und Spielen. Bartolommeo aber, der kein

Geld mehr hatte, und dem niemand borgen wollte, hielt's für das Beſte, nach Hauſe zu gehn. Auf der Straße rannte er in der Dunkelheit an jemand an; es war der Vicar von Sant' Ambrogio.

— Ei was, ſeht Ihr denn nicht?

— Im Dunkeln ſieht ſich's vortrefflich! Und Ihr?

— Ha, ſeid Ihr's, Baccio? Immer betrunken! Es wäre Zeit, Euren Wandel zu ändern. Uebet einmal Reue! Wiſſet Ihr, wohin die Säufer gehn?

— Wo man guten Wein ſchenkt.

— Zur Hölle gehn ſie, Unſeliger! Geht nun aber ruhig Eures Weges, und betet für die Seele Eures Vaters, denn der iſt todt.

— Todt? Ich habe ihn ja heute lebend zu Hauſe gelaſſen.

Der Geiſtliche ging weiter. Baccio kam ſtrauchelnd bis an die väterliche Wohnung. Es war eine häßliche Fratze, die des Bartolommeo Canacci. Ein Gemiſch von Gemeinheit und Feigheit bildete den Hauptcharakter. Auf einem Auge war er blind; das andere war grau und boshaft. Ein Stoppelbart bedeckte das Kinn und den größten Theil der Wange. Um ſeine Häßlichkeit etwas zu verdecken, pflegte er ſich lauter reiche Kleider umzuhängen — aber es half nichts, die Perſon ſteckte auch den Anzug an.

— Alter, guten Abend! Da draußen hat man mir geſagt, Du ſeiſt geſtorben, iſt's wahr? Ich glaube nicht dran, wenn Du's mir nicht ſelber ſagſt.

Mit dieſen Worten trat er ſchielend ans Bett. Baccio, ſagte eine der Dienerinnen, welche auf den Knieen den Roſenkranz betete, Euer Vater iſt hinübergegangen. Betet für ihn!

— Iſt der Alte todt, ſo hat ihn die Amme nicht er-

würgt. Seht, auch ich habe meine gewiſſe Jahre, und ſo lange ich ihn kannte, war er älter als ich. Er hat doch zu lange gelebt.

— Herr, hilf uns! riefen die Frauen entſetzt aus; hört, wie der Renegat läſtert ...

— Haltet Ihr nicht 's Maul, Hexen, ſo ſchicke ich Euch der Seele des Abgeſchiedenen Geſellſchaft leiſten, oben oder unten, wie's Euch gefällt. Ich kehre ins Wirthshaus zurück, mich vom Schreck zu erholen. Vorerſt aber laßt mich einen Soldo zu mir ſtecken.

Damit öffnete er den Schrank, zog die Schubfächer heraus, ſtülpte ſie um, ſuchte in jedem Winkel, und ſchlug ſich, da er kein Geld fand, vor die Stirne mit dem Ausruf: Wo hat er's denn hingeſteckt? Plötzlich heftete ſein boshafter Blick ſich auf Ciapo, dann wieder auf den Schrank, und wieder auf Ciapo, und er ſuchte irgend eine Verbindung zwiſchen dem unbekannten Gaſt und dem leeren Schrank auszuſpüren. So währte es eine Zeit lang, bis, da er ſah, wie jener gar nicht auf ihn achtete, er auf ein Mal mit einem gewaltigen Satze auf den Jüngling losſprang. Ciapo hatte Zeit zurückzutreten und zog mit raſcher Bewegung den Dolch; bei der Heftigkeit des Angriffs blieb ein Stück ſeines Oberrocks in Baccio's Händen, und drunter ſah man ein carmoiſinrothes Sammtwams, auf welchem das große Kreuz des Stephansordens geſtickt war. Baccio's benebeltes Gedächtniß ward plötzlich hell und er erkannte den vor ihm Stehenden. Die Arme über der Bruſt gekreuzt, ſank er auf die Kniee nieder und ſprach mit bebender Stimme:

— Erlauchteſter Herr Herzog von San Giuliano, habet Erbarmen mit mir, um der Liebe willen, die Ihr zur vortrefflichſten Fürſtin Veronica traget.

Der Herzog ſteckte raſch den Dolch ein und ſchleuderte ihm eine Börſe mit wüthender Bewegung zu, indem er ausrief: Geh, nimm und ſpiele, aber im Augenblick mir aus den Augen! Die Börſe ſchlug hart an Baccio's Bruſt, er aber, bedenkend, wie die Schwere des Inhalts im Verhältniß ſtehe zum Schmerz, den er empfand, rieb ſich mit einer Hand den getroffenen Theil, ſtemmte ſich mit der andern beim Aufſtehn auf den Boden und entfernte ſich, ſo gebückt gehend, wie er konnte, mit den Worten: Vielen Dank, Herr Herzog! Im Hauſe Eures unterthänigſten Dieners ſeid Ihr Gebieter von Allem, und wenn ich Euch dienen kann, hat Eure Herrlichkeit nur zu befehlen. Ich habe weite Aermel, und ſagt mir Einer: Baccio, drück' ein Auge zu, ſo hat er bei mir, wie Ihr ſeht, den Vortheil, daß ich beide ſchließe.

Während dies, raſcher als ich erzählen kann, vorging, vernahm man einen Schrei: Wehe mir! Ich bin verrathen!

Als der Herzog ſich umſah nach Caterinen, lag ſie am Boden, leblos, weiß, wie eine Marmorſtatue, die von ihrem Fußgeſtell herabgeſtürzt iſt.

---

Kurz vor Tagesanbruch, am zweiten November, vernahm man ein leiſes Pochen am Thore der Villa Salviati. Der treue Diener, welcher die ganze Nacht hindurch gewacht und gelauſcht hatte, vernahm es und öffnete, indem er ſeinem Gebieter guten Tag wünſchte. Dieſer antwortete nicht; auf des Vertrauten Arm geſtützt, ſtieg er mühſam die Treppe hinauf. Der Diener konnte, der Dunkelheit wegen, ihm nicht ins Geſicht ſehn; er fühlte ſeine Hand an, ſie war mit kaltem Schweiße bedeckt. Sie traten in den Saal, aus welchem man auf

einer Seite in die Gemächer des Herzogs, auf der andern in die der Herzogin ging. Plötzlich öffnete sich mit großem Geräusch die Pforte des Zimmers des Herzogs, und Madonna Veronica trat hervor, einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen in der Hand haltend. Sie war bleich wie der Tod; ihre Augen glänzten in fieberhaftem Feuer, ihr Haar fiel über die Schultern herab, ihr Anzug war schwarz. Sie durchschritt den Saal, auf ihr Gemach zugehend, und sagte mit hohler, tonloser Stimme:

Willkommen sei unser Herr, der uns das Glück bereitet, nach welchem unser Herz sich sehnt!

Der Herzog blickte auf. Die Erscheinung war verschwunden.

---

Am Abend vor Weihnachten im Jahre 1637, gegen die zehnte Stunde, wurde die Thüre der Gartenschenke in der Via dei Pilastri behutsam geöffnet.

Es war der Mühe werth, die Schenke an diesem gebenedeiten Abende zu sehn. Sechs bis acht Tische waren mit blendend weißem Zeuge bedeckt; die Teller blinkten, die Becher leuchteten, und die dickbauchigen Flaschen hatten zierliche Stöpsel, welche Heinrichs IV. weißem Federbusch glichen. Dazu ein wahres Höllenfeuer, aber nur zu dem unschuldigen Zweck, Kapaune und Tauben zu braten, welche sich an der Ehre, für einen solchen Tag aufgespart zu werden, gemästet zu haben schienen. Noch fehlten dem Drama die Spielenden. In diesem Moment waren sie in der Kirche, und sorgten andächtig für ihr Seelenheil. Jegliches Ding hat seine Zeit.

Ein mit einem kegelförmigen, breitgekrämpten Hut bedeckter Kopf ließ sich neben der nur zum Sechstel geöffneten Thüre sehn. Eine Binde verdeckte ein Auge und

einen großen Theil der Wange; die andere Seite beschattete eine riesige, schwarze Feder, welche sich vom Hute herabbog. Nachdem das verdächtige Gesicht das Innere gemustert, bemerkte es in einem Winkel den Bartolommeo Canacci, welcher, ein Pack Spielkarten in den Händen, für sich Basset spielte. Dann trat die ganze Gestalt des Lauschers ins Gemach, eine fast riesige Gestalt, bis ans Kinn in einen Mantel gewickelt. Er ging auf Baccio zu, im Augenblick, wo dieser ausrief: O verrätherisches Stück! Ich mögte Jude oder Türke werden! Jetzt, da ich allein spiele, verliere ich nie.

Der Unbekannte ließ sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf eine Bank fallen und rief, mit der Hand auf den Tisch schlagend: Wirth, Wein her!

Baccio sprang dermaßen in die Höhe, daß er beinahe von der Bank gefallen wäre. Karten, Becher und anderes Geräth flogen durch einander. Der Wirth allein bewegte sich nicht weg vom Heerde, in der Meinung, der Ankömmling sei ein armer Schlucker, und frug trocken: Von welchem? Von dem zu zwei Soldi?

— Ungläubiger Hund, spare Deinen Essig auf für die Charwoche und bringe mir Wein, und vom besten. Hast Du verstanden?

— Ich habe Chianti, Pomino, Artimino, Carmignano, Vinosanto, schnarrte der plötzlich höflich gewordene Wirth in einem Athem hin; Aleatico sodann, der einen Todten erwecken würde ....

— Gieb mir vom besten, Schwätzer, und damit genug!

Der Wirth holte einen Becher und eine Flasche, rund wie ein Senator. — Was ist das? Nur ein Becher? Trinkt vielleicht der Cavalier hier neben mir nicht? Damit deutete er auf Baccio. Dieser aber machte Miene,

als wolle er ablehnen. Zu viel Güte, Verehrteſter! In Wahrheit, ich wollte nicht....

— Ei was, unterbrach ihn der Wirth, der bei dieſer Einladung ſeine Rechnung fand, nehmt an; ein Erbieten, welches vom Herzen kommt, ſchlägt man nicht aus. Seht Ihr nicht, welche kaiſerliche Phyſiognomie dieſer Cavalier hat? Und was Trinken betrifft, Ihr ſöffet auch den Arno aus, wenn's Wein wäre.

— Geht an den Heerd! — Und als ſie allein waren, fuhr der Unbekannte fort, nachdem er den erſten Becher getrunken: Die Farbe Eures Anzugs ſagt mir, daß das Unglück Euch heimgeſucht hat....

— Vor wenigen Tagen habe ich den Erblaſſer begraben. Aber das iſt nicht das groſse Unglück. In wenigen Tagen habe ich auch die Erbſchaft aufgegeſſen. Das ſündhafte Baſſet hat mir in einer Woche tauſend Ducaten wegſtibizt.

— Schlimm! Aber es fehlt Euch nicht an Mitteln, ſie zu erſetzen. Zu Hauſe .... trinkt!

— Danke! Doch wie? So lange meine Stiefmutter lebt, gehört ihr Alles. Was ich an Baarem gefunden, iſt ſchon zum Teufel.

— Aber der Herzog von San Giuliano?

— Daran iſt nicht zu denken. Die Caterina macht die Zimperliche. Aber um auf uns zurückzukehren: Kennt Ihr eine Arzenei gegen ein Uebel dieſer Art?

— Höre, Baccio, Du kennſt mich nicht; aber ich kann und will Dir helfen. Ich bin Dein Freund, und will Dich befreien von ſo vielen Uebeln.

— In Wahrheit?

— Gewiß! — Und nun begann ein leiſes Geſpräch, in welchem, nach den Gebehrden zu ſchließen, der Unbe-

kannte dem Canacci etwas Entsetzliches zuzumuthen schien. Dieser sagte entschlossen nein, aber der Andere war wieder über ihn her mit glühenden Worten und beredter Miene; der Canacci schien zu schwanken, dann nachzugeben. Er sprach noch Manches entgegen, mehr, um nicht ein zu leichtes Unterliegen zur Schau zu tragen, als um wirklichen Widerstand zu leisten. Genug, sagte endlich der Unbekannte, Alles wird aufs Beste eingerichtet werden. Aber nun ist's Zeit, daß Du selber mit Madonna reden kannst. Wirth, wie viel die Zeche?

Und damit warf er auf den Tisch einen leuchtenden Zechin von Massa, welchen der Wirth ehrfurchtsvoll mit zwei Fingern aufhob, nachdem er sich sie früher an der Schürze abgewischt hatte, worauf er ihm den Rest mit folgenden Worten auszahlte: Verehrungswürdigster Gebieter! Jetzt, da Ihr meinen guten Wein gekostet, thut mir keinen Tort; beehrt mich mit Eurer Person, Ihr werdet hier Cavaliere finden, Euresgleichen und lustige Gesellen. Ei, ei, das ist ein Goldstück von Massa — wirklich, hier ist das Wappen, Cybo, Medici und Malaspina. Ich werde ihn auch besser wechseln, als an der Münze. Seht her, drei Giuli verzehrt Ihr, hier ist der Rest. — Und während er so sprach, befreite er seine Taschen von aller falschen und schadhaften Scheidemünze, die sich seit Jahren darin gesammelt hatte. Margutte, denn es ist der Diener der Frau Herzogin, den wir vor uns haben, legte die Hand auf diesen Haufen Geldes und erwiederte lächelnd: Wirth, Dein Geld kommt aus einem Eisenwerke! Mach Du mir nichts vor; als Dein Teufel auf die Welt kam, ging der meinige schon in die Schule. Nimm und lerne! — Und damit warf er ihm die ganze

Hand voll kleiner Münze ins Gesicht. — Da hast Du Dein Trinkgeld!

Er führte den Canacci hinaus. Der Wirth, die Mütze in der Hand, begleitete sie unter einem Schwall von: Verehrungswürdigster — seid überzeugt — der Schein vom Feuer — geblendet und andern Redensarten bis an die Thüre.

Seit jenem Abende wurde Bartolommeo Canacci nicht mehr in der Osterie gesehn.

---

Das Jahr ging zu Ende. An seinem letzten Tage fiel in Florenz ein so dichter Schnee, daß man ihn für die Asche Pompeji's hätte halten mögen. Wenig unterschied sich Tag von Nacht, und um die drei und zwanzigste Stunde der italiänischen Uhr war's schon finster. Da begannen einige verhüllte Gestalten in der Via dei Pilastri, dem Borgo a Pinti, dem Borgo la Croce und andern benachbarten Straßen sich zu zeigen. Einige derselben trugen Laternen unter den Mänteln, und ging ein Bürger vorüber, so hielten sie ihm die Leuchte ins Gesicht, zu sehn, wer er sei. Daß der arme Bürger den Athem einhielt, braucht kaum gesagt zu werden. Allen seinen Heiligen sich anempfehlend, ging er dann seines Weges, so rasch seine Beine ihn trugen; denn in der Stadt fielen täglich Beraubungen und selbst Mordthaten vor. Selten verging eine Nacht, ohne daß die Glocke der Misericordia das Volk weckte und in Schrecken versetzte. Die Florentiner aber sprachen ein kurzes Gebet für die Seele des Ermordeten, wendeten sich um im Bette und schliefen wieder ein. Die Gesetze schwiegen. Die großen Adelsgeschlechter hielten ohne Hehl Meuchelmörder in Diensten, deren edles Amt darin bestand, in der Dämmerung demjenigen einen tüchtigen

Dolchstoß zu geben, der das Unglück oder die Unvorsichtigkeit gehabt, ihrem hohen Herrn zu misfallen. Es klingt unglaublich, wenn ich's sage: Selbst Ferdinand II. hielt dergleichen Volk, unter Andern jenen berüchtigten Liberio Squilletti, vom Volk Fra Diavolo oder auch Fra Paolo genannt, weil er einem Franciskanerkloster entlaufen war. Dieser empörte sich zu guter Letzt, raubte und mordete selbst in Florenz, wurde endlich eingefangen, und endete sein Leben in den Kerkern des Palastes des Podesta.

Nachts, um die zehnte Stunde, hielt ein von zwei Pferden gezogener Wagen, ohne Wappen und Abzeichen, im Borgo a Pinti, nicht weit von der Via dei Pilastri, so dicht wie möglich an der Mauer. Eine Sammtmaske ließ sich am Wagenfenster sehn; man vernahm einen scharfen Pfiff, dann eilige Schritte, und ein großer, verhüllter Mann trat herzu.

— Wie weit sind wir, Margutte?

— Wir müssen warten. Der Freund ist im Hause.

— Seit lange?

— Den ganzen Abend.

Mit einem tiefen Seufzer sank die Vermummte zurück in den Wagen. Das Pfeifen wiederholte sich, der Mann lief immer wieder zum Wagen, und die darin Befindliche drängte ihn mit immer heftigerer Gebehrde, so daß er zwischen den Zähnen murmelte: Zum Teufel die Rasende! Kurz vor Mitternacht trat Jakob Salviati aus dem Hause Canacci. Caterina begleitete ihn bis unten, und an der Thüre gab sie ihm den letzten Kuß. Der Herzog ging rasch weiter; in den Borgo a Pinti einlenkend stieß er heftig gegen den dort wartenden Wagen an Er schrie auf, er wollte Lärm machen und nach Licht rufen,

dann aber besann er sich eines Andern und hielt es für vernünftiger, ruhig seiner Wege zu gehn.

— Steiget nun aus, wenn ihr wollt. Reicht mir die Hand; Heilige Jungfrau, wie Ihr zittert!

— Komm, und Du wirst sehn, ob ich zittre.

— Heraus auch Du!

Eine andere Person wurde gleichsam herausgehoben, ebenfalls verlarvt, vor Furcht oder in der Betrunkenheit schwankend. Kaum kam der Andere auf den Boden, so sprach er: In manus tuas... Still! herrschte ihm der große Verhüllte zu. Sie pochten am Canaccischen Hause; Niemand antwortete. Sie pochten stärker. Ein Lichtschein ließ sich sehn. — Wer pocht?

— Oeffnet, ich bin's.

— Ha, seid Ihr's, Baccio? Seit sieben Tagen habt Ihr Euch nicht gezeigt, Madonna Caterina hat Euch überall suchen lassen. Schöner Lebenswandel! — Damit öffnete sich die Thüre. In einem Nu war die Dienerin ergriffen und geknebelt.

---

Caterina lag auf dem Bette, den Blick gen Himmel gewendet. Eine Menge von Bildern bestürmte sie, zerrissen, nunzusammenhängend, heiter und trübe, wie ein Rausch der Sinne. Wohl war dies ihr blühendes Antlitz, ihre glatte Alabasterstirn — aber seit einigen Tagen machte sich auf dieser Stirne ein Zeichen bemerklich, ein unauslöschliches Zeichen. Der Schmerz hatte es ihr aufgedrückt, der des Menschen Stirne und Seele mit Flammenlinien durchfurcht. Unglückliche! Sie hatte gerungen mit der Versuchung; sie hatte heraufbeschworen den Zorn der getäuschten Eitelkeit, die Beleidigung des Betruges, Religion und Gewissensbisse. Nichts war ver-

geſſen worden; nicht die mütterlichen Mahnungen, nicht die Güte des verſtorbenen Gatten, ſelbſt nicht die Erinnerung an die Herzogin, die unglückliche Gattin, die troſtloſe Mutter. Alle dieſe Betrachtungen hatte ſie der Leidenſchaft gegenüber geſtellt — die Leidenſchaft hatte ſie alle beſiegt. Aber Herz und Seele, welche den harten Kampf beſtanden, trugen die Spuren davon, Spuren, welche Gott allein tilgen kann, indem er ſie mit dem Vergeſſen des Erbarmens deckt.

Mit der Schnelligkeit des Falken war die Vermummte über Caterinen her. Sie ſah ſie an, ſtarr und unbeweglich. Plötzlich zog ſie einen Dolch — ihr Gefährte hielt ihr den Arm. Nein, ſagte er, laßt uns ihr Zeit gönnen, mit Gott ſich zu verſöhnen. Dann legte er eine Hand auf Caterina's Schulter mit den Worten: Schließt Euren Frieden ab mit dem Himmel! Die Augenblicke Eures Lebens ſind gezählt.

Caterina ſprang auf vom Lager. Sie glaubte zu träumen, ſie ſchloß die Augen wieder, aber der Andere wiederholte mit entſetzlicher Ruhe: Schließt Euren Frieden ab mit dem Himmel! In fünf Minuten ſeid Ihr nicht mehr.

— Endet! rief in wilder Leidenſchaft die Vermummte, aus ihres Gefährten Händen ſich losmachend — Endet! Zur Hölle!

— Nein! Gönnet ihr Zeit, Reue und Leid herzuſagen.

— Aber weßhalb wollet Ihr mich tödten? Ich kenne Euch nicht....

— Wir aber kennen Euch.

— Wollet Ihr meine Habe, meinen Schmuck, Alles,

was im Hauſe iſt, nehmt, nehmt Alles, ich werde Euch nicht verklagen, ich ſchwöre es beim Erloſer....

— Wir ſind keine Diebe. Von den fünf Minuten ſind ſchon zwei vergangen.

— Warum wollet Ihr Euch die Hände beflecken mit dem Blute eines armſeligen Weibes? Habt Ihr keine Mutter, keine Gatten, keine Kinder? Glaubt Ihr nicht an Gott?

— Vertraget Ihr Euch mit Gott: An unſere Rechnung denken wir ſelbſt. Drei Minuten ſind vorüber.

— Aber ich bin nicht vorbereitet — ich kann nicht ſterben! Ich bin nicht krank, ich fühle mich voll Leben — ich muß leben!

— Ihr müßt ſterben!

— Sterben, ha! Sterben iſt ein Wort, aber wiſſet Ihr welch' Entſetzen in dieſem Worte liegt? Wenn das Leben vorüber iſt, wenn alle Täuſchungen verſchwunden, wenn wir mit Gott verſöhnt, wenn wir müde, wenn wir getröſtet ſind durch einen Prieſter, wenn Krankheit uns aufgezehrt hat, dann ſehn wir dem Tode ruhiger ins Geſicht. Aber ich bin im Frühling des Lebens — meine Roſen blühn noch — ich glaube an Gott, an Glück, an Liebe, und Ihr wollet mich tödten? Wodurch habe ich Euch gekränkt?

— Wodurch mich gekränkt? Mit dem Ton einer Raſenden rief es die Vermummte, und riß ſich vom Geſicht die Sammtmaske. — Ich bin Donna Veronica Cybo, die Gattin des Herzogs von San Giuliano! Kannſt Du nun noch fragen, wodurch Du mich gekränkt? Schlag die Augen nieder, Schamloſe! Ich war die Mutter des Armen — jetzt weiſe ich mit Verwünſchungen den Hülfeſuchenden weg. Wer anders trägt die Schuld als Du?

Meine Gedanken waren einſt friedlich, mein Schlummer ruhig; jetzt finde ich auf dem Pfühl Schlafloſigkeit, und Verbrechen-blutige Träume verwirren mein Hirn — wer anders trägt die Schuld, als Du? Ich hatte einen Freund, und habe ihn nicht mehr; ich hatte einen liebevollen Gatten, und habe ihn nicht mehr — um Deinetwillen habe ich Alles auf dieſer Welt verloren, um Deinetwillen werde ich mein Seelenheil verlieren, um Deinetwillen habe ich mein einzig Kind mishandelt — und Du fragſt, wodurch Du mich gekränkt? Und weil Du glücklich biſt durch mein Elend, darum ſollſt Du leben? Stirb, Unſelige!

Ein Todesſchauer durchrieſelte Caterinen. Sie ſah, daß keine Rettung möglich war durch Bitten bei dieſer Raſenden. Da warf ſie ſich auf den Boden nieder, und umfaßte Margutte's Knie: Rette mich, beim Blute des gekreuzigten Heilands! Rette mich!

Margutte empfand eine Regung des Mitleids — er beugte ſich zum Ohr der Herzogin. Da ſtürzte ein Mann im Mantel ins Gemach. Rettet Euch, die Häſcher kommen! Am Kloſter der Angioli bin ich ihnen begegnet. Die Häſcher! wiederholte Margutte, den Arm der Herzogin loslaſſend. In demſelben Moment durchbohrte ein Dolchſtoß der Knienden Kehle. Sie ſprang in die Höhe, ſie wollte noch reden, ſie ſtreckte die Arme empor, ein Blutſtrom erſtickte ſie. Margutte empfand, auf ſeine Weiſe, Mitleid bei dem gräßlichen Anblick; er nahm ſeinen eigenen Dolch mit den Worten: Jetzt iſt's beſſer, ihr den Reſt zu geben. Eine Leiche ſtürzte Caterina über Bartolommeo Canacci hin, ihn mit Blut bedeckend. Wie Judas, hatte Bartolommeo der Herzogin dieſe Seele verkauft; wie dem Judas, fehlte auch ihm die Ausdauer. Ohnmächtig lag er am Boden. Niemand kümmerte ſich um ihn. Die Lich-

ter wurden ausgelöscht; Margutte, schon an der Thüre, hörte noch Jemand im Zimmer, und rief herrisch: Heraus! Die Herzogin, denn sie war's, die zurückgeblieben, erwiederte: Warte ein wenig, ich komme....

— Warten! Und die Häscher?

— Laß sie kommen.

— Wen sie finden, wird gehängt.

— Für Dich der Strang, Vasall! Ich bin Herzogin...

— Vortrefflich! Aber kommt, sonst gehe ich allein. Was zum Henker macht Ihr dort?

— Still! Laß uns gehn.

---

Am Neujahrstage war großer Empfang bei Hofe. Jakob Salviati, schön von Gestalt, anmuthig im Benehmen, vornehm und reich beschenkt mit allen Glücksgütern, als Muster des Geschmacks gepriesen, konnte an einem solchen Tage nicht zurückbleiben. Kaum erwachte er, so sprang er aus dem Bette und klingelte. Die Diener eilten herzu, in Festkleidern, im Chore ausrufend: Erlauchtester Herr Herzog, ein glückliches neues Jahr!

Danke! Euch dasselbe. Haushofmeister, diesmal gebet Allen ein zwiefaches Geschenk. Ich fühle mich glücklich!

— Es lebe der vortreffliche Messer Jacopo!

— Wohl, nun gehet und bleibet brav und treu, wie bisher. Valentin, komm Du her und hilf mir beim Ankleiden. Heute will ich Alle bei Hofe verdunkeln. Laß mich sehn! Sind alle Kleidungsstücke gebracht worden?

— Zu Dienst. Der Hutmacher hat hier den Hut gesandt....

— Gut. Biege die Feder ein wenig und hefte in der Mitte meine Rosette von Diamanten an. Der Vergolder?

— Hat die Halbstiefel gebracht.

— Diese Halbstiefel von vergoldetem Leder müssen eine prächtige Wirkung machen, namentlich mit diesen Sporen von mattem Gold.

— Der Juwelier versichert, er habe die ganze Nacht hindurch gewacht, das Wams zu beendigen, und empfiehlt Euch seine Gesellen. — Damit breitete er das Wams vor ihm aus. Unsere Zeit ist eine Bettlerin, im Vergleich mit der Kleiderpracht jenes Jahrhunderts. Das Wams bestand aus Goldbrocat, auf welchem in Relief Blumen gestickt waren. In Mitten jeder Blume fand sich eine Perle; um den Nacken und um die Aermel liefen zwei Reihen Demanten, und auf der Brust erschien, aus Demanten und Rubinen zusammengesetzt, das Kreuz des Ritterordens Sanct Stephans.

— Sehr schön! rief der Herzog freudig aus. Gieb den Gesellen vier Dukaten, sie mögen auf mein Wohl trinken! Hat der Apotheker das wohlriechende Wasser gesandt?

— Das Wasser, so wie die Handschuhe, die in den peruanischen Vasen gelegen haben.

— Reiche mir sie, Valentin! Nun, sie könnten stärker duften, aber es mag gut sein.

Der Herzog goß sodann wohlriechendes Wasser in ein Gefäß und besprützte sich damit. Nachdem er sich mit feiner Leinewand abgetrocknet, setzte er sich nieder, sich das Haar zurecht machen zu lassen. Damals trug man große Perücken, die, zu beiden Seiten auf die Brust und hinten auf den Rücken herabfielen. Der Herzog machte die Mode nur halb mit, denn er trug sein eigenes, langes und lockiges Haar, welches er auf jene Weise ordnen ließ. Der Diener, mit dem Elfenbeinkamm und dem geglühten Ei-

ſen, legte eine neue Probe ſeiner Kunſt ab, während der Herzog, ungeduldig, aber gut gelaunt, ihn in einem fort zur Eile antrieb.

— Erlauchteſter Herr Herzog, Madonna Veronica, Eure Frau Gemahlin, wünſchet Euch Glück zum Jahresanfang und ſendet Euch den Korb mit dem Weißzeug.

— Gerade zur rechten Zeit gekommen! Sage ihr meinerſeits Dank, und daß wir uns bei Hofe wiederſehn werden.

Der Diener der Herzogin, welcher den Korb gebracht, verbeugte ſich und ſtellte ihn auf einen Tiſch. Der Korb war ein edles Beſitzthum des Hauſes Salviati, und nach dem Urtheil der Kenner von der Hand Benvenuto Cellini's, aus Silberdrath gearbeitet, mit einer Menge von Zierathen, kleinen Masken, Blumen- und Fruchtkränzen, Muſcheln und Korallenzweiglein, Bändern und Laub, Alles mit Meiſterſchaft in Silber getrieben. Die Wäſche war damals ein Haupttheil der Toilette. Man pflegte große Halskrauſen und Spitzenmanſchetten zu tragen. Die Flamänder, bei denen dieſer Induſtriezweig den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht, trugen aus allen Ländern große Summen für ihre koſtbaren Spitzen nach Hauſe. Leinwand und Spitzen aber, welche die Herzogin ihrem Gemahl ſandte, kamen nicht aus den Niederlanden, ſondern aus der Schweiz. Seine Eminenz, der Cardinal Eduard Gybo erhielt, als er Nunzius bei der Eidgenoſſenſchaft war, die feinſte Leinwand zum Geſchenk, und ſandte ſie ſeiner Schweſter, der Herzogin Veronica, welche ſie ihrem Gatten beſtimmte. Damals hatten auch die Frauen aus den vornehmſten Familien das Weißzeug unter ihrer perſönlichen Obhut, und es war die allge-

meine Sitte, an Feiertagen den damit gefüllten Korb dem Gatten zu senden.

Jakob Salviati, den Korb anschauend, der ihn an die Tage seiner Liebe zur Herzogin und vielleicht auch an seine Vergehen erinnerte, konnte sich nicht enthalten, mit einem Seufzer zu sagen: Arme Veronica! Auch sie liebt mich ....

— Erlauchtester, der Kopfputz ist fertig.

— Laß mich sehn! Zieh' diese Locke etwas herunter... so gut. Jetzt halte mir das Haar fest, während ich mich ankleide. Die Augen auf den Spiegel geheftet, griff der Herzog in den Korb. Indem er die zu oberst liegenden Tücher bei Seite schiebt, verwirren seine Finger sich in einen feinen, weichen Stoff, der sich wie rohe Seide anfühlt. Aufs Höchste verwundert blickt er hin und sieht eine lange, blonde Locke. Ein eisiger Schauer ergreift ihn; heftig stößt er den ihn haltenden Diener bei Seite, beugt sich im Angstschweiß über den Korb, wirft die einzelnen Stücke Leinenzeug aus einander und sieht unten im Korbe ....

Himmlische Gerechtigkeit! Das bleiche Haupt Caterina's ....

---

Nach neun Stunden der entsetzlichsten Zuckungen öffnete Jakob Salviati die Augen. Er blickte wie gedankenlos um sich her, und sah um sich die verstörte Dienerschaft. Er schloß die Augen wieder, seine Stirne zog sich in Falten, er suchte seine Ideen zu sammeln, und als er sich an den schauderhaften Vorfall erinnerte, sprang er wie ein Rasender aus dem Bette, ergriff seinen Degen und rannte, die Scheide wegwerfend, in die Gemächer der Herzogin.

Madonna Veronica, von acht Bewaffneten und von Margutte begleitet, hatte ſich längſt nach Maſſa begeben, zu ihrem Vater, dem Fürſten Carl dem Erſten.

Lange waren Hof und Stadt in der Beſtürzung über die That und die ſchrecklichen Umſtände, welche ſie begleitet. Das Spinngewebe der Juſtiz fing unterdeß Fliegen. Bartolommeo Canacci war der einzige der Schuldigen, dem man etwas anhaben konnte; vor dem Thore des Palaſtes des Podeſta ward er enthauptet. Der Herzog von San Giuliano begab ſich auf Reiſen, aber er trug den Tod in der Seele. Natur und Menſchen wurden ihm zum Ueberdruß; er ward ſich ſelbſt zur Laſt. Endlich kehrte er nach Hauſe zurück, dort zu ſterben. Niemand erkannte ihn mehr.

Die flehendſten Bitten der Herzogin, das Anliegen des Fürſten Carl, der Cardinäle Alderan und Eduard, ihrer Schweſtern Ricciarda Gonzaga und Maria Pico von Mirandola, und anderer Verwandten, die Verwendungen der italiäniſchen Fürſten, ſelbſt des Papſtes Innocenz des Elften, konnten Jakob Salviati nimmer bewegen, ſeine Gattin wiederzuſehn oder ihr zu verzeihn. Mit dem unverſöhnlichen Haſſe gegen ſie ſtieg er hinab in die Väter gruft. —

Vier und funfzig Jahre nach der tragiſchen Geſchichte, die ich erzählt habe, ſah man eine Frau in hohem Alter, in Trauerkleidern, das Geſicht gehüllt in eine ſchwarz ſeidene Kapuze, auf den Arm eines gleichfalls von den Jahren gebeugten Mannes geſtützt, jeden Tag, ſo wie die Glocke das Ave Maria verkündigte, in die Kirche des heiligen Franciscus zu Maſſa treten. Knieend vor dem Hauptaltar blieb ſie dort bis zum Angelus und entfernte

sich nicht eher, bis der Sacristan ihr ehrfurchtsvoll zuflüsterte, daß die Kirche geschlossen werde.

Eines Tages kam sie nicht. Denn in einem Saale des Palastes der Fürsten Cybo lag ihre Leiche auf einem Prunkbette, und wurde von Tausenden besucht. Das Volk hielt sie für eine Heilige, denn es sah den Marmor des Fußbodens ausgehöhlt, wo sie vier und funfzig Jahre lang knieend ihre Missethat beweint hatte, und man zeigte ein grobes, härenes Gewand, das sie bis zu ihrer Todesstunde getragen.

Als am Abende des nämlichen Tages, nach einem feierlichen Todtenamte in der unterirdischen Kapelle des Hauses Cybo Malaspina in der Franziskanerkirche, der Marmor auf ihre Gruft gelegt worden war, die Gesänge sich entfernten und die Lichter verloschen, trat der hundertjährige Begleiter der Herzogin Veronica aus einem Winkel hervor und lehnte seine Stirn an den kalten Stein des Grabmals. Lange stand er so in tiefem Sinnen; die Mitternachtglocke machte ihn aufschrecken; da streckte er in Thränen ausbrechend beide Hände gen Himmel und rief:

Veronica Cybo! Wenn Deine Reue Vergebung erlangt hat Deiner Seele, so flehe zu Gott, o flehe zu ihm, daß er auch mir verzeihen möge, der ich Dein Gefährte war bei der grausen Missethat!

Dieser Mann war Margutte.

Die Geſchichte

des Templers von Brindiſi,

# Rogers von Flor,

letzten Cäſaren der Romäer in Anatolien,

durch

F. W. Barthold.

## Erſtes Kapitel.

Rogers Herkunft und erſte Jugend. Vom Jahre 1767–1776.

Der alte griechiſche Dichter, welcher einſt den Sieg des Alkibiades im olympiſchen Wettrennen pries, behauptet, daß ein glücklicher Menſch vor Allem eine berühmte Heimath haben müſſe. Mag auch uns, abgeſehn von der chriſtlichen Vorſtellung, ein reiches, großartig bewegtes Leben, Ruhm vor Zeitgenoſſen und Nachwelt, als Glück gelten, ſo wollen wir dieſen Ausſpruch des Griechen doch nicht eng auf den zufälligen Vorzug des Geburtsorts eines geſchichtlich namhaften Mannes beſchränken, weil oft ein unanſehnlicher Fleck der Erde die Wiege dereinſtiger Größe begrüßte, ſondern ihm die Ausdehnung geben, daß ein Menſch, beſtimmt zu hiſtoriſcher Bedeutung, in einer Zeit, welche die Bedingungen großartiger Geſtaltung in ſich trägt, unter äußeren Verhältniſſen und ſittlichen und politiſchen Zuſtänden, welche ihn zu Würdigem befähigen, und an einem Orte das Licht der Welt erblickt haben müſſe, wo die Bewegungen der Zeit ihn leicht erfaſſen und auf die hohe Fluth der Ereigniſſe hinausführen können, die einſt zu beherrſchen er berufen iſt. Wer in der Periode des gering geſchätzten, zahmen Bürgerthums, etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in einem entlegenen, machtloſen, deutſchen Kleinſtaat, unter unſcheinbaren,

ärmlichen Verhältniſſen, gleich fern von dem hiſtoriſchen Schauplatze, wie von maaßgebenden Charakteren, geboren war, wie wunderbare, ſeltſame Fügungen des Zufalls müßten ſich verbinden, um einen ſolchen Privaten, ſelbſt wenn bedeutende Geiſteskräfte in ihm lägen, zu einer ausgezeichneten Stellung im Leben zu führen? Während ein gleich befähigtes Individuum, in der Fluthzeit der Ereigniſſe, an günſtiger Stelle ins Daſein getreten, leicht zum Bewußtſein erweckt, leicht über die Maſſe ſich emporſchwingt und im raſchen Wechſel der Dinge in ſeine Bahn getrieben wird. Faſſen wir daher den Sinn des poetiſchen Ausſpruchs ſo: Eine großartige Zeit und die Gunſt des Geſchicks, in ihr an der Heerſtraße des Weltlaufs, wo die Fortuna, das Abenteuer einzukehren liebt, die Welt zu erblicken, ſind nothwendige, äußere Bedingungen, um ein denkwürdiges, thatkräftiges Menſchenleben hervorzurufen.

Solche Betrachtung erregt in uns die Erinnerung an einen, einſt hochberühmten, jetzt kaum genannten Helden, Italiens und Deutſchlands gemeinſames Eigenthum, der die Chriſtenheit und die Völker des Islams einige Zeit mit ſeinem Namen erfüllte, das Vorbild des in Italien eigenthümlichen Condottierenſtandes wurde; an der Hand einer Palaeologina dem verſchollenen Cäſarentitel wieder einen Klang gab, und wenn auch in den unglücklichſten, perſönlichen Verhältniſſen als Kind einer Wittwe, aus einer zertretenen Partei, in beklagenswerther Armuth geboren, dennoch alle genannten, zufälligen Bedingungen des Glücks in ſich vereinigte. Roger von Flor — ſo heißt unſer Held — ward unter italieniſchem Himmel von einem deutſchen Vater und einer italieniſchen Mutter gezeugt, zur Zeit, als das Geſtirn der Hohenſtaufen eben blutig unterging und neue politiſche Geſtaltungen, po-

pulare Freiheit, ſtatt der deutſchen Fremdherrſchaft die romaniſche, im Süden Welſchlands ſich vorbereitete. Der veränderte Geiſt der Völker hatte eine veränderte Weltlage zur Folge gehabt; erſchlafft war die allgemeine fromme Begeiſterung, welche die Franken zum ritterlichen Kampfe ins Morgenland trieb und darum verlor die Chriſtenheit jeden Raum gegen den Islam, welchen einſt ihre Ritterſchaft unter ewig denkwürdigen Thaten ſich errungen. Die osmaniſchen Türken, die Verfechter des Islams, bedrängten machtvoll das gealterte, byzantiniſche Reich, das jenſeit des Bosporus noch einigen Beſtand behauptete; der muthige Geiſt der fränkiſchen Chevalerie, deren Glaubensprinzip, im Gemüth erſtorben, hatte poetiſcher Huldigung der Frauen und dem abenteuerlichen Condottierenweſen ſich zugewandt, und gewann lohnende Gelegenheit, Selbſtſucht, den Genuß heiteren Lebens, Gütererwerb mit weltlicher Ehre, und einen blendenden Schimmer religiöſer Begeiſterung ohne Strenge der Ordensregel zu vereinbaren. In Italien brannte nachhaltig fort die Parteiwuth der Guelfen und Ghibellinen, der Neri und Bianchi, wiewohl dem urſprünglichen Parteiprincip entfremdet; ſie zeitigten jene Fülle von tragiſchen und erhebenden Ereigniſſen, hohe Bürgertugend und tief bewegten, kirchlichen Sinn, jene Gegenſätze des Erhabenſten und Niedrigſten, welche uns Dante Alighieri, der unmittelbare Zeitgenoſſe, in ſeinem ewigen Liede dargeſtellt hat. Mit dem vollkommenen Siege der Hierarchie über die verketzerten Hohenſtaufen war der innere Halt derſelben in den Seelen gebrochen; aber neben der Ausbildung ſtrenger, die Weltluſt willig verläugnender Mönchsorden, der verzückten Theologie, löſten ſich frech die Bande ſtrengen Gelübdes, wie der Templer, und konnte der Frevel von

Anagni begangen werden, welcher Italien des Sitzes der Statthalter Chriſti beraubte. Dabei denn nun überall in Italien das Ringen des Genies, in Poeſie, in Tönen, in Farben und in Stein ſich zu verewigen; der helle Morgen des goldenen Zeitalters Welſchlands in Kunſt und Literatur angebrochen; ein unüberboteuer, nationaler Wohlſtand als Folge der klugen Wechſler-Speculationen und des Handelsgeiſtes, deren erſtere den ungeſchickten Norden und Weſten Europas klug ausbeuteten und das erwucherte Gut in Lombardiens und Toscanas Städten aufhäuften, deren letzterer den Welthandel in Italiens Häfen, auf deſſen Rialtos und Mercatos noch feſtzuhalten wußte; durch Reichthum, welcher ſelbſt in kleineren Gemeinden herrſchte, die üppige, maaßloſe Genußſucht eines noch friſchen, ſinnreichen Geſchlechts um ſo leichter befriedigt, als ſittliche Strenge und Enthaltſamkeit unbewußt aus dem Leben gewichen. Derbes Luſtverlangen Geiſtlicher und Weltlicher erging ſich, nicht geſtraft durch die öffentliche Meinung, kühn und liſtig, in unkeuſchen Wagniſſen, machte aus kanoniſch oder durch Staatsverhältniſſe verſagter Liebe eine heitere Gewöhnung, und erzeugte im Leben jene Tauſende immer wiederkehrender Novellen, jene ergötzlich bunte Romantik, wie ſie Meiſter Giovanni von Certalda, gleichſam Aehren am Pfade im Spiel ausreißend, in bezaubernder Mannigfaltigkeit und naiver Nacktheit vor uns ausſchüttet. Geboren zu ſein in ſolchem Lande, in einer ſolchen Zeit, deren Grundzüge, ſo wechſelnd und ſchillernd ſie ſind, wir uns anzudeuten bemühten, mochte ſchon für ein Glück gelten; dazu kam nun noch die Geburtsſtadt Rogers, namhaft in der Geſchichte ſeit den Tagen der klaſſiſchen Welt, der Seeport, welcher Italien, das Abendland zunächſt mit dem Fräu-

kischen Fürstenthume der Familie Ville-Hardouin auf Morea, dem der Brienne von Athen und Theben, und den zahlreichen Baronien auf der Halbinsel, den ionischen Inseln und in Livadien, dann mit dem ganzen Orient, besonders mit Syrien und Cypern verband, von welchem die Schaaren der vielbesungenen Normannen zur heiligen Fahrt sich eingeschifft hatten, wo alljährlich Tausende von Pilgern herbergten, theils dem heiligen Grabe zuziehend, theils mit befriedigter Spannung aus dem Wunderlande heimkehrend; wo endlich auch durch kaufmännische Betriebsamkeit jener seit einem halben Jahrtausend verschwundene Verkehr vermittelt wurde, welcher Italiens frisches Geschlecht nach Anatolien, Syrien, Aegypten, den Küsten des schwarzen Meeres und den Inseln, wie in eine unmittelbare Nachbarschaft führte, dem ehemals griechisch redenden Osten die lateinische, die fränkische Sprache unbemerkt aufnöthigte, Brindisi, das Fühlhorn des weit nach Südosten gestreckten Italiens, welches jede Kunde aus dem Morgenlande, glückliche und traurige, zuerst unmittelbar wahrnahm, während das entlegenere Italien und das Abendland nur stoßweise und unterbrochen, spät und entstellt, die bewegenden Ereignisse der Ostwelt erfuhr.

So viel, um des Euripides, oder wer der Dichter sonst ist, Ausspruch: *Χρῆναι τῷ εὐδαίμονι πρῶτον ὑπάρξαι τὴν πάλιν εὐδόκιμον*, für unsern Roger von Flor geltend zu machen.

Schon in der fränkischen Kaiserzeit waren viele Deutsche nach Italien gekommen, hatten dort ihren bleibenden Aufenthalt gewählt, und halbitalienisirt dem nordischen Herrscher zum tüchtigen Anhalt gereicht; manches erlauchte Geschlecht, früh historisch bekannt in Toscana, in Lombardien, in Romagna, verdankt deutschen Ahnen

ſeinen Urſprung, und verrieth durch natürlichen Zwieſpalt die Doppelheit ſeiner Beziehungen, als die Vereinigung der normanniſchen mit der lombardiſchen Krone gegen Ende der Regierung Friedrichs I. und die getheilte Nationalität in Italien ſelbſt geborener Hohenſtaufen die Anſiedelung der Nordländer und ihre Verſchwägerung mit italieniſchen Familien zur gewünſchten Folge hatte. Unter Kaiſer Friedrich II. war Rogers Vater, Reichard, nach Italien gekommen, aber welchen von den Gauen Deutſchlands wir als ſeine Heimath gelten laſſen ſollen, können wir nicht mit Beſtimmtheit ausſagen. Der Geſchlechtsname deſſelben, de Flore, Flor, möchte an eine Ueberſetzung ins Romaniſche oder an ein willkürlich erwähltes Wappenbild erinnern, hätten wir nicht Wahrſcheinlichkeit, ihn einem längſt ausgeſtorbenen ſchwäbiſchen Adelshauſe zuzuweiſen. Die angeſehenſten Vaſallen Frankens und des Herzogthums Schwaben pflegten ihren, zu Kaiſern erhobenen Lehnsherren als Hofdiener und Kriegsbeamte am bereitwilligſten über die Alpen zu folgen; der Name Aue, Ove iſt berühmt zur Glanzzeit des ſchwäbiſchen Stammes; ein Geſchlecht Blume kennen wir nicht; dagegen hat eine Familie Flur, unter der adligen Benennung von Flure, in Oberſchwaben noch im vierzehnten Jahrhunderte geblüht. So wenig Zuverläſſiges gelang uns über Rogers Ahnen zu ermitteln, von denen vielleicht noch ein Zweig früher nach dem Süden ſich gewandt, da wir beim Jahre 1277 einen Wilhelm von Flori als Vicegrafen König Hugos von Cypern in Akkon finden. Reicher als dieſe genealogiſche Ausbeute ſind die Mittel, Reichards von Flor amtliche Stellung und perſönliche Bedeutung zu ſchildern; er war Falkenmeiſter Kaiſer Friedrichs II. Der preiswürdige, hochgebildete Hohenſtaufe, innig mit

der Natur befreundet, beförderte zumal die Naturwiſſenſchaft und beobachtete mit dem Auge eines Meiſters die Thierwelt. Zeuge davon iſt ſein Werk „Ueber die Kunſt mit Vögeln zu jagen", welches neben einer ſehr ſcharfſinnigen Anweiſung zum Behandeln der Jagdvögel, zumal zur edlen Falkenjagd, eine zum Erſtaunen genaue Forſchung über die Natur der Vögel, über Lebensweiſe, Neſterbau, Zeugung, Jungenpflege, über ihre Krankheiten, die Heilmittel, über ihre Anatomie, den Mechanismus ihres Fluges, ihre Züge, ihre Vertheidigung u. ſ. w. enthält. Ein ähnliches wiſſenſchaftliches Buch über die Pferde verfaßte, nach des Kaiſers Anweiſung, ſein Stallmeiſter Jordanus Rufus, und dem Zwecke des Naturforſchers dienten die fremden, ſeltenen Thiere: Leoparden, Löwen, Tiger, Giraffen, welche theils Geſchenke morgenländiſcher Fürſten, theils theuer aufgekauft, in ſeinen ſchönen Thiergärten bei Gravina, Melfi, Melazzo und anderwärts unterhalten wurden. So veredelte ſich in Friedrich II. die Jagdluſt, welche ohne dieſen tieferen Sinn für Naturgeſchichte die Lieblingsneigung der Fürſten und des Adels war. Der erſte Frühling führte ihn zur Falkenbeize um Foggia, wohin ihn ſeine zahlreichen Jäger und Falken begleiteten, alle dieſe edlen Thiere hatten ihre beſonderen Namen; ſorgfältig pflegte der Herrſcher einer halben Welt aus der Ferne ſich nach ſeinen Lieblingen zu erkundigen. Aus dieſer vorwaltenden Neigung des Kaiſers mögen wir abnehmen, daß ſein Falkenmeiſter eine ehrenvolle, vertrauliche Stellung bekleidete, er den wiſſenſchaftlichen Eifer ſeines Gebieters gewiß theilte, und überhaupt zu den ausgezeichneteren Perſonen des anziehenden Hofſtaates gehörte. Weiteres können wir jedoch über Reichard nicht erforſchen, als daß der Kaiſer ihn mit der Tochter eines

reichen, adligen Bürgers in Brindiſi vermählte, und der ſtattlich begüterte Mann in der erſchütternden Tragödie der Hohenſtaufen ſeinen Tod fand. Denn als Konradino über die Alpen kam, mit dem heldenmüthigen Entſchluſſe, ſeiner Ahnen Erbſchaft mit dem Schwerdte wieder zu gewinnen, eilte Ritter Reichard zum Heerlager des kaiſerlichen Jünglings, und ward in der Schlacht bei Tagliacozzo am 23. Auguſt 1268, tapfer ſtreitend für die angeſtammte Herrſchaft, erſchlagen. Ein Jahr vorher hatte Reichards Gattin in Brindiſi einen Knaben geboren, der einen im normanniſch-ſchwäbiſchen Hauſe gefeierten Namen Roger (Rüdiger) erhielt; ein vier Jahre älterer Bruder erinnerte durch ſeinen Namen, Jakob, an die auf Aragon gerichteten Hoffnungen ſeines Geſchlechtes. Ueber die Wittwe und ihre Kinder kam das harte Geſchick, welches die Grauſamkeit des Siegers, Karls von Anjou, allen treuen Dienern, zumal den bewaffneten Anhängern ihres Kaiſerhauſes bereitete. Nicht allein die Häupter der Partei wurden wüthend verfolgt, verſtümmelt, hingerichtet, ſondern die fränkiſche Habſucht verhängte Gütereinziehung auch über Bürger und Bauern, welche ghibelliniſche Geſinnung nicht unterdrückt hatten. So verlor Reichards Wittwe die geſammte Habe ihres Mannes, und der Knabe wuchs in Armuth heran, ſchon früh den Haß nährend, welchen er als Mann gegen den franzöſiſchen Tyrannen ſeines Vaterlandes bethätigte. Nicht unbekannt mit ſeinem adligen Berufe, obgleich in verdunkeltem Stande, halb verwildert, gewöhnte Roger ſich, den Hafen der Heimath täglich zu beſuchen, deſſen getümmelvolles Leben zeitig die Bilder ritterlicher Abenteuer in ihm erweckte. Die Schiffe von Meſſina landeten in Brindiſi und auch die apuliſchen pflegten dort zu überwintern, um Pilgrimme oder Vor-

räthe an Oel, Wein, Käse und andern Lebensmitteln mit dem Frühjahr nach Akkon zu führen, da Brindisi der gelegenste Ort zur Ueberfahrt ins heilige Land war, die Gegend Ueberfluß an allen guten Dingen besaß. Als er acht Jahre alt war, traf es sich, daß ein dienender Bruder des Tempels Vassavll, aus Marseille gebürtig, ein tüchtiger Seemann, in Brindisi überwinterte, um sein Schiff kalfatern zu lassen und Ballast einzunehmen. Frische Jugendlust an der Fremde und an der Seefahrt erwarb dem Knaben, entscheidend für sein ganzes Leben, die väterliche Aufmerksamkeit dieses Templers; denn täglich, da die Wohnung seiner Mutter am Hafen lag, wie sich denn der bebaute Kay bis ans Meer zog, trieb er sein Spiel auf dem Fahrzeuge, erkletterte die Masten, wie ein Schiffsjunge, und gewann in dem Grade die Zuneigung des Fremden, daß er ihn wie seinen Sohn liebte, und am Ende der Wittwe versprach, den Roger zu einem wackern Templer zu machen, wenn sie ihn ihm vertraute. Die Mutter nahm mit Dank das Erbieten des erfahrenen Mannes an, und so segelte denn der kecke Knabe in die Welt aus, im Frühjahr 1276.

## Zweites Kapitel.

Zuſtand des chriſtlichen Morgenlandes. Die Templer in Akkon. Roger dienender Bruder 1288. Sultan Kalavuns Sohn belagert Akkon. Rogers Thaten und Flucht 1299. Die Templer auf Cypern.

Die frommen Bemühungen Pabſt Gregors X., Fürſten und Ritterſchaft des Abendlandes zu einem Kreuzzuge zur Rettung des Reſtes der chriſtlichen Beſitzungen in Syrien zu vereinigen, hatten des Erfolgs gänzlich verfehlt und nur Pilger oder einzelne fromme, abenteuerluſtige Streiter zogen noch dem Lande des Heils zu. Von den Eroberungen Gottfrieds von Bouillon und ſeiner Nachfolger, vom glorreichen Königreiche Jeruſalem und den fränkiſchen Fürſtenthümern, hatte der chriſtliche Muth nur einige feſte Küſtenplätze mit dem nächſten Weichbilde behauptet, und obenein herrſchte unter der entarteten, täglich mit gänzlichem Verderben bedrohten Bevölkerung gegenſeitiger Haß und tödtliches Miſstrauen, um ſo erklärlicher, als ſie aus den verſchiedenſten Elementen erwachſen war. Dem Könige Hugo von Cypern, aus dem Hauſe Luſignan, gelang zwar im Jahre 1272 ſein Recht an die heilige Krone von Jeruſalem und an die Lehnshoheit von Tyrus und Berytus gegen Karl von Anjou, der Sizilien und die byzantiniſche Herrſchaft gleichzeitig aufgeben mußte, wieder zu gewinnen; aber der heilloſe Zwiſt dauerte fort; jede europäiſche Macht, die durch eine Art von Coloniſation in Syrien vertreten wurde, die Republiken von Genua, Venedig, Piſa, ferner die drei geiſtlichen Ritterorden, die Templer, die Hoſpitalbrüder und die deutſchen Ritter, ſorg-

ten zunächſt nur für ſich, führten den Streit gegen die Ungläubigen im engſten Intereſſe fort, ſo daß dem Könige Heinrich von Cypern, als König von Jeruſalem im Jahre 1286 anerkannt, nur geringer Raum zu landesherrlicher Thätigkeit blieb und er den Aufenthalt auf der ſchönen Inſel vorzog.

Als im Abendlande noch immer von einem allgemeinen Kreuzzuge müßig die Rede ging, vergaß der Meiſter der Templer, Wilhelm von Beaujeu, den Zweck der Stiftung ſeiner Brüderſchaft, indem er i. J. 1282 vom 15. April an einen Waffenſtillſtand mit dem Sultan von Aegypten und Syrien, dem Mamelucken Malek al Manſur Abu'lfatah Kalavun auf zehn Jahre, zehn Monate, zehn Tage, zehn Stunden ſchloß, unter gegenſeitig ziemlich völkerrechtlichen Bedingungen, welche ſich jedoch nicht mit den Ideen des Ritterordens vertrugen; dieſem Waffenſtillſtande waren im Juni des folgenden Jahres die Städte des Königreichs Jeruſalem, Akkon, Sidon und Atslits mit ihren Landſchaften, ſo wie die Meiſter der übrigen Orden beigetreten, und hatten die ausführlichen Punkte deſſelben, obgleich ſie das Recht der Vertheidigung verkürzten, feierlichſt beſchworen. Konnten in ſo zahmer, friedlicher Stellung allein die ſyriſchen Chriſten ihr geringes Beſitzthum behaupten, ſo ſchalt doch das unthätige Abendland dieſe kluge Vorſicht eine unwürdige und hetzte um ſo leichter die einzelnen Geſellſchaften zur Verletzung des Vertrages, als die Natur jener Bedingungen zu vielfachen Beſchwerden Anlaß gab und Sultan Kalavun, ſonſt ſanft und gerecht bei aller kriegeriſchen Tüchtigkeit, es für das Beſte und Rühmlichſte halten mußte, die chriſtlichen Eindringlinge ganz zu vertreiben. So hatte der Sultan bereits im Jahre 1285 die Felſenburg Markab, den Hoſpitalbrüdern eigen.

erobert und die Chriſten mit angſtvoller Beſorgniß für die Zukunft erfüllt, als er den mit Antiochien und Tripolis geſchloſſenen Vertrag aufhob, Laodicea bezwang und ſich zur Belagerung von Tripolis anſchickte (1287), gelockt durch den Thronſtreit der Fürſtinnen Sibylla und Lucia. Unter ſo bangen Verhältniſſen gedachte die Ritterſchaft von Akkon und König Heinrich nicht des Waffenſtillſtandes, ſondern ſandten, wie die Piſaner, Genueſer, Hoſpitaliter und Templer, Schiffe und Mannſchaft der bedrängten Nachbarſtadt, die gleichwohl den Minengräbern und dem griechiſchen Feuer, nach dem tapferſten Widerſtande, am 27. April 1289 erlag. Da dieſe Trauerereigniſſe die endliche Erfüllung des Geſchicks der chriſtlichen Beſitzungen in Syrien klar verkündigten, beſchwor König Heinrich den Papſt Nicolaus IV und die Fürſten des Abendlandes angſtvoll um Hülfe, gewann zwar einige Verſtärkung für die Ritterſchaft in Akkon, während des verlängerten Waffenſtillſtandes; aber Lauheit bemächtigte ſich wiederum der Gemüther, indem der Sultan durch geſchloſſene Handelsverträge einzelne chriſtliche Mächte einſchläferte, bis ihm die Zeit zu einem grimmigen Anfall auf Akkon und Tyrus gekommen ſchien.

So waren die äußeren Verhältniſſe der chriſtlichen Welt zu dem Morgenlande, unerquicklicher Frieden, Unſicherheit und theilweiſer Kampf an den öſtlichen Küſten des Mittelmeeres, während der junge Roger ſeine Lehrjahre auf dem Schiffe Baſſanlls unter tauſend Gefahren beendete. In kurzer Zeit hatte er alle Geſchäfte des Seemanns ſo gründlich erlernt, daß er ſchon im funfzehnten Jahre als einer der tüchtigſten Schiffsführer galt; im zwanzigſten Jahre erweckte ſeine „theoretiſche Kenntniß des Seeweſens", ſeine Erfahrung und ſein unerſchrockener Muth ſolches

Vertrauen, daß Frère Bassanll ihm das Fahrzeug überließ und der Meister des Ordens, Wilhelm von Beaujeu, seinen Eifer und seine Geschicklichkeit belohnte, indem er ihm den Mantel gab und ihn zum dienenden Bruder machte, eine Stelle, welche der Ritterschaft gleich geachtet wurde. Roger, in ein Mittelverhältniß zwischen Mönchsritterthum und weltlichem Kriegsamte zu einer Zeit gestellt, als bereits die geistliche Brüderschaft an schweren inneren Gebrechen litt, gewann eine noch unabhängigere Stellung, indem der Orden ihm den Falken, das größte Schiff, welches damals die See befuhr, in Genua gekauft, anvertraute. Ueberall den Vortheil des Ordens und der Christenheit im Auge, kreuzte er mit dem Falken klug und tapfer in den griechischen und syrischen Meeren, erwarb Ruhm auch bei den Griechen, indem er den Fahrzeugen des Kaisers Andronikus II. auf seinen Begegnungen unzählige Dienste leistete, und erntete Geld und Gut in stattlichem Maaße durch Piratenbetriebsamkeit. Frère Roger, großmüthig wie keiner, „den man nur einem jungen König vergleichen konnte" sagt sein Geschichtsschreiber Ramon Muntaner, vertheilte seine Beute unter die notablen Ritter des Tempels und wußte sich viele gute Freunde zu erwerben. So stand der vier und zwanzigjährige Templer mit seinem Falken bereits in ehrenhaftester Geltung, als im Frühjahr 1291 die höchste Noth der Christenheit und des Ordens ihn nach Akkon zur Flotte der Brüder rief, weil mit dieser Stadt und dem Haupthause der Templer die Existenz der gesammten Brüderschaft bedroht war.

Eine unbesonnene Verletzung des Friedens beschleunigte nämlich den Verlust des heiligen Landes; sarazenische Männer, Weiber und Kinder waren von den zuchtlosen Söldnern des Papstes ermordet worden, und als die

Herren von Akkon die vom leidenſchaftlich erhitzten Sultan geforderte Auslieferung der Friedensbrecher verweigerten, rüſtete Sultan Kalavun das Aufgebot der Moslim, um in der Vernichtung der chriſtlichen Städte die Schmach ſeines Glaubens zu tilgen. Entſchloſſen harrten die Bürger von Akkon, die drei geiſtlichen Orden, — als Meiſter des deutſchen war eben Konrad von Feuchtwangen in einem zu Akkon, der Wiege der Geſellſchaft, gehaltenen Kapitel erwählt worden, — die Ritterſchaft des Königreichs Jeruſalem und Cyperns des Angriffs; die Meiſter entboten ihre tüchtigſten Brüder aus allen Landen und Meeren herzu, und Einheit ſo ſtattlicher Kräfte verſprach den ruhmvollſten Erfolg. Akkon oder Ptolemais galt damals als eine der ſchönſten Städte der Welt, und vereinigte als Mittelpunkt des Verkehrs zwiſchen Morgenland und den Abendländern das heitere Gepräge des aſiatiſchen Städteweſens in wunderbarer Mannigfaltigkeit mit dem finſteren Ernſte des fränkiſchen Bürgerthums und Feudalweſens. Häuſer von gehauenen Steinen, mit Glasfenſtern, bunt bemalt; Blumengärten auf den flachen Dächern; Springbrunnen zwiſchen den zinnenreichen Paläſten der chriſtlichen Herren, gothiſche Münſter, hochgethürmte Burgen der drei Orden, als Feſtungen für ſich beſtehend; in reinlichen, beſonderen, mit eiſernen Pforten geſchloſſenen Gaſſen die Kaufleute aus Venedig, Piſa, Genua, Florenz und den Städten des Oſtens in reichen Bazars angeſiedelt; überall Ueberfluß des Bedürfniſſes und der Mittel zur Befriedigung der Ueppigkeit; tägliche Abwechſelung der Kurzweil und der Augenweide, im Gewühle von Einheimiſchen und Fremden aus allen Ländern. Nicht allein zeichnete Pracht, Reichthum und Wohnlichkeit den Hauptort der chriſtlichen Macht aus, ſondern auch zweckmäßige Befeſtigung; wie

ein abgestumpftes Horn in die See gestreckt, wurde er am Gestade durch eine dicke Mauer, von der Landseite durch eine doppelte, mit doppelten Gräben, geschützt; an den Thoren erhoben sich, wie längs der Mauer, zahlreiche Wehrthürme, deren neuester von seiner frommen Erbauerin, der Gräfin von Blois, den Namen führte. Außer dem Königskastell, den festen Häusern der Templer, Hospitaliter, der Deutschen, den abgesperrten Gassen der Venetianer, Pisaner und Genueser im inneren Umkreise der Stadt, erhob sich noch dicht am Meere die gewaltige Tempelburg mit dem riesigen Thurme des Meisters, unfern dessen Grundmauern der Falke mit der Templerflotte vor Anker lag.

So konnte denn, bei der Aussicht auf Unterstützung des Abendlandes, die zwar von Ueppigkeit verwöhnte, doch tapfere Ritterschaft männlicher Hoffnung sich hingeben, als im April 1291 Malek al Aschraf, der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Sultans Kalavun, vor Akkon mit ungeheurem Heergeschleppe erschien; und Frère Roger hatte erwünschte Gelegenheit, sein Schiff zu verlassen und in blutigen Ausfällen seinen heidnischen Haß zu sättigen; aber bald brach Mißverständniß und Parteiung zwischen den Kämpfern für dieselbe Sache aus; Venetianer, Pisaner und die einheimischen Bürger widersetzten sich den Anordnungen der geistlichen Orden, und Johanniter und Templer verweigerten gemeinschaftlich mit einander zu kämpfen. Ja das Volk schalt den Meister Wilhelm einen Verräther, als derselbe mit dem Sultan, dem Gönner des Ordens, Unterhandlungen anknüpfte, während einzelne Ritter, unter ihnen Roger, in nächtlichen Ausfällen die Sarazenen „wie mit Sicheln fortmäheten" und von ihren Schiffen die Belagerer beschossen. Da jedoch diese kühnen

Thaten, ohne gemeinſamen Plan unternommen, des entſcheidenden Erfolgs entbehrten, ſank die Zuverſicht der Chriſten, als die Moslim, fanatiſch erhitzt, mit ungeheuern Maſchinen und durch Minengräber die Mauern niederwarfen, und zumal der „verfluchte Thurm" am nordöſtlichen, vorſpringenden Winkel der Stadt einſtürzte, an deſſen Erhaltung der Aberglaube das Beſtehen von Akkon knüpfte. Bereits retteten viele wohlhabende Bürger, aus Piſa, Genua und Venedig, ſich mit ihren Weibern, Kindern, Reliquien und ihrer beſten Habe auf die Schiffe und ſelbſt König Heinrich von Cypern, der bis dahin zur Eintracht ermahnt und wacker geſtritten hatte, verließ zur Nachtzeit (den 16. Mai) mit ſeiner Miliz und einigen Tauſenden angeſehener Bewohner den vom Verderben bedrohten Ort. Als am 16. Mai Al Aſchraf ſeine Schaaren über die zur Noth wieder hergeſtellten Mauerlücken zum Sturme trieb, ermannten ſich zwar die geiſtlichen Ritter wieder, da ſie mit Scham erkannten, daß ihnen nach dem Falle Akkons kein beſſeres Geſchick beſchieden ſei; und jagte der Marſchall der Hoſpitaliter die ſchon in die Thore gedrungenen zurück; auch am 17. behaupteten die Chriſten ſich noch mit dem Muthe der Verzweiflung, und nahmen, angefeuert durch die Rede des Patriarchen von Jeruſalem, in frommer Begeiſterung das Abendmahl, um ihr Leben in der Vertheidigung der Stadt zum Opfer zu bringen. Aber aller heldenmüthiger Widerſtand war am 18. Mai vergeblich; die mordentflammten Türken drangen überall ein, der Meiſter der Templer fiel, wie der Marſchall der Hoſpitaliter, den Tod ſuchend, im heißen Gewühle, mit ihnen ihre Brüder bis auf wenige, die ſich gegen die Nacht in ihre feſten Ordenshäuſer retteten, und bald dort beſtürmt ſich zur Flucht auf die letzten Schiffe

anſchickten, als auch Meiſter Konrad von Feuchtwangen, ſeinen Brüdern den vergeblichen Kampf unterſagte. In dieſer entſetzlichen Nacht, als die Flammen in den Straßen des prächtigen Akkon aufloderten, und die Mordwuth der Moslim ſich ſättigte, die unglücklichen Bürger ſich in den ſchiffeloſen Hafen drängten, wählten die zehn übrig gebliebenen Templerbrüder in ihrer Burg, wohin einige Tauſende ſich geflüchtet hatten, den Monachus Gaudini zum Meiſter; unter ihnen mochte ſich Roger von Flor, deſſen Burg ja ſein kaſtellähnlicher Falke war, nicht mehr befinden: weil das Ordenshaus nicht mehr zu retten ſtand, raffte er mit kluger Entſchloſſenheit, beim Schiffbruch ſeines Ordens, von den Schätzen des Tempelhauſes zuſammen, ſo viel er bergen konnte, entzog eine nicht geringe Zahl von jammernden Frauen und Mädchen und viele Bürger dem ihrer unausbleiblich harrenden Looſe und ſchiffte mit einer ſo reichen Fracht ins Meer hinaus. In der Nacht, als die wollüſtige Gier der Sieger die geſchloſſene Kapitulation des Meiſters verletzte, folgte ihm Wilhelm von Beaujeu mit dem Reſte der Heiligthümer und dem Ordensſchatze; die anderen Meiſter hatten mit ihren Brüdern ſich ſchon geflüchtet; und die keine Mittel zur Flucht fanden, begruben ſich unter den Trümmern ihrer Thürme oder ſanken unter dem Würgeſchwerte der Moslim. So war das grauenvolle Ende des weltberühmten Ptolemais, dem die Flucht der letzten chriſtlichen Bewohner von der Küſte unmittelbar folgte. Tyrus ſtand ſchon am 18. Mai leer, gleich darauf Sidon, wohin die Templer geflüchtet waren; Tortoſa bot ihnen einen kurzen Halt, erſt auf Cypruns vermochten ſie wiederum ſich zu ſammeln und feſten Fuß zu faſſen. Am längſten behauptete ſich Atslits oder das Schloß der Pilger (Mont pèlegrin oder Chasteau pè-

legrin), wohin der kühne Roger ſeine ſchöne, dem Verderben entzogene Beute gerettet hatte; es wurde am 30. Juli 1291 verlaſſen, und Roger begann eine neue, viel beſcholtene Epoche ſeines Lebens.

Unterdeſſen nahm die wohlbelegene, fruchtbare Inſel Cypern die ſyriſche Bevölkerung, welche dem Morde oder der Sclaverei oder den Stürmen des Meeres entronnen war, auf, und, nicht ſicher dieſer Zuflucht vor dem grimmigen Mamelucken-Sultan, befeſtigten die Templer und Hoſpitaliter ſich in Limiſſo, bis Ueberfülle und Hader den König Heinrich veranlaßten, den Templern die wüſte Stelle zu überweiſen, wo ehemals das berühmte Arſinoe geſtanden hatte, und ſie an der Düne des Meeres Famagoſta d. h. „im Sande verſteckt“ als letztes Haupthaus ihrer, dem Verderben nicht durch das Schwert der Ungläubigen, ſondern durch die Habſucht und Tücke des allerchriſtlichſten Königs geweihten, Geſellſchaft erbauten. Das gute Verhältniß, welches gemeinſame Leiden zwiſchen dem König von Cypern und den Templern zeitweis hervorgerufen, ſchwand jedoch bald. Heinrich unterſagte den erwerbthätigen Rittern den Ankauf liegender Gründe, weil er die Schmälerung ſeines engen Königreiches befürchtete: klagte über die Ausführung verbotener Waaren nach Alexandrien, belegte die Brüder mit einer Steuer; auf ihren Anruf miſchte Bonifaz VIII. im Jahre 1295 ſich in den Handel, befreite die Templer von Abgaben, erwirkte ihnen den Ankauf mäßiger Güter, indem er den Vortheil des Aufenthaltes der Ritter für die Sicherheit der Inſel heraushob und zur Einheit mahnte. Aber gedeihen konnte der gealterte Baum nicht, in fremden Boden verpflanzt, obgleich ein Mann wie Jacob von Molay ihn pflegte. Die deutſchen Ritter hatten dagegen das Erbieten des Kö-

nigs, ihnen, deren Schutz er bedurfte, Land und Veſten zu ſchenken abgelehnt; den Kampf gegen die heidniſchen Preußen im Auge, verlegten ſie ihr Hauptthaus nach Venedig, ſo wie die Hoſpitaliter im Jahre 1310 die Inſel Rhodus zum glanzvollen Haltpunkt ritterlicher Waffen im Orient erkoren.

## Drittes Kapitel.

Roger verläßt den Orden; wird geächteter Seeräuber, entflieht der Strafe des Meiſters und des Papſtes und geht nach Sicilien im Jahre 1300. Robert von Neapel lehnt ſeine Dienſte ab. Glückliche Waffenthaten des Vice-Admirals Roger für Friedrich von Sicilien 1291 — 1301.

Die letzten Ereigniſſe in Syrien und auf Cypern hatten vollends die Verfaſſung der Templer, ihre ſchon früher lockere Zucht gelöſt; der entſetzliche Untergang derſelben bereitete in allerlei ſittlicher und geiſtiger Verirrung ſich vor, und manche Brüder, des zweckloſen, mönchiſchen Verbandes überdrüſſig, emancipirten ſich freiwillig oder zerſtreuten ſich in alle Welt. In der Zahl der Ritterbrüder, welche den geiſtlichen Zwang unbefangen abwarfen, und ſo wahrſcheinlich ihrem Verderben durch Papſt und König entgingen, war der keckſte und berühmteſte unter Roger; unter der ſchönen Beute, welche der vier und zwanzigjährige Templer auf ſeinem Falken barg, befand ſich auch eine junge Damoiſelle, aus Cypern gebürtig, Namens Eſchive, deren vornehmes Geſchlecht wir nicht ermitteln konnen. Verwaiſt durch den Tod ihrer Verwandten, welche den Fall von Ptolemais nicht überlebt hatten, vereinigte die ſchöne Cypriotin in ſo drangvoller Zeit ihr Geſchick mit dem ihres jugendmuthigen Retters, welcher das Ge-

lübde ſeines Standes um ſo eher vergaß, da die Verbrüderung geſprengt ſchien, ihm kluge Verwendung des geborgenen, herrenloſen Gutes und ſeines Gewinns an die Ordensgebietiger Nachſicht erwarb und auch ſeine fernere Thätigkeit dem Orden und der Chriſtenheit Früchte bot. Mit dem Reſte ſeiner in Akkon erlangten Schätze verſchaffte er ſich zu ſeinem Falken noch einige leichte Fahrzeuge, ſammelte entſchloſſene Abenteurer, Pullanen *), Franken, von denen die Meere wimmelten, um ſich, und begann unter der Flagge des Ordens, ſeine Damoiſelle mit ſich führend, oder ihr, wie Byrons Corſar, einen romantiſchen Verſteck bereitend, die verwegenſten Piratenfahrten, welche ihn den türkiſchen Schiffen, zumal den Osmanen, die ſchon die griechiſchen Inſeln heimſuchten, in kurzer Zeit furchtbar machten. Mit Ehren hörte vom kühnen Seefahrer Kaiſer Andronikus in Byzanz, deſſen Schiffe er ſchützte; mit ſeinem Ruhme wuchs der Reichthum, der, über die Ungläubigen erworben, vielleicht auch durch verbotenen Handel mit einzelnen türkiſchen Städten, noch für ritterlich und ehrenvoll galt, zumal Roger in dem offenen, kleinen Kriege zwiſchen Cyprus, dem byzantiniſchen Reiche, dem Königreiche Armenien, gegen den Mameluken-Sultan und die ſeldſchuckiſchen Emire Klein-Aſiens häufig Gelegenheit fand, mit ſeinem Geſchwader den chriſtlichen Streitern, wie den Schiffen Papſt Nicolaus IV. und Heinreichs von Cypern, Hülfe zuzuführen, die Küſte Syriens, Anatoliens und Aegyptens anzugreifen, bedrängte chriſtliche Häfen von augenblicklicher Noth zu befreien. So verfloſſen dem weltberufenen Templerpiraten mehrere, gewiß genußvolle und abenteuerreiche Jahre, als die er-

*) Pullanen, Name der chriſtlichen Bewohner des heiligen Landes.

ſchlaffende Begeiſterung der Chriſtenheit, welche den Kampf gegen die Ungläubigen ganz aufgab, eine ſo unabhängige Kriegsweiſe gefährlicher machte; Roger vielleicht auch heidniſches und fränkiſches Gut nicht gewiſſenhaft unterſchied, und deshalb Neider und Feinde ſeines Glücks ihn beim neuen Meiſter, dem wackeren, ſtrengen, aber unglücklichen Jakob von Molay, aus Beſançon in Burgund, beſchuldigten, er habe gegen die Regel des Ordens geſündigt, ſich durch eines Templers unwürdige Mittel bereichert, und aus dem Ordensſchatze zu Ptolemais unermeßlichen Raub zuſammengebracht. Meiſter Jakob, der mit einer Reform des Ordens ernſtlich umging, fand die Anklage gegründet, da Roger keck ſich auch über den Schein hinausſetzte; er ließ die Güter des Mannes, wo er ſich ihrer bemächtigen konnte, in Beſchlag nehmen, und gab Befehl, den abtrünnigen, ungehorſamen Bruder ſelbſt zu greifen. Roger war in den weſtlichen Theil des Mittelmeeres gewichen, wo eben der Krieg zwiſchen dem Aragoneſiſchen Friedrich von Sicilien und dem Anjou von Neapel heftiger entbrannte, und erfuhr im Hafen zu Marſeille die Gefahr, in welcher er ſchwebe, die um ſo höher ſtieg, als auch Papſt Bonifaz VIII. von dem Proceſſe gegen den hart Beſchuldigten Kunde nahm und ſeinen apoſtoliſchen Zorn mit der Strenge des Meiſters einigte. So bedenklichen Verhältniſſen in Marſeille, dem Sitze eines einflußreichen Ordensgebietigers, nicht trauend, takelte er ſein treues Fahrzeug, den Falken, im Hafen ab, und floh nach Genua, ſich von dem Schutze dortiger Freunde Sicherheit verſprechend. Eine ſo ungeheure Wendung des Glücks hatte dem Verfolgten von mühvoll und beſcholten erworbener Habe nur Eins gelaſſen, eine Tochter von etwa neun Jahren, Meliſende, welche ihm die Dame von Cypros geboren, die vielleicht mit ſei-

nen Gütern auf Cypern dem ſtrengen Meiſter Jaques verfallen war, weil ihrer nicht weiter erwähnt wird.

Eben war das berühmte Jubeljahr 1300 angebrochen, zu welchem Bonifaz VIII., damals auf der ſchwindelnden Höhe hierarchiſcher Macht, alle gehorſamen Söhne der Kirche nach Rom eingeladen hatte, und eine halbe Welt nach der heiligen Stadt pilgerte; das Jahr, in welchem der tiefſinnigſte Dichter, Dante, ſeine Reiſe durch die dreifache Schattenwelt unternahm; in welchem zu Piſtoja der Streit der Neri und Bianchi ſich entzündete, und die faſt verſchollenen Parteinamen Welf und Ghibellin wieder eine furchtbare, lebenskräftige Bedeutung gewannen; als Roger, der ſo hart Bedrängte, in derjenigen italieniſchen Stadt erſchien, die allein ihm Zuflucht gewähren konnte. Denn ausdrücklich hatte die päpſtliche Einladung die Genueſen, welche kurz vorher den Kampf mit der Republik von San Marco glorreich beendet, von der Segensſpende des Jahres ausgeſchloſſen, weil die herrſchenden ghibelliniſchen Geſchlechter, die Doria und Spinola, um den Beſitz von Corſika und Sardinien bedroht, ſich nicht entblödeten, dem gebannten Friedrich von Sicilien, aus dem gottverhaßten Samen der Hohenſtaufen, offenen Beiſtand in der Auflehnung gegen den heiligen Stuhl zu leiſten. Gerade an die mit kirchlichen Strafen belegten Doria und Spinola, denen Roger im Seekriege gegen Venedig auf dem öſtlichen Meere Dienſte erwieſen, wandte ſich der abtrünnige Templer, dem, eines verbotenen Verkehrs mit den Ungläubigen beſchuldigt, die Gnadenthüren zu Rom gleich ausdrücklich verſperrt blieben. Deshalb mit offenen Armen von ſeinen Freunden, namentlich von Teſſin Doria, empfangen, erhielt der unruhige Mann ſo reichliche Geſchenke, daß er eine gute Galeere, die weiße Taube (Olivette), kau-

fen, bewaffnen und mit alten, ſo wie mit neuen Gefährten bemannen konnte. So unter verändertem Wimpel erſchien Roger im Sommer 1300, als päpſtliche Betriebſamkeit bereits mit Erfolg arbeitete, welfiſch und kirchlich geſinnte Geſchlechter, wie die Grimaldi, an das Ruder der Republik Genua zu bringen und mit dem gebannten Volke ſich zu verſöhnen, auf einem neuen Schauplatz ſeiner Thaten, in den ſicilianiſchen Gewäſſern. Welche Partei der vom heiligen Stuhle Geächtete, ein Ghibelline von Geburt, ergreifen ſollte, konnte nicht zweifelhaft ſein.

Im vierten Jahre kämpfte mit wechſelndem Erfolg unter dem ſchwäbiſchen Adlerbanner Friedrich von Sicilien, ein Enkel Manfreds, als Sohn der Konſtanze und Peters von Aragonien, welchem Konradin auf der Blutbühne zu Neapel das Erbe der Hohenſtaufen vermacht hatte. Verlaſſen von ſeinem Bruder Don Jayme von Aragonien, in dem Bann der Kirche, welche allen Mittelreichthum aufbot, um das Haus Anjou auf dem Thron beider Sicilien zu befeſtigen, hatte Friedrich, jung, ritterlich, großmüthig, Weiberfreund, wie alle ſpäteren Hohenſtaufen, ſich dennoch auf ſeiner Inſel und in Kalabrien behauptet, und in einem Kriege, welcher auf beiden Seiten ein populärer, aus welthiſtoriſchen Gegenſätzen entſtandener genannt werden konnte, dem Gegner, Karl II von Neapel, die empfindlichſten Verluſte beigebracht, geſtützt durch den Haß der Sicilianer gegen franzöſiſche Herrſchaft und auf die berühmten Söldnerſchaaren, welche Kataloniens und Aragoniens Jugend ihm zuführte. Dieſe Streiter, welche wir bald näher ins Auge faſſen werden, belebte ein chriſtlicher Rittergeiſt, durch den Kampf gegen die Mauren Jahrhunderte hindurch genährt; ſie dürſteten Rache zu nehmen an den Franzoſen, den Mördern des

Knaben Konradin, und dieſem zum Sühnopfer waren, in faſt poetiſchen Schlachtenturnieren, ſchon die namhafteſten franzöſiſchen Barone gefallen, wie die drei Chevaliers de la mort mit ihren dreihundert Reiſigen, welche ſich gelobt hatten, den Tod ihrer Brüder in der ſicilianiſchen Veſper zu rächen. Um das Jahr 1300 ſchien der Ehrenſtreit für Friedrich eine ſchlimme Wendung nehmen zu wollen; zwar bewahrte das Caſtell von Cefalu den Prinzen Philipp von Tarent, den jüngeren Sohn Karls II., als Gefangenen, ſeit dem 1. December 1299; hielten unberückt durch den päpſtlichen Zorn ſeine katalaniſchen Söldner, die Condottieren von Aragon, die Doria und Spinola, es noch mit dem mitleidenswerthen Inſelvolke; aber der große Admiral Roger di Loria, der Genoſſe des hochverdienten Johann von Procida, war der Sache des Vaterlandes abtrünnig geworden; Robert, Herzog von Kalabrien, der Erbe Karls II., hatte Katania und andere mächtige Städte durch Verrath in ſeine Gewalt gebracht und raſtlos arbeitete Bonifaz VIII., im Glauben, der ſicilianiſche Krieg verhindere allein die Wiedereroberung des heiligen Landes, Verwandte und Bundesgenoſſen dem verhaßten Friedrich zu entziehen und die halbe Chriſtenheit in Waffen über den Faro zu ſchiffen. Roger von Loria (Lauria, dell' Oria), zuweilen wegen des ähnlichen Namens und ähnlicher Thaten mit unſerm Roger de Flore verwechſelt, der berühmteſte Seeheld, aber eigenſinnig, maaßlos ſtolz, grauſam und jähzornig, und ganz anders im Kriegs- und Staatsleben, als ihn Meiſter Johann von Certalda in der romantiſchen Welt darſtellt, — wie gern leſen wir die rührende und anmuthige Novelle, welche Pampinea am fünften Abend von dem ſchönen Liebespaar, Giovanni, dem jüngeren von Procida und Reſti-

tuta Bolgaro vorträgt, welches Ruggieri dell' Oria vom Scheiterhaufen des verſchmäheten Liebhabers, des Königs Friedrich, durch die Mahnung an das Verdienſt des Meſſer Gian di Procida rettete — haßte jetzt grimmig den jungen, ſo liebenswürdigen König, von Karl II. und Bonifaz gewonnen; ſchlug die ſicilianiſche Flotte bei Ponza und ſchickte ſich an, Meſſina zu belagern, während der heilige Vater den Karl von Valois, Bruder König Philipps von Frankreich, als Haupt der Welfen nach Italien lockte und die Templer und Hoſpitaliter gegen den Gebannten zu vereinigen gedachte.

War nun Roger von Flor ſeiner innerſten Natur nach und durch die Verhältniſſe des Augenblicks der Partei Friedrichs zugetrieben, ſo vermochte ihn doch Klugheit und die Erwägung ſeiner perſönlichen Gefahr, erſt dem Herzog Robert von Kalabrien ſeine Dienſte anzutragen, um die zürnende Kirche zu verſöhnen. Deshalb ſegelte er mit der Olivetta nach Katania und bot dieſem ſeine Galeere und ſeine Perſon. Robert, als Gegner König Heinrichs von Lützelburg, ſpäter ſo klug in der Wahl ſeiner Diener, empfing den verrufenen Templer, wahrſcheinlich aus Furcht vor der Kirche, ſehr unfreundlich, ließ ihn ohne Antwort drei Tage harren, bis Roger, in ſeinem Stolze gekränkt, am vierten mit den Worten vor ihn trat: „Seigneur, ich ſehe, daß Euch mein Dienſt nicht anſteht, deshalb empfehle ich Euch Gott und ſuche mir einen anderen Herrn, dem mein Dienſt beſſer gefallen könne.“ Gleichgültig entlaſſen vom Anjou begab Roger mit demſelben Erbieten ſich zu Friedrich nach Meſſina und widmete dieſem, ehrenvoll und mit Güte aufgenommen, ſeinen glühenden Eifer, indem er dem Admiral Konrad Doria untergeordnet wurde. Gleich acht Tage nach der erſten Be-

gegnung mit Friedrich ſtach Roger in See, nahm an der Küſte von Apulien ein neapolitaniſches groſses Schiff mit Lebensmitteln und zehn Barken für Katania beſtimmt, verſorgte Syrakus, wo empfindliche Theurung herrſchte, das Schloſs Agoſta, Leutini und andere Beſatzungen, kaufte auf wohlfeilen Märkten Getreide, und gewann durch dieſe doppelte Betriebſamkeit, als Kaufmann und Raubſchiffer, ſo bedeutend, daſs er nicht allein den zerſtreuten Garniſonen Friedrichs den rückſtändigen Sold für mehrere Monate auszahlen, die Veſten mit Vorräthen verſorgen konnte, ſondern dem Könige ſelbſt noch 11000 Unzen zu Meſſina einhändigte. Mit vier andern Galeeren aus dem Arſenal von Meſſina ausgeſegelt, eroberte er wiederum an Apuliens Küſten mehrere groſse Fahrzeuge und unzählige Barken, und ſtellte Reggio, Meſſina und die ganze Umgegend vor Hungersnoth ſicher. Nach dieſen erſten erflecklichen Dienſten umgab der Templer ſich mit einer berittenen Kompagnie katalaniſcher und aragoniſcher Streiter, führte ſie dem Könige zu, und half überall durch freigebige Spenden den dürftigen Dienern, von denen, zumal Gu Berengar d'Entenza, ihm ſein bewegtes Leben hindurch die treuſte Freundſchaft bewahrte. Dankbar belohnte Friedrich die unermüdete Thätigkeit Rogers, indem er ihn zum Vice-Admiral erhob, ihn in ſeinen Rath aufnahm und ihm die Schlöſſer von Trip, Alicata, die Einkünfte von Malta ſchenkte! Läſtig wäre, alle Seeunternehmungen des unermüdlichen Mannes zu berichten; während ſeine Kompagnie beim Könige weilte, durchſchiffte ſein kleines Geſchwader die Gewäſſer vom Faro, von der Romagna bis zur Provence, bis nach Spanien und der Berberei; Freund und Feind muſste Geld oder Waaren geben; den Freunden händigte er für ihren Verluſt Schuld-

ſcheine, zahlbar nach dem Frieden, ein. den Feinden ließ er nichts als das Leben und ihre Schiffe, und kehrte dann ſchnell mit überreicher Beute nach Sicilien zurück, von allen Kriegsleuten, wie „der Meſſias von den Juden", erwartet. Aus weiter Ferne langte Roger noch grade zur rechten Zeit an, um einem herben Verluſte des Königreiches vorzubeugen. Roger von Loria und Robert von Kalabrien belagerten mit überlegener Macht gleichzeitig Reggio und Meſſina zu Lande und zu Waſſer, hatten ſich zwar einmal wieder zurückgezogen, als Don Blasco di Alagona mit muthigem Entſatzheer heran rückte, und jene ſelbſt die Aufforderung zum offenen Landtreffen ſchimpflich hingenommen, welche Rivert de Joſa, Bannerträger des Grafen Galleran durch einen Troubadour mit einer Romanze ihnen überbringen ließ; aber die Theuerung, welche wegen ſeit Jahren unbeſtellter Aecker, zumal auf der Nordoſtſeite herrſchte, brachte Meſſina, der ſorglichen Anſtalten Friedrichs ungeachtet, in die furchtbarſte Hungersnoth, da Robert und Roger von Loria jene engen Straßen mit ihrer Flotte abſperrten. So war im Sommer 1301 das Elend aufs Höchſte geſtiegen, und der König mit Angſt um ſeine leidenden Unterthanen erfüllt; er ſelbſt von den Doria, ſo wie von Genua verlaſſen, als Roger mit zehn Schiffen, die er in Sciacca mit Getreide beladen, in Syrakus einlief und zum Wagſtück, die feindliche Belagerungsflotte zu durchſegeln, günſtigen Wind erwartete. Kein Seemann vermaß ſich, beim Ungeſtüm der Witterung den Hafen von Syrakus zu verlaſſen; es wehete aufs Heftigſte aus Süden, bei welchem Winde zumal die Enge des Faro das ſichere Grab des Schiffenden iſt. Doch Roger ging in der Nacht unter Segel, erreichte den Eingang der Straße beim Frühroth und ſteuerte an

der Spitze ſeines Geſchwaders, wie durch ein Wunder, zwiſchen die brüllenden Scylla und Charybdis hinein, grade auf den Hafen zu, mit Segeln, welche die ſchäumenden Wellen berührten. Verwirrung und Entſetzen feſſelten die Mannſchaft der geankerten neapolitaniſchen Galeeren, ſie vergaßen, die Sperrketten zu ſpannen, und wohlbehalten landeten alle zehn reichbeladenen Fahrzeuge an den Kais der hungernden Stadt. Das war das Meiſterſtück Rogers von Brindiſi, das kein Seemann der Welt ihm nachmachen konnte. Sogleich ließ der Admiral das Getreide, die Salme zu dreißig Tarinen, um die Hälfte ſeiner Koſten, ausrufen, verſorgte Meſſina auf einige Zeit, zum bitteren Verdruße Roberts von Kalabrien, welcher Tags darauf die Blokade aufhob, voll Reue, einen ſolchen Mann verſchmäht zu haben. Um bei dem Elende des Krieges die Lage der Stadt zu erleichtern, geleitete Friedrich ſelbſt wehmüthig einen Theil des ärmeren Volkes in andere Gegenden und hatte bald darauf die Freude, daß Robert, müde des Kampfes und auf einen neuen Paladin des Hauſes harrend, ſich einen ſechsmonatlichen Waffenſtillſtand gefallen ließ.

Schon ein Jahr früher hatte Bonifaz VIII., den Krieg um Sicilens Krone zu enden, den Bruder König Philipps von Frankreich, Karl von Valois, wegen ſeiner Waffenthaten namhaft ſeit den flandriſchen Händeln, unter glänzenden Verheißungen nach Italien gelockt, ihn aber zuförderſt, geängſtigt durch den Sieg der Albi in Florenz und in Toskana, als Paciaro dorthin geſendet, ehe er als Streiter der heiligen Kirche gegen Aragon die byzantiniſche Kaiſerkrone ſich erwerbe, an die er, vermählt mit Katharina von Courtenay, der Enkelin Baldwins, des letzten lateiniſchen Kaiſers, nichtige Erbanſprüche erhob.

Durch argliſtige Unterſtützung der Neri war es dem unwürdigen Sproß des heiligen Ludwig gelungen, während des Winters 1301 — 1302 die Staatsgewalt von Florenz in die Hände von Schreckensmännern aus den Neri, entſchiedenen Guelfen, zu bringen; ſechs Hundert angeſehene Weiße *), unter ihnen Dante, ſchmachteten in der Verbannung, Rachepläne brütend, und, beladen mit dem Fluche von Tauſenden, machte der hochmüthige Valois im April 1302 über Anagni, den Wohnſitz des Papſtes, mit ſeinen franzöſiſchen Lanzen, reich unterſtützt mit kirchlichen Mitteln, ſich auf den Weg, um, vereinigt mit Robert von Kalabrien und Roger von Loria, auch im Süden den Ghibellinen den Nacken zu zertreten und dann, bereits mit der Kaiſerkrone geſchmückt, ins griechiſche Abenteuer zu ziehen.

König Friedrich verzagte auch bei dieſem Ungewitter nicht, als der neue Paladin mit 4000 Soldrittern des Papſtes in Termoli landete; obgleich auch von den Genueſen verlaſſen, welche ihr Erzbiſchof Porchetto Spinola mit dem heiligen Vater ausgeſöhnt und in ſo fromme Diener der Kirche umgewandelt, daß ſelbſt neun edle Frauen begeiſtert mit dem Erlös ihres Schmuckes eine Flotte ausrüſteten, ſogar in Perſon das Kreuz nahmen, um das heilige Land wieder zu erobern, wozu die Siege der Mongolen in Syrien vorübergehende Hoffnung zeigten. Se drohender Gefahr beſchloß Friedrich, der nie ſeinen Ahnen würdiger ſich erwies, durch beſonnene Kriegsführung mit ſeinen Katalanen, ohne Feldſchlacht zu begegnen; durch neckende Züge ſeiner ſchnellen Reiter erſchöpfte er die

*) Weiße (Albi), eine ghibelliniſche Partei, im Gegenſatz der Schwarzen (Neri).

schwere französische und neapolitanische Ritterschaft in kurzer Zeit so, daß Karl mit hungerndem Heere vergeblich das schwach befestigte Sciacca belagerte, und, wie die Gluth des sicilianischen Sommers verderbliche Krankheiten unter den Seinen ausbrütete, die Hand zu einem schimpflichen Frieden bot. Friedrich lag mit all seinen katalanischen Herren, unter ihnen Berengar d'Entenza und Roger von Flor im nahen Kalatabellota, mit Mühe die Muthigen zurückhaltend, daß sie nicht für Konradin an dem verhaßten, ihnen jetzt preisgegebenen Anjou Rache nähmen; als die Boten Karls zu ihm kamen, und den Großmüthigen zum Friedensgespräch aufforderten. Versöhnt begegneten sich die Männer auf offenem Felde, zwischen Sciacca und Kalatabellota, und verglichen am 19. August 1302 den zwanzigjährigen, blutigen Streit dahin, daß Karl von Neapel dem Aragonier den Besitz Siciliens lebenslang ließe, ihm seine dritte Tochter Leonor zum Weibe gäbe, gegen die Räumung der Eroberungen Friedrichs in Kalabrien und die Freilassung des Prinzen Philipp in Tarent, die Versöhnung der Sicilier mit der Kirche erwirke, und Friedrich endlich den Valois zur Besitznahme des griechischen Thrones mit Schiffen und Mannschaft unterstütze. Frohe Hoffnung und Freude ergriff bei so unerwartet glücklichem Ausgange die Sicilianer nach langem Elende; vertraulich verkehrten und schmausten die verwandten Fürsten, die so dauernder Haß getrennt hatte, mit einander; und kehrten, der Valois beschämt, Robert und Philipp das Beste hoffend, die Angreifer nach Neapel zurück. Willig nahm König Karl II. die Bedingungen des Friedens an, und selbst Bonifaz VIII., dessen Fehde mit König Philipp von Frankreich heftiger entbrannt war, ließ sich denselben mit einiger Verände-

rung, die mehr dem päpſtlichen Stolze ſchmeichelte, als wahren Vortheil brachte, im December 1302 gefallen. Vornehme Kirchenboten wurden abgeſendet, die Huldigung Friedrichs, des neuen Herrſchers von „Trinakrien“ zu empfangen, ihn und ſeine Unterthanen vom Fluche zu befreien; aber Karl von Valois wurde mit Verdruß der Täuſchung inne; denn als er, die Enkelin Kaiſer Balduins an der Hand, mit der Beihülfe Neapels, Siciliens und des Papſtes ausziehen ſollte, um Conſtantinopel zu erobern, rief der Krieg Englands gegen Frankreich, welchen Bonifaz entzündet hatte, ihn über die Alpen heim, und hinter dem verſpotteten Träumer vom Beſitz der höchſten Kronen erſcholl das Wort in Italien: „Meſſer Carlo kam als Friedensſtifter nach Toscana und ſtürzte es in Krieg; er ging zum Kriege nach Sicilien und ſchloß einen ſchmachvollen Frieden!“

Im Frühling des Jahres 1303 führte Prinz Johann von Achaja, der vierte Sohn Karls II., mit einem ſtattlichen Gefolge von Baronen die Braut nach Meſſina und unter kirchlichem Prunk und großem Zulaufe des Volks, welchem die Bevollmächtigten des heiligen Vaters die Befreiung vom Banne verkündigten, ward die Trauung des Urenkels Friedrichs II., den bis dahin nur der Tadel der Wolluſt getroffen, mit der Enkelin Karls I., in der Kirche Santa Maria Novella vollzogen, und nach menſchlichem Dafürhalten der Erbe der Hohenſtaufen und das Haus Anjou verſöhnt.

## Viertes Kapitel.

Roger, in Sorge um die Zukunft, faßt den Entſchluß, die aragoneſiſchen und katalaniſchen Söldner nach Konſtantinopel zu führen. Vertrag mit Kaiſer Andronikus Palaeologus. Roger, zum Megalos Dux (Megadux) erhoben, ſegelt mit dem Heere ab. Sommer 1303. Beſchaffenheit der „großen Geſellſchaft.“ Almogavaren.

Mitten unter den Feſten dieſes weltgeſchichtlichen Beilagers und dem Frohſinn der wieder aufathmenden Meſſineſer wanderte nur ein Mann mit ſchwerer Sorge beladen umher, unſer Roger de Flor, das Haupt der fremden Söldner im Dienſte des eben Vermählten. Die Heimath, welche er nach beinahe dreißigjährigem Umherirren endlich durch belobte Thaten erworben, ſchwankte ihm unter den Füßen; ſeines Bleibens durfte aus vielen Gründen in Sicilien nicht ſein, beſonders, da ſein Soldheer, mit der Kirche ausgeſöhnt, den Anforderungen des perſönlich durch den räuberiſchen Templer beleidigten Papſtes und den Geſuchen des Meiſters Jakob ſich nicht entziehen konnte, ohne ſich und ſein verarmtes Land in neue Gefahr zu ſtürzen. Durfte er dieſes Opfer der Großmuth, ſelbſt wenn der kluge König dazu bereit war, annehmen? So dachte Frère Roger denn bei ſich ſelbſt, wie Ex Ramon Muntaner, ſein vertrauter Schreiber und Stabsoffizier, wie wir ihn nennen würden, berichtet, der viele Jahre ſpäter auf ſeinem Schloſſe Xilnella bei Valencia, durch ein Traumgeſicht gemahnt, ein Buch über die wunderbaren Thaten, deren Zeuge und geheimſter Mitwiſſer er gewe-

ſen, zu verfaſſen beſchloß, „der arme Herr iſt verloren, ſo auch die Katalanen und Aragonier; er wird ihnen nichts geben können, und ſie hungrig und dürſtend, wie andere Menſchen, werden das Land verwüſten und einzeln verderben. Du mußt alſo, weil der König Dir hohe Ehre erwieſen, Dich bemühen, ihn von dieſem Haufen zu befreien und, ihm zu Frommen, dieſen zu Brot und Beſchäftigung verhelfen.“ Zu ſo großmüthigen Gedanken kam die Sorge für die eigene Sicherheit, weil der Meiſter und König Karl durch den ſelbſt erzürnten heiligen Vater ſeine Auslieferung verlangen mußten; zugleich das Bewußtſein der Kraft und reicher Mittel; denn auf ihn blickten alle jene unternehmungsluſtigen Söldnerhäuptlinge mit ihrem tapfern, unruhigen und armen Volke. Auch ſie hatten in zwanzigjährigem Kriegsleben, ſeit Peters von Aragonien Tagen, die Heimath verloren; Spanien nahm die Verwilderten, zum Theil mit Frauen in Italien und Sicilien Vermählten, nicht mehr auf, obenein, da Don Jayme ſie als Ungehorſame haßte; ſie gehörten zuſammen dem wechſelvollen Abenteuer. — Unter ſolchen Ueberlegungen, im Einverſtändniſſe mit Berengar d'Entenza, Berengar de Rocafort, Corberan d'Alet, Ferran Ximenes d'Arenos und den andern katalaniſchen und aragoneſiſchen Rittern, hatte der welterfahrene Roger, deſſen Blick den politiſchen Himmel des Morgenlandes, wie des Abendlandes umfaßte, alsbald den Schauplatz erſpäht, wo er mit ſeinen Streitgenoſſen am willkommenſten war, und wo im Kampfe, entweder gegen denſelben Feind, dem ſie bisher ſich gegenüber gereiht, oder gegen die Ungläubigen, reicher Lohn, ehrende Abenteuer, vielleicht fürſtlicher Beſitz für ihn ausſtanden. Kaiſer Andronikus Palaeologus, der Sohn Michaels, Wiederherſtellers des alterſchwachen Reiches,

ſaß zu Konſtantinopel, im Weſten angefeindet durch die römiſch-katholiſche Kirche, wegen ſeines Abfalls von der Vereinigung, und bedroht vom Gemahl der Enkelin Kaiſer Balduins; im Norden von den Bulgaren, im Oſten widerſtandslos angepackt durch die Osmanen, deren Emir, Osman, im engen Bezirk des mittleren Kleinaſiens ſich zerſtörend ankündigte, und von den türkiſchen Zehnfürſten von Kaſtemuni, Kermian, Menteſche und Karaman, in welche das ſeldſchuckiſche Reich von Rum ſich aufgelöſt. Jene Horden hatten eben dreißig Tagereiſen weit Anatolien mit Mord erfüllt, belagerten Philadelphia am Hermus in Lydien, näherten ſich bereits dem geſchonten Strich am Marmormeer, wie den Städten an der Weſtküſte und ſchreckten den ohnmächtigen Kaiſer in ſeinen goldenen Paläſten zu Konſtantinopel. Roger wußte, daß ſein Name dem Andronikus kein fremder ſei, ſeit den Tagen, als er den Falken führte, und war gewiß, daß ihn, den ruhmvollen Helfer Siciliens, der Palaeologe, der unter ſeinen feigen Unterthanen kein Heer aufbringen konnte, mit offnem Arm empfänge.

Voll des Entſchluſſes erbat ſich Roger in den Tagen der Hochzeit eine geheime Audienz vom Könige, berichtete ihm ſein Vorhaben, und fand den guten, armen Herrſcher, der ſchon in Sorgen ſtand, wie er, ohne Tadel der Undankbarkeit und ohne den gänzlichen Ruin ſeines Landes, jener hochverdienten Männer ſich entledigen konnte, natürlich bereit, zur Ausführung des glücklichen Planes die Mittel zu bieten. Unter der Hand mochte er ſchon wiſſen, daß durch den Papſt die Auslieferung des Templers betrieben ward, und doppelt mußte er ſich daher Glück wünſchen, daß der Ausweg aus zweifacher Noth gefunden ſei. Er kam mit Roger über die ſchleunige Sendung zweier Rit-

ter an Andronikus überein, versicherte seine Billigung aller Maßregeln und kehrte froh zum Gelage zurück, während, nach ehrerbietigem Handkusse, jener sich mit den Häuptlingen berieth, welche die Ausführung willig dem berühmtesten und reichsten aus ihrer Mitte anheimstellten. Schon anderen Tages trug eine schnell segelnde Galeere zwei vertraute Ritter als seine Bevollmächtigten über das Meer; aus dem Ton ihrer Anträge, welche Ex Ramon Muntaner verfaßte und niederschrieb, mögen wir abnehmen, wie falsch Georg Pachymeres, der gleichzeitige, vornehme Staatsbeamte am Hofe des Andronikus und dessen Geschichtsschreiber, berichtet: „Roger, vom Papste zur Strafe gefordert, habe vom König Friedrich den Befehl erhalten, sich aus seinem Staate zu entfernen, und in äußerster Bedrängniß sich mit demüthiger Bitte um Dienst an den Kaiser gewendet." So hohen Werthes war Roger sich bewußt, daß er für die Hülfe seines Arms und seines Heergefolges die Hand der schönen, sechszehnjährigen Prinzessin Maria, der Tochter Johanns III. Asans, Königs von Bulgarien, und Irenens, der Schwester des Kaisers (wie Muntaner sagt, die Nichte des Kaisers von Lantzaura) forderte; ferner die Würde des Megalos dux (Großheerführers, die vierte Würde des byzantinischen Hofkalenders nach dem Basileus), die Erlegung von einem viermonatlichen Solde für sein ganzes Heer zu Napoli di Malvasia (Monemvasia), vier Unzen monatlich für einen Ritter, und eine Unze für den Fußgänger, bei beliebiger Dienstzeit, begehrte. Wahrlich, ein Alarich, Gainas, ein Ricimer und Theoderich an der Spitze eines wandernden Volks von Gothen und Vandalen, konnte zur Zeit des großen Völkersturmes kaum übermüthigere Forderungen an Byzanz stellen, als Roger von Flor, der geächtete

frère servant des Tempels, als Condottiere einer bunt zuſammengeſetzten, bettelarmen Soldateſca von 4000 Mann. Aber er kannte die Griechen hinlänglich, überſchätzte nicht den Ruf ſeiner Thaten in Anatolien. Seine Ritter, mit ſchriftlicher und mündlicher Vollmacht zum Abſchluß der Heirath und des Vertrages verſehen, ſegelten eilig nach Konſtantinopel, und ihr Erbieten erfüllte den „Kor Andrinocho" (Kyr Andronikos) und ſeinen älteſten Sohn „Kor Miquel" (Kyr Michael), den Mitkaiſer mit hoher Freude, daß ſie, von vielfacher Noth bedrängt, ohne Schutz gegen Moslim und Chriſten, die Männer wie Boten des Himmels betrachteten, alle Bedingungen, auch die Verſchwägerung des lateiniſchen Fremdlings mit dem hochmüthigen Blute der Palaeologen, gut hießen, noch andere Verſprechungen ertheilten und zur eiligen Ueberfahrt in ſo ſtarker Anzahl als möglich antrieben. Auf ſeinem Schloſſe Alicata am Meere trafen die nach ſo befriedigender Sendung Heimkehrenden den weiland Tempelbruder und überreichten ihm das kaiſerliche Diplom, die goldene Bulle, unterzeichnet von beiden Kaiſern, nebſt den Inſignien ſeiner Würde, den Kommandoſtab, die bunte, hohe Mütze, das Skaramangium, die Fahne und das Siegel des Megadukats; händigten die beſtätigten Artikel, den Sold und die Aufnahme betreffend, ein, und begrüßten den mit der wunderlich ſteifen Tracht von Byzanz Geſchmückten, die in einem halben Jahrtauſend keine Mode erfahren hatte, mit ſeinem neuen Titel. Ungeſäumt eilte Roger zum gleichfalls hocherfreuten Könige nach Palermo, welcher ſchnell zehn Galeeren und zwei Barken aus ſeinem Arſenal ſegelfertig machen ließ, um die gefährlichen Gäſte ſobald als möglich los zu werden. Zu ſeinen acht eigenthümlichen Galeeren mußte der Oberfeldherr noch drei große Schiffe

und viele andere Fahrzeuge von den Genuesen miethen, da auf seinen Ruf „jeder tüchtige Fremde könne Theil nehmen am Zuge," die Hoffnung auf den Schatz von Konstantinopel so viele abenteuerliche Kriegsleute nach Messina lockte, obgleich Berengar von Rocafort und Berengar von Entenza mit ihren Haufen noch zurückblieben: der Erstere, weil er noch zwei Schlösser in Kalabrien besetzt hielt, die ihm als Unterpfand seines ausstehenden Soldes dienten, und deren Behauptung ihm sieben Jahre später das grauenvolle Ende Ruggieris von Pisa bereitete; der Andere, um später den Nachzug über Meer zu führen. Richtig ermaß der erste berühmte europäische Condottiere, wie Waldstein, der letzte, daß die kleinere Zahl verderben, die größere unter allen Umständen sich obenauf erhalten werde, und darum erschöpfte er seine Reichthümer, wie seinen und des Kaisers Credit, bei den Genuesen, die er zu einem Darlehn von 20,000 Dukaten vermochte, mit dem Versprechen, sie aus der kaiserlichen Kasse gleich bei der Ankunft in Konstantinopel zurückzuzahlen, um so viel Streitgenossen als möglich zusammen zu bringen. Willig steuerte der arme König Friedrich bei, und wenigstens waren es Mundvorräthe an Schiffsbrot, zehn Pfund Käse für jeden Einzelnen, gesalzenes Fleisch, Zwiebeln und dergleichen für einige Wochen, was die spanischen Krieger, manche nach zwanzigjährigem Dienste, aus Sicilien mit hinausnahmen. Dennoch schieden Alle mit ihren Weibern und Kindern zufrieden vom heimischen Gebieter, um in der Fremde reich zu werden. Auf sechs und dreißig großen und kleinen Fahrzeugen, unter den genannten Häuptlingen, gingen 1500 schwer gerüstete Reiter, mit Allem versehen bis auf die Pferde, an Bord; ferner 1000 so genannte Almogavaren, deren Bedeutung wir bald

näher kennen lernen werden, und etwa 1000 zur Bemannung der Fahrzeuge Gehörige, mit Weibern und Kindern, im Ganzen etwa 8000 Seelen. Nach der Abſchiedsmuſterung der Flotte vor dem Könige, unweit des Leuchtthurms, ging das wandernde Volk im hohen Sommer des Jahres 1303, froher Hoffnung voll, unter Segel, eben als dem frommen Abendlande das unerhörte Schauſpiel bereitet wurde, den heiligen Vater von einer Frevlerrotte gefangen zu ſehen.

Ein bunter zuſammengeſetztes Heergefolge konnte die damalige Welt nicht zeigen, als dasjenige, welches zu vieljährigem, das Geſchick ganzer Länder umgeſtaltenden Abenteuer gegen Oſten fuhr. Der größere Theil war national katalaniſch und aragoneſiſch; aber auch viele Sicilianer, Italiener, Pullanen, ja ſogar ſiciliſche und ſpaniſche Araber unter ihnen. Ein nachglühendes Intereſſe für den Ruhm ihres angeſtammten Königshauſes vereinigte Alle; weshalb auch ausdrücklich nach dem Vertrage die Banner von Aragon und Sicilien neben denen des Kaiſers von Byzanz und von Roger entfaltet wurden. In dem vornehmen, ſittlichen Koſtüm des herrſchenden Ritterthums geberdeten ſich die ſchwergewaffneten adligen Ritter; einen ächt romantiſchen chevalereſken Sinn, entſtanden ſeit den gothiſchen Tagen im Maurenkriege, hatten ſie zwanzig Jahre hindurch auf Sicilien und in Italien bethätigt; die Bluträcher Konradins, maßlos ſtolz auf ihre Geburt, betrachteten ſie, wie noch ſpäter in den Tagen des großen Kapitanos Gonſalvo, Schlachten als große Turniere. Erwache, Eiſen! und Aragon! erſcholl vor Anfang ihrer Treffen; Romanzenſänger begleiteten ſie, oftmals gebraucht, um den Gegner auf das gleichgemachte Feld zu locken, oder ſelbſt ihm den Vortheil des Terrains bietend. Von

glanzender Tapferkeit, aber auch von unersättlicher Geldgier, begehrten sie, daß die kommenden Geschlechter mit Staunen ihre Thaten vernähmen. So gefeierte Treue sie ihrem angestammten Königshause bewiesen, waren sie reizbar und leicht beleidigt, thrasonisch prahlend im fremden Dienste oft unzuverlässig, der Genußsucht ergeben. In der letzteren Eigenschaft lernten sie Italiens Fürsten und Burgerthum zur Zeit Kaiser Heinrichs VII. und Ludwigs von Baiern kennen, als nationale Waffenlust bei den Welschen erstarb; so war später Palmaño und Don Diego della Ratta, König Roberts Marschall in Florenz, jener Wüstling der Novelle Boccaccios, welcher um falsches Geld die Liebe der schönen Bischofsnichte genoß, und darauf von der witzigen Monna Nonna de' Pulci, sammt dem kupplerischen Prälaten, so empfindlich beschämt wurde (Giornat. VI. nov. 3).

In unterscheiden von dieser Ritterschaft ist das katalanische Fußvolk, die Almogavaren, deren räthselhafter Name die verschiedensten Deutungen veranlaßt hat. Ganz gewiß falsch ist die Ableitung von einem verdorbenen Volksnamen, Avaren, oder einem anderen, da sich im Arabischen ein Stammwort Al mogâwer oder Al mokhâber findet, welches einen versuchten, in das Gebiet der Feinde streifenden Soldaten bezeichnet, und als tapferer alter Soldat, „welcher gern von seinen Jugendthaten erzählt, als Neuigkeitsträger und Kundschafter", ins Spanische und Portugiesische aufgenommen ist. So wird im altkastilischen Gesetzbuch unter Almogavaren eine streifende Miliz verstanden; bei den Altspaniern heißt „auf Beute ausziehen" „nach Almogavarien gehen", und im Portugiesischen der Feldzug selbst noch Almogauria. Der Zustand des von den Mauren unterjochten gothischen Spaniens erklärt hin

länglich das Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung. Die romaniſirten Gothen, vor den Arabern in die unzugänglichſten Gebirge geflohen, brachen aus ihren faſt thieriſchen Schlupfwinkeln bei erwachtem Mannsmuthe hervor, hielten auf Räuberzügen in die fruchtbaren Ebenen ſich den Unterhalt für ihre Familien und begannen jenen ewig denkwürdigen Krieg, welcher nach faſt 800 Jahren den Islam aus der Halbinſel verdrängte. So hatten ſich in den Gebirgen Kataloniens, Aragoniens und Kaſtiliens ein verwegenes, abgehärtetes Volk gebildet, welches, als die Maurenkämpfe die Maſſe der Chriſten nicht mehr beſchäftigten, und das mauriſche Gebiet von Jahr zu Jahr enger wurde, ſeine Waffenluſt auch in die Fremde trug und unter dem einheimiſchen Namen Almogavaren als Fußvolk ſich um Siciliens Rettung von franzöſiſcher Herrſchaft hochverdient gemacht hatte. Treu ihrer rauhen Gebirgsſitte, oft Frauen und Kinder mit ſich führend aus der armen Heimath, kleideten ſie ſich in das Fell wilder Thiere; ein eiſernes Netz deckte den Kopf, ein kurzer Degen nebſt Knebelſpießen war ihre einzige Waffe. Dieſe verſtanden ſie aber mit unübertroffener Geſchicklichkeit zu handhaben; ſie durchbohrten in einem Wurf den gepanzerten Mann und ſtellten ſich unerſchrocken mit ihren Degen und Wurfſpießen ganz geharniſchten Rittern ſiegreich zum Einzelkampf gegenüber. Von ihrer Tapferkeit und ihrer Todesverachtung ſind die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber voll, wie ſie überhaupt das Wunderbarſte von der Charakterfeſtigkeit dieſer Naturſöhne berichten; wir werden ſie als unüberwundenes Fußvolk, als den Schrecken der Moslim kennen lernen. Zu ihren furchterregendſten Schlachtgebräuchen gehörte, daß ſie, den Feind in der Dunkelheit überfallend, auf den Ruf: Eiſen los! mit den

Spitzen der Lanzen und den Degen Funken schlagend an den Steinen, heranstürmten. „Was ist das!“ schrie bestürzt der Graf von Brienne, einer der Chevaliers de la mort, „haben wir mit Teufeln zu thun?“ als die Almogavaren in der Morgendämmerung unter sprühenden Funken herbei tobten! Die Almogavaren theilten die Vaterlandsliebe und die Verehrung gegen ihre Fürsten, den Stolz ihrer Abkunft mit den katalanischen Reisigen. Sie, die hartgewöhnten Hirten des Gebirgs, waren mit geringer Kost zufrieden, wenn es die Noth gebot; nachdem sie aber ein Mal die Genüsse des Orients gekostet, und die zum Preise ausstehenden Schätze der Romäer ihre Habsucht erweckt hatten, wurden sie das mitleidloseste, unersättlichste Raubgesindel, ungefügig dem Anführer, bluttrieſig, wie die Tataren, die heuschreckenartigen Verwüster blühender Landschaften, „Gottes und der Menschen Feinde.“

So war die Beschaffenheit des Heeres, welches, ohne Zweifel auch mit saracenischer und lateinischer Beimischung, unter dem neuen Megadux dem Morgenlande zusegelte; sie, die Armen, von dem reich verheißenen Lohn gelockt. Denn Andronikus hatte einen höheren Sold, als je Fremdlingen, versprochen: für je vier Monat vier Unzen Goldes den schwergerüsteten Reitern, zwei Unzen den leichten Pferden, eine Unze den Almogavaren, vier Unzen für den Befehlshaber der Ruderknechte, eine für den Matrosen, fünf und zwanzig Tarinen dem Armbrustschützen und zwanzig dem Steuermann. Außerdem war noch zwei Monate Sold dem, welcher heim zu kehren Lust hatte, zugesichert. Wie Alle ihre Weiber und Kinder mitnahmen, da sie keine Heimath kannten, als das Schiff, die Lagerstätte unter freiem Himmel oder wechselnde Herberge des Marschquartiers, wurde auch das selbstgewählte Oberhaupt

von dem Einen begleitet, woran die Bande des Blutes zärtlich ihn feſſelten, von Meliſenden, ſeiner ſchönen Tochter, welche der Mannbarkeit eben entgegenreifte und das Schloß von Alicata, unweit Gelas Zaubergefilden, willig verlaſſend, ihrem Vater zum wechſelvollen Geſchick in weite Ferne folgte. Mit günſtigem Winde gelangte die Flotte nach Napoli di Malvaſia, Monemvaſia von den Griechen wegen ſeines ſteilen Aufgangs am Felſen genannt, von wo aus ein Strateg im Namen der Palaeologen über Miſtra und die ſüdöſtliche Hälfte von Morea gebot, im ununterbrochenen Kampfe mit den franzöſiſchen Baronen und der Herrſchaft der drei Mal vermählten Tochter des Fürſten von Ville-Hardouin. Mit Lebensmitteln erfriſcht und zur Eile gemahnt, gingen ſie ſchnell wieder unter Segel und liefen im September 1303 in den weltberühmten Hafen des goldenen Horns ein. In denſelben Tagen erlag Bonifaz VIII. in der Kathedrale von Anagni der Frevlerrotte Sciarra Colonnas und Wilhelms von Nogaret.

## Fünftes Kapitel.

Zuſtand des byzantiniſchen Reichs um 1303. Andronikus II. Ankunft Rogers in Konſtantinopel. Heirath. Gefecht mit den Genueſen. Landung bei Cyzikus. Erſter Sieg gegen die Turken. Winterlager und Bedrückung der Romäer.

Wer vermöchte in wenigen Zügen ein treffendes Bild von dem Zuſtande zu entwerfen, in welchem der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das tauſend Jahre alte Reich, die Hauptſtadt und den neunzigſten Nachfolger

Conſtantins erblickte! Auf den Trümmern des monſtröſen lateiniſchen Kaiſerthums hatte Michael Palaeologus vierzig Jahre früher die griechiſch-redende Herrſchaft wieder neu gegründet, die Weltſtadt Byzanz aus dem Schutte nothdürftig hergeſtellt, die Landeseingeborenen um den rechtmäßigen Thron wieder verſammelt, und mit mannhafter Klugheit, als der Philopoemen der byzantiniſchen Zeiten, einem in ſich entarteten, mit Fremden zerſetzten Volkswesen einigen Beſtand unter Beibehaltung des altgeheiligten Schematismus, der Formen und des Koſtüms verliehen. Aber wie der erſte Palaeologe Verdienſtliches und kaum für möglich Erachtetes von Außen gethan, gefährdete er, indem er aus weltlicher Rückſicht das innerſte Eigenthum des maßloſen, ſtolzen, alle Andern als Barbaren verachtenden Volks angriff, ihre religiöſe Ueberzeugung, den einzigen Lebenspunkt, ihr geſammtes Nationalbewußtſein! Ungeachtet Michael die griechiſche Kirche der lateiniſchen ſelbſt mit Gewalt zu vereinigen ſuchte, ſtarb er gehaßt von dem größten Theil ſeiner Unterthanen, den Anhängern des Patriarchen Arſenius, im Banne des Papſtes, nachdem er ſeine Krone gegen Karl I. von Neapel nur durch die ſicilianiſche Veſper gerettet hatte, welches Ereigniß befreundete Bezüge zwiſchen Sicilien und Byzanz hervorbrachte. Das religiöſe Schisma, die uneinigen Volkszuſtände, ein an allen Grenzen gefährdetes Reich erbte der gutmüthige, ſchwache Andronikus II., klug genug für die Leitung eines mäßigen fürſtlichen Hausweſens und einer gutgearteten Familie; theologiſch gelehrt und wortreich beredſam, um eine Verſammlung von Kirchenvätern zu eröffnen und zu leiten; aber zaghaft, ohne Mannes kraft und Männerſtolz, ſtumm verzichtend auf großartige Regententhätigkeit. Dem Kaiſer glich ſein Volk in ſeinen

Schwächen, hatte aber ſeine Laſter voraus; tückiſch und argliſtig, herzlos gegen die Leiden der Mitbrüder, undankbar und betrügeriſch, bis zum Stumpfſinn bigott und abergläubiſch, bei aller hochmüthigen Prätenſion an erhabene Geiſtesbildung. So war das griechiſche Volk und das Reich, das ein unerforſchliches Geſchick zur Lehre für die Menſchheit vom ehrenvollen gänzlichen Untergange bis dahin errettet hatte, eine ſeit den Comnenen verknöcherte Mumie, welche farbig ausgeſchmückt, den Schein des Lebens erlog, und pomphaft über die alterthümliche, golden koſtümirte Bühne getragen wurde.

Im Weſten bedroht durch die Anſprüche des Titularkaiſers, durch den Fluch des römiſchen Stuhls, im Süden eingeengt durch unabhängige Deſpoten und die fränkiſchen Fürſtenthümer Livadiens und Moreas, ſah das von allen Waffen entblößte Reich ſich vom Morgen her durch die türkiſchen Zehnfürſten des Sultanats von Rum angegriffen, welche den ſüdlichen Theil Anatoliens von Armeniens Gebirgen, vom Meerbuſen von Megri bis zum Golf von Modania, theils thatſächlich beſaßen, theils räuberiſch durchſtreiften, die großen Städte jahrelang blokirt hielten, während die osmaniſchen Türken, ein kräftiges, zur Welteroberung beſtimmtes Volk, unter Emir Osman vom mittleren Lauf des Sangarius gegen Nordweſten heranſtürmten und in ihren verhängnißvollen Fortſchritten nur durch die Felſenſchlöſſer von Nicaea, Bruſa und Nicomedia aufgehalten wurden. So war das ehemals ſo berühmte Kleinaſien rettungslos den wildeſten Horden preis gegeben; romäiſche Herrſchaft, ohne Frucht für das weſtliche Reich jenſeit des Bosporus, behauptete ſich nur noch dem Namen nach in den großen Städten; die wehrloſe Menge der offenen Orte und des Landes, welche nicht

durch ein gütliches Uebereinkommen mit den Türken eine precaire Schonung erkauft, drängte ſich auf die weſtlichen Inſeln und auf die vorſpringenden, von Natur feſten Landzungen am Propontis zuſammen, um den Skamander, nachdem Michael, der Sohn und Mitkaiſer des Andronikus, mit ſeinen alaniſchen Söldnern, den Tataren von Nogai, das Feld ſchmachvoll geräumt hatte, und miſsmuthig, krank zu Pergae, unweit der Dardanellenſchlöſſer weilte. In Neu-Rom ſelbſt, durch die Fluthen des Meeres noch geſchützt, wiedererſtanden aus der Verödung, noch geſchmückt durch die ewigen Bauwerke Conſtantins und Juſtinians, ſtark bevölkert und im feſten Galata, jenſeit des goldenen Hornes, eine trotzige Gemeinde von Genueſern unter ihrem Podeſta hinter feſten Mauern verſchlieſſend; ſah der beklagenswerthe fromme Kaiſer, aus ſeinem Palaſte die gräſslichen Bilder des Elends in unmittelbarer Nähe; die Straßen der Weltſtadt angefüllt mit Tauſenden von flüchtigen Bewohnern Anatoliens, obdachlos unter freiem Himmel liegend, durch die herzloſen, eigenen Landsleute dem Hungertode preis gegeben; und böſen Seuchen allmählich zu Hunderten fallend. Selbſt ihre zunächſt jenſeit des Kanals belegenen Landhäuſer, wenn ſie ja noch ſtanden, durften die Bürger nicht zu betreten wagen; denn vom Ufer der Stadt aus, von den Söllern der Paläſte, konnte man die freche Türkenſchaaren erkennen, welche das jenſeitige Gebiet, die ſchönen Thäler, durchſtreiften, die Landſtraße mit Leichen bedeckten!

Bei ſo furchtbarer Höhe des Jammers, ſo kaum früher jemals erlebter Auflöſung, welche ſelbſt Pachymeres, der erbitterte Feind der Lateiner, zu ſchildern, bei all ſeinem Wortreichthum, verzagte, hatte man im Hafen die Flotte abgetakelt, hatten die Anhänger des Arſenius den

Bannfluch über Waffendienſt, wenn auch zur Rettung des Vaterlandes, ausgeſprochen und hofften durch abergläubiſche Uebung kirchlicher Cerimonien, durch theologiſche Streitreden im Kaiſerpalaſte den Feind des Reiches zurückzutreiben! Tröſtete doch die kaum glaubliche Kunde die feigen, thatunkräftigen Seelen, daß der vor 50 Jahren begrabene, ſtarke Kaiſer Joannes Ducas Vatatzes, im leuchtenden Ornate die Mauern von Magneſia am Hermus nächtlich beſchreitend, die Hut der Veſte für die unmännlichen Lebenden übernommen habe, und hoffte man auf den Beiſtand aus dem Grabe Geſtiegener oder unmittelbar der himmliſchen Heerſchaaren, als Andronikus die Abenteurergeſellſchaft aus Sicilien herbeirief.

Mit ehrlicher Freude empfing der Kaiſer, mit Bangigkeit und Neid der Hofadel, die lateiniſchen Streiter und bewunderte den ſtattlichen, im kräftigſten Mannesalter blühenden Abendländer, ſein kriegeriſches Antlitz, die Energie, mit welcher er ſtreng und mild ſeine trotzigen, verwilderten Haufen lenkte. Das Viertel der Blacharnen, am nordweſtlichen Ende der Stadt und des Hafens belegen, und vom gleichnamigen Palaſte, dem Lieblingsſchloß der Palaeologen, benannt, ward den Fremden angewieſen, und ihnen, mit der Verkürzung des Gehalts murrender Beamtenſchwärme, der verſprochene Sold gewiſſenhaft ausgezahlt. Ohne Zögern ließ Andronikus die Vermählung des durch ſeine Thaten gefürſteten Feldherrn mit ſeiner Nichte, der ſchönen, geiſtreichen Maria, prachtvoll vollziehen, ehrte andere Kapitane durch prunkende Titel und erfüllte die habſüchtigen Lateiner mit maßloſen Hoffnungen. Aber mitten unter den Feſten des Beilagers empfand Conſtantinopel die Vorahnung, weſſen es in Zukunft ſich zu verſehen habe. Mit ſcheelem Blick hatten die Genueſer in

Galata, im Genuß ausschließlicher Privilegien, die Ankunft der „großen Gesellschaft" gesehen und fürchteten um ihren lange behaupteten Einfluß. Gegenseitige Gereiztheit führte schnell zu Getümmel, ja zu einer blutigen Schlacht unter den Augen des Kaisers. Als Anlaß wird bald der Spott eines übermüthigen Bürgers von Galata über den bettelhaften Aufzug eines Almogavaren, bald die Forderung der Gläubiger von Genua, welche ihre Schuld vor dem Aufbruche Rogers nach Asien ungestüm betrieben und auf des Megadux Erwiederung, daß der Kaiser der Schuldner sei, nicht achteten, angegeben. Von Worten kam man zu den Waffen; ein verwegener Genueser, Rosso di Finar, stürmte mit der Fahne der Gemeinde auf das Viertel der Blacharnen; man kämpfte mit furchtbarer Erbitterung in den Gassen, und Stephan Mazulon, der Groß-Drungarius (Groß-Admiral), welchen der sorgliche Kaiser, die Zahlung selbst übernehmend, zur Schlichtung des Haders eilig herbeischickte, wurde mit seinem Pferde in Stücke gerissen. Den Almogavaren diente das Kloster des H. Cosmidius, der Palast der Blacharnen zum Rückhalt; die Genueser verbarrikadirten sich am Gestade des Hafens, ein Bollwerk rasch aufthürmend. Dazwischen tobte die offene Schlacht, indem weder Roger noch die Häuptlinge die Kämpfenden zurückhalten konnten, zumal ein leichtes Geschwader Reiter den Almogavaren und den Matrosen zu Hülfe eilte. Endlich sank Rosso di Finar mit seinem Panier; gegen 3000 Leichen bedeckten die Straßen; die Genueser flohen nach Galata, hinter ihnen drein, um die nördliche Einbiegung des goldenen Horns herum, die Almogavaren, voll Zerstörungswuth und Gier nach den dort aufgehäuften Schätzen und Kaufmannsgütern. Andronikus, der anfangs mit kaum unterdrückter Freude

die Niederlage der übermüthigen Italiener aus seinem Palaste geschaut hatte, erschrickt über diese Anstalten und ermahnt den Megadur mit ängstlichen Worten die Verwüstung von Galata zu verhindern, der dann, den Herzogsstab in der Hand, an der Spitze der Ritterschaft zu den Almogavaren sprengte und die tobenden Haufen gehorsam durch das Blachernenthor zurückführte.

Nach diesem Vorspiel entsetzlicher Gräuel war es die höchste Zeit, die Lateiner aus der Stadt zu entfernen; gleich darauf bestiegen sie die Schiffe und segelten über das Marmormeer, um Anatolien von der Geißel der Türken zu befreien, nachdem der vorsichtige Megadur es noch durchgesetzt hatte, daß Fernando d'Aones, vermählt mit einer Verwandten des kaiserlichen Hauses, den Oberbefehl der Flotte empfing, da er den mißgünstigen, ungetreuen Griechen eine so wichtige Stelle nicht anvertrauen durfte. Auf diese Weise der Uebereinstimmung der Seemacht mit dem Landheer versichert, so wie des Besitzes der Inseln, betraten die Lateiner, nach der Anordnung des Kaisers, den Boden Asiens, bei dem Vorgebirge Artaki, unfern dessen Cyzikus halb in Trümmern lag. Fast zwei Jahrtausende hatte der Blick der Welt auf dieser Stätte geruht, wo die Milesier in grauer Vorzeit eine Kolonie angesiedelt, berühmt durch ihre Größe, Gebäude, Häfen und Handelsmacht, wie Rhodus, Massilia und Karthago; durch ihr Schicksal in den Tagen Mithridats und Luculls, durch die Stürme der Gothen; geschmückt mit dem heiligsten Tempel der „großen Mutter" und dem colossalen Tempel des Jupiter, von Kaiser Hadrian erbaut; mit heiliger Scheu später selbst von den Osmanen betrachtet, weil Suleiman, Urchans Sohn, bei „kleinem Mondlichte" in das Meer herunterschauend, weissagende Stimmen ver-

nahm und er dort den Entſchluß faßte, Aſien und Europa durch die Herrſchaft der Osmanen zu verbinden. Die fruchtbare Halbinſel, auf ihrem ſchmalen Nacken durch eine Mauer vor der Verheerung der Türken geſchützt, hatte der Bevölkerung des Inlandes mit ihrer Habe zur Zuflucht gedient; der Anblick reicher Beſitzthümer mußte jene tapfern, rohen Männer, welche das feige Volk verachteten, mit Habgier erfüllen, ſobald der erſte glückliche Erfolg gegen die Türken ihr Siegerbewußtſein erhob. Roger erfahrend, daß Tags vor der Landung die Türken jene Mauer zu erſtürmen verſucht hatten, überfiel ſogleich am folgenden Morgen, mit ſeiner Fahne, den Bannern des Kaiſers und der Könige von Sicilien und Aragon, ausziehend, die an einem Fluſſe gelagerten Türken; mit ihm war Marules, der kaiſerliche Megas Archon, mit einem kleinen griechiſchen Heere, beſtehend überwiegend aus Alanen, das ſind nogaiſche Tataren aus der Gegend zwiſchen Dnieper und Don, deren Andronikus als Bundesgenoſſen ſich bediente. Mit Verzweiflung fochten die Türken, die auch ihre Weiber und Kinder in Todesnoth ſahen, gegen die urplötzlich wie aus der Erde geſtiegenen Lateiner, wurden aber, an der Zahl 5000, erſchlagen, und mit den gefangenen Weibern und Kindern, ſo wie köſtlicher Beute, kehrten die Chriſten von der leichenbedeckten Lagerſtätte nach der Mauer zurück. Die Kunde von den Erſtlingsthaten der Fremden brachten Galeeren, angefüllt mit ſchönen Sklaven und Sklavinnen und den koſtbarſten Stücken der Beute als Geſchenk für den Kaiſer und Rogers junge Gemahlin Maria, ſchon am achten Tage des Abzugs nach Konſtantinopel, zur ungeheuchelten Freude der kaiſerlichen Familie, mit Ausnahme des jüngeren Herrſchers Michael, der noch krank, mit ſeinem geſchlagenen Heere um Pergae

liegend, zugleich mit den Genueſern bittern Unmuth über den Sieg empfand, und mit verkehrtem, neidiſchem Sinne den Megadur nicht einmal der Aufnahme würdigte, als derſelbe herbei kam, um ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Entſchloſſen, zum Verfolg des Sieges ſogleich nach dem innern Anatolien aufzubrechen, ſah ſich Roger, am Anfang des Novembers durch die Strenge des Winters und die geſchwollenen Flüſſe abgehalten, und mußte Anſtalt treffen auf der ſchönen Halbinſel um Cyzikus zu überwintern, was zumal die Seinen, die karg erzogenen Hirtenſöhne des Gebirges, mit Freude thaten, und raſch an die Genüſſe des glücklichen Himmelsſtriches, an die ſchwelgeriſchſte Lebensart ſich gewöhnten. Zwar verſicherte Ramon Muntaner, Roger habe durch einen Ausſchuß von zwölf rechtlichen Männern, zur Hälfte Lateiner und Griechen, die Wohnungen der Einzelnen anweiſen, und einen billigen Preis für die reichlich gebotenen Lebensmittel jeder Gattung und die andern Bedürfniſſe beſtimmen laſſen, und das Geſetz aufgeſtellt, daß genau alle Lieferungen in Rechnung verzeichnet würden, damit bei Ende des Winters die Gäſte unter Aufſicht ihres Ausſchuſſes pünktlich von ihrem Solde bezahlten; allein die Natur der Wirthe und der Gäſte, ſo wie die unbeſchreiblichen Klagen der Griechen über die Bedrückung, die Frechheit und unmenſchliche Behandlung ihrer Einlieger, endlich das eigene Geſtändniß Rogers am Zahlungstermin geben den Beweis, daß Almogavaren wie Katalanen das Maß der Mißhandlungen bald gleich machten, welches die armen Griechen von den Ungläubigen erfahren hatten. Nach der Weiſe roher Eroberer, als Vorbild ihrer ſpäteren Landsleute im neu entdeckten Amerika, betrachteten ſie die Güter jener Wehrloſen als die ihrigen, und nicht gebunden durch

den Schutzvertrag ließen sie allein das Recht des Stärkeren gelten, mit unersättlicher Gier dem Bauch und noch schlimmeren Lüsten fröhnend. Laute Klagen über so unmenschliche Behandlung, noch übertrieben durch den Lügenmund der Griechen, kamen zeitig auch aus Pergae und den erweiterten Quartieren zu Ohren des milden Andronikus, welcher die Einkünfte seines zerrütteten Staates erschöpfte, um den schweren, bedungenen Sold aufzubringen und sich gegen den Jammer der Unterthanen verschloß, während der grollende Michael auf Pläne sann, die räuberischen Helfer zu verderben. Roger selbst, welcher seine Gemahlin mit ihrem Gefolge, unter dem wir Melisende, die Tochter der Eschive von Cyprus finden, in sein Winterlager eingeladen hatte, wohin auch die Prinzessin Irene, seine Schwiegermutter mit zweien ihrer Söhne gekommen war, feierte unter den Marmorruinen von Cyzikus fröhliche, ritterliche Feste und mußte die Untergebenen gewähren lassen, aus Besorgniß, daß die Treue der „großen Gesellschaft" wanke, wenn sie, beschränkt in ihrer Zügellosigkeit, den selbst gewählten Oberherrn allein im Vollgenuß der Ehre und der Güter sähe. So verstrich der Winter über dem unerträglichen Loose des Landstrichs von Cyzikus, während die Flotte des Megadux zwar die Insel Chios vor Besuch der Türken sicher stellte, aber die Inselgriechen nicht mindere Plage empfinden ließ. Unter diesen Verhältnissen war die Lage des Manuel, des Megas Archon, welcher über die Romäer und die Alanen in der Umgegend von Cyzikus gebot, besonders schwierig; vom Kaiser zu einem geschmeidigen Betragen gegen den Megadux verpflichtet, mußte er stummer Zeuge sein, wie die trotzigen Lateiner seine Kriegsleute beschimpften, überall beeinträchtigten, und hielt nur mit Mühe seine men-

teriſchen Tataren zurück an den Fremden Rache zu nehmen, die ihnen, wenn ſie ſelbſt bei einem Ausfalle auf die Türken zu ſpät gekommen waren, ſchmählich die gewonnene Beute raubten. Die Auflöſung in den Winterquartieren war ſo heillos, daß manche Lateiner ihren Raub auf Schiffe bargen und ſich heim begaben, wie ſchon Fernando Ximenes d'Arenos, vereinigt mit dem Megadux, früher gethan hatte. Um böſen Gerüchten in Perſon zu begegnen und den Sold einzufordern, ſchiffte Roger zu Anfang des März 1304 mit ſeinen Verwandten und Verſchwägerten nach Konſtantinopel, erlangte, von dem Andronikus mit Ehren empfangen, neue höchſt bedeutende Geldſummen, auch zur Löhnung der Tataren, verabredete den Entſatz des bedrängten Philadelphia in Lydien, und eilte, die Frau und die Schwäger am Hof zurücklaſſend, mit gefülltem Seckel nach Cyzikus zurück (15. März). Gleich nach ſeiner Ankunft erſchienen nun die Gäſte vor dem Seſſel des Megadux, welcher in den herrlichen Ruinen von Cyzikus unter einer breiten Ulme aufgeſtellt war, um mit ihren Wirthen abzurechnen. Unter ſo würdiger maleriſcher Umgebung fand ſich denn, daß die Lateiner außer den nicht in Rechnung geſtellten, erzwungenen Forderungen in vier Monaten den Sold von acht, ja oft von einem ganzen Jahre verzehrt hatten; gewiß im Innern ungehalten über die maßloſe Schwelgerei, mußte Roger dennoch gute Miene machen; die Freigebigkeit des Kaiſers hatte ihn, auf Koſten der griechiſchen Beamten, in den Stand geſetzt, nicht allein ſämmtliche Schulden zu tilgen, die Rechnungen zu verbrennen, ſondern auch noch vier Monate Sold voraus zu zahlen, was die ungeheure Summe von 100,000 Unzen Gold betrug. Nach den Berichten der Griechen ſollen bei dieſer Großmuth die Tata-

ren auf das Unbilligſte verkürzt worden ſein, ein Umſtand, der tragiſche Folgen nach ſich zog, wie denn auch die Strafloſigkeit der praſſenden Lateiner ihre Genußſucht und ihren Raubſinn mächtig ſteigerte. In banger Sorge, ob die ſo theuer bezahlten Helfer jetzt aus ihrem Winterlager zur Rettung Anatoliens aufbrächen, wachte Andronikus viele Nächte hindurch im Gebet mit dem Patriarchen und ſchickte ſeine Schweſter Irene, welche bei ihrem Schwiegerſohne viel galt, noch im März nach Cyzikus, um beim Beginn der guten Jahreszeit den Großherzog zum Aufbruch gegen Philadelphia zu treiben. Die einflußreiche Dame mahnte den Megadur nicht vergeblich; doch gab es erſt einen blutigen Handel zu beſchwichtigen, welcher zwiſchen den Almogavaren und Tataren ausgebrochen war. Die Letzteren, längſt ergrimmt über Zurückſetzung und Beſchimpfung, hatten beim Mahlen in einer Mühle mit den Lateinern Streit bekommen, nach der wilden Weiſe ihres Stammes mit Mord gedroht, worauf die Almogavaren die Quartiere zur Nachtzeit überfielen, einen großen Theil derſelben niedermachten und auch den Sohn des Anführers Georg (Gircon) erſchlugen. Mit Mühe behauptete Roger unter den Mordluſtigen ſein Anſehen und ſuchte den Vater des ermordeten Jünglings zu beſänftigen, der ſein Rachegefühl zum tragiſchen Ausgange verbarg.

## Sechstes Kapitel.

Aufbruch der Lateiner, Mai 1304. Entſatz von Philadelphia. Sieg über die Emire von Kerman, Menteſche. Ankunft Berengars von Rocafort bei Epheſus. Aufbruch des Heeres nach der eiſernen Pforte 1305. Empörung des Attaleota in Magneſia. Furcht des Kaiſers. Abrufung Rogers. Ankunft der Lateiner um Kallipolis. Spannung mit dem Hofe 1306. Argwohn der Genueſer. Aufnahme Berengars d'Entenza in den kaiſerlichen Dienſt als Megadux und deſſen Abfall. Weihnacht 1306.

Endlich ſetzte im Maimonat das Heer von Achiraeum ans ſich in Bewegung, 6000 Lateiner, etwa noch 1000 zurückgebliebene Tataren und einige Haufen Romäer unter Marules, geſammt unter Rogers Oberbefehl. Die ſtolze Zuverſicht des Feldherrn und die Schnelligkeit ſeiner Eroberungen rechtfertigte in vollem Maße die hohen Erwartungen des Kaiſers. Ohne Aufenthalt wurden die Gebirge Phrygiens überſtiegen, Germa unweit Ancyra bald erreicht, da die Emire der Türken, geſchreckt durch den Namen der Lateiner, überall zurückwichen. Roger, wähnend durch Härte die allgemein verderbten griechiſchen Befehlshaber und pflichtvergeſſenen Beamten zu beſſern, wandte ohne Rückſicht die ſchmählichſte Strafe des Abendlandes, den Strang, an und bahnte ſich, die Türken vor ſich herſcheuchend, den Weg auf Philadelphia (Allaſcheher) am Hermus, deren Bürger vom Feinde und von Hunger entſetzlich bedrängt nur durch den frommen Muth des Biſchofs Theoleptos aufrecht erhalten wurden. Ueberall hob das Erſcheinen der unbezwinglichen Lateiner den Nationalſinn der Griechen, welche ſich bis dahin, wie die

Tripolitaner, ſchmachvoll in die Gewaltherrſchaft der Ungläubigen gefügt; um Hülfe durch die Letzteren aufgefordert, gewährte ſie Roger willig, und drang nach Aulax vor, unweit Philadelphia, wo endlich der Emir von Kermian Aliſchir, Fürſt der ſchönen Landſchaft um Cotnaeum (Cutayeh) mit ſeinen Stammverwandten in offener Schlacht zu fechten beſchloß. Von Aufgang der Sonne bis gegen Abend wurde mit Kreuzfahrer-Wuth gekämpft, und nur 1000 türkiſche Reiter retteten ſich durch die Flucht, langſam verfolgt durch die Chriſten, denen die Fechtart jener, ihre Gewohnheit, Hinterhalt zu legen, Vorſicht empfahl. Der Ruf des Sieges und des Entſatzes von Philadelphia, welches an Umfang Rom damals gleich kam, drang durch ganz Vorderaſien; und es athmeten aus Jahrhundert langer Furcht die Völker auf. Schon hofften die Befreiten, daß die Grenzen des alten Römerreiches von Aſien wiedergewonnen wären, und ſelbſt in Rom und im Abendlande vernahm man verſöhnt die Thaten des Templers und dachte an die Eroberung des heiligen Landes. Nur vierzehn Tage weilte der Retter, mit kirchlichem Gepränge eingeholt, in Philadelphia, ohne Schonung für den Beutel der Befreiten; verſorgte die Stadt mit Lebensmitteln, beſetzte die Feſten der Umgegend und führte in weſtlicher Richtung über Nyſſa nach Magneſia am Hermus das Fußvolk, welches längſt die ärmliche Pelztracht mit Seide und Scharlach, dem Raube der Türken, vertauſcht hatte. In Magneſia zeigte ſich die Untreue der griechiſchen Beamten im grellſten Lichte; Attaleota, ein Stallmeiſter des Hofes, hatte in den Tagen der Gefahr eine von Konſtantinopel ganz unabhängige Stellung eingenommen, im offenen Trotze gegen den Statthalter der Provinz, vor welchem den mannhaften

Rebellen jetzt die Gunſt des Megadur ſchützte, da dieſer Feigheit und Verrath ſtrafbarer fand, als Untreue gegen den Herrn. Ungehalten über ſolche Parteilichkeit und über die Erpreſſungen Rogers, benutzte Noſtongus, der Groß-Hetaeriarch der Provinz, den Auftrag Rogers, unter ſicherer Begleitung den Kannaburins nach Konſtantinopel zu führen, welcher als Geheimſchreiber der Prinzeſſin Irene und Vertrauter Rogers am Hofe wichtige Dinge betreiben und zugleich die Gattin Maria nach Aſien führen ſollte; Noſtongus machte ſich ſelbſt nach der Hauptſtadt auf, um über den Megadur bittere Klagen zu erheben, und gelangte endlich, lange gehindert durch Rogers Freunde und Verwandte, zur Audienz. Aber ihm war auf dem Fuße ein niederer Beamter gefolgt, um gegen den Oberen beim Kaiſer Recht zu ſuchen, der vor voller Hofverſammlung ſich zu einem Gerichte herabließ, in einer langen Rede ſeine laut getadelte Freigebigkeit gegen den Retter Aſiens entſchuldigte, „der ja ſchon vor der Verleihung ſeines hohen Titels ein mächtiger und berühmter Herzog geweſen ſei", und zuletzt dem heftig geſcholtenen Schreiber unter ſeinen Augen das Haupthaar und den Bart bis auf die Haut zu ſcheeren befahl, den Noſtongus dagegen ſeines Amtes entſetzte.

Als unumſchränkter Gebieter fuhr Roger indeß in Aſien zu walten fort, gedachte zuerſt die Seeprovinzen ſicher zu ſtellen, ließ feige Beamte zu Kula henken, beſtrafte gleich ſchimpflich oder um Geldbußen andere Befehlshaber, welche Schutzverträge mit den Türken eingegangen waren, und ſchlug noch ein Mal den Emir von Kermian, welcher ſich nach Tripolis zurückgezogen, vereint mit dem von Menteſche, jedoch zu empfindlichem, perſönlichem Verluſt, bei Tira, dem alten Tyräa, in die Flucht.

Denn bereits hatte Corberan d'Alet, der Seneſchall des chriſtlichen Heeres, die Ungläubigen mit geringen Streitkräften in die Berge um Tira getrieben, als er auf unbeſonnener Verfolgung, in der Gluth der Mittagsſonne, obenein nach Ablegung des Eiſenhutes, mit einem Pfeil durch den Kopf tödtlich verwundet wurde. Tief betrübt war Roger über den Fall des bewährten Freundes, den er ſeiner Tochter als Gemahl beſtimmt und die Hochzeit mit der im Gefolge der Prinzeſſin weilenden Braut auf die Rückkehr nach Konſtantinopel feſtgeſetzt hatte. Ein prächtiges Grabmal in der Kirche, wo die Gebeine des Patrones der Ritterſchaft, Sanct Georgs, ruhten, barg den Leib des vornehmen Katalanen, nach deſſen Beſtattung der Trauernde ſich an die Küſte zog, wohin von Chios auch der Admiral mit ſeiner Flotte beſchieden war. Auf die Kunde von den Thaten der Lateiner und ihrem Lohne war auch Berengar von Rocafort, befriedigt in ſeinen Forderungen von König Karl II., mit einer Flotte, auf welcher 200 Ritter und 1000 Almogavaren ſich befanden, nach Konſtantinopel geſegelt, und traf, von Andronikus nach Chios gewieſen, zu Ania, dem Sammelplatz der Schiffe an der Küſte, mit dem Admiral zuſammen. Eingeholt durch Ramon Muntaner, welchen Roger zur Bewillkommnung des ſicilianiſchen Waffengefährten abgeordnet, langte Rocafort beim Megadur in Epheſus an, das, als angebliche Grabſtätte Johannes, des Theologen, die frommen Abendländer mit Ehrfurcht betraten. So begegneten ſich an geweihter Stätte, unter ſo verheißlichen Verhältniſſen, die alten Kampfgenoſſen zum Jubel des allmälig verminderten Heeres; Roger machte den Angekommenen zum Seneſchall an der Stelle Corberans, und verſprach ihm auch, deſſen ehemalige Braut, ſeine

Tochter, zur Gattin. Der Megadur konnte den Ritter Berengar, welcher ihm ſo ſtattliche Verſtärkung zuführte, mit Gold und Ehren überſchütten, da er in Philadelphia, in Epheſus, in Pyrgium durch ſtrenge Mittel große Reichthümer beigetrieben, und ſpäter ſelbſt zu Mitylene auf Lesbos einen vornehmen, verrätheriſcher Handlung verdächtigen Griechen vom Galgen nur um 1000 Goldſtücke losgegeben hatte.

So weilte den Winter über, nicht ohne ſiegreiche Kämpfe gegen ſtreifende Türken, Roger mit ſeinem ergänzten Heere an der Seeküſte, feſſelte, den reichſten Sold austheilend, die ſiegtrunkenen Abenteurer unauflöslich an ſein Banner, beſetzte die eroberten Städte und rüſtete ſich im Frühjahre 1305, nachdem er ſeine Schätze der Behütung des feſten Magneſia anvertraut hatte, Anatolien bis zum äußerſten Oſten, bis an die Pforte Klein-Armeniens und Ciliciens, zu durchziehen und dort die Hauptmacht der Türken zu vernichten. Mit der Kühnheit Alexanders, des Sohnes Philipps, als er in die fremde indiſche Welt hinabſtieg, leitete Roger ſeine Lateiner durch jene ungeheuren, nie durch chriſtliche Heere des Abendlandes betretenen Länderſtrecken; führerlos durch ſchneebedeckte Gebirge und Einöden, da in den Jahrhunderte langen Niederlagen der chriſtlichen Waffen ſelbſt die geographiſche Kunde von einſt wohlbekannten, griechiſch redenden, civiliſirten Ländern ſich verloren hatte. Begeiſtert folgten die Lateiner dem Banner ihres Megadur, und mit Staunen begrüßten jene ſeit Jahrhunderten geknechteten, von der Chriſtenheit faſt vergeſſenen Völker die Waffen der Kreuzfahrer. So gelangte man an das Taurusgebirge, welches Cilicien von Klein-Armenien trennt, und wo ein Felſenpaß, „das eiſerne Thor“ genannt, den Zugang zu

einer neuen Welt öffnete. In den wilden Schluchten harrten die aus ganz West-Anatolien aufgescheuchten Türken, auch die Karamanen, und stiegen am Tage der Jungfrau im August (15ten) gegen die Lateiner herab, welche mit Jubel den Feind erblickten. Die Almogavaren ließen, Funken aus dem Steine schlagend, ihr schreckliches: Eisen erwache! erschallen; an der Spitze der Ritterschaft stürmte Roger in den Feind, während Berengar von Rocafort das Fußvolk heranführte. Lange wurde mit wechselndem Erfolge gestritten, bis unter dem allgemeinen Schlachtruf Aragon, Aragon! die Lateiner den entscheidenden Angriff thaten und die Türken, mehr als 18,000 Todte und ihr reiches Lager zurücklassend, in das Gebirge flohen. Nachdem die Christen auf leichenbedeckten Gefilden jubelnder Siegesfreude acht Tage hindurch sich hingegeben, von harter Arbeit rastend, leitete Roger die Erfrischten an das eiserne Thor, verweilte hier drei Tage, gleichsam den Grenzstein ihrer Thaten befestigend, und kehrte, weil es an aller Kundschaft, selbst an Straßen in dem ganz unwirthbaren Lande, zumal in herbstlicher Jahreszeit, fehlte, und weiter vorzudringen zwecklos schien, zur Sicherung des Eroberten nach Westanatolien zurück.

Aber unterdessen die Lateiner an den Grenzen des alten Kaiserreiches die Trophäen des Kreuzes aufstellten, droheten die tückischen, betrüglichen Griechen ihren Vertheidigern die mit Recht und Unrecht erworbenen Güter zu rauben. Jener Stallmeister Attaleota, welchen Roger gegen die Anklage in Schutz genommen, vergalt die empfangene Wohlthat nach griechischer Weise. Lüstern nach den Schätzen, welche der Megadux in Magnesia seiner Obhut anvertraut, vermochte er die Bürger, welche, obgleich noch geschont, dieselben Erpressungen, wie die

Küſtenſtädte und Philadelphia beſorgten, ſeinem frechen Anſchlage beizutreten, und da die vom Heere geflüchteten Tataren ſich ihm obenein als rachſüchtige Diener boten, fiel er, um jeden Rückſchritt unmöglich zu machen, mörderiſch über die zurückgebliebenen Lateiner her, bemächtigte ſich alles Geldes, der Pferde und der Kriegsvorräthe des Oberfeldherrn, und erwartete hinter wohlbefeſtigten Mauern, zum Aeußerſten entſchloſſen, die Rückkehr des Beraubten. Alsbald erfuhr der langſam gegen Weſten ziehende Megadur die unüberbotene Treuloſigkeit, und mußte, ſtatt den im Innern noch hauſenden Feind aufzuſuchen, ſeine Zeit, die Kraft ſeines Heeres und den Aufwand des Krieges an die Beſtürmung der griechiſchen, chriſtlichen Stadt verſchwenden, obenein von den Zinnen und Thürmen herab noch verhöhnt wegen ſeiner Argloſigkeit. — Vergeblich erſchöpfte der Wuthentflammte alle Künſte ſeiner langjährigen Waffenerfahrung; das Bewußtſein des Verbrechens und die Furcht vor der Strafe der Lateiner machte die feigen Magneſioten zu heldenmüthigen Vertheidigern, und ſie ſpotteten, als Roger Verzeihung verhieß, wenn ſie das Geraubte auslieferten. Schwere Anklagen mußte der Betrogene hinnehmen; denn während er Monate lang vor der einheimiſchen Stadt lag, ſtreiften die Schwärme der Türken wieder über das kaum befreite Land, und bewirkten, daß Kaiſer Andronikus, von dieſem unerwarteten Drängen durch die Neider Rogers unterrichtet, und in der Furcht, die Lateiner möchten wie noch vor hundert Jahren in der Hauptſtadt, ſo jetzt in Magneſia, ſich als Herrſcher aufwerfen, eine Liſt erſann, um den gefährlichen Bundesgenoſſen von ſeiner Siegeslaufbahn wegzulocken, und deſſen Macht zu theilen. Bereits hatten mehrere Botſchafter den Führer der Latei-

ner abgemahnt von der Belagerung Magneſias; dieſer dagegen, entſchloſſen, ohne Züchtigung der Treuloſen nicht zu weichen, ſelbſt neue Aushebung unter den Griechen zu ſeinem Zwecke verwandt, als ein Brief des Andronikus mit dem Befehle anlangte: er ſolle, den anatoliſchen Feldzug aufgebend, ſo wie die Belagerung der ſtrafbaren Magneſioten, ungeſäumt mit den auserleſenſten Kriegsleuten nach dem Abendlande ſchiffen und um Adrianopel ſich mit den Truppen des Kaiſers Michael vereinigen, um die Provinzen am Haemus vor den Einfällen der Bulgaren zu ſchützen, unter denen ein Verwandter der Princeſſinnen Irene und Maria, Swiatislaw, der Herrſchaft ſich angemaßt. Krieg und Unruhen zogen ſich zwar ſein Jahren in jene Gegenden hin; aber damals war kein beſonderer Grund vorhanden, der Bulgaren wegen Anatolien von neuem preiszugeben, und der Vorwand: das Reich zu Lantzaura ſei in der Gewalt eines Thronräubers, ſchlau auf die Liebe Rogers zu ſeiner angeheiratheten Familie berechnet. Schwer fiel es dem ehrgeizigen Manne, die Beute und die Rache aufzugeben und abzulaſſen von ſeinen Eroberungen; jedoch entſchloß er ſich, nach gehaltenem Rathe, mit der geſammten großen Kompagnie, nicht mit getrennten Haufen, dem Kaiſer zu willfahren, was jedoch ſäumend geſchah, indem die Söldner vorher eine ungeheure Summe als rückſtändigen Sold forderten. Theils auf den Galeeren von Mitylene aus, welche die anatoliſche Beute bargen, theils die Küſten entlang, ſo daß Heer und Flotte ſich keinen Tag aus den Augen verloren, gelangten die Lateiner außer den wenigen zurückgebliebenen Beſatzungen, auf dem Heimwege die griechiſchen Städte nach Gewohnheit und mit Abſicht noch ſchonungsloſer behandelnd, im Herbſt des Jahres

1306 zur Enge der Dardanellen nach Lampſacus, der Stadt Kallipolis gegenüber, und begonnen ungeſäumt, ſo zahlreich ſie waren, überzuſetzen. Kaum erfreut über einen Gehorſam, welcher die gefahrvollſte Nähe des unbezwinglichen Haufens brachte und alle argliſtigen Pläne durchſchnitt, geſtattete Andronikus ihnen die fruchtbare, wohlbevölkerte Halbinſel von Kallipolis zu vorläufigem Standorte, wo die Lateiner zwar nach den eigenen Geſchichtsſchreibern mit den Einwohnern gleich billig verfuhren, als um Cyzikus, nach den Griechen dagegen ihre früheren Gewaltthätigkeiten noch vielfach überboten. Noch mehr als Andronikus erſchrak der feige Rathgeber, der Auguſtus Michael ſelbſt, welcher wohl mit einer geringeren Zahl Lateiner fertig zu werden hoffte, jetzt aber des Anmarſches des ganzen zürnenden Volkes gewärtig ſein mußte; in Angſt ſchrieb er ſeinem Vater: „Der Haß des einheimiſchen Heeres gegen die unverſchämten, lateiniſchen Verwüſter ſei ſo heftig geſteigert, daß entweder ein innerer Krieg als Folge der Vereinigung beider in einem Lager unvermeidlich eintreten, oder er von ſeinen Untergebenen verlaſſen werden würde.“ In ſo beſchämender Verlegenheit mußte der alte Kaiſer zur zweiten Lüge die Zuflucht nehmen: „durch das Erſcheinen der Abendländer allein ſei der Trotz des bulgariſchen Empörers gebrochen“, und verſuchen durch die mütterliche Gewalt der Princeſſin Irene und die Zärtlichkeit ihrer Tochter, welche nach Kallipolis eilten, den unzufriedenen Mann zu vermögen, daß er nur mit tauſend auserleſenen Lateinern zum Heere Michaels ſich begäbe, die Uebrigen dagegen theils nach Anatolien ſchickte, theils als überflüſſig entließe.“ Roger, die Hauptleute der großen Geſellſchaft, in denen die Gemeinſchaft hoher Erfolge das republikaniſche Princip

immer entſchiedener entwickelte, ermaßen die Gefahr der beabſichtigten Trennung, verwarfen dieſelbe und wurden feindſeliger geſinnt, als man ihnen eine geringere Soldzahlung ſendete. Während unter ſo bedenklichen Verhältniſſen 8000 Lateiner in dem bisher geſchonten Cherſones zu hauſen begannen und Roger an den Hof geeilt (Ende October 1306), dort, ehrenvoll empfangen, weilte, landete der berühmte Berengar von Entenza ungerufen, mit 200 Reitern und 1000 Almogavaren zu Kallipolis und meldete ſeine Ankunft ſogleich nach Konſtantinopel, wo den geſchworenen Waffenbruder der Megadur aufs Wärmſte dem bedrängten Kaiſer empfahl, den vornehmen katalaniſchen Baron für würdiger erachtete, das Amt des Megadur zu bekleiden, und der ehrenvollen Aufnahme der angetragenen treuen Dienſte eifrig das Wort ſprach, zugleich aber die ungeheuer hoch angelaufenen Soldreſte forderte. Andronikus peinliche Lage ſteigerte ſich mit jeder Stunde, indem er die Unmöglichkeit erkannte, die Forderung zu erfüllen und die zukünftige Gefahr ermaß, ſein erſchöpftes, wehrloſes Land durch immer neu herbeiſtrömende, trotzige Abenteurer überſchwemmen zu laſſen; dennoch aber faßte er einmal einen kaiſerlichen Muth, beklagte in voller Hofverſammlung ſich über die zudringliche Ankunft der Lateiner, über die Habgier, die Bedrückung derſelben, und lobte nur Philadelphias Befreiung, als einziges Verdienſt. Wirklich ſchien die wortreiche Rede der Majeſtät, vom Throne gehalten, die trotzigen Begleiter des Megadur etwas einzuſchüchtern, zumal ſie den Eifer der gehaßten Genueſer für das Kaiſerthum fürchten mußten. Im Abendlande ruhete die Hoffnung des oft getäuſchten Karl von Valois nicht, das byzantiniſche Reich durch Waffenmacht zu gewinnen und eifer-

tige Boten der Gemeinde von Genua verkündeten dem Andronikus: eine ſtarke Flotte werde zum Frühjahr gegen Konſtantinopel gerüſtet; im Einverſtändniß mit den Feinden des Reichs ſei Berengar von Entenza als Kundſchafter gekommen; Friedrichs Baſtardbruder ſchweife ſchon auf den Meeren umher; ſie, um deren Heil und Leben es ſich handele, ſeien bereit, den Kaiſer mit aller Macht zu unterſtützen, zunächſt die um Konſtantinopel vorhandenen Katalanen anzugreifen und ihre Flotte zu vernichten." Gedachte Andronikus der Dinge grade vor 100 Jahren, welche die Krone ſeinen Vorgängern geraubt, ſo wie der nahen Verbindung des Papſtes Clemens V mit Karl von Valois, ſo mußten ihm dieſe Vorzeichen höchſt bedenklich erſcheinen, und er für das kühne Werk ſeines geprieſenen Vaters Michael mit Recht fürchten; gleichwohl aber kannte er den Haß und den Neid der Genueſer gegen Roger, vertraute der verwandtſchaftlichen Liebe des ehrlichen Gatten Marias und wies, dankend für die Sorgfalt und den Eifer, den Argwohn der Genueſen als ungegründet zurück. Roger ſelbſt mäßigte ſeine Forderungen, verſprach die große Geſellſchaft zur gewünſchten Theilung zu vermögen, mit der größeren Zahl nach Anatolien zurückzukehren, verlangte aber um ſo dringender die Aufnahme ſeines lieben Waffenbruders Berengar. Nachdem auf ſeine Bitten kaiſerliche Geleitsſchreiben mit angehängter Goldbulle für jenen ausgefertigt waren, reiſte Roger, froh, dem Genoſſen eine ehrenvolle Aufnahme zu ſichern, mit der Anweiſung auf große Getreidelieferungen und mit einer bedeutenden Summe, freilich geringhaltiger, Goldſtücke, zu den Seinen zurück; während die Genueſer beunruhigt durch dieſe Ausgleichung die Gräben ihrer Stadt Galata tiefer machten, ihre ſchönen Häuſer mit

Zinnen verſahen und angſtvoll auf eine Belagerung ſich vorbereiteten.

Aber Berengar von Entenza, kundig der böſen Praktiken der Griechen, vertraute kaum dem kaiſerlichen Geleitsbriefe und den heiligſten Eidſchwüren ſeine perſönliche Sicherheit, und lief zögernd mit ſeinen Schiffen im Hafen von Konſtantinopel ein. Hier vor Anker liegend verlangte er, da ſchon die Wagen des Hofes zur Einführung in den Palaſt ſeiner harrten, den Sohn des Kaiſers ſelbſt als Geißel, und ſtieg erſt ans Land, als Andronikus, entrüſtet über das Mißtrauen, ihn mehrere Tage ohne Antwort ließ. Auch dann, als er mit Auszeichnung am Hofe empfangen war, kehrte er nach jeder Audienz — es war eine Wochen vor dem Weihnachtsfeſt — nächtlich auf ſein ſicheres Fahrzeug zurück. Endlich begütigt und gewonnen durch kaiſerliche Gnadengeſchenke an Kleidern, Geräthen und ausgeſuchten Gerichten für die Tafel, erklärte der katalaniſche Baron zur Huldigung und zum Treueid ſich bereit, um am höchſten Kirchenfeſte unter den Großwürdenträgern in den prächtigen Inſignien des Amtes dem Kaiſer ſich darzuſtellen. Nach einleitender Feierlichkeit wurde der ſtolze Lateiner öffentlich als Megadux begrüßt, empfing den Stab von Gold und Silber, die eigenthümlich farbigen Gewänder ſeiner Würde, das Scaramangium, ein unförmliches Kleid, an dem eine trichterförmige Kapuze befeſtigt war. So weilte denn Berengar mit ſeinen gleichfalls geehrten Genoſſen, das unbehagliche Schiff verlaſſend, einige Tage im Kloſter des heiligen Kosmidius, und hatte Zutritt zu den geheimen Sitzungen des kaiſerlichen Großraths. Aber eine neue Schwierigkeit trat ein, als nach ſummariſchem Treueide die einzelnen Punkte des Schwures feſtgeſtellt werden ſollten und aus Störrigkeit

oder aus vorſichtiger Treue Berengar ſich weigerte, ohne Ausnahme alle Freunde und Feinde des Kaiſers für die ſeinigen zu erklären, indem er auf den Vorbehalt ſeines alten Oberlehnsherrn, König Friedrichs von Sicilien, beſtand. Obgleich dieſe Ausnahme von neuem den Verdacht der Gemeinſchaft Berengars mit den feindlichen Abendländern beſtätigte, gab Andronikus doch nach, indem er aus des Mannes Gewiſſenhaftigkeit in der Haltung des früheren Eides eine hohe Meinung ſeines Pflichtgefühls im neuen Dienſte abnahm.

Während die Dinge am Hofe endlich eine ſo erfreuliche Wendung gewannen, war Roger vor ſeinem meuteriſchen Heer des Lebens kaum ſicher und lag über dem preisgegebenen Lande von Kallipolis die härteſte Geißel der zuchtloſen Fremden, die, miſtrauiſch über ihre reichbelohnten Obern, endlich eine eigene Botſchaft in ihrem Namen an den Kaiſer ſchickten, über das geringhaltige Gold ſich laut beſchwerten, dagegen die griechiſchen Unterthanen nicht ferner zu beläſtigen gelobten, falls man ihnen den gerechten Sold zahle. Auch die ſcheinbar unterwürfigen Abgeordneten gedachte Andronikus auf gleiche Weiſe einzuſchüchtern, als die Kapitane; er berief ſie vor die Verſammlung aller großen Reichsbeamten, unter denen auch der neue Megadur ſich befand, zählte die ungeheuren Summen auf, welche den Lateinern bisher entrichtet waren, und forderte das Gutachten der hohen Befehlshaber, zumal des Berengar, in Betreff der neuen Forderungen. Jener erſtaunte über den faſt unglaublichen Bericht, gab ſeine Zuſtimmung, daß der Kaiſer die Geſandten nur unter der Bedingung mit Zuſicherung einer geringeren Summen entlaſſe, daß ſie außer tauſend nach Anatolien überſetzten. Andronikus fügte noch hinzu, „daß

er nur aus Liebe für den Gatten seiner Nichte sich mit der Sorge für die Ungerufenen belade." Aber dennoch hatte die griechische Feinheit sich dies Mal häßlich verrechnet. Berengar vergleichend das, was man ihm und den Seinen gethan, und was jenen zugekommen, beschloß unerwartet sich gleich reichen Lohn zu ertrotzen, weil es so leicht schien; vernachlässigte, in Kosmidium sitzend, die tägliche Begrüßung des Kaisers, schiffte sich an den Blachernen ein und fuhr trotzig an den Pforten des kaiserlichen Palastes vorüber in die Rhede hinaus, jedoch die Zeichen seiner Würde und das goldene Tafelgeräth noch behaltend, in welchem ihm täglich Ehrengerichte geschickt waren. Andronikus erschrak über diese Sinnesänderung des so werth gehaltenen Mannes, und sandte hinter einander mehrere Diener ab, um ihn freundlich und dringend zur bevorstehenden Feier „der Lichter" (der Epiphani.) an den Hof zu laden. Statt der höflichen Erbietung Gehör zu geben, verspottete der rohe Lateiner die Zeichen der eben erlangten Würde auf die schimpflichste Weise, fuhr mit der Kapuze des Scaramangum wie mit einem Schöpfeimer ins Meer, und segelte nach dreitägiger, geräuschvoller Vorbereitung, die goldenen Gefäße zurücksendend, mit günstigem Winde vor den Augen des Kaisers, der sich gerade im oberen oder großen Schlosse, an der Spitze des heutigen Serai befand, zu seinen Landsleuten nach Kallipolis; zu Roger, der mit seiner Schwiegermutter, seiner Gattin und den Brüdern derselben dort sorgenvoll Hof hielt, indem das hadererfüllte Heer unumschränkt schaltete, die Stadt und den Hafen befestigte, so wie Vorräthe zu einem großen Unternehmen zusammen brachte.

## Siebentes Kapitel.

Andronikus bietet dem Roger die Caesaren-Würde und die Lehnsherrſchaft von Anatolien an; endliche Annahme und Entſchluß Rogers nach Anatolien zurück zu gehen. Rogers Ermordung zu Adrianopel Ende März 1307. Schickſal ſeiner Familie und Andeutung der Geſchichte der „großen Compagnie."

So ſah ſich der arme Kaiſer, nach ſo theuren Opfern, ſo langer Nachſicht und ſo überdachten Rathſchlägen, am Ende doch betrogen und ſelbſt von ſeinem geliebten Eidam bedroht, dem die Klugheit gebot, ſich nicht von dem erbitterten Heere zu trennen, und deſſen Ehrgeiz vielleicht auch verletzt war, daß ihm ſtatt der großmüthig abgetretenen Großherzogswürde nicht eine höhere zu Theil geworden. In gereizter Stimmung wies jener die Einladung des Hofes, die durch den Großarchonten Marules erging, ab, mit ſeiner Princeſſin zum Feſt der Lichter nach der Hauptſtadt zu kommen, ſo wie Irene ſich mit Krankheit entſchuldigte; unverhohlen berichtete er den Unmuth der Katalanen wegen der neulich erhaltenen abſchläglichen Antwort, ſeine eigene Gefahr, forderte ungeſtüm die Zahlung, weigerte ſich die geringere dargebotene Summe anzunehmen, ſo wie aus dem Winterquartiere nach dem hungernden Anatolien überzugehen.

Auf dieſe Antwort wuchs des Andronikus Verdacht, mit welchem ſein Sohn Michael, die Feinde Rogers am Hofe ihn ängſtigten, daß die Katalanen, zum Abfall bereit, mit dem Bruder Friedrichs von Sicilien gemeinſchaftliche Sache machten, und er, in vielfacher Noth, da Philadelphia, von neuem durch die Emire von Kermian

und Karaman eng belagert, nur durch die Lateiner gerettet werden konnte, beſchloß daher, durch ein unerhörtes Opfer jener Treue zu erkaufen. Er ließ dem Eidam melden, daß er nicht allein die Würde des Caeſar, die dritte im Hofkalender, ſeit langen Jahren außer Brauch, ihm übertrage, ſondern dem Titel auch eine, faſt der ſeinen gleiche, Gewalt verleihen wolle, indem er die Lehnsherrlichkeit über ganz Anatolien, mit Ausnahme weniger großen Städte, daran knüpfte, ſo daß der neue Caeſar unumſchränkt herrſche, den Landsleuten Lehn und Beſitz zutheilen, und außerdem noch, nach dem Uebergange 20,000 Goldſtücke, ſo wie 300.000 Maaß Getreide als Subſidien empfange, dagegen aber künftig für den Sold und den Unterhalt ſeiner Krieger ſelbſt ſorge. So hohes Erbieten, eine Theilung des Reichs, wie ſie in den Stürmen der Völkerwanderung ſelbſt den germaniſchen Heergefolgshäuptern nicht angetragen war, unterſtützte die Princeſſin, welche klug und freundlich waltend zwiſchen beiden ſtand; indeß wagte Roger, in ſeiner angſtvollen Stellung zu den erbitterten Abendländern, nicht daſſelbe anzunehmen, weil ſolche Würde, ſtatt ihm zum Schutz zu gereichen, den Unmuth der Katalanen noch ſteigerte. Nach längeren Unterhandlungen, als kein anderes Mittel dem Kaiſer ſich bot, die räuberiſche Schaar aus den Abendländern zu entfernen, vermittelte Kannaburius, der treue Miniſter Irenes und Marias, die gedachten Vergleichspunkte; beſchwor der fromme Kaiſer die gewiſſenhafte Haltung deſſelben beim Bilde der Gottesmutter, vom H. Lucas gemalt, und machte Theodorus Chumnus ſich nach Kallipolis auf, die Abzeichen der Caeſar-Würde mit der kaiſerlichen Goldbulle, 30,000 Goldſtücken und die Zuſicherung der Getreidelpende zu überbringen. War es der Neid des Griechen oder die

Furcht, Roger möge ihm wegen ſeines gehaßten Bruders, des Kanzelei-Vorſtehers und einflußreichen Rathgebers am Hofe, Leides zufügen, Theodorus wagte ſich nicht nach Kallipolis, ſondern bediente ſich des Kannaburius, um den Stand der Dinge im Lager der Lateiner erſt zu erforſchen. Kaum nach Branchialum gekommen, erfuhr Chumnus durch den Zwiſchenträger, der Aufruhr dauere im Lager Rogers fort und die Söldner würden ohne den Empfang ihres ausſtehenden Soldes dem Feldherrn die Annahme der Caeſarenwürde nicht geſtatten. In Sorge, jene möchten, ohne Erfüllung des Vertrages, ihm das Gold abnehmen, flüchtete Chumnus ſich in die Feſte Tzimpa, unfern Kallipolis, und kehrte dann, als keine günſtigere Nachricht aus dem lateiniſchen Lager einlief, unverrichteter Dinge nach Konſtantinopel zurück.

Unterdeſſen war es der natürlichen Beredſamkeit des älteren Megadur gelungen, in einer Verſammlung der Kapitane, auf offenem Felde vor Kallipolis gehalten, ſein Betragen zu rechtfertigen, indem er den Lauf ſeines ritterlichen Lebens erzählte, die Ränke der neidiſchen, untreuen Griechen aus einander ſetzte, und die bündigſte Verſicherung gab, daß er, nicht gelockt durch glanzvolle Erbietungen, bei jedem Wechſel des Geſchicks von ihnen unzertrennlich bleiben werde. So unzweideutig er ſeine Unzufriedenheit mit dem romäiſchen Hofe ausſprach, vergaß er dennoch nicht die Landsleute auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, welche ſie von Seiten des ſtreitbaren Heeres Michaels, des unverſöhnlichen Feindes des lateiniſchen Namens, bedrohe, welcher entſchloſſener, als ſein Vater und Mitanguſtus, gegen die eigenen Bundesgenoſſen eine anſehnlichere Macht zuſammen gezogen hatte, als er jemals den Türken gegenüber geführt. Durch ſo wohlberechnete

Mittel der Nachgiebigkeit der Seinen versichert, schrieb Roger, zehn Tage nach jener Anrede einen ehrfurchtsvollen Brief an den älteren Kaiser, entschuldigte seine durch die Umstände erzwungenen Ausfälle gegen die Majestät, schlug vor, den Schaden, welchen die unbezahlten Katalanen dem Lande zugefügt hatten, schätzen und von der Schuldforderung abziehen zu lassen, und verlangte für jetzt nur eine mäßige Abzahlung. Außerdem versicherte er ihn seiner unverbrüchlichen Treue und daß er nöthigenfalls auf 1000 auserlesene Männer rechnen könne, um die meuterische Menge in Zügel zu halten. Als funfzehn Tage darauf drei Abgeordnete der Katalanen dies erste Erbieten in ehrfurchtsvoller Form wiederholten, berief Andronikus, ermuthigt, wiederum die imponirende Versammlung seiner Würdenträger (9. März 1307), schalt keck auf das Verfahren, welches die ungerufenen Lateiner seit ihrer Ankunft sich hätten zu Schulden kommen lassen, wagte sogar, dürfen wir den Griechen glauben, sie an die Bettelhaftigkeit, in welcher die Hungrigen aus Sicilien kamen, zu erinnern, rühmte die Herrlichkeit seines Reiches, das zur Zeit nur, „weil die göttliche Zuchtruthe über den Sündigen liege," der fremden Streiter bedurft hätte, und gab sie vernünftiger Würdigung ihrer Lage heim, indem er auf die drohende Macht seines Sohnes hinwies. Nach der Abreise der Trotzigen befahl er zwar dem Angustus Michael seine Truppen zur Beobachtung der Lateiner beim Schlosse Apros zusammen zu ziehen, lenkte aber gleichwohl wieder ein, indem er den „lieben Eidam des kaiserlichen Hauses" als Caesar begrüßen ließ, und der Nichte die Anlegung des Caesaren-Schmuckes gestattete, um sie des Gemahls gewiß zu sein. Auf erneute Gehorsamserbietung empfing Roger, der arme, ehemalige Templer, am

19. März, dem Tage der Auferweckung des Lazarus, die Zeichen der hohen Würde und 33,000 Goldſtücke, wogegen er ſich ehrlichen Sinnes anheiſchig machte, nach Entlaſſung des überflüſſigen Theils ſeines Heeres, ſogleich nach Aſien überzuſetzen. So war Roger auf der Mittagshöhe ſeines Lebens angelangt, geſchmückt mit dem Titel, welchen der Julier zur Bezeichnung der höchſten weltlichen Herrlichkeit vererbt; Gebieter über Leben und Tod der Romäer, zur Herrſchaft über die ſchöne Halbſcheid des Kaiſerreiches beſtimmt, der er, durch die Hoheit ſeines Sinnes, durch ſeine Feldherrntugend, eine chriſtliche Bedeutung verleihen konnte, welche, gewiß zur welthiſtoriſchen Folge, eine Zeitlang dem Andringen der noch nicht herangebildeten Osmanenmacht Stillſtand geboten haben würde, ſo bald ſeine unbeſieglichen Abendländer Anatolien in chriſtliche Baronien umwandelten, und gegen die Angreifer einmüthig ſich behaupteten. Roger ſchrieb ſich nach altherkömmlichem Stile „Caeſar unſeres Reiches", prangte in einer blauen Tiara und in blauen Gewändern mit goldenen Säumen, zum Unterſchiede des rothen Hutes und der rothen Kleider des Auguſtus, deſſen reiche Pferdedecke nur der goldgeſtickte Adler auszeichnete; vermählt war er mit einer liebenswürdigen Princeſſin des palaeologiſchen Blutes; Irene mit ihren Söhnen weilte an ſeinem Hofe, während ſein Freund Berengar von Entenza die Würde des Megadur bekleidete, und ſeine vornehmſten Genoſſen gleichfalls hohe Ehren trugen. Aber aus ſo blendendem Mittagsglanze neigt ſich die Glücksſonne des Templers jählings zum Niedergange; des Caeſaren doppelte Stellung zum Auguſtus und zu den lateiniſchen Abenteurergefährten, denen beiden er ehrlich genügen wollte, zog das

Verderben auf ihn herab, zumal bei den boshaften Einflüsterungen des Kyr Michael.

Wie konnte der Caesar undankbar die Helfer seiner Größe, die ihrer Kraft so bewußten Katalanen, einem bösen Geschicke in der Fremde preisgeben, selbst wenn er Ansehen genug besaß, sie von sich zu entfernen? Was vermochte er Bleibendes auszurichten in seiner Caesar-Herrschaft mit dem schwächeren Theil, dessen Beibehaltung Neid und Furcht der Romäer ihm gestattete? Er begnügte sich daher, die Ueberzahl nach Cyzikus und Pergae, nach Lopadium zu vertheilen, duldete den Berengar in seiner Nähe, indem es dem Kaiser Andronikus, war er anders offenen Sinnes, klar sein mußte, daß ihm die Mittel fehlten, jene unbezahlt mit Gewalt von sich zu treiben. Aber durch solches Beginnen verstärkte er den lauernden Argwohn seiner Feinde, einmal den ganz ungegründeten des heimlichen Einverständnisses mit dem abendländischen Prätendenten; und dann der Nichterfüllung des angelobten Vertrages. Der Schritt, welcher den ersten italienischen Philhellenen dem Meuchelmorde entgegenführte, bezeugt so unzweideutig des Mannes trugloſe Sinnesart, sein unerschrockenes Bewußtsein und das großmüthige Vertrauen, welches er gegen eine Familie hegte, der er sich durch die innigsten Bande des Bluts und des Interesses verpflichtet erachtete, daß nur der Lügengeist romäischer Hofchronikanten, zwar klug genug die Wahrheit zu fassen, aber bemüht einer vorurtheilsvollen, prüfungslosen Menge die einfachsten Thatsachen zu verhüllen, es wagen konnte, daran zu zweifeln, superfein Verrath zu wittern und die Treue zu verlästern, um die abscheulichste Unthat zu bemänteln.

Der Caeſar, im Begriff ſelbſt mit dem Frühling nach Anatolien überzugehen, hatte ein wohl motivirtes Verlangen, ſeinen Verwandten, den Kyr Michael, der ihm ſich bisher entzogen, zu begrüßen, ſich mit dem feindlich geſtimmten zu verſtändigen, ihn von ſeiner Anhänglichkeit und Ehrerbietung zu überzeugen. Deshalb eröffnete er denn um die Oſterzeit ſeiner Schwiegermutter und der Caeſarina, er wolle in geringer Begleitung nach Adrianopel gehen, um vom jüngeren Auguſtus, welcher dort mit ſeiner Gemahlin ſeine Reſidenz hatte, Abſchied zu nehmen. Irene und Marie, vertraut mit der Geſinnung des Vetters und kundig der Moral im Innern des Palaſtes, erſchraken über den Entſchluß und drangen mit beredten Worten, mit Thränen in den furchtloſen ritterlichen Mann, nicht die Mörderhand freiwillig aufzuſuchen. Vergeblich waren die Beſchwörungen der zärtlichen Gattin, welche der Geburt ihres erſten Kindes in einigen Monaten entgegen harrte; Roger hielt es für eine Beſchimpfung ſeines Ritterſinnes, wenn er, in Begriff zur weiten Heidenfahrt, die Pflicht der Höflichkeit verletze und es nicht verſuche durch Offenheit einen bösgeſinnten Vetter zu gewinnen. Die bangen, das Traurigſte ahnenden Frauen und die bulgariſchen Prinzen beriefen darauf den Rath der Heeresälteſten, um dem Bedroheten die Reiſe auszureden; auch gegen ſeine Genoſſen und Freunde beharrte der Caeſar auf ſeinem Vorhaben. Da verzagten denn Jene, den Schwiegerſohn, Gemahl und Schwager ſchon betrauernd, em glücklichen Ausgange und baten um vier Galeeren, um nach Konſtantinopel geführt zu werden, weil Maria in ihrem Zuſtande den Gemahl nicht auf der Landreiſe nach Macedonien begleiten konnte, ſie nach ihrer Mutter Wunſch am Hofe ihre Niederkunft abwarten

ſollte, und der ganzen Familie unter ſo drohender Erwartung der Aufenthalt in Kallipolis überhaupt bedenklich dünkte. Der Caeſar nahm nicht Anſtand, dieſe Bitten weiblicher Beſorgniß zu erfüllen; ſein Admiral En Ferran d'Aones erhielt Befehl, die Princeſſin nach Konſtantinopel zu begleiten und die Caeſarina nach ihrer Niederkunft mit 19 Galeeren dem Aufenthaltsorte des Gatten zuzuführen. So trennte ſich das zärtliche Paar, und nach Muntaner, mit dreihundert Rittern und tauſend Almogavaren, nach Pachymeres mit einem Gefolge von einhundert und funfzig Garden ſeines Hauſes, machte Roger nach dem fünf Tagereiſen entfernten Adrianopel ſich auf den Weg. Der katalaniſche Xenophon giebt die Zahl ſeiner Landsleute größer an, um dadurch die Blutſchuld der Griechen in den Augen der lateiniſchen Welt unſühnbarer zu machen; der Hofchronikant der Palaeologen vermindert ſie aus entgegengeſetztem Grunde, ohne in ſeiner Befangenheit zu überlegen, daß die geringe Begleitung des Caeſaren der ihm von den Griechen untergeſchobenen Abſicht des Betrugs alle Wahrſcheinlichkeit raubt. Pachymeres erzählt nämlich: Roger, um ſeine betrügliche Abſicht zu verbergen, habe die Schwiegermutter und die ſchwangere Gattin nach Konſtantinopel geſendet, um durch die Princeſſin die Weigerung ſeines Heeres, ohne volle Bezahlung nach Anatolien aufzubrechen, zu melden, und daß ohne ihre Rückkehr und ohne gänzliche Befriedigung jener Forderungen an den Feldzug nicht gedacht werden könne. Der feine Sophiſt vergißt, daß Andronikus, im Beſitz des theuerſten Gutes, welches der Caeſar kannte, der ſchwangeren Gattin, ein Pfand für die Treue des Lateiners hatte, da er ſelbſt vorher berichtete, Roger habe die kaiſerliche Princeſſin als Geißel, um den Hof zu ſeinem

Willen zu zwingen, bei ſich behalten. Ferner ſtellt der Lügner die Sache dar mit ſo geringer Begleitung, unter dem Vorwande der Ehrerbietung und des Abſchiedes; aber nach der „Wahrnehmung Scharfſichtiger in Perſon die Streitkräfte des Auguſtus auszukundſchaften," (Nicephorus Gregoras behauptet noch lächerlicher, um den Auguſtus inmitten ſeines Heeres, in der volkreichen zweiten Hauptſtadt des Reiches zur Zahlung aller Forderungen zu zwingen) ſei er nach Adrianopel aufgebrochen. Ramon Muntaner ſagt dagegen in ſeiner einfachen Sprache, „aller ſeiner Freunde und Vaſallen, ſeiner Frau ungeachtet, aus großer Ehrlichkeit, die er im Herzen trug, aus Liebe und Vertrauen zum Kaiſer und zu deſſen Sohne, indem er glaubte, daß der Kaiſer und ſein Sohn eben ſo geſinnt wären, trat er die Reiſe an, den Oberbefehl des Heeres ſeinem Megadux und ſeinem Seneſchall übertragend."

Es war um die Oſterzeit des Jahres 1307 (28. März), in welcher die Bosheit und Habſucht Philipps des Schönen und ſeines gaskoniſchen Papſtes Clemens V. das Verderben der Templer beſchloſſen; Amalrich, König von Cypern, bereits Hand an die Gehaßten legte; als Frère Roger mit den Rittern ſeines Hauſes in der Umgegend von Adrianopel ankam. Große Mahnungen der Geſchichte konnten in den zauberiſchen Roſenfeldern und Quittengärten der Stadt, die Kaiſer Hadrian am Zuſammenfluſſe dreier Gewäſſer erbaut und prachtvoll geſchmückt, die Bruſt des Abendländers erfüllen; dort hatte Fridigern, der Richter der bedrängten Gothen, welche die Katalanen und Aragoneſen als ihre Ahnen prieſen, die Tücken der Romäer ſchmerzlich erfahren und furchtbar geſtraft; und gerade der Gründer der Stadt hatte mit dem erſten Caeſaren-Titel dem Cejonius Commodus Verus die Hoff-

nung auf die Gewalt verliehen, welche der letzte des Titels bereits besaß. Nur Michael befand sich eben bei einer Musterung seines Heeres, welches aus Tataren, den unversöhnlichen Feinden der Lateiner, getauften Türken, Turkopulen genannt, und romäischen Legionen unter dem Groß-Primicerius Kassianus und dem Groß-Hetäriarchen Dukas in bedeutender Zahl zusammengesetzt, Macedonien inne hielt, und voll Neids und alten Grolles, wie ihr Augustus, nur durch den älteren Kaiser gezügelt wurde, um nicht gegen die Fremden heranzustürmen. Michael, wohl unterrichtet von den scheinbar verdächtigen Bewegungen am Hellespont, erschrak, als ihm sein Vetter Asan, der Bruder der Caesarina, meldete, der bitter angefeindete Caesar gebe sich ihm in die Hände; die einfache, wahre Absicht des Kommens konnte sein tückisches Gemüth nicht fassen; er argwöhnte nur bösen Willen der Ausspähung. Sein Entschluß stand fest, als er durch seine fragenden Boten erfuhr, der Caesar komme nur mit geringer Begleitung, um ihn ehrfurchtsvoll vor seiner Heidenfahrt zu begrüßen. Er stellte sich daher erfreut, überhäufte den Gast bei der Zusammenkunft mit Ehre und Höflichkeit, welcher durch sein Betragen die unzweifelhafteste Loyalität bezeugte. Am vierten Tage der griechischen Thomaswoche ward der Caesar vom Augustus mit seinem Gefolge zur Tafel geladen, und am folgenden ritten beide in Adrianopel feierlichst ein. Aber während der falsche Romäer den arglosen Lateiner mit Zeichen des Wohlwollens und mit Liebkosungen berückte, sich mit ihm über den anatolischen Feldzug berieth, und ihn sogar bereit fand, ohne Unmuth Verweise über das frühere Betragen der Seinen hinzunehmen, hatte er die Mörderrotte schon herbeigerufen, jenen Tataren Gircon (Georg), der dem Cae-

ſar das Verderben geſchworen, weil ſein Sohn vor drei Jahren um Cyzikus im Soldatenaufruhr erſchlagen war, und Melech, den Turkopulen, mit zuſammen 9000 Reitern ihrer Nationen. Der alte Tatar verfolgte ſchweigend mit Mörderange ſeinen Mann, welcher nach dem Gaſtmahle zur Auguſta geführt zu werden begehrte, um auch von ihr Abſchied zu nehmen. Nach dem byzantiniſchen Hofgebrauch mußte der Beſuchende ſeine bewaffneten Begleiter fern von dem Eingange des Palaſtes zurücklaſſen und allein eintreten. Dieſen unbewachten Moment, als der Ritter ſeine Waffen ablegte, um der hohen Frau in ihrem Gemache ſeine Ehrfurcht zu beweiſen, benutzte klug die tatariſche Rachgier; beim Eingang in das ſtille Zimmer ſtand Gircon mit ſeinen Helfern verſteckt und ſtieß ſein Schwerdt dem Caeſar von hinten durch die Nieren, daß er auf der Stelle todt zuſammenſtürzte. Auf das Geräuſch und Getümmel der Frohlockenden eilte eine romäiſche Wachſchaar, welche nicht weit vom kaiſerlichen Palaſte lauerte, herbei, lechzend nach dem Blute des übermüthigen Lateinerfürſten, zerriß den Zuckenden mit unerſättlicher Wuth und warf die Stücke auf die Straßen. Kyr Michael, nach dem Eingeſtändniß des Phrantzes und des Nicephorus, der Anſtifter des Mordes, welcher nach dem unredlichen Pachymeres ohne deſſen Mitwiſſen durch die Blutrache des Tatarn vollbracht wurde, ſoll ſich beſtürzt geſtellt haben, wie ein Mordgeſchrei aus dem Gemache der Auguſta erſcholl, und traf auf die Nachricht, daß der Gemahlin nichts Leides widerfahren, Anſtalten, der Begleiter des Gemordeten, welche unkundig der Dinge an den Thoren des weiten Palaſtes ſtanden, ſich zu bemächtigen. Darauf alle ſeine Leibwachen herbeirufend, umſtellte er das ganze Häuflein, das die Waffen niederzu-

legen für Schimpf hielt, ſich in einen feſten Thurm warf, und ſo lange vertheidigte, bis die Flamme ſie verzehrte, mit Ausnahme dreier Ritter, denen Michael aus Scham das Leben zu laſſen befahl.

Ein ſtürmiſcher Angriff der Tataren und Turkopulen auf das Standlager der Lateiner um Kallipolis, welche des blutigen Hergangs in Adrianopel noch nicht kundig waren; der mörderiſche Anfall auf hie und da im Lande des Verkehrs halber ſchweifende Katalanen, lehrte die gräßliche Uebereinſtimmung des Planes, und häufte, als man ſelbſt zu Konſtantinopel, dem Sammelplatze aller Völker des Morgen- und Abendlandes friedlich verkehrende Almogavaren gezwungen hatte, in ihren belagerten Häuſern ſich den Flammentod zu geben, eine Blutſchuld auf die Romäer, die von der großen Geſellſchaft in vieljähriger Ueberbietung aller Gräuel, welche Oſtrömer je von Germanen, Slaven und Moslim erfahren hatten, zur Sättigung getilgt wurde.

So war das Ende des Templers von Brindiſi, in der Blüthe ſeines Mannsalters, im 39. Jahre, als er das höchſte Ziel ehrgeizigen Strebens, nach einem ſo wechſelvollen Leben, erreicht hatte; von den Romäern ſelbſt wegen ſeiner großartigen, kriegeriſchen Eigenſchaften, ſeines durchdringenden Geiſtes, ſeiner ritterlichen Sinnesart geprieſen fiel er, nach welthiſtoriſchem, tragiſchem Geſchicke germaniſcher Vorbilder, eines Flavius Stilicho und Anderer, die dem geſunkenen Römervolke ihren Arm boten, aber auch des höchſten Lohnes ſich würdig erachteten. Nennen wir den letzten Caeſar glücklich, wie den erſten des Namens, obgleich, nach gedrückter Jugend und einem mühſeligen, gefahrvollen Mannesalter, da gerade einem blutigen Tode heimgegeben, als er, der Vorfechter der

Chriſtenheit gegen die Osmanen geworden, ſeine wahre Stelle im Getümmel der Welt gefunden hatte. Dunkel überdauerte ſein Geſchlecht den früh Entriſſenen; die trauernde Maria Paläologina gebar in Konſtantinopel, unter der Wuth des Rachekrieges, einen ſchönen Knaben, welcher noch am Leben war, als En Ramon Muntaner, durch das Traumgeſicht gemahnt, die Thaten des Frère Roger und der großen Geſellſchaft zu ſchreiben begann; des Cäſaren Sohn mag, kaum kundig des Geſchickes ſeines Vaters, wie Maria am Hofe des Oheims ihren Schmerz verſchließen mußte, im ſchweigſamen Palaſt ſein Daſein ruhmlos beendet haben. Auch über Meliſende, die Tochter Eſchives von Cyprus, iſt nichts auf uns gekommen; ob ſie dem Seneſchal En Berengar von Rocafort zum Weibe wurde, oder im Gefolge Irenens und Marias nach Konſtantinopel ſich zurückzog; als drei Jahre ſpäter der Seneſchall, in furchtbarer Zeit das Oberhaupt der großen Geſellſchaft, durch die Uneinigen in die Hände König Roberts von Neapel, dem er früher die Schlöſſer vorbehalten, geliefert wurde, und im Kerker zu Averſa Hungers ſtarb, wird ſeines Weibes nicht erwähnt.

Wir erachten unſere Aufgabe vollendet, die nur ein Stück aus dem großen katalaniſchen Nationalepos iſt, obgleich das Hauptmotiv des Verfolges derſelben, wie Siegfrieds Tod, die Rache und Sühne bedingt. Um die grauenvolle Strafe, welche die große Geſellſchaft für Roger und ihre Brüder nahm, und wiederum die Genugthuung für geſättigte Rache ausführlich kennen zu lernen, verweiſen wir auf die Chronik En Ramon Muntaners und auf die romanhafte Geſchichte Franciscos de Moncada, des Curtius der Thaten ſeiner geprieſenen Lands-

leute; wir geben nur noch eine kurze Skizze, da jene Bücher zu den seltenern gehören.

Mit unerschütterlichem Muthe vertheidigte die ihres Führers beraubte Gesellschaft sich im festen Kallipolis; schickte nach Brauch des Zeitalters durch Abgeordnete die Aufkündigung ihrer Pflicht und die Aufforderung zum Einzelkampf nach Konstantinopel, metzelte die Bewohner jedes Geschlechtes und Alters von Kallipolis nieder, als ihre Gesandten wider Volksrecht ermordet wurden. Als 13,000 Tataren, Turkopulen und Romäer Kallipolis umlagerten, schwuren sie, nicht eher das Morgenland zu verlassen, bis sie den Tod ihrer Waffenbrüder gerächt hätten, bildeten ein festes Gemeinwesen, dessen Siegel den heiligen Georg mit der Inschrift: Hueste de los franços que reynan en Thracia y Macedonia, zeigte, beteten am 3. Juni 1307 zu Sanct Peter, sangen inbrünstig das Salve Regina und erschlugen unter ihren Mauern 26,000 Mann (?), jagten darauf den verwundeten Kaiser Michael noch zweimal schimpflich in die Flucht. Auch den Gircon, den Mörder des Cäsaren, ereilte die Strafe; er erlag mit seinem Volke, das lieber seine Weiber, die Genossen des Wanderlebens, tödtete, ehe sie in die Hände der Sieger fielen. Hader riß unter den Ueberwindern ein, welche, durch Räuber aus allen Nationen verstärkt, den auf fünf Tagereisen ringsmenschenleeren Chersones verließen, und sich 1309 auf der Halbinsel Cassandria ansiedelten. Bedrängt im ringsum verwüsteten Lande nahm die Kriegerrepublik die Aufforderung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen an, für ihn gegen den Despoten von Arta zu fechten, erhielt den reichsten Sold und zwang des Herzogs Feinde zum Frieden; aber beleidigt durch den Undankbaren schlugen

die Katalanen und Almogavaren die goldgeſpornte Ritterſchaft von Athen, Theben und Morea, daß nur zwei entrannen, eroberten Theben, deſſen prächtiges Schloß, Sanct Omer von Nikola dem Erbauer genannt, ſie zerſtörten; ſtürmten Athen, wo ſie den uralten Nymphenhain bei Colonos mit Feuer verheerten, und bildeten in Attika und Böotien, mit den Wittwen und Töchtern der erſchlagenen Franken ſich verheirathend, eine mit feudaliſtiſchen Formen organiſirte Räuberrepublik. Als Briennes Burgen auf Morea den unmündigen Erben Treue bewahrten, fiel die große Geſellſchaft, wie ein Heuſchreckenſchwarm, in die Halbinſel ein, eroberte das fränkiſche Eigenthum und, nicht achtend auf die Mahnung ihres Gewiſſens, auf das Wehklagen der Moreoten und auf den Donnerkeil des Vaticans, übergaben ſie dem Baſtard von Aragon, En Ferran von Majorca, ihre Eroberung. Gegen ſie, nach vielerlei Zerwürfniß, Treuloſigkeit und ſittlicher Entartung noch immer im Wachſen begriffen, verkündigte Papſt Johann XXII. im Jahre 1330 einen Kreuzzug mit reichlichem Ablaß; als „hartnäckige Ketzer und Räuber Athens" verflucht, begegnete die große Geſellſchaft den Rüſtungen des ohnmächtigen Erben von Brienne, wie den Bannſtrahlen der Kirche, und ſo zerſetzte, ergänzte ſich fremdartiger und veränderte ſich die urſprüngliche Beſchaffenheit des von Roger aus Sicilien geführten Heeres, bis nach dem Siege Murads auf dem Amſelfelde (bei Koſſova 1389) und Bajeſids des „Wetterſtrahls" bei Nikopolis (1396) dieſelben Feinde, die Romäerwelt durchſtürmend, der lateiniſchen Herrſchaft in Livadien und Morea von Norden her das Ende brachten, welche von Weſten her, am Melas und Sangarius, in den Tagen ihres unmerklichen Wachſens zu bekämpfen jene berufen war. Bruſa

fiel noch durch Osman, zehn Jahre nach der Ermordung des letzten Caesaren; Nikomedia durch Urchan 1326, und die wichtigste Grenzfestung von Byzanz, Nicäa, welches die Seldschucken sieben Wochen lang gegen die erste Begeisterung der Kreuzfahrer vertheidigt hatten, öffnete im Jahre 1330 feig seine Thore; 1356 eroberte Suleiman, nach jenem weissagenden Traume auf den Ruinen von Cyzikus, die erste Feste jenseit des Bosporus, jenes Tzimpa bei Kallipolis; fünf Jahre später ward Rogers blutiger Schatten durch Murad, den Eroberer Adrianopels, gesühnt 1361, und 1397 erreichte der „Wetterstrahl" die fränkische Herrschaft auf Livadien und auf Morea!

Darf menschliche Kurzsichtigkeit sich vermessen an dem nothwendigen Gange der Weltereignisse zu zweifeln, so stand im Jahre 1307 das Geschick des Romäerreichs und der Christenheit auf einem Wendepunkte, und mögen wir mit dem Gedanken spielen, daß lateinische Lehnfürstenthümer, unter dem Cäsaren Roger in Anatolien geschaffen und durch die zusammengehaltene Kraft seiner Gesellschaft vertheidigt, zumal da die Mongolen bald darauf zertrümmernd gegen die Osmanen heranstürmten, die Herrschaft des Kreuzes dem Halbmonde streitig gemacht haben würden.

# Giacomo Leopardi.

Sein Leben und seine Schriften

von

Heinrich Wilhelm Schulz.

Wenn auch die Geschichte Italiens seit Jahrhunderten kein Beispiel mehr darbietet von großer, politischer Kraftäußerung, so war doch die Litteratur dieses geistreichen Volkes stets von tiefen, nationalen Gefühlen geleitet. — Wie das mittelalterliche Italien das großartigste Schauspiel darbot, als die lebendige Persönlichkeit seiner Bewohner in engeren Kreisen sich geltend machen, und für den kleinen Staat, den die Phantasie vollständig umfaßte, lebhaft sich begeistern konnte; so ist auch die italienische Litteratur durch diese Local-Interessen besonders charakterisirt. Kein Volk hat einen solchen Reichthum von Specialgeschichten, und hat so viel Poesie über seine Städte und vornehmen Geschlechter ausgegossen, wie die Italiener. Nur wenige große Schriftsteller und besonders die der neueren Zeiten haben die Idee des Gesammtvaterlandes durchgängig festgehalten. Die Deutschen blickten gern in den Zeiten der entwürdigenden Fremdherrschaft in das Mittelalter zurück, um sich an dem Gedanken der germanischen Gemeinschaft zu erwärmen. Italien findet im Mittelalter seine Provinzen und fremden Einfluß wieder, aber aus dem fernen Alterthum tritt ihm die Weltherrschaft des ewigen Rom mächtig entgegen. Jene Zeiten sind ihm keine fremde Welt, wie andern Völkern; ihre

Denkungsart und Sitten haben ſich mit dem Boden, an dem ſie hafteten, vielfach den folgenden Geſchlechtern überliefert.

Poetiſche und politiſche Erinnerungen des Alterthums ringen durch das Mittelalter hindurch mit der chriſtlichen Welt und der dichteriſche Kampf dieſer verſchiedenen Elemente bildet gleichſam die Grundlage der Poeſie des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts. Das Chriſtenthum tritt mit ſeiner ſpäteren, wiſſenſchaftlicheren Geſtaltung mehr aus dem Bereiche dieſer Poeſie zurück, den Erinnerungen des Alterthumes das Feld überlaſſend, welche ſich bald mit franzöſiſcher Hofdichtkunſt, bald mit dem Materialismus jenes Landes vermiſchen. Die italieniſche Litteratur erhielt keinen ſolchen Umſchwung durch die großen politiſchen Ereigniſſe der neueſten Zeit, wie die anderer Völker, doch wurde auch hier das nationale Gefühl lebendiger und durch das Vorbild der romantiſchen Litteratur des Auslandes trat zu der antiken Grundlage eine lebhaftere Begeiſterung für die Poeſie des italiſchen Mittelalters.

Die poetiſche Baſis der Gegenwart iſt ein Verſchmelzen beider Erinnerungen, wo das Chriſtenthum eine eben ſo leere Form iſt, wie die Religionen des Alterthums. Lag in dem lebendigen Ringen beider Welten im funfzehnten Jahrhundert ein friſches, epiſches Element, ſo iſt dagegen die neuere Erinnerungspoeſie vorherrſchend elegiſch-rhetoriſch. Rhetoriſch ſind die mit kunſtvoller, politiſcher Beredſamkeit ausgeſtatteten Trauerſpiele der neueren Zeit, und nur wo die wehmüthige Erinnerung der großen Vorzeit mit elegiſcher Wärme hindurch bricht, ſind ſie wahrhaft poetiſch. Dieſer edle Schmerz dictirte die ſchönſten Stellen in Manzoni's, Niccolini's und Pellico's Trauerſpielen und bezaubert in den wehmüthigen Melodien des edlen Bellini.

Zwiſchen dieſen Dichtern begegnen wir einer höchſt eigenthümlichen Erſcheinung, die vielleicht mehr als alle andern den Zuſtand Italiens bezeichnet; dies iſt der Gräf Giacomo Leopardi. Ihm verlieh die Natur mit einem zerbrechlichen, verbildeten Körper, der von Jugend auf den Keim des Todes in ſich trug, einen reichen Geiſt und eine edle Seele, die eine glühende Liebe für ſein Vaterland erfüllte. Ausgehend von einem durchaus antiken Standpunkt ſprach er als Jüngling, wo die Kraft der Jugend noch die Leiden ſeines Körpers überbot, Worte der feurigen Begeiſterung an ſein geſunkenes Volk. Dann mehr und mehr hinwelkend, ward ihm ſein eignes Leid identiſch mit dem der Nation. Wehmüthig klagt er über die verlorne Blüthe der Jugend, die er nie gekannt, und ſpricht das ſtrenge Urtheil über die tiefe Sittenloſigkeit ſeines Volkes. Dann, verzweifelnd an deſſen Wiederaufleben und an ſeinem eignen Schickſal, verzweifelte er am Leben und an der Menſchheit ſelbſt. Der Tod wird ihm ein freundlicher Engel wie die Liebe, die ſeine Leiden unterbricht, wie jener ſie endet. Ihm lächelt kein Glaube einer Fortdauer nach dem Tode, ihn erquickt kein Gedanke einer höheren Leitung. Zwiſchen dem Spott der Verzweiflung umſchweben ſeine Gedichte die lieblichen, idylliſchen Gebilde der Liebe ſeiner Jugend und die großen Erinnerungen der Vorwelt ſeines Volkes. Das Leben und die Schriften dieſes merkwürdigen Mannes wollen wir in den folgenden Blättern näher betrachten.

Der Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Junius des Jahres 1798 in Recanati geboren. Es liegt dieſe alte und blühende Stadt zwiſchen Loreto und Macerata auf einem Hügel, deſſen Fuß von den Gewäſſern des Potenza und Muſone beſpült wird. Sein Vater, der

Graf Monaldo, und die Mutter, die Marquiſe Adelaide Antici, ſtammten aus den angeſehenſten Familien der Mark Ancona, ohne ſich jedoch beſonderer Glücksgüter zu erfreuen. Der Vater, ein Mann von ſtrengen, altitalieniſchen Anſichten, gab dieſem Erſtgeborenen eine ſorgfältige Erziehung und vertraute ſpäter die Bildung des talentvollen Knaben einem Geiſtlichen des Orts, Namens Sebaſtiano Sanchini, an, der ihn in der Religion, der Sittenlehre und in der lateiniſchen Sprache unterrichtete. Bald aber entwuchs Giacomo den Lehren ſeines Erziehers, und vielleicht würde er, wie mancher andere geiſtvolle Jüngling Italiens aus Mangel an Gelegenheit ſich zu bilden, in unbedeutender Umgebung ſeine Jugend verloren haben, wenn ihn nicht das Glück eine ausgezeichnete Bücherſammlung im älterlichen Hauſe vorfinden ließ. Hier las er zuerſt die Gedichte Virgils und die göttliche Komödie. Virgil und die griechiſche Geſchichte weckten in Leopardi den Wunſch, die Geſänge Homers in der Urſprache zu leſen, und er begann ohne Lehrer mit ſolchem Erfolg das Studium der griechiſchen Sprache, daß er ſich in ſeinem zwanzigſten Jahre den erſten Kennern derſelben in Italien an die Seite ſtellen konnte. Leopardi's zwei erſte Schriften, ein im Jahr 1814 verfaßter Aufſatz über das Leben und die Werke einiger Rhetoren des zweiten Jahrhunderts nach Chriſtus, [1]) und die Bemerkungen, welche er im darauf folgenden Jahre über einige irrige Volksmeinungen der Alten niederſchrieb, [2]) ſind nie im Druck

---

[1]) Commentarii de vita et scriptis rhetorum quorundam, qui secundo post Christum saeculo vel prima declinante vixerunt, ad calcem adjectis et observatt. illustratis vett. aliquot opusc. 1814. [2]) Saggio sopra gli errori populari degli antichi. 1815.

erſchienen. Leopardi übergab ſie im Jahre 1832 zugleich mit ſeinen übrigen philoſophiſchen Arbeiten dem Dr. Sinner, wie derſelbe in ſeinem Vorwort zu den von ihm bekannt gemachten Auszügen aus Leopardi's Collectaneen anzeigt. [1]) Im Jahr 1816 erſchienen in der Mailändiſchen Zeitſchrift Spettatore einige Aufſätze über den Moſchus, [2]) den Homeriſchen Froſch- und Mäuſekrieg [3]) und über den Ruf, den Horaz bei den Alten genoß [4]). Die Ueberſetzung des erſten Buches der Odyſſee und einiger Gedichte des Moſchus, welche Leopardi in den folgenden Jahrgang derſelben Zeitſchrift einrücken ließ, mißbilligte der Dichter ſpäter ſelbſt. Mehr Aufſehen erregten eine griechiſche Hymne an Neptun und zwei Oden, welche der damals neunzehnjährige Jüngling als alte Originalwerke bekannt machte. Den Hymnus legte er einem unbekannten Griechen, die Oden aber dem Anacreon bei, und die Gelehrten Italiens zweifelten nicht an der Aechtheit, bis der Verfaſſer hervortrat. Gleichzeitig erſchien die Ueberſetzung des zweiten Buches von Virgils Aeneide, welches Leopardi, ſo wie früher unſern Schiller, ſtets beſonders angezogen hatte. Zwar übertrifft dieſe Ueberſetzung an Genauigkeit die ſchönen, wohlklingenden Verſe des Annibal Caro, aber Leopardi's epigrammatiſche Sprache entſpricht nicht dem epiſchen Fluß der Rede des Virgil.

So hatte der Jüngling in der Einſamkeit ſeiner Gebirgsſtadt durch anhaltende Studien eine poetiſche und philoſophiſche Geſammtanſicht des Alterthums ſich erwer-

---

[1]) Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardii comitis. Bonnae 1834.
[2]) Discorso sopra Mosco. Spettatore ovvero Mercur. 1816. 37 pag. 173 folg. [3]) Discorso sopra la Batracomiomachia ebend. 43. p. 56 folg.
[4]) Della fama avuta da Orazio presso gli antichi. ebend. 68. p. 133 folg.

ben. Er hatte die größten Männer der italieniſchen Vorwelt um ſich her gereiht und die Gefilde ſeines Vaterlandes mit jenen Prachtgebäuden und Siegstrophäen glücklicherer Zeiten belebt. Jetzt wandte er ſeine Blicke in die Gegenwart und ſahe ſein Volk herabgeſunken, noch friſche Narben tragend. Hinwelken ſahe er auch den letzten Kranz, den die Künſte und Wiſſenſchaften noch in den jüngſten Jahrhunderten um Italiens Schläfe wanden. — So begrüßte Leopardi ſein Volk in zwei Geſängen mit der ernſten Sprache jenes Florentiners, deſſen leidenſchaftliche Klage über das zerriſſene Italien noch nach fünf Jahrhunderten gleichſam das Motto der Geſänge ſeiner Söhne iſt. [1])

Wir fügen hier eine wörtliche Ueberſetzung von dem Anfang des erſten dieſer Gedichte Leopardi's bei.

O mein Vaterland, ich ſehe die Mauern und die Bogen,
Die Säulen, Standbilder und Hermen,
Die Thürme unſrer Altvordern,
Aber den Ruhm ſehe ich nicht.
Nicht ſchau' ich den Lorbeer, das Schwert, das einſt getragen
Unſre alten Väter. Jetzt wehrlos
Zeigſt Du entblößt die Stirne und die Bruſt.
O welche Wunden,
Welche Flecken, welches Blut! Wie ſchaue ich Dich,
Schönſtes Weſen. Ich rufe zum Himmel
Und zur Welt: Sagt mir, ſagt,
Wer entſtellte es ſo? Und das iſt ſchlimmer,
Beladen ſind mit Ketten ihre Arme;
Mit aufgelöſ'tem Haar und ohne Schleier,
Sitzt ſie am Boden verachtet, ungetröſtet,

---

[1]) Dante Purgatorio VI. p. 76 folg.

Das Haupt bergend zwiſchen den Knien und weint.
Weine nur, Du haſt Grund, mein Italien,
Du einſt beſtimmt
Im Glück und Unglück Völker zu beſiegen.
Wären meine Augen zwei lebend'ge Quellen,
Nicht könnt' ich weinen,
Daß Deinem Schmerz es glich und Deiner Schande.
Einſt warſt Du Herrin, jetzt eine arme Magd.
Wer ſpricht und ſchreibt von Dir,
Der nicht ſagt ſinnend des vergangnen Ruhmes:
Groß war es einſt, jetzt iſt nicht mehr jenes!
Warum, warum, wo iſt die alte Kraft,
Wohin ſind Waffen, Muth und das Vertrauen?
Wer entriß Dir das Schwert?
Wer verrieth Dich? Welche Kunſt, welche Anſtrengung
Oder welche Uebermacht
Konnte Dir den Mantel rauben und die goldne Binde?
Wie fieleſt Du und wann
Von ſolcher Höhe zu ſo tiefem Stand?
Niemand kämpft für Dich? Es vertheidigt Dich keiner
Der Deinigen? Waffen her, Waffen!
Ich allein will kämpfen, ich allein will fallen.
Gieb mir, o Himmel, daß mein Blut
Zu Feuer werde italiſchen Herzen.
Wo ſind Deine Söhne? Ich höre Klang von Waffen und Wagen,
Kriegsruf und Trommelſchall:
In fernen Landen
Kämpfen Deine Kinder.
Horch auf, Italien, horch auf! Ich ſehe oder ſcheint's mir
Ein Wogen von Kriegern und Roſſen,
Und Staub und Rauch, und Blinken von Schwertern.

Wie Lichter durch den Nebel.
Aber Du ſchweigſt und wendeſt nicht den zitternden Blick
Zu dem Schwanken des Kampfes?
Ach, warum ſtreitet in jenen Feldern
Italiens Jugend? O ihr Götter, ihr Götter!
Italiſche Schwerter kämpfen für fremdes Land,
Unglücklich, wer da fällt im Kampf
Nicht für die heimiſchen Geſtade, das theure Weib
Und die lieben Kinder,
Von fremden Feinden,
Für ein fremdes Volk, und kann im Tod nicht ſagen:
Theures Vaterland,
Das Leben nimm zurück, das Du mir gabſt.

Dann wendet ſich der Dichter von den Bildern der Gegenwart hinweg, zu der Schilderung des gefeierten Kampfes in den Thermopylen und läßt jenen Simonides, der nach dem Zeugniß des Diodor jene Waffenthat beſang, in ſchönen Verſen das Gedächtniß der gefallenen Helden verherrlichen.

Das zweite Gedicht Leopardi's veranlaßt durch das Denkmal, welches man damals in Florenz für Dante vorbereitete, ſchließt ſich ſeinem Inhalt nach genau an den erſten Geſang an, und beklagt den Untergang des litterariſchen Ruhmes, wie jener die gefallene politiſche Größe. Zugleich fordert der Dichter ſein Volk auf, das Gedächtniß ſeiner großen Männer zu ehren, und vor allen das des Dante, den er glücklich preiſt, daß er die letzte und bitterſte Schande Italiens, die jüngſte Franzoſenherrſchaft, nicht erlebt. Es erſchienen dieſe zwei Gedichte im Jahr 1818 in Rom und wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Beſonders überraſchte die gedrungene Kraft der Sprache, welche durch das

freie, mehr zufällige Versmaaß und den einfachen Rhythmus gehoben wird.

Leopardi setzte inzwischen seine philologischen Studien fort, und beschäftigte sich zunächst mit der im Jahr 1818 in Mailand von Angelo Mai und G. Zohrab bekannt gemachten Chronik des Eusebius, wozu er im Jahr 1819 eine Reihefolge von Bemerkungen schrieb. Diese erschienen zuerst in der römischen Zeitschrift „Effemeridi romane" in drei Abtheilungen (Theil X. XI u. XII.) und wurden später besonders abgedruckt. [1]) Es sind diese Bemerkungen von dreierlei Art. Ein Theil derselben zeigt besonders die Abweichungen der griechischen Fragmente von der nach der alten armenischen Uebertragung dieser Chronik gefertigten, lateinischen Uebersetzung. Hierbei geht der Verfasser besonders die Bruchstücke des ersten Buches genau durch und bestätigt aufs Neue die Unächtheit der von Scaliger bekannt gemachten griechischen Fragmente. In andern Bemerkungen weist Leopardi die von den Herausgebern übersehenen Fehler des armenischen Uebersetzers nach, zu welchen Letzterer theils durch eigne Unachtsamkeit oder Mißverständniß, theils auch durch die Unkorrektheit seiner griechischen Handschriften veranlaßt worden war. In den übrigen Bemerkungen endlich befaßt sich Leopardi mit der Verbesserung des griechischen Textes selbst.

Es kann diese Schrift als das Bedeutendste betrachtet werden, was von Leopardi's philologischen Arbeiten bekannt wurde und nach dem Ausspruch des competentesten

---

[1]) Annotazioni sopra la cronaca d'Eusebio pubblicata l'anno 1818 in Milano dai dottori Angelo Mai e Giovanni Zohrab scritte l'anno appresso dal Conte Giacomo Leopardi a un amico suo. Roma 1823.

Richters, des unſterblichen Niebuhr, ſtellte die hier dargelegte, umfaſſende Kenntniß der griechiſchen Sprache und Litteratur, den ein und zwanzig jährigen Jüngling in die vorderſte Reihe der italieniſchen Gelehrten. In der Ausgabe von 1823 ſind noch einige Bemerkungen hinzugefügt, da Leopardi inzwiſchen nach Rom gekommen war und zwei vatikaniſche Handſchriften des Syncellus verglichen hatte.

Als der unermüdliche Angelo Mai im Jahr 1822 Ciceros Bücher de republica aufgefunden hatte, richtete Leopardi einen beredten Geſang an ſeinen Freund Lionardo Triſſino, worin er jenes Wiedererwecken der großen Vorfahren feiert, die als Fremdlinge in dem geſunkenen Italien erſcheinen. Gewiß iſt dieſer Geſang einer der beſten unſers Dichters, und herrlich ſind jene Verſe, wo er die großen Italiener der letzten Jahrhunderte, insbeſondere Colombo, Arioſto, Taſſo und Alfieri anredet und das mannigfaltige poetiſche Leben ihrer Zeit glücklich preiſ't gegen die traurige und hoffnungsloſe Einförmigkeit der Gegenwart.

Dieſem Gedicht folgte ein kritiſcher Aufſatz über die genannten Fragmente des Cicero, welcher im neunten Band der Effemeridi romane erſchien und kurze, treffende Bemerkungen enthält. In demſelben Band dieſer Zeitſchrift findet ſich eine Abhandlung über Anchers Ueberſetzung aus dem Armeniſchen von drei ungedruckten Reden des Philo. Leopardi machte in dieſer gelehrten Beurtheilung unter andern auf eine Stelle aufmerkſam, wo ein Kunſtwerk beſchrieben wird, welches den Stundenlauf anzeigte, und nach den Worten des Philo weder auf Sonnen-, Waſſer- noch Sanduhr bezogen werden kann.

Durch alle dieſe Schriften hatte ſich Leopardi einen geachteten Namen in Rom erworben und er folgte im Oktober des Jahres 1822 mehreren an ihn ergangenen Aufforderungen, die ewige Stadt zu beſuchen. In Rom lebte Leopardi wegen der Beſchränktheit ſeiner Mittel in ſtiller Zurückgezogenheit, von wenigen ausgezeichneten Männern gekannt und geſchätzt. Unter dieſen befanden ſich auch Niebuhr und der wegen ſeiner Kenntniß der griechiſchen Sprache in Rom angeſehene Mönch Thiersbiedi.

Niebuhr fand den jungen Verfaſſer der Bemerkungen zum Euſebius in einer Dachſtube, von Büchern umgeben, und von körperlichen Leiden niedergedrückt. Er verwandte ſich ſogleich beim Cardinal Conſalvi, um den jungen Mann durch eine entſprechende Stellung gegen äußeren Mangel zu wahren; ſeine Bemühungen waren jedoch fruchtlos, da die päpſtliche Regierung den Grafen Leopardi nur dann befördern wollte, wenn er ſich dem geiſtlichen Stand widmete. Die Denkungsart Leopardi's machte es ihm unmöglich auf dieſen Vorſchlag einzugehen, ſo wie ihn auch ſeine Vaterlandsliebe veranlaßte, die ehrenvolle Aufforderung Niebuhrs von der Hand zu weiſen, in Berlin eine Profeſſur für italieniſche Litteratur anzunehmen. [1]) Als Niebuhr ſeinen Geſandtſchaftspoſten in

[1]) Wir fügen hier das eigne Urtheil Niebuhrs über den jungen Grafen Leopardi bei. Praef. ad Fl. Verobaudis carmina ed 2. p. XIII. Comes Jacobus Leopardus, Recanatensis Picens, quem Italiae suae jam nunc conspicuum ornamentum esse, popularibus meis nuntio; in diesque eum ad majorem claritatem perventurum esse, spondeo; ego vero, qui candidissimum praeclari adolescentis ingenium, non secus quam egregiam doctrinam, valde diligam, omni ejus honore et incremento laetabor.

Rom verließ, empfahl er den Grafen Leopardi dringend seinem Nachfolger, dem nachmaligen Geheimen Legations-Rath Bunsen, der bis zum Tode des Dichters ein inniges Freundschaftsverhältniß mit ihm unterhielt. Da es Leopardi nicht möglich war, sich aus eignen Mitteln lange in Rom zu erhalten, so kehrte er nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten nach Recanati zurück. Hier ergab er sich aufs Neue mit Eifer seinen Studien, aber bald entzog ihm sein leidender Körper, wie früher die Freuden der Jugend, so jetzt die einzige Freude seines Lebens, welche ihm die Wissenschaften bereiteten.

Eine große Schwäche der Nerven und Eingeweide machte ihm jede anhaltende Beschäftigung unmöglich, und der leidende Zustand seiner Augen verbitterte ihm auch den Genuß, den er so gern aus der freien Natur schöpfte. So mußte Leopardi den philosophischen Studien Lebewohl sagen, und wir begegnen unter seinen spätern Arbeiten dieser Gattung nur noch einigen trefflichen Uebersetzungen kleinerer griechischer Schriften, welche in seinem handschriftlichen Nachlaß sich vorfinden. Unter diesem bemerken wir die Charaktere des Theophrast, die Fabel des Xenophon, das Handbuch des Epictet und die moralischen Denksprüche aus den Schriften des Isocrates.

Die Ruhe und Abgeschlossenheit führten ihn dagegen mehr der Dichtkunst zu, und der Schmerz über sein Unglück ward ihm zur begeisternden Muse. In jener Zeit entstanden jene sieben Gesänge, welche zugleich mit den drei früheren, an Italien, über das Denkmal des Dante und an Angelo Mai, in der Bologneser Ausgabe seiner Gedichte erschienen (Canzoni del Conte Giacomo Leopardi. Bologna 1824). Gewiß athmete nie ein Hochzeitsgedicht einen furchtbarern Ernst als der Gesang, den Leopardi

zur Vermählung ſeiner Schweſter ſchrieb und nie hat wohl ein Italiener mit größerem Freimuth den tiefen Verfall der Nation geſchildert, als der Dichter, wenn er der Schweſter zuruft: „Unglückliche oder feige Söhne wirſt Du gebären, wähle die Unglücklichen. Einen unendlichen Zwieſpalt warf zwiſchen Tugend und Glück die entartete Sitte“ (Nelle nozze della sorella Paolina). Griechiſche Anmuth, gepaart mit edlem Schmerz über die nutzloſe Kraft der Jugend, die keine vaterländiſche Geſinnung in Italien belebt, waltet in dem Lied an einen Sieger im Ballſpiel (a un vincitore nel pallone). Düſter iſt das Gedicht über den jüngern Brutus, wo der Sänger den Untergang der altrömiſchen Größe mit dem Tode dieſes letzten Republikaners beklagt. Noch iſt das vorherrſchende Gefühl dieſer Gedichte ein tiefer, politiſcher Schwermuth. Dieſer verſchmilzt nach und nach mit dem Gefühl von Leopardi's perſönlichem Leid. Die erſten Klagen ſeiner liebesbedürftigen und für die Freuden der Natur offenen Seele legte er der Sappho in den Mund. Wir ſchalten hier von dieſem ſchönen Gedicht, welches recht aus der Seele des Verfaſſers geſchrieben zu ſein ſcheint, eine wörtliche Ueberſetzung der zwei erſten Strophen ein.

Stille Nacht und ſchüchterner Strahl des ſinkenden Mondes; und der du emporſteigſt über den Fels durch den ſchweigenden Wald, Bote des Tages; erſehnte und geliebte Erſcheinungen meiner Seele, als mir die Ereignien und das Fatum noch verborgen waren. Schon lächelt kein ſanftes Schauſpiel mehr der verzweifelten Leidenſchaft. Mich ergreift dann eine ungewohnte Freude, wenn durch die feuchte Luft und die zitternden Felder hinwogt des Südwinds ſtaubige Welle, und wenn der ſchwere Wagen des Zeus über dem Haupt donnernd die ſchattigen

Lüfte zertheilt. Wogen möcht' ich mit dem Nebel durch die tiefen, erschütterten Thäler, hin durch die weite Flucht der erschreckten Heerden, am unsichern Rand des geschwollenen Flusses, und durch den Schall und durch den siegenden Zorn der Wellen.

Schön ist dein Mantel, heitrer Himmel, und lieblich bist du, thauige Erde. Ach, von eurer unendlichen Schönheit ertheilten die Götter und das harte Schicksal nichts der unglücklichen Sappho. In deinen stolzen Kirchen, o Natur, ein armer und düstrer Gast und verachtete Geliebte, erhob ich umsonst bittend zu deinen reizenden Formen das Herz und den Blick. Mir lächelt nicht das freie Ufer und der Morgenschein aus himmlischem Thor. Mich grüßt nicht der Gesang der bunten Vögel und das Gesäusel der Buchen: und wo der klare Bach im Schatten gebogener Weiden seinen reinen Busen entfaltet, entzieht er unwillig meinem gleitenden Fuß die sich schlängelnden Gewässer und entrückt die duftenden Gestade.

Aehnliche poetische Klagen enthält das mit reizenden Naturschilderungen und sinnreichen mythologischen Bildern durchwebte Gedicht an den Frühling oder von den alten Fabeln (Alla primavera o della favole antiche). In dem letzten Gedicht dieser Sammlung an des Dichters Geliebte gerichtet (alla sua donna), begegnen wir zuerst einem jener Phantasiegebilde von vollendeten weiblichen Wesen, die dem unglücklichen Dichter in idealer, traumhafter Gestalt vorgeschwebt. In dem zweiten Theile dieser Gesänge, welcher im Jahre 1826 dem ersten nachfolgte, walten diese lieblichen Gebilde, die der Dichter bald Nerina, bald Silvia nennt, noch durch mehrere sinnreiche und schwermüthige Gedichte. (Il primo amore, la sera del giorno festivo, la vita solitaria, il sogno). Es lebt in die-

ſen Gedichten kein glühendes Empfinden der Liebe, es iſt ein Sehnen des Leidenden nach ihrem Troſt; ein Beklagen der dahingeſchwundenen Schönheit und der verlornen Jugend, ähnlich jenen Klagen, worin die Hirten Kleinaſiens den ſcheidenden Frühling in Geſtalt früh dahingeſtorbener ſchöner Jünglinge beſangen.

Von Recanati reiſte Leopardi im Frühling des Jahres 1825 nach Mailand, wohin ihm ſeine Geſänge und der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit vorausgegangen waren. Er verweilte einige Tage in Peſaro und beſuchte hier das Grab des trefflichen Giulio Perticari. Die Reiſe brachte in Leopardi's Geſundheit eine augenblickliche Beſſerung hervor, und er erwachte in Mailand, dieſer Centralſtadt des wiſſenſchaftlichen Lebens in Italien, zu neuer, geiſtiger Thätigkeit. Zunächſt übernahm er die Aufſicht über zwei neue Ausgaben der Werke des Cicero, deren eine nur lateiniſch, die andere zugleich mit der italieniſchen Ueberſetzung erſcheinen ſollte. Derſelbe Brief Leopardi's an ſeinen Freund und Vetter, den Marquis Melchiorri in Rom, aus welchem wir dieſe Bemerkung entlehnen, benachrichtigt uns von einer andern eigenthümlichen Arbeit (3. Oct. 1825). Er überſetzte nämlich die von einem koptiſchen Mönch Ammonio verfaßte, und von Combefis [1]) in griechiſcher Sprache herausgegebene Märtyrergeſchichte der Väter von Sinai und der Einſiedelei von Raitu in die Schreibart des ſogenannten Trecento, und machte ſie als ein im Kloſter von Nonantula aufgefundenes altitaliſches Sprachmuſter bekannt [2]).

---

[1]) Illustrium Christi Martyrum lecti triumphi, vetustis Graecorum monumentis consignati. Lut. Par. 1660. [2]) Martirio de' santi padri del monte Sinai e dell' eremo di Raitu, composto da Ammonio Monaco, volgarizzamento fatto nel buon secolo della nostra lingua non mai stampato. Milano 1826.

Die wunderbare Einfachheit und Erhabenheit der alterthümlichen Sprache, die ganz von jener chriſtlichen Wärme des Mittelalters durchdrungen zu ſein ſcheint, täuſchte die größten Kenner des Zeitalters des Dante und unter ihnen Ceſari.

Von Mailand wandte ſich Leopardi nach Bologna und beabſichtigte hier zunächſt eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Gedichte, welche jedoch nicht erſchien, und es folgte nur der zweite, bereits erwähnte Band jenem erſten nach, welcher die zehn Geſänge enthielt. In dem zweiten Theil ſind außer jenen Gedichten, worin, wie wir früher bemerkten, jene lieblichen Frauengebilde beſungen werden, mehrere ſatyriſche Sonette und Elegieen aus der frühern Jugend Leopardi's enthalten, die er in den ſpätern Ausgaben ſeiner Gedichte hinwegließ. Außer dieſen iſt hier eine Ueberſetzung des Homeriſchen Froſch- und Mäuſekrieges und ein Gedicht an den Grafen Carl Pepoli beigefügt. Dieſes mehr philoſophiſche Gedicht gehört offenbar der ſpätern Zeit Leopardi's an und iſt zunächſt den in ſeinen proſaiſchen Schriften ausgeſprochenen Ideen verwandt. Der Dichter drückt hier beſonders ſeinen Widerwillen gegen die mannigfaltigen Beſtrebungen des gegenwärtigen Lebens aus, das durch keine vaterländiſche Geſinnung beſtimmt wird. Gleichzeitig beſchäftigte er ſich, nach einem Brief an den erwähnten Melchiorri zu urtheilen (26. April 1826), mit einer Erklärung der Gedichte des Petrarca, wobei er nicht ſowohl fortlaufende Anmerkungen beabſichtigte, ſondern gleichſam eine Ueberſetzung aus der alten dunklen Sprache in die neuere, allgemein verſtändliche, um ſo jedem den Genuß der weſentlichen Schönheiten des Dichters zugänglich zu machen. Eine Ausgabe des Petrarca

mit dieſen Erläuterungen erſchien in zwei Bänden zu Mailand.

Von Bologna reiſte Leopardi beim herannahenden Winter 1826 nach Florenz, welches ihm wegen der Anzahl mitfühlender Freunde, die ihn hier umgab, ſtets ein geliebter Aufenthalt und ſpäter der Gegenſtand froher Rückerinnerung blieb. Hier nahm er lebhaften Antheil an der ausgezeichneten Zeitſchrift der Antologia, welche Jahre lang Italien mit dem Ausland vermittelte, und ſchrieb oder diktirte jene Reihefolge von proſaiſchen Aufſätzen, die im Jahre 1827 unter dem Titel „Operette morali“ in Mailand erſchienen. In dieſen Aufſätzen entwickelt der Verfaſſer nach Art der meiſten neueren italieniſchen Philoſophen, die ſeit den großen neapolitaniſchen Denkern des 16. und 17. Jahrhunderts keine originellen und wiſſenſchaftlichen Syſteme mehr aufzuweiſen haben, in erzählender, dialogiſcher oder didactiſcher Form ſeine Grundanſichten über das Weſen und die Beſtimmung des Menſchen. Leopardi geht von einem materialiſtiſchen Standpunkt aus, der durchaus als von ihm ſelbſt gewonnen betrachtet werden kann und der ſich theils altgriechiſcher Lehren, theils auch neuerer Bemerkungen zu bloßer Ausſchmückung bedient. Dieſe düſtre Anſicht von dem hoffnungslos verirrten Weſen aller menſchlichen Beſtrebungen, die hier ohne jene lieblichen Phantaſieblüthen erſcheint, von denen umhüllt ſie durch ſeine Gedichte ſchimmert, würde nothwendig dieſe Schriften einförmig und ermüdend machen, wie dem Verfaſſer ſelbſt das Leben erſchien, wenn ſie nicht von einer großen Perſönlichkeit ausgeſprochen würde. Neben einer Fülle antiken Wiſſens zeigt er eine unendlich feine Beobachtungsgabe und eine tiefe Kenntniß der Schwäche und der Mängel der menſchlichen Natur, und nicht leicht

dürfte die Schreibart eines neueren Schriftstellers der Klarheit und Bestimmtheit der Griechen näher gekommen sein. Das Grundelement der Poesie Leopardi's ist ein dichterisches Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit, welche in einigen Gedichten die Vergangenheit seines Volkes und der Völker überhaupt, in andern die verlorene Jugend und die entschwundene Liebe ist. Dieser Vergangenheit tritt die Gegenwart kalt und entblättert gegenüber, sie zergliedert Leopardi besonders in diesen prosaischen Schriften und entkleidet sie des letzten poetischen Schleiers, der sie umhüllt. Die bezeichnendsten unter diesen Aufsätzen sind „die Geschichte des Menschengeschlechts" (Storia del genere umano) und die merkwürdigen Aussprüche Filippo Ottonieri's (Detti memorabili di Filippo Ottonieri). In ersterem Aufsatz erzählt Leopardi, wie nach dem Verschwinden der Phantasmen der Gerechtigkeit, Tugend und Vaterlandsliebe, die früher in der Geschichte gewaltet, allein die Wahrheit in der Welt zurückblieb, deren kalte, egoistische Herrschaft nur durch den flüchtigen Besuch der Liebe bei einzelnen edlen Menschen unterbrochen wird. Den Filippo Ottonieri schildert der Verfasser als einen sokratischen Philosophen der neuesten Zeit, einen Mann nach seinem Sinn, ausgestattet mit reichen Fähigkeiten und einem klaren Verstand, der jede Art von Illusion verbannt. Dieser betrachtet das Leben aus seiner Zurückgezogenheit, welche allein nach Leopardi dem Philosophen der Gegenwart ziemt, und spricht viele treffende Bemerkungen über das Leben und die Natur der Menschen aus, unter welchen die Charakteristik des Sokrates besonders zu beachten ist. Von poetischem Werth sind in diesen Aufsätzen das Lied der Todten im Studium von Friedrich Ruysch, und der Gesang des Waldhuhnes (cantico del gallo silvestre).

Wo Leopardi satyrisch sein will, wie im Dialog von Hercules und Atlas, ist er wohl bitter und scharf, aber seine Sarcasmen scheitern an der Größe und Allgemeinheit des Gegenstandes.

Die Zusammenstellung auserwählter Abschnitte aus den prosaischen Schriftstellern Italiens, welche Leopardi im folgenden Jahre herausgab, ist mit besonderm Geschmack angeordnet, nur möchte der philosophische Theil im Verhältniß zu den andern, und insbesondere zu dem geschichtlichen, zu ergiebig sein, um so mehr, da die größten philosophischen Schriftsteller Italiens, die sich fast immer der lateinischen Sprache bedienten, hier ausgeschlossen bleiben mußten. Das Werk erschien unter folgendem Titel. Crestomazia italiana cioè scelta di luoghi insigni o per sentimento o per locuzione raccolti dagli scritti italiani in prosa di autori eccellenti d'ogni secolo per cura del Conte G. Leopardi. Milano 1827. Dieser ersten Abtheilung folgte im nächsten Jahre die Blumenlese aus der poetischen Litteratur Italiens. Crestomazia italiana poetica cioè scelta di luoghi in verso italiano insigni o per sentimento o per locuzione raccolti e distribuiti secondo i tempi degli autori dal C. G. L. Mil. 1828. Es giebt diese Sammlung bei ihrer geschichtlichen Anordnung eine passende Uebersicht der italienischen Poesie, worin jedoch der neueren ein besonders weites Feld eingeräumt wurde, da der Verfasser keine Bruchstücke aus den allgemein bekannten größern italienischen Gedichten in seine Sammlung aufnahm.

Aber der Gesundheitszustand unsers Dichters, der ihm in den letzten Jahren noch einige Thätigkeit erlaubt hatte, hemmte aufs Neue seine Arbeiten, und ließ ihm keine Hoffnung auf Besserung. So entschloß er sich im Jahre

1830 zum letzten Male seine Heimath zu besuchen, um dem Vater und der Schwester Lebewohl zu sagen. Hier rief ihm Alles das Gedächtniß seiner Jugend zurück, und die Erinnerung wirklicher oder geträumter Freuden umschwebte sein von Leiden niedergedrücktes Gemüth. Hier entstanden wohl jene drei schönen Gesänge, welche im nächsten Jahre in der florentinischen Ausgabe seiner Gedichte erschienen, und mit folgenden Ueberschriften bezeichnet sind: il risorgimento. a Silvia. le ricordanze. Es sind schwermüthige Variationen jener frühern Klagen über die dahingeschwundene Jugend, und neue lieblichere, weibliche Gebilde umschweben den Dichter. Besonders enthält der letzte dieser Gesänge eine schöne Schilderung der Gefühle seiner Jugend. Bald aber kehrte Leopardi nach Florenz zurück, denn er entzweite sich noch mehr mit seinem Vater, der von Anfang an das wissenschaftliche und dichterische Streben des Sohnes gemißbilligt, welches seinen streng katholischen und aristokratischen Ansichten entschieden entgegentrat. Aehnlich jenen fanatischen Parteimännern des italienischen Mittelalters entzog er seinem hinsterbenden Sohne noch die spärliche Unterstützung, die er ihm bisher gewährt.

In Florenz veranstaltete Leopardi auf das Zureden seiner Freunde eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte, welche unter dem Titel „Canti del Conte Giacomo Leopardi" im Jahr 1831 erschienen. Der Dichter eignet diese Ausgabe seinen florentinischen Freunden zu, die ihm bei derselben liebreiche Hülfe geleistet, und sagt in traurigen Worten der gebildeten Welt und den Wissenschaften Lebewohl. In dieser Ausgabe sind mehrere Gedichte, welche im zweiten Theil der Bologneser Sammlung enthalten waren, weggelassen, und die zahlreichen Anmerkungen bis

auf wenige geſchichtliche Nachweiſungen beſchränkt. Dagegen enthält dieſe Ausgabe ſechs neue Geſänge, worunter die drei bereits erwähnten. Dieſen folgt der nächtliche Geſang eines in Aſien herumirrenden Hirten, der tiefen, oſſianiſchen Schwermuth athmet über die Leiden des Lebens und den einförmigen Gang der Natur (Canto notturno d'un pastore vagante dell' Asia). Die zwei letzten Geſänge: die Ruh nach dem Sturm (la quiete dopo la tempesta) und der Sonnabend des Dorfes (il sabato del villaggio) ſind herrliche idylliſche Schilderungen des Landlebens, wo die am Schluß durchbrechende ernſte Weltanſicht des Dichters das heitere Gemälde umdüſtert.

Wie Leopardi in der Zueignung zu dieſen Gedichten den Wiſſenſchaften Lebewohl zuruft, ſo ſagte er ſich auch im Jahr 1832 von allen ſeinen gelehrten Arbeiten los, welche er dem genannten Dr. Zinner zur Benutzung übergab. Letzterer erwahnt auſer den bereits fruher bemerkten Schriften eine Sammlung von Fragmenten von 55 Kirchenvätern, einen Commentar zum Julius Afrikanus, und eine groſe Anzahl kritiſcher und grammatiſcher Bemerkungen zu verſchiedenen lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern.

Und gewiß ware Leopardi mit dieſem Lebewohl aus der Welt geſchieden, wenn er nicht einen Freund gefunden hätte, der ſich mit einer Treue, Liebe und Aufopferung des kranken Dichters annahm, wie er die Freundſchaft wohl fruher in ſeinen aus der Erinnerung der Vorwelt geſchöpften Gedichten beſungen hatte. Antonio Ranieri aus Neapel, ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und gründlicher, gelehrter Bildung, hatte in früher Jugend ſeine Vaterſtadt verlaſſen, um Frankreich, England und einen Theil Deutſchlands zu bereiſen. Die

Kenntniß des Auslandes erhöhte ſeine Liebe für Italien, und das Gefühl der geringen Achtung, welche die Italiener in Europa genießen, machte ihn für Leopardi's Bitterkeit empfänglich. Beide Freunde ſahen ſich zuerſt im Jahr 1827 in Florenz, welches Ranieri bald darauf verließ und erſt im Jahr 1830 wieder beſuchte. Bei ſeiner Rückkehr fand er den Freund von ſchweren Leiden niedergedrückt, und ſuchte ihn durch die ſorgfältigſte Pflege wieder aufzurichten. Er brachte Leopardi nach Rom, um durch die Veränderung der Luft eine Beſſerung ſeines Zuſtandes zu bewirken, und kehrte mit ihm, als ſich das Uebel hier verſchlimmerte, nach Florenz zurück. Von hie rief Ranieri die Krankheit ſeines Vaters nach Neapel, un da ihm Letzterer nicht geſtatten wollte, ſeine Vaterſtadt auf längere Zeit wieder zu verlaſſen, ſo bewog Ranieri ſeinen Freund, mit nach Neapel auszuwandern, wohin er ihn im Sommer 1833 führte. In Neapel beſſerte ſich der leidende Zuſtand unſers Dichters und der Anblick des himmliſchen Golfs, den er aus ſeinen Zimmern genoß, belebte mit jugendlichen Bildern ſeine trauernde Seele. Unglücklicher Weiſe bemächtigte ſich hier Leopardi's die Idee, daß die friſche Luft ihm nachtheilig ſei, eine Meinung, die wohl durch die lärmende Bewegung dieſer unruhigen Hauptſtadt hervorgerufen wurde, in der ſich der Dichter mit ſeinem kränklichen, verwachſenen Körper ewig bedrängt und unbehaglich fühlte. Ich lernte den Grafen Leopardi bald nach ſeiner Ankunft in Neapel durch die Vermittlung Ranieri's kennen und erfreute mich ſeitdem der innigen Freundſchaft und des täglichen Umganges beider Männer. Es war ſchön, zwei italieniſche Männer zu ſehen, deren einer, vom Vater verlaſſen, den Keim des Todes in ſeinem gebrechlichen Körper tragend, aber voll von poetiſchem Ge-

fühl und tiefem Wissen nur durch den Beistand und die Aufopferung eines edlen Freundes seine Tage fristet. Der andere, jüngere Freund, von dem Schicksal mit dem ausgestattet, was ihm in der Welt Geltung verschaffen mußte, vertauscht alle Freuden des frischen Alters gegen die Einsamkeit des Zimmers, um den Freund, den er liebte und ehrte, durch Erheiterung und Beistand zu erhalten. Diese Aufopferung ward noch edler durch den Umstand, daß Ranieri, wie Leopardi gegen die Ansichten seines Vaters anzukämpfen hatte, der Leopardi als Gelehrten und Denker haßte, und, den Edelmuth seines Sohnes verdammend, ihm nur spärliche Unterstützung bewilligte. Wohl haben die letzten Zeiten mit dem Untergang alles politischen Lebens in Italien mehr und mehr jenen Parteigeist unterdrückt, der einst die Städte des Mittelalters blutig erfüllte, aber bei gänzlich veränderten Umständen hat sich ein Geist der Gegensätze bis auf die neuesten Zeiten verpflanzt. In den Theilen Italiens, die weniger den Eindrücken der jüngsten Jahrhunderte ausgesetzt waren, findet sich vieles, was an die frühern Antipathien erinnert. Große Geschlechter behaupteten seit Jahrhunderten eine politische Opposition gegen die Herrschergewalt, die mit keinem Dynastienwechsel unterging. In Calabrien und Apulien waren die von den Hohenstaufen gegründeten oder begünstigten Städte, wie z. B. Monteleone und Altamura stets den Anjous entgegen, den Aragonesen und Spaniern ergeben, und den Bourbonen fremd, auf welche die alte Partei der Anjous ihre Liebe übertrug, wie die Gegner ihren Haß. Jene Städte schlossen sich im Jahr 1799 der Revolution mit Energie an, und nahmen später lebhaften Antheil an dem Schicksal Murats. In jenen Provinzen leben seit Jahrhunderten Familien in tödtlichem

Haß, und wo weder die Geschlechter noch die Politik eine Parteifahne erheben, theilen sich die Städte nach den Schutzheiligen in feindliche Parteien, wie dies in Ragusa, Modica und andern sizilianischen Ortschaften der Fall ist. Die politischen Gegensätze in den größern Städten Italiens sind aber jetzt mehr oder weniger denen anderer Länder verwandt. Die Jugend, der gebildete Bürgerstand und vorzugsweise der Adel bekennen eine Art von Liberalismus, der sich in edlen Männern, wie in Leopardi, durch eine kräftige Indignation über den Verfall der Gegenwart offenbart, unklar und flatterhaft ist aber diese Gesinnung in Italien in ihren Wünschen für die Zukunft. Dieser Meinung stehet die der Masse des Volks gegenüber, welches auf einem mittelalterlichen, politischen und religiösen Standpunkt verharrt, je mehr es von den größern Städten entfernt ist. So fand ich in einsamen Gegenden des Tiberthales noch die alten Ansichten von Papst und Kaiser. Dieses an alten Ideen festhaltende Volk entbehrt des fortbildenden Princips, wie die Liberalen der Basis. Ich kehre von dieser politischen Abschweifung, wozu mich die Väter der beiden Freunde veranlaßten, mit der Bemerkung zurück, daß Ranieri's Vater zu den bornirtern Anhängern jener letzten Ansicht gehörte, welche jedes wissenschaftliche Streben als nachtheilig für das Seelenheil verdammen. Leopardi's Vater zeigte sich dagegen als ein Mann von Geist in den Dialoghetti sulle materie correnti, welche er in jener Zeit herausgab, und welche, was man auch gegen die darin ausgesprochenen Ansichten einwenden möge, unter den vielen Producten jener aufgeregten Tage das Bedeutendste sein möchten.

Leopardi nahm in dieser Zeit lebhaften Antheil an der wissenschaftlichen Thätigkeit Ranieri's, welcher die Heraus-

gabe einer Geſchichte des Königreichs Neapel beabſichtigte. Von dieſem Werke, welches ſich wegen der ausgezeichneten Schönheit der Darſtellung und der ruhigen geſchichtlichen Auffaſſung großen Beifalls erfreute, waren jedoch erſt neun Hefte mit politiſcher und geiſtlicher Cenſur erſchienen, als ein einflußreicher Prieſter den Fortgang zu verhindern wußte. Das gleiche Schickſal erfuhr weniger unerwartet ein Roman Nanieri's, worin derſelbe das Sittenverderbniß aller Klaſſen der neapolitaniſchen Geſellſchaft mit ſchonungsloſer Wahrheit ſchilderte. Leopardi ſelbſt beabſichtigte in dieſer Zeit eine Ausgabe ſeiner Schriften in ſechs Bänden. In dem erſten Band ſind alle in der florentiniſchen Ausgabe enthaltenen Gedichte zugleich mit funfzehn neuen enthalten. Die Liebe als das höchſte, edelſte Gefühl des Menſchen, die Blume ſeines flüchtigen Daſeins und der Tod, der dieſes endet und die Liebe im Scheiden verklärt, ſind die herrſchenden Ideen dieſer Gedichte. Dieſes Verſchmelzen von Liebe und Tod iſt in dem bewunderungswürdigen, erzählenden Gedicht Consalvo zugleich mit der höchſten Vollendung der Sprache dargeſtellt. Denſelben Gedanken ſpricht das Gedicht „Liebe und Tod" (Amore e Morte) noch klarer aus, welches den Denkſpruch des Menander „Wen die Götter lieben, der ſtirbt jung" weiter verfolgt, und beide, Liebe und Tod, ſcheinen in dem Gedicht „der herrſchende Gedanke" (il pensiero dominante) vereint gedacht. Und wo der Dichter von jenen idealen Frauengeſtalten ſpricht, die er früher beſang, ſtreuet er nur Blumen auf ihr Grab, er beſingt ihren Tod, den Abſchied von den Aeltern oder den Denkſtein, der ſie birgt. Je mehr der Dichter ſich den Freuden der Natur verſchloß, eine deſto tiefere Sehnſucht ſpricht er nach ihnen in ſeinen Gedichten aus, wie der Sänger im rauhen Norden, dem

nicht vergönnt iſt, die Schönheit der Natur zu ſchauen, mit glühenden Farben ihre Herrlichkeit ſich vorbildet. Schöne Naturſchilderungen finden wir in dem Gedicht „Der eiſerne Sperling", mit dem der Dichter ſich ſelbſt vergleicht und im 37. Geſang, wo Leopardi ein in heitrer Nacht einſam wandelndes Mädchen ſchildert, welches im plötzlich hereinbrechenden Sturm untergeht. Zugleich erſcheint in dieſem Gedicht das Versmaaß des Dante in größerer Vollendung als in der berühmten Basvilliana von Monti. Die ſatyriſche Schilderung des modernen Alltagslebens in der Palinodia an den Marquis Gino Capponi iſt weniger durch poetiſchen Werth ausgezeichnet.

In den zwei folgenden Bänden ſollten ſämmtliche in der florentiniſchen Ausgabe der „Operette morali" enthaltene Aufſätze aufgenommen werden, welchen Leopardi neue Abhandlungen über Strato von Lampſacus, und Copernicus, und einen Dialog zwiſchen Plato und Porphyrius beifügen wollte. Aber der Druck von Leopardi's Werken wurde bereits nach dem Erſcheinen des erſten Theiles der proſaiſchen Schriften verboten.

Zu den genaueſten Freunden Leopardi's und Ranieri's zählte ſich in jener Zeit der Graf Auguſt von Platen, den ich eines Tages mit Erſterem bekannt machte. Platen hatte bereits die Geſänge Leopardi's mit Bewunderung geleſen, Leopardi hörte dagegen zum erſten Male den Namen des deutſchen Dichters. Das erſte Zuſammentreffen war kal. und höflich, da Platen bei neuen Bekanntſchaften in der Regel einſilbig und verlegen war. Bald aber entſpann ſich ein inniges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen dieſen ausgezeichneten Männern und es verging kein Tag, ohne daß Platen ſeinen kranken Freund

auf eine Stunde heimſuchte. Viele geiſtige Berührungspunkte vereinten beide Dichter. Beide waren von glühender Begeiſterung für das Alterthum durchdrungen, und jeder war ein lebendiger Vermittler klaſſiſchen Geiſtes und klaſſiſcher Form bei ſeinem Volk. Platen beurkundete dies durch hohe Sprachkunſt und umfaſſende Kenntniß, er war mannigfaltiger angeregt, und ſein poetiſcher Kreis war von größerm Umfang. Der Italiener ſtand dagegen mehr auf antikem Boden, und die Bewunderung der Vorwelt war bei ihm Sache des Gemüths. Werth mußte Leopardi, deſſen ganzes Leben ein Klaggedicht auf das gefallene Italien war, ein fremder Dichter ſein, in deſſen letztern Werken überall eine entſchiedene Vorliebe für das italieniſche Mittelalter durchblickt. Beide Dichter fühlten ſich aus politiſchen und perſönlichen Gründen unglücklich. Die Verhältniſſe im Nordoſten Europa's umgaben mit Schreckbildern die letzten Tage von Platens Leben. Daneben glaubte er ſich von ſeiner Nation verkannt, und dieſes wohl ungerechte Gefühl des perſönlich höchſt beſcheidenen Mannes wurde durch das unklare Bewußtſein verſtärkt, daß er zu Größerem berufen war, als er geleiſtet. Er trat einſt mit vollem Bewußtſein aus dem Epos der Befreiungskriege, und ſein poetiſches Gefühl brach durch die Umgebungen der Alltagswelt, die bald nach jenen Zeiten den vaterländiſchen Aufſchwung verdrängte, mit bewältigender Satyre hervor. Er ſtieg von den Alpen in das Land der Schönheit herab, um eine Welt für das Heldengedicht zu finden, das er in ſich trug. Aber der Geiſt wird hier in dem großen Friedhof der Vorzeit aus einer elegiſchen Gedankenwelt in die andere getragen, und die lieblichen Bilder der Gegenwart, die über den Gräbern hinſcherzen, bieten dem Dichter man-

nigfaltige Blüthen zu idyllischen Gestaltungen; aber der Dichter schlummert ein in der Poesie, die ihn umgiebt, weil er sie nicht erzeugen muß, um mit ihr zu leben und die Kraft und Begeisterung, die den Reichthum von Episoden zum epischen Ganzen verweben muß, kann nur das Vaterland und nur ein Land geben, welches von der Hoffnungspoesie unsers Jahrhunderts angeregt ist. So zerschmolz Platens Heldengedicht vor Italiens Sonne, und löst'te sich in bunte Strahlenbrechungen auf. Der Dichter weihte Italien, dem er halb angehörte, seine herrlichen Oden, Sonette und Idyllen. Leopardi war weniger Weltbürger als Platen, er lebte nur für und in Italien, sein eignes Unglück war ihm identisch mit dem Gefühl des Verfalls seines Volkes. Wie er an dessen Auferstehung verzweifelte, so suchte er auch keinen Trost für sich, keinen Ruhm, keine Fortdauer seines Namens und seiner Seele nach dem Tode. Beide Dichter hatten ein satyrisches Element, in Platen ist es mehr die Satyre der geistigen Superiorität als des schneidenden Witzes; Leopardi's Satyre ging aus Mißmuth und dem Gefühl der Nichtigkeit alles Menschlichen hervor.

Die Annäherung der asiatischen Cholera machte auf beide Dichter einen beunruhigenden Eindruck. Platen entsetzte sich schon bei der bloßen Erwähnung derselben, und seine von heftigen politischen Antipathien fieberhaft erschütterte Seele fürchtete sie darum um so mehr, weil sie aus Rußland kam. Ihm war das Leben lieb, und obwohl seine poetische Laufbahn ziemlich als geschlossen betrachtet werden kann, hoffte er doch noch Großes zu vollenden. Leopardi wünschte den Tod, aber er erschien ihm als ein freundliches Wesen, verwandt jenen Genien der Alten, welches ihn friedlich aus diesem Leben des

Kummers hinweg geleiten sollte. Jene Krankheit, die furchtbar Tausende mit eklicher Gestalt niederraffte, zerstörte jene Lieblingsbilder seiner Gesänge. So trennten sich die zwei Dichter, und Platen wandte sich nach Sicilien, wo der deutsche Idyllendichter zwischen den Rebenhügeln griechischer und altchristlicher Gräber ausruht auf Syrakusens Feldern, wo Theokrit sang, und wo in neuerer Zeit Bellini's idyllische Melodien ausströmten.

Leopardi wurde durch die Nachricht vom Tode Platens tief erschüttert, und er hätte wohl gern seine übrigen Tage für den Freund hingegeben. Er schrieb in jener Zeit, mehr und mehr mit der Welt zerfallen, eine Reihe von Aufsätzen über die Sitten. Es schließen sich dieselben zunächst den erwähnten Aussprüchen von Filippo Ottonieri an, und enthalten noch schärfere und bittere Bemerkungen über die tiefe Sittenlosigkeit der Gesellschaft.

Ganz von den frühern Liedern Leopardi's abweichend ist ein in dieser Zeit verfaßtes Gedicht in acht Gesängen, welches er als eine Fortsetzung von Homers Frosch- und Mäusekrieg betitelte. (I paralipomeni della Batracomiomachia di Omero.) Man erkennt in diesem sonderbaren Gedicht bald eine, mit treffendem Witz durchgeführte Satyre auf die unglückliche Revolution der Neapolitaner im Jahr 1820 und die Besitznahme des Königreichs durch die Oesterreicher. Diese launige Erzählung, geschrieben in den schönsten achtzeiligen Stanzen, welche die neuere italienische Litteratur aufzuweisen hat, ist gleichsam der Rahmen, in welchen der Dichter mannigfaltige satyrische Bemerkungen aller Art einfügt. Er schildert unter andern mit beißendem Witz jenes Strohfeuer der italienischen Liberalen und ihre lächerlichen Verschwörungen. An die vorherrschend politische Satyre in den ersten Gesängen

dieſes Gedichts ſchließt ſich in den letztern eine weniger glückliche metaphyſiſche Satyre gegen den Glauben an Fortdauer nach dem Tode. Es wird ſich dieſes Gedicht, trotz dem vielen Schönen, das es ſonſt enthält, weder in Italien, noch im Auslande beſondern Beifalls erfreuen. Italien iſt kein Land für Satyre. Hier und da brechen zwiſchen dem Spott, der durch dieſes Gedicht waltet, wie lichte Augenblicke herrliche Verſe voll von der politiſchen Begeiſterung ſeiner frühern Jahre hindurch. Wir fügen am Schluß dieſes Aufſatzes eine Stelle dieſer Art aus dem ungedruckten Werke bei, welches mir Ranieri mit den vorerwähnten Aufſätzen über die Sitten, und den andern nachgelaſſenen Schriften Leopardi's zur Durchſicht erlaubte. In einem andern Gedicht „I nuovi credenti" geißelt Leopardi den hypocritiſchen Religionseifer mehrerer früher ungläubigen Schriftſteller. Dagegen ſchließen ſich zwei größere Geſänge „Die Blume der Wüſte" und „Der Untergang des Mondes" ſeinen ſchönen, frühern, ſchwermüthigen Gedichten an.

Zu den frühern Uebeln Leopardi's war inzwiſchen die Waſſerſucht getreten, welche ſein Leben näher bedrohte. Als in dem für Neapel verhängnißvollen Sommer von 1837 die Cholera mit erneuter Kraft hervorbrach, wollte ſich Leopardi auf ein Landhaus in Portici zurückziehen. Ich beſuchte ihn am Vorabend des zur Abreiſe feſtgeſetzten Tages, und bemerkte keinen weſentlichen Unterſchied in ſeinem Befinden. Als er am andern Tage ſich zu Tiſch ſetzte, ſank er zuſammen, denn die Waſſerſucht trat ihm an die Bruſt. Er wurde auf das Bett gebracht, wo er ruhig erklärte, er ſtehe am Ende ſeiner Leiden. Dann dankte er Ranieri für die viele Liebe und Freundſchaft und verſchied nach wenigen Minuten ſeinen Anſichten getreu

und ſeinem Leben. Er ſtarb am 27. Junius nach einem unglücklichen Leben von 38 Jahren 11 Monaten und 13 Tagen.

Folgende ſind ſeine letzten Worte, die er zwei Stunden vor ſeinem Tod auf meine Veranlaſſung niederſchrieb:

Ma la vita mortal, poi che la bella
Giovanezza spari, non si colora
D'altra luce giammai, nè d'altra aurora.
Vedova è insino al fine; e dalla notte
Che l'altre etadi oscura,
Segno poser gli Dei la sepoltura.

Aber das ſterbliche Leben, ſeitdem die ſchöne
Jugend dahin ſchwand, färbt ſich
Mit keinem Lichte mehr und keiner Morgenröthe,
Verwaiſ't iſt es bis zum Ende, und zu der Nacht,
Die die andern Alter umhüllt,
Als Zeichen ſetzten ihm die Götter das Grab.

Da die Neapolitaniſche Regierung während der Schreckensherrſchaft der Cholera feſtgeſetzt hatte, daß alle Todten im allgemeinen Kirchhof begraben werden ſollten; ſo konnte Ranieri den Leichnam Leopardi's nur mit vieler Mühe und durch Beſtechung der Polizey nach der kleinen Kirche San Vitale an der Grotte des Poſilipo bringen, wo er in der Gruft der Pfarrer beigeſetzt ward. Dort ruhet er in der Nähe von Virgil und Sannazzaro, die er als Dichter geliebt, die aber glücklicher waren als er, und die ſchöne Natur, die jetzt ihre Gräber umgiebt, mehr genoſſen. Mehrere Neapolitaner wollten mit Ranieri vereint dem Dichter ein Denkmal vor der Kirche errichten laſſen, ſie zogen ſich aber ſpäter zurück und überließen es Ranieri allein, damit der, der dem unglücklichen Dichter ſieben Jahre lang das Leben erhalten, ihm auch nach dem

Tode ein Merkzeichen ſetze der ewigen, unveränderlichen Liebe. *)

Mögen die Verſe des beſcheidenen Dichters, der in ihnen nur das Gefühl ſeines Schmerzes niederlegen wollte, noch lange in den Herzen der italieniſchen Jugend leben, und einſt das erfüllt werden, wovon der Zweifel ihm das Herz brach: daß Italien wieder aufblühe, reich an Liedern, Bildwerken und Farben, und daß die Bürgertugend ſeiner Ahnen zurückkehre.

---

## Bruchſtücke aus dem Gedicht:

### I paralipomeni della Batracomiomachia di Omero.

**Intanto a studio là nel Trasimeno**
**Estraneo peregrin lava le membra**
**Perchè la strage nostra onde fu pieno**
**Quel flutto, con piacer seco rimembra:**

---

*) Ranieri zeigte Leopardi's Tod in einem kurzen Aufſatz in der neapolitaniſchen Zeitſchrift „Il Progresso“ an, und wird ſpäter eine ausführliche Lebensbeſchreibung herausgeben. Eine Lebensbeſchreibung Leopardi's machte auch G. J. Montanari in der römiſchen Zeitſchrift „l'Album“ bekannt. Montanari kannte Leopardi nicht perſönlich, hat aber viele gute Nachrichten über ſein Leben geſammelt. Uebrigens hält ſich dieſe Lebensbeſchreibung auf der allgemeinen Oberfläche italieniſcher Lobreden und giebt weder eine Charakteriſtik des Verfaſſers noch ſeiner Schriften. Ranieri veranſtaltet gegenwärtig eine vollſtändige Ausgabe von Leopardi's Werken, wovon der Pariſer Buchhändler Baudry den Verlag übernommen hat. Zu wünſchen wäre, daß dieſer Ausgabe auch eine Auswahl von Leopardi's Briefen beigefügt würde, von welchen der Marquis Melchiorri unter Andern eine ſchätzbare Sammlung beſitzt.

La qual, se al ver si guarda, nondimeno
Zama e Cartago consolar non sembra
E notar nel Metauro anco potria
Quegli e Spoleto saltar per via.
Se questo modo ond' hanno altri conforto
Piacesse a noi di seguitar per gioco,
In molt' acque potremmo ire a diporto,
E di più selve riscaldarci al foco,
Ed in più campi dall'occaso all'orto
Potremmo, andando, ristorarci un poco
E tra via rimembrar più d'un alloro
E nelle nostre e nelle terre loro.
Tant'odio il petto agli stranieri incende
Del nome italian, che di quel danno
Onde nessuna gloria in lor discende,
Sol perchè nostro fu, lieti si fanno
Molte genti provar dure vicende,
E prave diventar per lungo affanno;
Ma nessuna ad esempio esser dimostra
Di tant'odio patria come la nostra.
E questo avvien perchè quantunque donna
Serva, lacera segga in isventura,
Ancor per forza italian si noma
Quando ha più grande la mortal natura;
Ancor la gloria dell'eterna Roma
Risplende sì che tutte l'altre oscura:
E la stampa d'Italia, invan superba
Con noi l'Europa, in ogni parte serba.
Nè Roma pur, ma col mental suo lume
Italia inerme, in e con la sua dottrina,
Vinse poi la barbarie, e in bel costume
Un' altra volta ritornò regina:

E del goffo straniер, ch'oggi presume
Lei dispregiar, come la sorte inchina,
Rise gran tempo, ed infelici esigli
L'altre sedi sembrar vide a'suoi figli.
Sentono gli estrani ogni memoria un nulla
Essere a quella ond'è l'Italia crede:
Sentono, ogni lor patria esser fanciulla
Verso colei ch'ogni grandezza eccede:
E veggon ben che se strozzate in culla
Non fosser quante doti il ciel concede,
Se fosse Italia ancor per poco sciolta
Regina torneria la terza volta.
Indi l'odio implacato, indi la rabbia.
E l'ironico riso ond'altri offende
Lei che fra ceppi, assisa in fulla sabbia
Con lingua nè con man più si difende.
E chi maggior pietà mostra che n'abbia.
E di speme fra noi gl'ignari accende.
Prima il Giudeo tornar vorrebbe in vita
Che all'italico onor prestare aita.

Die

# Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti

von

Dr. Gaye.

Gewiß iſt die außerordentliche Höhe, zu welcher die bildenden Künſte in Italien in dem kurzen Zeitraum von kaum hundert Jahren, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelangten, weniger auffallend, wenn man ſich neben ihnen die andern Erſcheinungen vergegenwärtigt, welche dort gleichzeitig auf dem Gebiet der Poeſie, in den politiſchen Inſtitutionen, und in den übrigen, damals noch ſtrengen Formen des Städtelebens Daſein und Wirklichkeit gewannen. Glaube und Begeiſterung, die im Allgemeinen dieſe Schöpfungen hervorriefen, erfüllten und beherrſchten auch die Seele des Künſtlers, und ließen dem Eigenwillen deſſelben nur ſo viel Spielraum, als nöthig war eine enthuſiaſtiſche Individualität dahin zu ſteigern, daß ſie dem ſtummen Gefühl der Zeitgenoſſen Sprache und Zeichen verleihen konnte. Bei ſolchem Schaffen konnte ein künſtleriſches Gemüth mit ſich und ſeiner Umgebung nur in ſo fern beſchäftigt ſein, als dies Alles im Dienſte des Intereſſes ſtand, von welchem es ſelber ergriffen war; die liebevolle Beobachtung der Natur und des Lebens mußte einem ſolchen Auge als Nebenſache erſcheinen. Die Unfähigkeit, ſich im Techniſchen vollkommen auszudrücken, war eben ſo ſehr Bedingung als Folge dieſes im Aufſtreben begriffenen Geiſtes; von dem Gegen-

stand ergriffen, war der Künstler mehr mit dem Gedanken, als mit den Mitteln ihn auszuführen beschäftigt. Ferne aber mußte es dabei nach der Natur der Sache jedem Traumatisten liegen, Mittel gering zu achten, durch welche er eben sein Höchstes zu erreichen hatte. Innerhalb einer selbst wieder künstlerisch gegliederten Zunft ward er früh genung mit ihnen vertraut, ehe noch das Bedürfniß, diesem Unterschied weiter nachzudenken, bei ihm sich einstellen konnte. Was der Knabe als Handwerk erlernt hatte, bildete der Jüngling weiter, so daß es dem Manne kein Hinderniß mehr werden konnte, sich dem Gegenstande, und nur diesem mit ganzer Seele hinzugeben.

Wie die Kunstwerke dieser Periode vorzugsweise direct vom Staat oder von Corporationen ausgehen, und im unmittelbaren Dienst der Religion stehen, tragen sie auch ganz besonders ihren Typus. Der, so zu sagen, sittliche Charakter von Ursprünglichkeit, von Hingebung zugleich und von Energie, welcher diesen Verhältnissen zu Grunde lag, konnte in künstlerischer Beziehung nur in Siena seine angemessenen Organe finden. Eine auf Hügeln malerisch gruppirte Stadt, der sehr lebendige und in Momenten der Aufregung heroische Volkscharakter, eine die Eifersucht nährende, aber dabei alle Kräfte des Einzelnen hervorrufende Eintheilung der Bevölkerung in Contraden, alljährlich wiederkehrende, auf Religion und Staat basirte Nationalfeste, die Blüthe endlich des in diese Zeit fallenden politischen Lebens kamen dieser Richtung in jeder Beziehung zu Statten. Gegebene Verhältnisse der Art konnten der Ausbildung der Malerei auf alle Weise förderlich werden, die Plastik bei Weitem weniger begünstigen, Poesie und Geschichte aber gradezu ausschließen. Und wirklich hat Siena eine Reihe von ausgezeichneten,

auf's Höchste begabten Malern hervorgebracht, dagegen nur einzelne Architekten, einen einzigen Bildhauer von geschichtlicher Bedeutung, keinen Historiker, keinen Poeten. So wenig es für zufällig zu achten ist, daß die erste Madonna von einiger Wichtigkeit in Siena entstand, wird man es für zufällig zu halten haben, daß die beiden größten Schöpfungen, welche Staat und Kirche als solche zum Gegenstand haben, grade sanesischen Künstlern beigelegt werden. Diesem neuen, aber ihnen zusagenden Element vertrauten sich die dortigen Künstler mit einem Feuer, das wieder nur sanesisch genannt werden kann; sich selbst erschöpften sie in erschöpfendem Genuß. Einzelne, obwohl auch nur wenige wirklich bedeutende Individuen traten noch im funfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert hervor; die große moralische Kraft aber, welche dieselbe Kunst oft durch ganze Generationen in einer und derselben Familie unterhielt, kehrte in Siena nicht wieder.

In Florenz dagegen verriethen Kunst und Wirklichkeit von jeher einen besonneren, ernsteren Charakter. Nicht allein auf einer solideren, auch auf einer umfassenderen Basis war hier das Ganze angelegt worden. Die Reflexion überwog in dem Florentiner die Begeisterung, die Ausdauer das Feuer. Fast hundert und funfzig Jahre nach der Gründung erhielt Santa Maria del Fiore in der Kuppel des Brunelleschi ihre schönste Zierde; während die Stadt, welche sich vorzugsweise Stadt der erhöhten Madonna nannte, die Fundamente des ihr zu Ehren bestimmten Heiligthums einem so wenig sichern Boden anvertraute, daß gleich in den ersten Jahrzehnten dieses auch hierin echt sanesische Denkmal aufgegeben werden, und auf alle Zeiten unvollendet bleiben mußte.

Ließ Cimabue auch der Madonna des Guido eine in demſelben Sinn allerdings bedeutendere Schöpfung folgen, ſo ward dieſe doch wieder von Duccio's Hauptwerk ſo unendlich überboten, daß die künſtleriſche Kraft dieſes Zeitraums ſich hier zum erſten Male vollſtändig und erſchöpfend reſumirte.*) In dieſem Bilde trieb die Kunſt des dreizehnten Jahrhunderts ihre ſchönſte Frucht; in weit höherer Art, als Giotto je dem Dante beikam, iſt hier die Poeſie des nun ablaufenden Zeitraumes reproduzirt worden. Die Florentiner, umſichtig genug, dies zu begreifen, waren von Munizipaleiferſucht zu entfernt, als daß ſie dies nicht öffentlich anerkennen ſollten. Noch bei Lebzeiten des Cimabue, es war im Jahr 1285, übertrug die Brüderſchaft der heiligen Jungfrau von Santa Maria Novella dem Duccio, Boninſegna's Sohn aus Siena, ein Gemälde, „worauf er zu Ehren der hochſeligen und glorreichen Jungfrau ſie mit ihrem Sohn und andern Heiligen in ſchönſter Weiſe malen ſollte." Siena's Maler-Statuten nährten die Kunſt innerhalb der Ringmauern ihrer Stadt, mit Eiferſucht aber verſchloſſen ſie fremden Künſtlern ihre Thore. Die Florentiner, von ſolcher Aengſtlichkeit weit entfernt, ergriffen die Gelegenheit, fremde Kräfte für ſich und ihre Zwecke zu gewinnen. Bei dieſem weitern Geſichtskreiſe war es natürlich, daß die Kunſt ſich bald am Arno niederlaſſen, und von dort aus die andern Gegenden Italiens bevölkern mußte. — Dieſe beſonnene Umſicht, dieſe mehr calculirende Berechnung der gegebenen Verhältniſſe und die kluge Benutzung derſelben hatten es ſehr natürlich zur Folge, daß der Blick der Florentiner ſich mit der Erweiterung des Stoffs der

*) Fällt bekanntlich von 1308—1311.

Wirklichkeit zuwenden mußte. Nicht allein das Durchbrechen der Typen war somit ihnen vorbehalten; die ganze Stärke, welche die florentiniſche Kunſt des funfzehnten Jahrhunderts auszeichnet, war dadurch im Keime gegeben. Das Mittel, durch welches die Wirklichkeit am frühſten und vollkommenſten wiedergegeben wird, die Zeichnung, konnte nur durch ſie ſeine beſondere Ausbildung erhalten. Wie im Gebiet des Denkens das Sein dem Scheinen, in alter und neuer Kunſt die Skulptur der Malerei vorangeht, mußte die Kunſt des Mittelalters, als ſie von der Herrſchaft der Typen und des Stoffs ſich emancipiren, als ſie im eigentlichen Sinne des Wortes Kunſt werden wollte, zuerſt und ganz beſonders auf Wiedergeben der Formen durch Zeichnung bedacht ſein. Auf der weiten und ſichern Baſis, welche in Florenz Kunſt und Leben trug, war dies grade das Element, welches dort beſonders zuſagen mußte. Die Ausbildung deſſelben bedingte eben ſo ſehr die Entwickelung der Kunſt, als ſie derſelben den Verlauf durch alle Phaſen ſicherte. Sie war damit vorzugsweiſe plaſtiſch geworden; Bildhauer von Bedeutung dürfen wir in dieſer und in der folgenden Zeit nur bei den Florentinern ſuchen. Giotto, der würdigſte Erbe der alten Zeit, weil er der tüchtigſte Sohn der neuen war, konnte nur aus Florenz ſtammen.

Allerdings iſt der Zeitraum, welcher die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausmacht, in kunſthiſtoriſcher Beziehung bei weitem weniger erfreulich, als der vorhergehende und der nachfolgende; als Uebergangsperiode aber iſt er von entſchiedener Wichtigkeit. Wie die Philoſophie nur nach dem Culminationspunkte des politiſchen Lebens aufzutreten, und das Vergangene

resumirend die Zukunft vorzubilden pflegt, waren die Künstler dieser Epoche mehr eigentlich theoretisch als praktisch thätig. Gefallen sie sich auch in der handwerksmäßigen Wiederholung verbrauchter Motive, so suchen sie doch auf der andern Seite Aufgaben zu lösen, die, wenn auch über ihre Kräfte, außer einer eigenen Lust am Ueberwinden von Schwierigkeiten noch besondere Studien verrathen. Der Sinn für die plastische Einheit einer Composition fing an sich zu verlieren; statt Eines gegebenen Moments suchte man in dem beengten Raum eines Fresko den ganzen Verlauf einer Geschichte in verschiedenen, mehr oder minder unter einander verbundenen Abtheilungen zu erzählen. Mit dem vielfachen Unglück, das gleichzeitig über Italien kam, mag es zusammen hängen, daß die Darstellungen des jüngsten Gerichts und der Hölle häufiger wurden. Gegenstände der Art zwangen mehr, als es fast geschehen, die Carnation, das Nackte und den Knochenbau überhaupt zu studiren. Gewiß sind die uns vorliegenden Resultate solcher Bestrebungen als höchst ungenügend anzusehen; in ihrem ganzen Zusammenhange aber halfen auch sie die bedeutenden Schwierigkeiten beseitigen, welche auf dem weiten Gebiet der Technik noch zu überwältigen waren. Eine neue Art in Fresko zu malen oder wenigstens die allgemeinere Anwendung derselben fällt in diese Periode, welche die Vorstudien zu jener Schöpfung enthält, die wieder nur einen Florentiner zum Organa des sechszehnten Jahrhunderts machen konnte.

Schon zu Anfang, und noch mehr im Verlauf des funfzehnten Jahrhunderts hatten die religiösen Interessen in Italien sich dahin umgestaltet, daß sie weniger Eigenthum unmittelbaren Gefühls geblieben, als Gegenstände

reflektirender, ja oft leichtsinniger Betrachtung geworden waren. Wie wir auf die göttliche Komödie die Stanzen Politian's folgen, und die Munizipalstatuten ihrem ganzen Umfange nach ausgearbeitet, und nur im Einzelnen ergänzender Zusätze bedürftig sehen; waren auch die bedeutendsten Gebäude während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts so weit vorgeschritten, daß es vorzüglich auf die kunstvolle Vollendung der einzelnen Theile, auf Ausschmückung und Benutzung der gegebenen Räume ankam. Die Anlage des Ganzen war gemacht, das Terrain abgesteckt, die Grenzen waren vorgezeichnet; es galt nun innerhalb derselben sich auf friedliche Weise zurecht zu finden und einzurichten. Wie dies Alles weniger aus enthusiastischer Begeisterung hervorging, war, um es ins Leben zu setzen, auch ganz besonders ein berechnender Verstand erforderlich, der an Aufgaben von unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten seine Freude hatte, und in Ueberwindung derselben seinen größten Ruhm erblickte. Der Hauptsache nach war man mit sich und seiner Umgebung beschäftigt; auf den Räumen, welche sonst der Madonna und den Ortsheiligen bestimmt waren, trug man im Gefühl einer eigenen Lyrik, unter Beibehaltung der Namen, die Geschichten der Stadt, ja der Familien und des Hauses vor. Die Zeit, welche die Grabstätten des heiligen Franz und des heiligen Dominicus mit Zeichen der Verehrung verzierte, war dahin; den berühmten Männern der Gegenwart errichtete man ihre Denkmäler. Der Staat selber war der unmittelbaren Leitung solcher Unternehmungen immer fremder geworden; zuerst kam sie ganz und gar an die einzelnen Corporationen, dann allmählig in die Hände der ausgezeichneten Familen, unter denen sich wieder vorzüglich speculirende Kaufleute

und Banquier's hervorthaten. Das Intereſſe für das klaſſiſche Alterthum, welches ſich im Auffinden von Handſchriften und Statuen beſtätigte, wird nur in den Bedürfniſſen dieſes Zeitalters ſeine Erledigung finden können. Man war, um es hier nochmals in der Kürze zuſammen zu faſſen, aus dem Standpunkte der Unmittelbarkeit in den der Reflexion, aus dem Boden thatkräftiger Frömmigkeit in das Gehege eines grübelnden Naturalismus, aus einem nur der Sache lebenden Schaffen in die Schule übergetreten.

Die Vorzüge, aber auch die Mängel dieſer Zeit — welche hier wenigſtens in Umriſſen zu bezeichnen war — charakteriſiren auch das ganze Streben des Lorenzo Ghiberti, und dies um ſo entſchiedener, je höher er ſelber zu Anfang dieſes Jahrhunderts unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorragt. Lorenzo ſcheint nicht zu den Naturen gehört zu haben, die ſich, wie z. B. Brunelleſchi, Donatello und Michel Angelo gleich von Haus aus verſtanden; er dürfte vielmehr erſt während ſeiner Entwickelung über ſich zur Klarheit gekommen ſein. Die untergeordnete Stellung, welche er als Baumeiſter der Kuppel gegen Brunelleſchi einnahm, mag darin, beides aber in der durch und durch maleriſchen Richtung des Lorenzo ſeinen Grund haben. Das enge Verhältniß, in welchem die Sculptur ſchon vor alten Zeiten zur Architektur ſtand, wird eben ſo ſehr auf die innere Natur dieſer Künſte zu reduziren ſein, als die im Ganzen ſeltene Erſcheinung, daß ein ausgezeichneter Maler auch ein bedeutender Architekt geweſen, aus dem Weſen der Malerei zu begreifen iſt. Nicht allein in der Conception eines großen Ganzen, in den Proportionen, ſondern auch in den erhaben hervortretenden einzelnen Theilen, in den Profilirungen,

(die mal sehr passend die Basreliefs eines Gebäudes geheißen wurden) wird die nähere Verwandtschaft der Sculptur zur Architektur zu erkennen sein. Philipp Brunelleschi trat unter diejenigen, welche für die Thür von San Giovanni concurrirten, und Michelozzo, der längere Zeit als Bildhauer arbeitete, errichtete den Familienpalast der Medici in Via larga; dagegen bezeichnete es den höchsten Verfall der Architektur, als man ihr malerische Prinzipien, Perspective z. B., aufzubürden anfing. — Hat es Poeten gegeben, die keinen eigentlichen Vers hinterlassen haben, so wird man die vorherrschende Richtung in Ghiberti als malerisch bezeichnen können, wenn er auch kein einziges Bild in Farben ausgeführt hat. Den schon anderweitig bekannten Angaben, daß er Zeichnungen für Glasmalereien entworfen, kann ich hinzufügen, daß er im Jahr 1421 für drei Tugenden, die er auf Papier zeichnete, von der Zunft der Gallimala vier und zwanzig Lire bezog.*) Daß dies bloße Zeichnungen, also keine Thonmodelle waren, wird ausdrücklich und absichtlich bemerkt. Besser aber, als durch solche Einzelheiten wird man von der Richtigkeit dieser Behauptung sich dadurch überzeugen können, daß man sich neben dem Ghiberti die Werke des in neuester Zeit sehr unterschätzten Donatello vergegenwärtigt. Allerdings stand diese im Ganzen etwas handwerksmäßige Natur an Naivetät, an Zartheit und Innigkeit des Gefühls, an Mäßigung, an künstlerischer Bildung überhaupt dem Lorenzo um ein Bedeutendes nach; Donatello übertraf ihn aber eben so sehr durch Entschiedenheit des künstlerischen Wollens, durch Energie und

*) Archiv der Arte della Gallimala zu Florenz, Deliberazioni von 1419—1421; es war am 21. Juny.

Feuer — das noch ſpäter den Botticelli und Antonio Pollajuolo entzündete — als durch richtige Verhältniſſe, durch eine bildneriſch beſſer verſtandene Anlage der Gewandung, und ganz beſonders durch das, was nicht zum geringſten Theile den Bildner zum Bildner macht, durch das ſichere Ruhen jeder einzelnen Figur in ſich ſelber. Ghiberti's Figuren, die ſtets in Bewegung, wenn nicht in Unruhe, erſcheinen, die ſchmal, und namentlich im Oberkörper unverhältnißmäßig lang ſind, biegen mit einem eigenen Schwunge entweder auf die rechte oder die linke Seite, nach hinten oder nach vorne aus. Es entſtehen grade dadurch auf der Bruſt und um den Leib jene zwei breit abgeglättete Bauſchen, die meiſt unter ſich in einen ſtumpfen Winkel zuſammenfallen, und die, bisweilen noch in einer dritten ſich wiederholend und abſchließend, gewiß weniger dazu dienen können, das Nackte in beſtimmten Contouren anzudeuten, als eine bedeutende Fläche auf maleriſche Weiſe zu unterbrechen. *) Die Menge von Portraitfiguren, welche Donatello zu machen, die etwas grellen Darſtellungen der büßenden Magdalene und Johannes des Täufers, die er mit ſeiner Schule zu wiederholen hatte, mußten ſeiner Neigung eben ſo gelegen ſein, als förderlich werden. In wenigen Dingen, z. B. in den bei ihm wiederkehrenden langen Hälſen, dürfte Donatello dem

*) Dieſe Eigenthümlichkeiten des Ghiberti fallen namentlich an der Kirche de San Michele auf, wo man ihn in der unmittelbaren Nähe des Donatello erblickt. Es iſt, als wenn der heilige Georg, Johannes dem Täufer zur Seite, ſich nicht ohne alle Prätenſion auf beide Beine ſtemmt. Die ſchwebende Stellung ſeiner Figuren wird der, dem Lorenzo in geiſtiger Beziehung ſo verwandte, Pietro Perugino ihm entnommen haben.

ſchon damals mächtigen Einfluß des Ghiberti erlegen ſein. —

Vergleicht man in den biographiſchen Notizen, welche Lorenzo uns über ſich und ſeine Werke hinterlaſſen hat, was ihm an andern Meiſtern vorzüglich aufgefallen, und was er ſich bei ſeinen eigenen Arbeiten zur beſondern Ehre anrechnet; ſo iſt es die Art und Weiſe, wie Schwierigkeiten, die in dem Gegenſtand, in der Enge des Raumes und in dem Stoff gegeben waren, mit Glück und zwar durch Mittel, die weſentlich nur der Malerei zu Gebote ſtanden, überwunden ſind. Nicht weniger als ſieben Mal ſpricht er in dem Bruchſtück bei Cicognara von der großen Anzahl der Figuren, von den vielen Köpfen, welche angebracht waren; mit beſonderm Enthuſiasmus gedenkt er des Ambrogio Lorenzetti; weil er die mannigfaltigſten Naturereigniſſe in ſeinem Fresko zu vereinigen, und dabei moltissima gente armata, uomini e femmine" anzuführen wußte. —

Da nun, wie früher angedeutet, die erſte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts über das Weſen der Compoſition ins Klare gekommen, da die ihr folgende zweite Hälfte ſich, mit der Erweiterung techniſcher Mittel, am Nackten vielfach, wenn auch nicht immer glücklich, verſucht hatte; ſo konnte einer ſo eigenthümlich organiſirten Natur, wie Lorenzo es war, nichts näher liegen als das, was bis dahin nur zur geringſten Vollkommenheit gelangt war, die Perſpective meine ich, zu ihrer beſondern Aufgabe zu machen. In der Löſung derſelben iſt er ſo glücklich geweſen, daß es zweifelhaft bleibt, ob irgend ein Künſtler des funfzehnten Jahrhunderts am Ende ſich ſelber und ſein Zeitalter beſſer verſtanden habe. Höchſtens wird in ſo früher Zeit ſein Nebenbuhler Brunelleſchi als

vollgültig neben ihm genannt werden können. — Gewiß gehört die Periode, welche den Concurs für die erste Bronzethür ausschrieb, zu den glänzendsten der florentinischen, wo nicht der ganzen italienischen Kunstgeschichte. Die Parteikämpfe hatten an intensiver Heftigkeit, die Namen Guelfen und Ghibellinen von ihrer eigentlichen Bedeutung verloren; eine Pest, die wiederzukehren drohte, mochte das Andenken an das Jahr 1347 erneuert, und die Bewohner einer überhaupt nicht allzu großen Stadt einander genähert, ihre stetiger Vereinzelung ausgesetzten Kräfte auf ein gemeinschaftliches Ziel concentrirt haben. Schon war die Gesetzgebung dahin gediehen, daß die Statuten die dritte Revision erhalten hatten; im Innern besaß man Mittel, die den kostspieligsten Unternehmungen genügen konnten; nach außen sich auszudehnen, fühlte man kein Bedürfniß. Die Motive, welche das dreizehnte und das vierzehnte Jahrhundert dem Dante für seine Schöpfung an die Hand gaben, waren durch ihn erschöpft; daß die Italiener die Minnehöfe in ihrer eigentlichen Weise nie gekannt, und für die Erklärung der göttlichen Comödie einen eigenen Lehrstuhl errichtet hatten, bewies hinlänglich, daß ein ähnlicher Concurs auf dem Gebiet der Poesie ihnen überhaupt unmöglich, unter den jetzigen Umständen auf jeden Fall undenkbar erscheinen mußte. Die Dankbarkeit für die Befreiung von einer drohenden Gefahr mußte ihr Augenmerk eben so sehr auf das uralte, dem Schutzpatron ihrer Stadt gewidmete Heiligthum, auf San Giovanni lenken, als sie in dem Ueberfluß von ausgezeichneten Kräften, in der unverbrauchten Frische derselben eine Bürgschaft und die sicherste Aussicht finden konnten, Alles, was sie in dieser Hinsicht beschließen würden, realisirt zu sehn. —

Unendlich interessant, und für das Leben der italienischen Republiken belehrend, müßten die Verhandlungen und Beschlüsse sein, welche dem 23. November 1403 vorangingen. Leider sind sie uns nicht aufbehalten worden; wir können ihren Inhalt und die dabei beobachteten Formen nur nach dem Wenigen, was Vasari im Leben des Ghiberti, und mit mehr Beredsamkeit im Brunellesco erzählt, weit besser aber aus den freilich noch ungedruckten Berathungen ermessen, welche in den sechsziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts in der Bauhütte des florentinischen Doms gepflogen wurden. Damals war der Bau dieses Gebäudes wieder mit Eifer betrieben, und die Form für die Fenster der Seitenschiffe bestimmt worden; die Bögen des Hauptschiffs sollten gewölbt, Kuppel und Kreuz vorgezeichnet werden. Von allen Seiten suchte und hörte man Rath; Goldschmide, Maler, Bildhauer, Gelehrte, Bürger, Mönche, überhaupt Jeder, dem ein gesundes Urtheil und Sachkenntniß zugetraut werden konnten, wurden theils in zahlreichen Generalversammlungen, theils in kleineren Zusammenkünften vernommen. Selten ließ man es bei Einem Male bewenden; jeder bedeutende Zweifel, jeder gewichtige Einwurf ward Anlaß zu abermaliger Ueberlegung. Aehnlich, und nach der längeren Praxis, die man nun schon hatte, vermuthlich noch besonnener, muß es bei den Versammlungen zugegangen sein, welche den Concurs zur Folge hatten. Filippo Brunellesco, Donato, Lorenzo, aus Florenz; Jacopo della Quercia aus Siena, Niccolò aus Arezzo, Francesco aus Valdambrina, Simon aus Colle, also ihrer sieben, waren nach Vasari die Bewerber. Wer unterscheidet, wo dieser Biograph als Historiker, wo als Novellatore und wo als Improvisator spricht, wird keine Mühe haben, sich zu

überzeugen, daß Alles, was er in dieser Beziehung zu wiederholten Malen und an verschiedenen Stellen über das Probestück des Donato zum Besten giebt, völlig aus der Luft gegriffen ist. In den eigenhändigen Erklärungen, die mir von Donatello aus den Jahren 1427, 1433 und 1457 bekannt sind, variirt er in der Angabe seines Geburtsjahrs; nach der ersten hätte er im Jahre 1409 nur dreizehn, nach der zweiten vierzehn, und nach der dritten achtzehn Jahre gezählt. Auf jeden Fall aber hat man, würde selbst die letzte Zahl als die äußerste angenommen, ihn als zu jung von einem solchen Wettkampf auszuschließen. Und wirklich gedenkt Ghiberti, der doch gewiß keine Ursache hatte, gerade den gefährlichsten Gegner unerwähnt zu lassen, des Donatello mit keiner Sylbe. „Wir waren, sagt er, unserer sechs;" und nennt dabei sieben, weil er außer dem Niccolò von Arezzo noch den Niccolò Lamberti aufführt. Niccolò Lamberti aber und Niccolò aus Arezzo ist eine und dieselbe Person; was von Piacenza schon vermuthet ward, werde ich anderswo aus Urkunden der florentinischen Bauhütte zur Gewißheit erheben können. Nicht weniger als vier und dreißig, und diese — das Resultat berechtigt zu dieser Voraussetzung — gewiß competente Richter entschieden für Lorenzo Ghiberti. „Von allen erfahrenen Männern und von all' denen, welche sich mit mir versucht hatten, wurde mir die Palme des Sieges zuerkannt. Einstimmig und ohne irgend eine Ausnahme gestand man mir die Ehre zu; Alle meinten, ich habe die Andern hinter mir gelassen." In dieser naiven, aber nicht unberedten Weise spricht der Meister selber am Abend seines Lebens von einem Siege, der das Glück seiner Existenz begründen sollte.

Von den übrigen vier Probeſtücken iſt nichts auf unſere Zeit gekommen. Darf man aber nach den beiden urtheilen, welche, das eine von Lorenzo, das eine von Brunelleschi, jetzt noch unter den Bronzen der florentiniſchen Gallerie neben einander gezeigt werden, ſo wird man die Entſcheidung auch für die Andern als gerecht bezeichnen dürfen. Es war der 23. November 1403, als die erſte Bronzethür dem Lorenzo verdungen ward. —

Zu den Büchern aus dem ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche in Italien nun ſchon in ſo gründlicher Weiſe zu Antiquitäten geworden ſind, daß man von ihrem Vorhandenſein kaum noch irgend Notiz nimmt, gehört auch das Kupferwerk über dieſe Bronzethüren, welches Antonio Cocchi im Jahr 1773 unter dem Namen Tommaſo Patch bekannt machte. Allerdings ſind dieſe Stiche durch die von G. Galendi im Jahre 1800 publicirten in den Hintergrund gedrängt, und durch die vor wenigen Jahren erſchienene Arbeit des jüngern Caſinio unnöthig gemacht worden; ſie haben aber dies vor beiden voraus, daß ſie den ornamentalen Schmuck der Thüren vollſtändig, und dann auf dem letzten Blatt die genaueſten kunſtgeſchichtlichen Notizen über den Verlauf der Arbeit geben. Jetzt vollends, da das Manuſcript, dem ſie entlehnt wurden, mit den Excerpten des Senators Carlo Strozzi verloren gegangen, ſind dieſe durchaus unſchätzbar. Keiner von denen, welcher in neueſter Zeit dieſe Thüren beſprach, kannte dieſen Schatz; der Abbate Vincenzo Follini brachte aus der Chronik des Cambi, und durch Combinationen Reſultate heraus, die uns hier genauer und umſtändlicher in einem gleichzeitigen Bericht erhalten ſind.

Den 23. November 1403 alſo, ſo beginnt dieſer, wird die zweite Thür von San Giovanni (die zweite in Bezug auf die des Andrea Piſano) zwei Goldſchmiden, dem Lorenzo, Bartolo's Sohn *) und deſſen Vater Bartolo, Sohn des Michele, unter der Bedingung übergeben, daß Lorenzo die Figuren, Bäume und ähnliche Dinge auf den einzelnen Abtheilungen ſelber machen, dabei aber ſeinen Vater und andere Meiſter, die ihm dazu tüchtig ſcheinen werden, zu Hülfe nehmen könne. Drei Abtheilungen ſoll er, vom erſten December an gerechnet, jedes Jahr vollenden. Bloß die Arbeit haben ſie zu leiſten, alles Andere fällt der Zunft zur Laſt. Als Lohn für ihre Mühe ſoll ihnen das ausgezahlt werden, was die Conſuln und die Vorſteher des Muſaiks billig erachten. Vorſchuß dürfen ſie bis auf 200 Scudi jährlich beziehen. Matteo di Giovanni Villani, Palla di Nofri aus dem Geſchlecht der Strozzi und Niccolò di Luca di Feo werden auserwählt, um die Arbeit zu betreiben. —

Da Lorenzo ſeinem Verſprechen nicht nachkam, und die bedungenen drei Abtheilungen nicht alljährlich zu Stande brachte, wurde der Contract am erſten Juny 1407 mit dem Zuſatz erneuert, daß es ihm, ſo lange er das Werk nicht vollendet habe, nicht erlaubt ſein ſolle, ohne beſondere Einwilligung der Conſuln eine andere Arbeit zu übernehmen. Ja, ſelbſt nach Beendigung der

*) Dieſer Irrthum, der ſich auch in andern Documenten einſchlich, kam dann Lorenzo ſpäter theuer zu ſtehen. Er war Sohn des Cione und der Mona Fiore; Bartolo ward nach dem Abſterben des Cione ſein Stiefvater, und, wie Lorenzo in einer ſehr intereſſanten Rechtfertigung uns hinterlaſſen, ſein Lehrer in der Goldſchmidekunſt.

Thür habe er ein Jahr lang abzuwarten, ob die Zunft ihm nicht ein anderes Werk übertragen wolle. [1]) 200 Scudi werden ihm jährlich für seine Mühe versprochen; an jedem Werkeltage habe er den ganzen Tag fleißig zu sein, wie einer, der für bestimmten Lohn arbeite. — In Wachs und Messing solle er eigenhändig, ganz besonders aber an solchen Theilen arbeiten, welche größere Vollendung erfordern, als da sind Haare, Nacktes und Aehnliches. Gehülfen und Arbeiter darf er sich selber wählen; die Consuln aber haben diesen [illegible] Gehalt zu bestimmen. Erhalten hatte er damals, von dem ersten Vertrag an gerechnet, für sich und seine Mitarbeiter die Summe von etwa 1770 Scudi; die Zunft schuldete ihm noch gegen 100.

Nicht weniger als elf Gehülfen, und unter ihnen auch Donatello, gingen ihm vom Jahre 1403 bis 1407 zur Hand; mehr denn zwanzig, unter ihnen auch der damals noch junge Paolo di Dono, (Uccello; nicht Dino, wie Richa hat) unterstützten ihn von 1407 bis zum Jahr 1424. [2]) In diesem Jahr, und zwar den 19. April, fügte

---

[1]) Offenbar dachte man schon an die zweite Thür. [2]) Sie werden einzeln und mit genauer Angabe ihres jährlichen Soldes aufgeführt. Ich übergehe sie, da die Wenigsten unter ihnen später eine historische Bedeutung erlangt haben. Leuten von Fach werden dagegen folgende Notizen in der Sprache des Originals willkommen sein. Ebbe il Lorenzo per il lavorio dall'a. 1403 — 1415 lib. 5561, once 11 d'ottone, costò il ottone, detto ottone di ritaglio, 831. l. 11. (sic; vermuthlich 831 fiorini, 1 soldo. 11 denari), parte a sei la libbra, e parte a 6½. Costò el carbone e le legne 57. 1334. 4. — Si consumò nella detta opera libbre 1739, once 9 di cera; e libbre 69. once 4 se ne dette in falcole ai lavoranti per tornare la sera a casa." — Ein eigenes Rogito des Ser Nofri di Ser Paolo Nemi, Notars der

man die nun fertige Thür ein. „Den 20. April,[1])“ so erzählt der bis dahin unbeachtete Prioriſt des Paolo Petribuoni, „ſetzte man die Metallthür von San Giovanni ein, wo die Säulen ſtehen; ſie koſtete mehr als 12,000 Gulden[2]) und war die Arbeit des Lorenzo di Bartoluccio; den 23. April, am Oſterfeſte, öffnete und ſchloß man ſie zum erſten Male.“ — Die Thür des Andrea Piſano mußte den Platz, der Domfaçade gegenüber, räumen, und ward an der Südſeite, welche dem Bigallo zugekehrt iſt, aufgeſtellt. So lange blieb die erſte Thür des Lorenzo an dieſer Stelle, bis ihre ſchönere Schweſter ſie verdrängte, und dieſe den Poſten einnahm, welchen man ſtets als den ehrenvollſten anſah; jene ward ſeitdem auf die Nordſeite verwieſen. Ein und zwanzig Jahre hatte Lorenzo dieſem Werk gewidmet; als er es begann, zählte er fünf und zwanzig, als er es vollendete, ſechs und vierzig Jahre.

Die auf der erſten Thür behandelten Darſtellungen ſind durch die wiederholten Stiche hinlänglich bekannt geworden. Zwanzig Abtheilungen ſtellen die Geſchichte des neuen Teſtaments, von der Verkündigung der Jungfrau bis zur Ausgießung des heiligen Geiſtes vor; unter ihnen ſind die vier Evangeliſten und die vier Doctoren der

---

Signoria, vom 7. Januar 140⅞ bewilligte dem Lorenzo und ſeinen Gehülfen, daß ſie zu jeder Stunde der Nacht durch die Straßen von Florenz gehen könnten; aber ein angezündetes Licht (alſo eine Fackel) ſollten ſie mit ſich führen. [1]) Den 20. April geben auch andere Chroniken; der Unterſchied rührt vermuthlich von der Rechnung des Tages nach Ave Maria her. [2]) Ghiberti ſelbſt ſagt 22,000 Gulden; ſind Goldgulden, alſo gegen 44,000 Scudi; ihm folgt Vaſari. Das Gewicht geben beide zu 34,000 Pfund.

Kirche angebracht. In der Entwickelung der Geschichte, welche von unten nach oben geht, folgte Lorenzo auf sehr passende Weise dem Beispiel des Barisanus aus Trani, dem Bonanno und Andrea aus Pisa; alle Vorstellungen, welche im eigentlichen Sinne des Worts den höhern Regionen angehören, als Transfiguration, Erhöhung, Glorie und Aehnliches, erhielten auf diese Weise die obersten Stellen. Einerseits ward man durch den Verlauf der vorliegenden Geschichten sehr natürlich auf diese Anordnung geführt; andererseits aber wollte man auch die wichtigeren Gegenstände dadurch, daß man sie in die Höhe rückte, der Entweihung und Mißhandlung weniger ausgesetzt wissen. In ähnlicher Weise schob das elfte Jahrhundert in den Niellothüren die Personen, denen es eine besondere Verehrung widmen wollte, um die Mitte zusammen, während man die bloßen Verzierungen und Inschriften an das Ende der Thür verlegte. Nach solchem Vorgange brachte Barisanus aus Trani unten Wappen, Thiere, Bogenschützen, kämpfende Paare, Spiele der Phantasie überhaupt, Bonanno in Pisa und Monreale Greife und Loewen an *). Auf passendere Art, aber nach einem

*) Von Barisanus aus Trani ist die Bronzethür am dortigen Dom, ferner die Seitenthür in Monreale, letztere neulich vom Duca di Serradifalco publicirt. Zu diesen zwei Thüren, welche sich in Gegenständen und Styl aufs genauste entsprechen und den Namen des Künstlers tragen, steht eine dritte in Ravella, über Amalfi, in so genauer Beziehung, daß niemand, der die zwei andern aus Anschauung gegenwärtig hat, hier dieselbe Hand verkennen kann. Sie hat keinen Namen, wohl aber das Jahr 1176; die Arbeit übertrifft die genannten um ein Bedeutendes. — Von Bonanno ist bekanntlich die Hauptthür in Monreale vom Jahre 1186. Die Thür, welche er sechs Jahre früher in seiner Vaterstadt Pisa gemacht hatte.

ähnlichen Princip ſchloß Andrea Piſano das Leben des Täufers — in dieſem Schutzpatron reflektirte das Leben der damaligen florentiniſchen Republik auf ſehr entſprechende Weiſe — mit den Figuren der bürgerlichen Tugenden. Noch ſinniger aber ließ Ghiberti die chriſtliche Geſchichte ſich auf und über den Evangeliſten und Kirchenvätern erheben. Statt der einzelnen Sternchen, Blumen und Löwenköpfe, welche die Tafeln des Andrea verzieren, iſt hier in der Vertiefung ein Gewinde von Epheu, ſind immer an den vier Ecken Menſchenköpfe angebracht. Die Einfaſſung und Begränzung jedes einzelnen Gegenſtandes geſchieht durch jenen einfachen, gothiſchen Rand, durch welchen ſchon Andrea, wie das 14. Jahrhundert überhaupt, die Darſtellungen unter ſich zu theilen pflegte.

Die Behandlung des Basreliefs weicht, namentlich in den untern Tafeln, nicht ſehr von derjenigen ab, welche wir aus dem vierzehnten Jahrhundert kennen. Der Vordergrund löſt ſich faſt ab, und erſcheint in Hochrelief, wäh-

---

iſt ſchon im ſechszehnten Jahrhundert vernichtet, und nur in einem flüchtigen Stich von Ciampini uns aufbewahrt worden. Es iſt aber auffallend, daß noch niemand in der jetzt exiſtirenden Seitenthür des Doms von Piſa die Hand deſſelben Bonanno erkannt hat. Sie ſtimmt nicht allein im Allgemeinen in den Darſtellungen ſo genau zu dem Stich bei Ciampini, daß dieſer nach ihr copirt ſcheint, ſondern auch in allen Einzelnheiten. Man braucht in dieſer Beziehung nur die Erweckung Lazarus und die Verkündigung unter einander zu vergleichen. Die Inſchriften entſprechen in Form der Buchſtaben, und in Unbehülflichkeit des Ausdrucks der Thür in Monreale; nur iſt in Piſa alles noch roher. Wie dies auf eine frühere Arbeit deutet, weiſt es die Vermuthung zurück, daß auf die Inſchriften in Monreale der ſicilianiſche Dialekt Einfluß gehabt habe. —

rend die hinten ſtehenden Figuren je nach der größeren oder geringeren Entfernung mit dem halben Oberkörper, mit der Bruſt oder mit dem bloßen Kopf über die vordern hervorragen. In den Gebäuden wird freilich ſchon eine Andeutung von Perſpective verſucht; man erkennt aber ſehr deutlich, z. B. bei der Anbetung der drei Könige, daß die nähere Durchführung derſelben noch über das Vermögen des Künſtlers hinauslag. Zurückgetrieben werden allerdings die Figuren, welche in einer gewiſſen Ferne gedacht ſind, es geſchieht aber auf ſehr unmerkliche Weiſe, ſo daß das Geſetz des eigentlichen Mezzoriliero ſelten überſchritten iſt. Es wird noch überall mehr über, als hinter einander gehäuft. Die meiſten weiblichen Figuren, vorzüglich aber die Kirchenväter erſchienen in ſehr gezogenen Verhältniſſen; hätten dieſe aufzuſtehen, ſo würde die überwiegende Länge ihres Oberkörpers außerordentlich auffallen. Außer den ſchon oben berührten, eigenthümlichen Kennzeichen läßt die Gewandung der Frauen, ganz beſonders von der Bruſt abwärts, jene Unkunde des Nackten vermuthen, welche noch die meiſten Maler aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts charakteriſirt; bei ſolchen, die in der Bewegung dargeſtellt ſind, iſt dies noch auffallender. Das Ende der Kleider verliert ſich bei den ſitzenden Figuren einige Male ins Unbeſtimmte, ſeltener in jenes abſichtlich durch einander geworfene Knitterige, das die Handwerker des vierzehnten Jahrhunderts, und die frühern Arbeiten des Jacomo della Quercia ſo unangenehm bezeichnet. Auf die Köpfe und auf das Haar iſt ganz beſondere Sorgfalt verwendet; die Extremitäten erſcheinen dagegen vernachläſſigt.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich mir den Fortgang der Arbeit wie den Verlauf der Geſchichte vorſtelle. In

den zwei obersten Reihen ist nicht allein mehr Fleiß in der Modellirung, größeres Geschick in der Gruppirung, sondern auch ein klareres Bewußtsein über die Art und Weise, wie die Figuren hinter einander aufzureihen seien, erkenntlich. Dazu kommt, daß die Abtheilung, auf welcher Pilatus sich die Hände wäscht, die auffallendste Uebereinstimmung mit einer andern Arbeit verräth, die wir hier nun näher zu betrachten haben. Es ist dies ein Relief an dem Taufbecken von Siena (St. Giovanni), das Johannes den Täufer vor Herodes darstellt. Dies Werk und die dort ebenfalls angebrachte Taufe Christi wurden dem Ghiberti schon den 21. Mai 1417 verdungen, und für jede dieser Geschichten, die Vergoldung abgerechnet, zehn Monate zugestanden. Im Jahr 1427 hatte er sie noch nicht abgeliefert. In einer eigenhändigen Erklärung, die er den 9. Juli 1427 an die Beamten des Katasters richtet, heißt es in der betreffenden Stelle also: „In meiner Werkstätte habe ich zwei Darstellungen aus Bronze, die ich für das Taufbecken in Siena gem[illegible]t habe. Wir sind übereingekommen, daß gemeinschaftliche Freunde sie schätzen sollen. Ich denke wenigstens 400 Gulden dafür zu erhalten; 290 sind mir darauf abbezahlt worden, bleiben mir demnach noch gegen 110 Gulden." Nach diesen Worten scheint wahrscheinlich, daß die Arbeit ihrer Vollendung nahe, wenn nicht fertig war; aus einem den Donatello betreffenden Document wissen wir, daß das Taufbecken im Jahr 1433 schon in der Kirche St. Giovanni seinen Platz gefunden hatte *). Man wird demnach zu

*) Die Urkunde ist vom 2. August 1433; es heißt: che è nella chiesa di Santo Giovanni. Vom Donatello ist an diesem Battisterio die Darbringung im Tempel. Nach der oben angedeuteten Epoche

der Annahme berechtigt sein, daß Ghiberti gleichzeitig mit der Beendigung der Bronzethür und mit der Ausarbeitung dieser zwei Darstellungen beschäftigt war. Das Relief nun, welches uns Johannes vor Herodes darstellt, entspricht in seiner ganzen Behandlung der ersten Bronzethür; wogegen die Taufe zu der zweiten Thür des Ghi-

---

hätte man nie die Hand des Piero Pollajuolo in dem Gastmahl erkennen sollen. Dieser zählte damals, wie ich aus seiner eigenen Erklärung weiß, etwa zehn, sein Bruder Antonio vollens nur zwei Jahre. — Obwohl die beiden andern Darstellungen dieses Beckens, Natività und Predigt, dem Jacomo della Quercia zugeschrieben werden, so beruht doch diese Voraussetzung gewiß mehr auf der Urkunde, nach welcher sie ihm verstiftet wurden, als auf Uebereinstimmung mit dem Styl, welchen uns die andern, verbürgten Werke dieses Künstlers kennen lehren. Die Predigt zeigt aufs Allerbestimmteste sowohl in Composition, in Hintergrund, in Proportionen der einzelnen Figuren, als in Gewandung den Einfluß des Ghiberti, dessen eigene Hand ich deswegen nicht geradezu hier zu erkennen wage, weil mir die Köpfe so gefühllos behandelt sind, und das Relief für ihn ungewöhnlich roh ist. Weniger entschieden freilich tritt diese Aehnlichkeit in der Geburt hervor; doch lassen die verzierten Borten der Gewänder eine bekannte Vorliebe Ghiberti's für solchen Schmuck, ja das Kleid der in der linken Ecke stehenden, und der dort sitzenden Figur den Apostel Matthäus als Vorbild recht deutlich erkennen. Die Wöchnerin selbst mit ihrer nächsten Umgebung stimmt weniger zu Lorenzo's Styl, aber eben auch nicht sonderlich zu dem des Jacomo della Quercia. Da dieser damals durch die Thür des heiligen Petronio in Bologna sehr in Anspruch genommen war, und Michelozzo, wie Urkunden beweisen, in früherer Zeit gemeinschaftlich mit Ghiberti arbeitete, so wäre ich geneigt, die beiden Reliefs für seine Arbeit zu halten. Auf jeden Fall dürften sie unter direktem Einfluß des Lorenzo, wahrscheinlich unter seinen Augen gearbeitet sein. Als Gehülfe des Donatello schlug Michelozzo später einen andern Weg ein. —

berti in nächste Beziehung tritt. In der Art und Weise, wie Herodes und seine Gemahlin unter einem Portikus neben einander dasitzen, wie Johannes, von Wächtern umgeben, redend vor ihnen steht, ist dasselbe Prinzip unverkennbar, welches ihn in der Geschichte des neuen Testaments leitete; ja nicht allein das Hochrelief, die Wiederkehr derselben Motive, auch eine bis auf Einzelheiten, die Rüstungen z. B., sich erstreckende Aehnlichkeit, läßt sich in dieser und der oben angeführten Geschichte des Pilatus verfolgen. Da Ghiberti gleich darauf einen andern Weg in der Behandlung des Basreliefs einschlug, so wird man annehmen dürfen, daß beide Reliefs, wie dem Geist, so auch der Zeit nach zusammen gehören, und daß an dem Taufbecken von Siena Johannes vor Herodes die erste, dagegen an der Florentiner Thür Pilatus die Hände waschend eine der letzten Darstellungen gewesen.

Der Wendepunkt im Leben des Ghiberti, der Moment, wo er sich und seine Bestimmung zum ersten Male ganz und entschieden erkannte, fällt (es ist auch dies ein eigenes Zusammentreffen) nach dem malerischen Siena. Es tritt dies an dem schon mehrfach genannten Taufbecken um so auffallender hervor, da die Dimensionen der Platten dieselben sind. Bei der Taufe Christi ist das Relief in den Hauptfiguren von geringer Höhe, flacher noch im Gott Vater; die Engel sind ganz zurückgetrieben; die Andeutung verschiedener Pläne, alles überhaupt, was den Ghiberti in seinem Hauptwerk charakterisirt, ist in dieser Arbeit zum ersten Male versucht worden. Sie kann in dieser Beziehung als Probestück für die zweite Thür angesehen werden.

Die Bauherren von St. Giovanni ließen dem Lorenzo nicht lange Ruhe; schon am zweiten Januar 1425,

alſo noch vor Ablauf eines Jahres, das ſie ſich ſelber vorbehalten hatten, übertrugen ſie ihm die zweite Thür. „Keine andere Arbeit (ſo ward ausdrücklich feſtgeſetzt, und dabei bemerkt, daß er bei der erſten Thür ſeiner Verpflichtung in dieſer Hinſicht nur wenig nachgekommen) dürfe er übernehmen, ſo lange er an dieſem Werk zu thun habe; was die Conſuln für billig erachteten, ſolle ihm für ſeine Mühe entrichtet werden; 200 Gulden könne er jährlich auf Abſchlag beziehen.“ — Für die erſten zehn Jahre bleiben wir nun ohne Nachrichten; dann erfahren wir, daß 1437 Michelozzo unter ihm arbeitet, und 100 Gulden, eine Summe, die noch niemand erhalten hatte, jährlich bezieht, und daß außerdem noch ſein Sohn Vettorio und drei andere ihn unterſtützen. Bis dahin, ja bis zum Jahre 1440 ſchritt die Arbeit nur allmählig vor; da man in dieſem Jahr ſich entſchließt, 17000 Pfund Meſſing aus Flandern kommen zu laſſen, ſo mochte man kaum über die Thonmodelle hinaus ſein. Und wirklich heißt es in einem Uebereinkommen, das den 21. Juni 1443 von neuem mit Lorenzo getroffen wird, „dem Ghiberti werden, da von den zehn Geſchichten noch vier zu machen ſind, für ſeine Arbeit, für Mühe, für Gehülfen, Eiſen, Holz und Kohlen bis zur Beendigung der genannten zehn Geſchichten 1200 Gulden, und mehr oder weniger je nach Gutdünken der Vorſteher feſtgeſetzt; dagegen iſt er gehalten, alle ſechs Monate den ſechsten Theil zu beſchaffen. Weder er noch ſeine Söhne können ein anderes Werk übernehmen; im Gegentheil er ſowohl als ſeine Söhne Tommaſo*) und Vettorio ſind verpflichtet, fortwährend an dieſer Thür zu arbeiten. Francesco, Papi's Sohn hat den

*) Tommaſo erſcheint hier zum erſten Male als Künſtler.

Rahmen zu machen." Bei diesem Contract muß man vorzüglich den Guß im Auge gehabt haben; daß die Formen fertig waren, scheint außer den angeführten Details noch dies zu beweisen, daß er in vier Jahren die Arbeit zu Ende brachte, und daß man sich den 17. August 1447 entschloß ihm die Zahlung zu leisten, „weil er die Geschichten der Verpflichtung gemäß beendet habe."

Von nun an, und bestimmter vom 24. Januar 1448, war man auf die Verzierungen der Thür, auf Schwelle, Pfosten, Angeln, und besonders auf das einfassende Laubwerk bedacht, welches, so heißt es ausdrücklich, schöner sein sollte, als das der ersten Thür. Man mußte es hier auf ein mehr vortretendes Relief abgesehen haben, denn daß man den Fries innerhalb der Pfosten nur wenig erhaben wünschte, wurde eigens bemerkt. Als diese Details im Jahre 1450 noch nicht fertig waren, wurden sie dem Lorenzo und Vettorio von neuem verstiftet, und ihnen, um sie zu vollenden, vom 1. Februar 1451 an, zwanzig Monate festgesetzt. Am zweiten April 1452 schien alles fertig, es fehlte nur noch die Vergoldung. Diese sollte bis zum zwanzigsten Juni gethan sein; vermuthlich wollte man das Werk am Johannisfeste an Ort und Stelle erblicken. Schon vier Tage vor dem angesetzten Termin, am 16. Juni, wurde erklärt, die Thür sei ganz und gar beendigt; an jener Seite, welche nach Santa Maria del Fiore schaut, solle sie aufgerichtet werden.

Sieben und zwanzig Jahre seines Lebens, noch sechs Jahre mehr als der ersten Thür, widmete Lorenzo diesem Meisterwerk. Während jene die bescheidene Inschrift trägt: opus Laurentii Florentini, heißt es auf dieser: Laurentii Cionis de Ghibertis opus mira arte fabricatum. Um 1452 stand Ghiberti in dem hohen Alter von vier und siebenzig

Jahren. „Wohl," ſo ſchließt Vaſari ſeine von Liebe und Begeiſterung dictirte Beſchreibung, „mochte es dem Lorenzo gelingen, ein ſolches Werk zu Stande zu bringen; hatte er doch vom zwanzigſten Jahre an gegen vierzig Jahre mit mehr denn äußerſter Anſtrengung daran gearbeitet."

Es exiſtirt ein merkwürdiger, aber gewaltig prätenziöſer Brief des Leonardo Bruni, der zuſammengehalten mit einem andern Schreiben deſſelben Mannes (in der Sammlung von Mehus das fünfte des ſechsten Buches) dieſem Rathgeber in ſeinem Verhältniß zu Lorenzo etwa die Stelle anweiſen dürfte, welche dem Pietro Aretino zum Michel Agnolo gebührt. Er iſt an Niccolo Uzzano und deſſen Collegen gerichtet, und lautet ſo: „Ich bin der Meinung, daß die zehn Geſchichten der neuen Thür, welche nach Eurem Beſchluß aus dem alten Teſtamente ſein ſollen, zwei Eigenſchaften haben müſſen, zuerſt daß ſie glänzend (illustri), dann, daß ſie bedeutend ſeien. Glänzend nenne ich diejenigen, welche durch Mannigfaltigkeit der Zeichnung das Auge erfreuen können; bedeutend diejenigen, welche eine der Erinnerung werthe Wichtigkeit haben. Dies Beides vorausſetzend, habe ich nach meinem Dafürhalten zehn Geſchichten ausgewählt, die ich Euch in der Anlage überſende. Nöthig iſt, daß der, welcher ſie zu zeichnen hat, jede einzelne Geſchichte hinlänglich kenne, damit er die vorkommenden Perſonen und Handlungen wohl anbringe; auch feinfühlend muß er ſein, um ſie richtig ausſtatten zu können. Außer dieſen zehn Darſtellungen habe ich acht Propheten aufgezeichnet, wie Ihr aus der Anlage erſehen werdet. Ich zweifle nicht, daß dies Werk, wie ich es ausgedacht habe, ganz vortrefflich ausfallen wird. Doch wünſche ich dem Künſtler, der es zu zeichnen hat, nahe ſein zu kön-

nen, damit er jede Bedeutung, welche die Geschichte in sich schließt, richtig fasse. Ich empfehle mich Euch."

Ohne Veranlassung ist dieser Brief sicherlich nicht geschrieben worden; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Deputirten diesen Gelehrten mit unserm Künstler in Verbindung zu bringen wünschten. Doch scheint dieser Versuch nicht geglückt, oder, wenn er gemacht wurde, ohne Folgen geblieben zu sein. Ja, man könnte die Erzählung Vasari's „sie (die Deputirten) überließen sich ihm ganz und gar, und sagten, daß sie ihm Freiheit gäben das Werk zu machen, wie es ihm gut dünkte, und wie er glaubte, daß das Ganze am reichsten verziert, am vollkommensten und überhaupt so schön erschiene, wie man sich's nur auszudenken vermöchte; Zeit und Kosten dürfte er nicht sparen, damit, wie er bis dahin alle Bildner vor ihm, so jetzt alle seine eigenen Werke überträfe;" man könnte, sage ich, diese Erzählung Vasari's, die übrigens nur eine erweiterte Ausschmückung desselben Inhalts bei Ghiberti ist, als Resultat der vereitelten Bemühung ansehen. Gewiß ist, daß Lorenzo von den Gegenständen, deren Leonardo Bruni nur zwanzig verzeichnet hatte, keine Notiz nahm. Die Aufgabe im Allgemeinen, die Darstellung des alten Testaments, war ihm gegeben; die Auswahl der einzelnen Gegenstände blieb in diesem besondern und sehr seltenen Fall seinem Ermessen überlassen. Darauf deutet auch das, was hier geleistet wurde; Niemand konnte und durfte beim Entstehen dieses Werks dem Künstler zumuthen, daß er die oben angeführte Zahl der Gegenstände noch, wie es geschehen, um die Hälfte steigerte. Ja nicht einmal das, was sie bei Beendigung der ersten Thür sich vorbehalten, das Probestück nämlich, welches für dieselbe gemacht worden, bei der zweiten wieder zu gebrauchen, glaubten die

Deputirten geltend machen zu dürfen. Der gute, ernſtliche Wille, welchen der Künſtler ſeitdem an den Tag gelegt hatte, wurde nur durch den feinen Takt aufgewogen, welchen die Beſteller in dieſem Moment verriethen. Man konnte dem Lorenzo kein zarteres Zeugniß geben, wie richtig man die Entwickelung, welche er nun durchlaufen, zu würdigen wiſſe, als dieſes Und wirklich iſt der Contraſt, welcher ſich an dem Relief der Thür bei dem Opfer Iſaac's in dem ſtark bewegten, aber ſchon dem ihm ins Schwert fahrenden Engel zugewandten Abraham, und in dem nach vorn gebeugten, ruhig als Opferlamm daknieenden Iſaac ausſpricht, unendlich würdiger und dem Gegenſtand angemeſſener, als an dem Probeſtück jenes entſchiedene Aufblicken zum Vater, das am Iſaac einem Einfrorch gleich kommt, und als die mehr auf das Mechaniſche der Handlung abzielende Stellung Abraham's.

Bernardo Bruni hatte vorgeſchlagen, die Reihenfolge mit der Erſchaffung des Firmaments zu beginnen; Ghiberti traf eine beſſere Auswahl, ging directer auf ſeinen Gegenſtand ein, und ließ die Erſchaffung des Menſchen den Anfang des Ganzen bezeichnen. Nicht, wie es bis dahin gebräuchlich geweſen, von unten nach oben, ſondern, wie es hier, wo die Geſchichte vom Himmel auf die Erde herabſteigt, am paſſendſten war, von oben nach unten, iſt der Verlauf der Handlung, welche in zehn Hauptabtheilungen von der obengenannten Erſchaffung Adams bis zur Begegnung der Königin von Saba und des Königs Salomo ſich erſtreckt. Jede dieſer Platten, in ſich mehrfach gegliedert, bildet für ſich ein Ganzes; jede einzelne Geſchichte in ihrem innern Zuſammenhang, ſie, ihre zeitlichen und moraliſchen Folgen wollte der Dichter darſtellen. Obwohl Ghiberti ſich ſehr unglücklich ausdrückt,

und ſogar, z. B. in der Geſchichte Joſeph's, Sachen beſchreibt, die er nie gemacht hat, ſo hatte er doch über ſein Wollen nunmehr ein klares Bewußtſein. Das Wort „effetti“ kann in ſeinem Zuſammenhang bei ihm nur den eben angedeuteten Sinn haben.

Vier liegende und zwanzig ſtehende Figuren, unter dieſen Propheten, Sibyllen, Samſon, Joſua, Judith, finden auf dem verzierten Rahmen, zwanzig Köpfe, unter ihnen auch der bejahrte Künſtler ſelbſt mit ſeinem Stiefvater Bartoluccio, in den Ecken der einzelnen Abtheilungen ihren Platz. Es iſt die Frage, ob im ganzen Mittelalter irgend eine Frucht- und Blumenguirlande entſtanden, welche an Gefühl in der Ausführung der verglichen werden kann, welche wir hier auf den Pfoſten erblicken. Einzelheiten derſelben, unter anderen die Wachtel, erregen noch täglich, ja ſtündlich die Bewunderung der Florentiner. Ich bin ſelten an dieſem Werke vorüber gegangen, ohne einen oder den andern Beſchauer vor demſelben zu finden.

Vaſari, der dieſe Thür des Ghiberti mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines italieniſchen Cinquecentiſten beſchreibt, geräth offenbar in einige Verlegenheit; er findet alle Geſchichten ſo ſchön, daß er, man merkt es ſeinem Style an, ungewiß wird, welcher er denn eigentlich die Palme vor allen übrigen zuerkennen ſolle. Da er ſich aber am Ende entſchließen muß, und einmal dem Verlauf der Handlung gemäß von oben nach unten vorſchreitet, ſo findet er die Ueberwindung der Schwierigkeiten immer größer, und zieht daraus den Schluß, daß die Arbeit oben angefangen, und in ſteigender Vortrefflichkeit unten mit der oben berührten Begegnung beendet ſei. Hier iſt er aber, wie ich glaube, in entſchiedenem Irrthum. Die vier unterſten Abtheilungen zeigen nicht allein eine größere

Ungeschicklichkeit im Bronzeguß und mindere Sorgfalt in der Reinigung, sind nicht allein in Einzelheiten der Zeichnung und Modellirung nachlässiger, in den verschränkten Stellungen bewegter Figuren gesuchter, sondern schließen sich auch den schon früher erwähnten Arbeiten am Taufbecken von Siena in Andeutung der Berge, und der auf denselben befindlichen Städte, Castelle und Wohnungen auf's Genauste an. Dazu kommt, daß in ihnen, wie in den Basreliefs von Siena, und wie an der ersten Bronzethür, eigentlich nur Eine Handlung, und höchstens die gleichzeitigen Begebenheiten derselben dargestellt sind. Das, was Ghiberti sich zum besondern Ruhme anrechnet, die Häufung verschiedener Momente auf einer und derselben Platte, ist hier noch nicht gewagt worden. Die architektonischen Beiwerke, die landschaftlichen Hintergründe dieser Platten werden ihm aber dazu Uebergang und Brücke. Die Composition derselben kann, da seine Theilnahme stets zur ausdrücklichen Bedingung gemacht ist, immer von ihm herrühren; die Ausführung aber mag seinen Gehülfen überlassen gewesen sein. —

Es existirt noch ein Brief des Baccio Bandinelli, in der Sammlung von Ticozzi der fünf und vierzigste des ersten Bandes, der in dieser Beziehung sehr merkwürdig ist. Anmaßend, beißend, eifersüchtig und kleinlich, wie Bandinelli gegen seine Zeitgenossen erscheint, hat er ein scharfes Auge, wo er ohne Vorurtheil die Werke seiner Vorgänger würdigt. „Die untern Geschichten der Thür, so drückt er sich aus, waren die ersten, und sehr häßlich in Vergleich zu den übrigen; während der Arbeit aber wurden die Schüler so wacker u. s. w." — Der Fortschritt in der fünften und sechsten Abtheilung ist so außerordentlich, daß er nur eine Natur, wie Lorenzo, sich auf solcher Höhe halten, wenn nicht in den vier obersten

Darstellungen noch Größeres leisten konnte. Weit entfernt, hier die Hand seiner Schüler zu erblicken, kann ich in diesen nur den Meister selbst, bloß ihn, ihn aber auch ganz erkennen. Was er seit fünf Decennien gewollt und erstrebt, wohin seine Zeit und seine eigne Natur ihn getrieben hatte — hier war es nun erreicht, zur Wirklichkeit geworden. Was die Goldschmidekunst den Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts werden konnte und werden sollte, ist hier zum ersten Male praktisch gezeigt worden. An der scheinbaren Leichtigkeit, womit Lorenzo die höchsten Schwierigkeiten überwand, ja an dem Uebermuth, mit dem er sie zu suchen schien, hatte diese Kunst sicherlich nicht den geringsten Antheil. „Lorenzo Ghiberti," so erzählt der berühmteste Goldschmidt des sechszehnten Jahrhunderts, „war wirklich ein Goldarbeiter, sowohl wegen der zarten Weise, womit er erschuf, als vorzüglich wegen seiner unendlichen Reinigkeit und äußersten Sorgfalt. Hat er sich auch einige Male an größeren Gegenständen versucht, so sieht man doch, daß er weit mehr für kleinere Dimensionen berufen war."

„Es ist," so bekennt Ghiberti selber, „das außerordentlichste Werk, welches ich je hervorgebracht habe." Antike Naivetät und mittelalterliche Innigkeit gehen hier Hand in Hand; über Joseph, der seinen Bruder in die Arme schließt, pflügt Kain mit seinem Rinderpaar. Offene, liebevolle Auffassung der Natur und Sinn für das klassische Alterthum schließen hier einen Bund; zwei schwesterliche Künste feiern, so weit es ihrer verschiedenen Natur nach möglich und erreichbar war, hier einen in der Geschichte unerhörten Triumph. Das Interesse für die antike Welt, welches man gewöhnlich in der florentinischen Kunstgeschichte erst mit Botticelli oder Antonio Pollajuolo beginnen läßt, verkündet sich hier, um ein Bedeutendes

früher, zum ersten Male, aber nicht in directer Nachbildung als aufdringerisch oder Typen verwirrend, sondern an der ersten Thür nur in einzelnen Köpfen, die außerhalb der heiligen Geschichte angebracht sind, und an der zweiten, wo der Gegenstand doch freieren Spielraum ließ, in wenigen Figuren, die ebenfalls nur in der umgebenden Verzierung Stelle und Sinn behaupten. Wie Cosimo Vecchio nur immer von Pier Gottoso unterschieden werden mag, ist in dieser Hinsicht Lorenzo Ghiberti von den nachfolgenden Meistern aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu trennen. „Ich bemühte mich," so schließt er selber, „in jenen zehn Geschichten die Natur, so viel nur in meinen Kräften stand, mit jeglichem Maaß nachzuahmen, mit allen Linien, die mir zu Gebote standen, mit schönen Erfindungen und Reichthum von vielen Figuren. Gegen hundert Personen habe ich in einzelnen Geschichten angebracht, in andern weniger, in andern mehr. Mit dem größten Fleiß, und mit der größten Liebe habe ich dieses Werk vollendet. Was an Gebäuden vorhanden ist, stellt sich so dar, wie es das Auge mißt, und wie die Natur es zeigt; so daß es denen, welche in einiger Entfernung stehen, heraus zu treten scheint. Es hat sehr geringes Relief, und auf den Plänen erscheinen die Figuren, welche näher sind, größer, diejenigen, welche entfernter sind, kleiner, so wie die Natur es uns zeigt." —

Daß ein Wagniß der Art eben nur einem Einzigen gelingen konnte, und daß über diese Höhe hinaus auf solchem Wege kein Fortschritt mehr möglich war, ist schon vor d'Agincourt genügend gewürdigt worden. Sagte Vasari nicht ausdrücklich, daß er selbst das Modell gesehen, so würde man seinen Worten, daß nun auch eine dritte Thür dem Lorenzo verdungen ward, keinen Glau-

ben schenken wollen. So aber ist die Sache für wahr zu halten, und eben darin zu erkennen, daß die Besteller, welche nun schon der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts angehörten, es auf ein Kunststück, schwerlich auf ein Kunstwerk, abgesehen hatten. Ich finde noch, daß am zwölften Februar 1451 die Schwelle, Pfosten, Angeln der dritten Thür dem Lorenzo und seinem Sohn Vettorio verstiftet werden, und daß dieser, vermuthlich, weil der Vater unterdessen gestorben war, am 11. Januar 1457 für diese Arbeit hundert und funfzig Gulden erhielt, und 1461 noch 6121 Lire zu fordern hatte. Was hier von ihm an Verzierungen geliefert ward, verräth schon ein ganz anderes Streben, und läßt deutlich durchblicken, daß auch auf dem Felde der Kunst die Periode angebrochen war, welche christliche Motive zum Deckmantel für heidnische Gesinnungen benutzte.*) Wie hätte uns eine Richtung der Art die herrliche Thür des Andrea Pisano ersetzen können, deren heilige Gegenstände mit dem ganzen Ernst des vierzehnten Jahrhunderts aufgefaßt, und im Styl so vollendet sind, daß sie die bedeutendsten Trecentisten, unter ihnen den Orgagna, begeisterten, und die schwierige Behandlung des Basreliefs auf eine Höhe führten, die nur noch der Erscheinung des Luca della Robbia bedurfte?

Die Bronzethüren, welche nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Italien entstanden, liefern den deutlichsten Beweis, wie wohl selbst die Künstler aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, denen doch fast nichts unerreichbar blieb, gethan hatten, in dieser Aufgabe zu verstummen.

*) Ich vermuthe, daß die Ara aus Bronze in der florentinischen Gallerie (bei Cicognara Tav. XV.) von Vettorio herrührt.

# Toscaniſche Volkslieder.

Mitgetheilt

von

**Alfr. Neumont.**

Die toscanische Volkspoesie ist arm an Dichtungen, in welchen, wie es bei den nordischen Völkern der Fall ist und sich in den servischen und griechischen Gesängen wiederholt findet, das epische Element vorherrscht. Die Sage hat hier keine Wurzel gefaßt. Die alte Geschichte, mit dem trojanischen Krieg und der Größe der Römerherrschaft als Hauptmassen, ist in das Mittelalter hineingewachsen, ohne eigentlich volksthümlich zu werden, wenn sie dem Italiener auch unendlich näher steht, als andern Nationen. Ungeachtet aller Bestrebungen, sie zu localisiren und ihr Leben zu geben, entbehrt die alte Geschichte in Italien, in der Art und Weise, wie sie durch spätere Jahrhunderte sich hindurchzieht, nun noch immer eines eigentlich dichterischen Bodens. Was das Mittelalter an Erinnerungen und Anklängen in der Sagenform gelassen, ist entweder durch Eroberungen über die Alpen gebracht worden oder aber es sind eigentliche historische Facta, welche, so schön und bezeichnend sie auch zum Theil sein mögen, mehr den Charakter der Novelle als der Sage an sich tragen, mehr das Eigenthum der Gebildeten, als das der großen Masse des Volks geworden, kurz, welche nicht in das Leben übergegangen sind, nicht in der Hütte des Landmanns und in der Spinnstube angetroffen werden.

Von dem Fantaſtiſchen, woran der träumeriſche Norden ſo reich, iſt nun kaum eine Spur zu finden.*) Es iſt, als hätte die Macht des Sonnenlichts alle Nebelgebilde und Traum- und Spukgeſtalten verſcheucht.

Während nun das erzählende Element ſo ſehr untergeordnet iſt, hat Toscana einen großen Reichthum an kleinen Liedern, die, aus dem Volke hervorgegangen, dem Volke ausſchließlich angehören. Denn es muß geſungen werden, in Glück und Unglück. Es heißt in einem Liede:

S'io canto tutto il giorno, il pan mi manca,
E s'io non canto mi manca a ogni modo.

Das Bedürfniß ſpricht ſich hierin naiv und lebendig aus. Ohne Muſik iſt kein Leben.

---

*) Ich erinnre mich eines einzigen Gedichtes dieſer Gattung, welches aber zugleich ein bedeutendes iſt. N. Tommaſeo hörte es in der Gegend von Empoli an der Straße von Florenz nach Piſa von einer Bäuerin ſingen, und theilte es mit in der Zeitſchrift: Antologia (1830, Bd. 39.)

Sono stato all' inferno, e son tornato.
Misericordia, la gente che c'era!
V'era una stanza tutta illuminata
E dentro v'era la speranza mia.
Quando mi vidde, gran festa mi fece,
E poi mi disse: Dolce anima mia,
Non ti arricordi del tempo passato.
Quando tu mi dicevi: Anima mia?
Ora, mio caro ben, baciami in bocca,
Baciami tanto, ch'io contenta sia.
E tanto saporita la tua bocca.
Di grazia, saporisci anche la mia.
Ora, mio caro ben, che m'hai baciata,
Di qui non isperar d'andarne via.

Man hört bei dem Landvolk, namentlich bei den Gebirgsbewohnern, Hunderte von kleinen Liedern, welche unter der allgemeinen Benennung: Rispetti begriffen werden. Meiſt iſt es reine Gefühlspoeſie, aber in zahlloſen Nüancirungen. Alle Wonnen und Schmerzen der Liebe finden darin ihren Ausdruck: Jubel und Klage, Glück und Unglück, Hoffen und Verzagen, Verſchmähen und Gewähren. Man ſieht es dieſen kleinen Dichtungen an, daß ſie auf dem Boden gewachſen ſind, wo wir ſie antreffen: in der Sprache, die ſie den Gefühlen leihn, in den Bildern und Gleichniſſen iſt nichts, was aus andern Kreiſen herübergezogen wäre, was nicht an die Erſcheinungen der Natur, an das Landleben, an die Umgebungen, zum Theil ſelbſt an die Localität, erinnerte. Es kommt dadurch eine Wahrheit und Anſchaulichkeit hinein, welche den Unterſchied zwiſchen ihrem Charakter und etwas künſtlich Gemachtem ſcharf bezeichnen. Vielleicht iſt in dieſen Liedern nicht immer viel Poeſie. Sie haben nicht das Sehnſüchtige, welches den Volksdichtungen der germaniſchen Völkerſchaften inne wohnt, und ſich bei ihnen in melodiſchen Klängen ausſpricht. Aber ſie haben etwas ſo Friſches und Lebendiges, es zeigt ſich in ihnen eine ſolche Wahrheit des Affects, in Luſt oder in Klage, ja in nicht wenigen eine ſo große Zartheit der Empfindung, daß man ſie ſchon lieb gewinnen würde, auch wenn ſie mit weniger Geſchicklichkeit und ſelbſt Zierlichkeit gemacht wären. Dieſe beiden letztern Eigenſchaften beſitzen nun aber die meiſten derſelben in hohem Grade. Die Wendungen ſind ſo geſchickt, wie die Sprache kräftig und bezeichnend.

Wie nun dieſe Lieder ſelbſt größtentheils Variationen deſſelben Thema's ſind, ſo iſt auch ihre Form meiſt übereinſtimmend. Gewöhnlich ſind ſie ſechs- oder achtzeilig, mit

gepaarten oder wechselnden Reimen, bisweilen auch in der strengen Form der Octave. Statt des eigentlichen Reims findet sich sehr häufig die mehr Freiheit gewährende Assonanz. Eine Eigenthümlichkeit der Rispetti ist das Wiederkehren desselben Gedankens und derselben Reimzeile, mit kleinen Nüancen, einmal, selbst zweimal, am Schlusse des Ganzen, welches dadurch oft eine sehr hübsche Abrundung erhält. In manchen Fällen wird die nämliche Wirkung hervorgebracht durch eine einfache Umstellung der Worte, die einen verschiedenen Reim herbeiführt.

Diese Rispetti sind über ganz Toscana verbreitet, namentlich aber trifft man sie in den Gebirgsgegenden an. Die Montagna von Pistoja hat Ueberfluß daran. Auf den waldigen Apenninenhöhen, welche die Grenze zwischen Toscana und den Herzogthümern Lucca und Modena und dem Kirchenstaat bilden, in den Thälern, welche sie einschließen, bei dem gewerbthätigen San Marcello, bei Gavinana, dem Filippi der florentinischen Freiheit, wo 1530 Francesco Ferruccio und der Prinz von Oranien den letzten Kampf kämpften: leben unzählige dieser Liederchen im Munde des Landvolks, bei welchem sie entstanden sind. In den Melodien, nach welchen sie gesungen werden, ist nicht viel Abwechselung, wie überhaupt die Art des Vortrags eintönig ist. In dieser Hinsicht müssen sie den süd-italischen Volksliedern eben so sehr den Vorrang lassen, wie sie denselben an Mannichfaltigkeit des Inhalts und Lebendigkeit der Form nachstehn. — Aus der großen Zahl dieser kleinen Gedichte habe ich eine Auswahl derjenigen getroffen, welche mir den Charakter, der in ihnen vorherrscht, am besten zu bezeichnen scheinen. Ich hätte sie auf das Drei- und Vierfache vermehren

können, wenn mir nicht bloß darum zu thun geweſen wäre, Proben zu geben.*)

Betheurungen der Liebe, Grüße an entfernte Theure, Ständchen ſind die vorherrſchenden unter dieſen kleinen Dichtungen. Von dieſer Art ſind nachfolgende:

Tanto è possibil, bella, ch'io ti lasci,
Quanto in mezzo del mar fare un giardino.
E intorno intorno farlo fabbricare
Di pietre preziose e marmo fino,
E in quel bel mezzo un arbuscel piantare;
Quando quell' arbuscello fiorirà
Allora il nostro amore finirà;
Quando quell' arbuscello farà fiori,
Allora finiranno i nostri amori.

---

*) Manche dieſer Lieder mögen nicht auf Toscana beſchränkt ſein, ſondern ſich z. B. auch auf Rom ausdehnen, wenn gleich immer mit Variazionen. Manche derſelben mögen auch ſchon früher außerhalb Italien gedruckt ſein, vielleicht in der Mullerſchen Egeria, welche mir jetzt nicht zur Hand iſt. Ein Theil der Piſtojeſer wurde neulich in einem zu Livorno erſchienenen Taſchenbuch: La Viola del pensiero mitgetheilt: alle dieſe und viele andere, ſo wie die aus dem Saneſiſchen, habe ich indeß handſchriftlich vor mir liegen. Was in der römiſchen Campagna und der Provinz Marittima von Liedern dieſer Art vorkommt, ſammelte P. E. Visconti in einem 1830 erſchienenen Heftchen. Der Name Rispetti iſt alt; Polizian ſchon nannte ſo dieſe Dichtungen, und verfaßte einige von ähnlichem Charakter. — Außer denſelben kommen in Toscana auch zahlreiche Ritornelle vor. Ich habe dieſe aber um ſo mehr hier übergehn wollen, als ſie den römiſchen ganz gleich und dieſe durch Mittheilungen von Reiſenden allgemein bekannt ſind. Auch iſt hier der Charakter des Liedes ſchon völlig verſchwunden.

Era di Maggio s' i' ben mi ricordo,
Quando ci cominciammo a ben volere:
Eran fiorite le rose nell' orto,
E le ciliege diventaran nere.
Ciliege nere, e pere moscatelle:
Siete il trionfo delle donne belle!
Ciliege nere, e pere moscatate.
Siete il trionfo delle innamorate.

Vuoi tu ch' io t'ami ovver'che t'abbandoni?
Vuoi tu che la mia vita si consumi?
Vuoi tu che si consumi a poco a poco
Come lo legna verde intorno al fuoco?
La legna verde brucia e non fa fiamma,
Così fa del mio cuor che poco l'ama:
La legna verde brucia e non fa fuoco,
Così fa del mio cuor che l'ama poco.

Se tu dormi, ti desta, o viso adorno,
Alza la bionda dilicata testa.
I vostri amanti vi giran d'attorno,
Vi priegon che vi fate alla finestra.
Non vi priegon che vi fate fuora,
Sendo la notte cosa disonesta,
Chiudete l'uscio, e statevene in casa,
E noi di fuor farem la serenata.

Bisweilen sind sie auch allgemeineren Inhalts, und sprechen von Sternen, Edelsteinen, Blumen. Immer aber mit geheimer Deutung auf den Gegenstand der Zuneigung. So eins der hübschesten Lieder dieser Gattung, aus dem man nur eine Zeile wegwünschen mögte:

Le cose piccoline son pur belle!
Le case piccoline son pur care!
Ponete mente come son le perle.

Son piccoline, e si fanno pagare.
Ponete mente come l'è l'oliva,
L'è piccolina, e di buon frutto mena;
Ponete mente come l'è la rosa,
L'è piccolina, ed è tanto odorosa.

Zum Theil ſind es Klagen über nicht erwiederte, über verlorene Liebe. So ſingt das Mädchen:

Non posso più cantar come solevo,
Perchè ho perduto il fior della mia voce,
Perchè ho perduto un amante che avevo;
Chi m'aiuta cantare alzi la voce;
Chi m'aiuta cantare l'alzi forte:
Per un amante mi convien la morte

Gleich traurig iſt das folgende Lied:

Morirò, morirò, — che n'averai?
Per me sia messa in ordine la croce;
E le campane suonar sentirai,
Cantare il Miserere a bassa voce;
'n mezzo di chiesa portar mi vedrai,
Cogli occhi chiusi, e con le mani in croce;
E arriverai a dire: or me ne pento;
Non occorr' altro quando il fuoco è spento.

Auch in anderen, lebendigeren Vorwürfen, obgleich minder troſtlos, ſpricht die Klage ſich aus:

E come vuoi ch'io faccia a stare allegra,
Che meco tu fai sempre il corrucciato?
Ogni cent' anni ci vieni una sera,
E par che tu ci sia stato mandato:
Chè vieni se non son contenti i tuoi?
Rendimi il cusce, e va dove tu vuoi:
C'o' tuoi di casa non ci stare in guerra,
Che ciò ch'è scritto in ciel sarà anche in terra;

Co' tuoi di casa in guerra non ci stare,
Che ciò ch'è scritto in ciel non può mancare.

Und folgendes leidenschaftliche Zürnen, nebst dem Geständniß gegenseitiger Täuschung:

Se tu sonasti un doppio, io raddoppiai.
Se tu finto mi fosti, io finta fui;
Pazza ero, ben mio, quando t'amai,
E non sapevo gli andamenti tui:
E non sapevo gli andamenti mai,
Traditorello, che tradita m'hai.

Doch es giebt eben so viele Zeugnisse glücklicher Liebe. So die Lieder der Sehnsucht:

Potessi diventare un uccellino,
Avessi l'ale e potessi volare!
Vorrei volare in mezzo al bel giardino,
Dove stà lo mio amore a lavorare:
E gli vorrei volare intorno intorno,
E ci vorrei restar la notte e il giorno.

Und das oft nüancirte, bald an die Schwalbe, bald an die Taube gerichtete:

O rondinina, che vai per lo mare,
Fermati un poco, e ascolta due parole;
Dammi una penna delle tue bell'ale,
Che scriver vo' una lettera al mio amore;
E quando l'avrò scritta e fatta bella,
Ricordati di me, o rondinella.

Das folgende Liedchen ist ganz local:

E la via di Livorno è un bel cammino,
Felice chi l'ha presa a camminare!
L'ha presa lo mio amor ch'è cittadino,
Ch'ha preso la mia vita a consumare:
O Livornesi, scrivetegli le ore,

Scrivetegli nel cor le mie parole;
O Livornesi scrivetegli i giorni,
Scrivetegli nel cor che presto torni.

Ein anderes verkündet auf naive Weiſe, mit dem Herannahen der Hochzeitfeier, die Sehnſucht nach derſelben:

Quando sarà quel benedetto giorno
Che le tue scale salirò pian piano;
E i tuoi fratelli mi verranno intorno,
Ad uno ad un gli toccherò la mano;
Quando sarà quel dì, cara colonna,
Che la tua mamma chiamerò mia nonna?
Quando sarà quel dì, caro amor mio?
Jo sarò vostra, e vo' sarete mio.

So das Verlangen nach Wiederſehn:

Passa que' colli, e vieni allegramente,
Non ti curar di tanta compagnia;
Vieni pensando a me segretamente,
Ch'io t'accompagno per tutta la via;
Jo t'accompagno per tutta la strada:
Ricordati di me, speranza cara.

Der Entfernte ſendet dem Mädchen Grüße, die er den Vögeln aufträgt:

Vi mando a salutare per gli uccelli,
Perchè non ho altri servi da mandare;
Si posano sugli alberi e sui cerri,
Che sono stanchi da tanto volare;
Si posano sugli alberi di Pisa:
Vi mando a salutar, Rosa fiorita.

Oder er bringt ihm ein Ständchen:

Si dà principio a questa serenata,
O della gente, perchè in casa siete;
Ci avete una fanciulla tanto vaga,

Dov'è quel lato che voi la tenete?
E se per sorte fosse addormentata,
Con due parole la risvegliarete:
Dite che ci son stati i suoi amori,
L'han salutata con canti e con suoni;
Ditele che ci son stati i suoi amanti,
L'han salutata con suoni e con canti.

Endlich die Ausdrücke des Glückes, des erlangten Friedens, der wieder gewonnenen Heiterkeit:

Ha tanto tempo ch'eravamo muti!
Eccoci ritornati alla favella:
E gli angioli dal ciel sono venuti.
L'hanno posta la pace in tanta guerra;
E son venuti gli angioli di Dio,
L'hanno posta la pace nel cor mio;
E son venuti gli angioli d'amore,
L'hanno posta la pace nel mio core.

Ganz denſelben Charakter haben die Rispetti in andern Gegenden des Landes. Beſonders reich daran iſt ein Theil des Gebiets von Siena, namentlich Montalcino und ſeine Umgebung. Wenn man von Florenz nach Rom fährt, ſieht man dieſe Stadt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe zur Rechten des Weges liegen, in einer mehr ernſten als freundlichen Gegend, nicht ferne von Buonconvento, wo Kaiſer Heinrich von Lützelburg ſtarb. Berühmt iſt der leichte weiße Wein von Montalcino, von welchem Francesco Redi in ſeinem geprieſenen Dithyrambus: Bacco in Toscana ſagt:

Quel leggeretto
Quel sì divino
Moscadelletto
Di Montalcino.

Berühmt in der Geſchichte aber iſt dieſe Stadt dadurch, daß, als Siena nach beinahe beiſpielloſer Drangſal und Aufopferung, ungeachtet der heldenmüthigſten Anſtrengungen der Bürger und des Marſchalls Strozzi, welcher die franzöſiſchen Hülfstruppen befehligte, im Jahre 1555 den Waffen des Kaiſers und des Herzogs von Florenz erlegen war, die ſaneſiſchen Auswanderer, deren Muth noch nicht geſunken, hier eine neue Republik gründeten, die ſich erſt vier Jahre drauf dem Medici unterwarf, nachdem alle Ausſicht auf Hülfe geſchwunden war. — Die hügeligen und waldigen Striche, durch deren Niederungen der Ombrone und die Orcia, in einiger Entfernung von Montalcino ſich vereinigend der Maremma von Groſſeto zuſtrömen, ſind nun beſonders reich an dieſen hübſchen Liederchen. Zum Theil ſind es die nämlichen, die man im Piſtojeſiſchen und anderwärts vernimmt, zum Theil verſchiedene. Der allgemeine Charakter derſelben ſtimmt aber ſo ziemlich überein.

Folgende ſind zu Lob und Preis der Geliebten:

Quando nasceste, fior di paradiso,
A Roma vi portonno a batterrare;
Il papa santo vi scoperse il viso,
Chiese la grazia d'esservi compare;
La vostra madre l'era tanto bella,
Che nome vi pose di chiara stella,
Il vostro padre l'era un gran signore,
Il nome vi pose di rosa col fiore.
O gentilina, gentilina tutta,
Garofanate son vostre parole;
E l'alito che v'esce dalla bocca,
Odora più che un marro di viole,
Odora più che un mandorlo ed un pino

La bella bocca e'l parlar divino:
Odora più di un mandorlo ed un pesco
La bella bocca e'l parlar onesto:
Odora più d'un mandorlo e d'un fiore
La bella bocca e'l parlar d'amore.

Solcher Art sind viele vorhanden. Andere sind Grüße, zum Theil in Form von Ständchen:

Vattene a letto, vattene a dormire,
Il letto ti sia fatto di viole;
Al cappezzale ti possan venire
Dodici stelle e tre raggi di sole.
Una stella ti possa venir in capo:
Ricordati di me, che m'hai lasciato:
Una stella venir ti possa a' piedi:
Ricordati di me, quando ti levi.

Dormi, speranza mia, dormi speranza,
Dormi, speranza mia riposa e pensa,
Siamo pesati alla stessa bilancia,
Fra me e te c'è poca differenza:
Se lo potessi aver nello mio core,
Oh che dolcezza, oh che sguardo d'amore!
Se lo potessi aver nello mio petto,
Oh che dolcezza, oh che sguardo diletto;

Nun mögen ein Paar ärgerliche, unmuthige, zürnende folgen:

Mi si è adirato il mar e la marina,
Mi si è adirata la luna col sole:
Mi si è adirata chi ben mi voleva,
Le male lingue sono la ragione.
Possan bruciare le lingue bugiarde!
Non danno fuoco al mar, perchè non arde:
Possan bruciar le lingue del mondo!

Non danno fuoco al mar, chè non ha fondo;
Possan bruciar le lingue malandrine!
Non danno fuoco al mar, chè non ha fine.
Sarebbe meglio mattonare il mare,
Che porre amore a chi non lo conosce;
Sarebbe meglio in una selva stare,
Mangiando l'erba come fanno l'orse;
Sarebbe meglio darsi disciplina,
Che porre amor a chi non ne fa stima;
Sarebbe meglio disciplina darsi,
Che porre amor a gente degli altri.
Ti pensi tu per orzo darmi paglia,
Semola per farina non la voglio;
E se mi vuoi del bene, adisso parla,
Tua serva come prima esser non voglio.
Tua serva come prima, e come fui,
Spero di esser amata senza vui,
Tua serva come prima e sempre stata,
Jo spera senza voi esser amata.
Sarebbe meglio 'n vi avessi mai veduto,
La lingua mia 'n v'avesse mai parlato,
Jo non avrei questo mio core afflitto
Jo non avrei il cor addolorato,
E non avrei questo mio cor in pene.
Bello, per amar voi non ho mai bene;
E non avrei questo mio core in guai,
Bello, per amar voi non ho ben mai.

Zum Schlusse noch die beiden folgenden, welche vom Tod und Fortdauer reden:

E se muoro, copritemi di fiori,
E sotto terra non mi ci mettete,
Mettetemi di là da quelle mura

Dove visto tante volte mi avete;
Mettetemi di là dall'erba e il sole.
Se io moro per voi, muoro d'amore;
Mettetemi di là dall' acqua e il vento,
Se io moro per voi, muoro contento.
Un albero tagliato giace in terra,
Peggio non gli poteva intervenire;
Le barbe son rimaste sotte terra,
Col tempo un di potranno rinverdire;
Potranno rinverdire, e darci pace,
Morto non è quel che in terra giace:
Potranno rinverdire; e darci guerra,
E non è morto quel che giace in terra.

So viel von den Rispetti der toskaniſchen Landleute. Ich brauche wohl kaum darauf aufmerkſam zu machen, wie rein die Sprache in dieſen Liedern iſt. Einige Nachläſſigkeiten, einige Freiheiten ausgenommen, welche Vers und Reim veranlaßt haben, haben wir die Schriftſprache vor uns, wie ſie ſeit dem Trecento in Toscana ſich gebildet hat. So war es nicht vor Dante's Zeit, wo in Toscana eine Menge Dialecte beſtanden, wo der Saneſe und der Aretiner verſchieden redeten, und ſelbſt in einzelnen Städten Variazionen vorkamen. Wenn aber Dante von dem „brutto parlare" der Toscaner ſpricht, ſo kommen die meiſten unter den übrigen Italienern nicht beſſer weg. Wenn die Genueſen zufällig den Buchſtaben Z vergäßen, ſagt er, ſo müſſen ſie entweder völlig ſtumm werden, oder eine neue Sprache erfinden. Der Dialect der Römer, oder vielmehr ihre verdorbenen Reden, iſt der häßlichſte aller italieniſchen Dialecte. Nach ihnen kommen die aus der Mark Ancona, die von Spoleto, Perugia, Cività Caſtellana, Orvieto, Viterbo, deren Dialect gleichfalls verwerflich iſt.

Mailänder, Bergamasken und ihre Nachbaren ſpringen auf grauſame Weiſe mit der Sprache um. Nur die Sicilianer finden Gnade bei dem ſtrengen Richter, und auch hier das Volk nicht, „della bocca dei quali è da cavare il giudizio", ſondern bloß die Vornehmen.

Von dem Sardiſchen Dialect bemerkt Dante: „Auch die Sarden, welche nicht eigentlich zu Italien gehören, aber doch zu Italien gerechnet werden, können wir nicht gelten laſſen. Denn es dünkt uns, daß dieſe allein keinen eigenen Dialect beſitzen, und die Grammatik nachahmen, wie Affen den Menſchen."*) Dieſer Ausſpruch Dante's vom Sardiſchen Dialect findet auch heute noch ſeine Anwendung. Die große Uebereinſtimmung, welche im Allgemeinen zwiſchen der lateiniſchen und italieniſchen Sprache herrſcht, giebt ſich überall mehr oder minder kund, wenn ſie auch nicht immer ſo auffallend iſt, wie in den künſtlichen Verſen des bekannten Lyrikers Chiabrera, welche, lateiniſch wie italieniſch, die Inſchrift unter einem Madonnenbilde am Hafenthurme zu Savona bilden:

In mare irato, in subita procella,
Invoco Te, nostra benigna stella.

Nirgend aber iſt die Aehnlichkeit ſo groß, wie in einzelnen Theilen der Inſel Sardinien. Das Hirtenvolk von Bitti, auf waldigen Höhen wohnend, rauh und wild, und die Vendetta übend, wie kaum irgendwo auf der Inſel, ſpricht beinahe ganz Lateiniſch. Ein geiſtliches Gedicht: La divina providenza e la miseria umana, in der Sprache

*) Sardos etiam, qui non Latii sunt sed Latiis adsociandi videntur, eiiciamus: quoniam soli sine proprio vulgari esse videntur, grammaticam tamquam simia homines imitantes, nam „Domus nova et Dominus meus" loquuntur. (De vulgari eloquio. l. II.)

von Bitti von einem Jesuiten, dem Pater Madau, verfaßt, beginnt auf folgende Weise:

Deus, qui cum potentia irresistibile
Nos creas, et conservas cum amore,
Nos substentas cum gratia indefectibile,
Nos refrenas cum pena et cum dolore,
Cum fide nos illustras infallibile,
Et nos visitas cum dulce terrore,
Cum gloria premias bonos ineffabile,
Malos punis cum pena interminabile.
Ja' cum misericordia, ja' justitia
Humilias et exaltas, feris, curas:
Pro nostra conditione, et injustitia.
Nos hactas, tuas miseras creaturas:
Si leges tuas violamus cum malitia,
Nos castigas et mandas penas duras:
Si te servimus per operas bonas
Promittis etiam palmas et coronas.

Andere Dialecte haben sich mehr modernisirt, und nähern sich dem Spanischen, welches überhaupt von großem Einfluß war. So der von Cagliari. Ein Advocat, Ramens Pintor, hat mehre religiöse Gedichte in diesem Dialecte geschrieben. Folgendes ist eine Probe aus einer schönen und poetischen Ode im Saffischen Versmaß, die Geburt der Madonna:

Cali in candidu carru luminosu
In mesu a is umbras de sa notti bruna,
A fai bellu su celu tenebrosu
Nascit sa luna;
Cali bistia de purpura in orienti
De su Rei de sa luxi ambasciadora

In fiammeggianti carru, risplendente
Spuntat s'aurora;
Cali s'iride c'andu hat penetrau
Su soli de una nui s'umidu velu
Cun arcu variamente coloran
Pintat su celu;
Tali.... ah, perdona! o sola, incomparabili,
Perdona: si deu nau chi naseis tali
Diffettu est de sa menti, e de un'inabili
Lingua mortali.

Noch veränderter iſt der Dialect der Provinz Gallura. In ihm improviſiren die Hirten von Tempio ihre Wechſelgeſänge, von denen ich einen mittheile, der freilich von der Moral dieſer Sänger keinen glänzenden Begriff geben wird:

Dimmi tu petru d'Acbena
Chi ti oddu priguntà:
Si no aggiu chi magnà
E incontru chi piddà,
Pidduragiu cosa augena?
Si cun mecu si confiddi.
Be' ti oddu cunfiddà.
Si no hai chi magnà
E incontri chi piddà,
Maccu sei si non lu piddi.
Li to' considdi so' boni,
Però m'incontru imbruggliaddu
Di lui che araggia piddaddu:
Saraggia poi obbliggaddu
A la ristituzioni?
A nu'ui a fa di duini
Si chistu contu ti fai.

Maccu sei se tu non sai
Chi in la nizissidai
Tutti li bè so' communi *)

Der Vergleichung wegen†) führe ich zum Schlusse ein Fragment aus dem XVI. Jahrhundert: Anrufung der

*) Sag' mir, Peter von Achena,
Auf die Frag', die ich Dir stelle:
Wenn ich nichts zu essen habe
Und ich was zu nehmen finde,
Darf ich nehmen Andrer Gut?
Wenn Du mir Vertrauen schenkest,
Will ich schenken Dir Vertrauen:
Wenn Dir nichts zu essen bleibet,
Und Du was zu nehmen findest,
Bist ein Narr, wenn Du's nicht nimmst.
Mir erscheint Dein Rath vortrefflich;
Aber wenn ich nun verlegen
Dem begegne, dessen Gut ich
Eingesteckt, bin ich verpflichtet,
Es zurückzugeben ihm?
Du wirst lange Fasten halten,
Wenn Du so die Rechnung machest.
Narr, hast Du denn nie erfahren,
Daß, geht uns die Noth zu Leibe,
Alle Güter sind gemein?

Vergl. Valery, Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne. Paris 1837. Bd. II. †) So möge auch folgendes Fragment, im Dialect von Bastia, eine Probe der Corsischen Sprache geben, welche mit der Sardischen viel gemein hat. Es ist aus einem Gesange: Klage der Fischerin Anna Catalina beim Tode ihres Gatten:

Morte crudele
O corpu tropp'amaru
Chi m'hai privatu
D'un cumpagnu si caru!

Heiligen an, welches von Professor Wolff in der Egeria mitgetheilt wurde. Die beistehende Uebersetzung gab Kovisch in seinen Agrumi.

Pusti chi gosades cun tanta dulsura
S'eternu diseansu; traballiadu inoghe,
Vos pregamus, sanctas, cum umile voghe,
Nos factades dignos de tanta ventura.

Faghide, gloriosas, chi semper sigamus
Sos caminos vostros, in paghe e in gherra:
Pro chi pusti, rutu se sacen de terra,
Totu in compagnia su celu tenghiamus!

Da ihr dort genießet ewiger Erquickung
Von so großer Süße: Heute sehr in Plage,
Bitten wir euch, Heil'ge, mit demüth'ger Klage,
Macht uns würdig solcher heiligen Entrückung.

Schaffet, ihr Glorreichen, daß wir gehn ohn' Bangen
Eure Weg' in Frieden, wie in Kampfbeschwerde:
Daß wir, ist zerrissen dieser Sack voll Erde,
Alle in Gemeinschaft Himmelswonn' empfangen.

---

Infelice miò destinu,
Mi si statu tropp'avaru:
M'hai rubatu u miò pasquale
Per me non ci fu riparu.
Tanti duttori
Chi l'aviamu in cura
T'hannu mandatu
Più prestu in sepurtura;
T'hannu prima macellatu
Fattu più d'una rultura
E su tuttu suppurtave
Cume una criatura.

Gedruckt bei J. Weidle, Kaiserstraße Nr. 39.

No 15

( )